



dtv

Niall Ferguson

Der falsche Krieg

Der Erste Weltkrieg und
das 20. Jahrhundert

»Eine brillante Arbeit. Die bisher herausforderndste und provozierendste Analyse des Ersten Weltkrieges.«

Ian Kershaw

»Dieses Buch wird in zweifacher Hinsicht Epoche machen: in methodischer wie in interpretativer Hinsicht.«


Johannes Willms in der ›Süddeutschen Zeitung‹

»Niall Ferguson bietet eine auf breiter Quellen- und Forschungskennntnis beruhende Gesamtdarstellung der ›Urkatastrophe‹ unseres Jahrhunderts, und zwar in vergleichender Sicht. Und sie ist gut lesbar. Also das richtige Buch zur richtigen Zeit.«

Wolfgang Michalka in der ›Welt‹

»Fergusons Kaleidoskop von durchweg brillanten, die bisherige Weisheit der Historiker herausfordernden Interpretationen zahlreicher Aspekte der Geschichte des Ersten Weltkrieges stellt eine faszinierende und im einzelnen höchst anregende Lektüre dar.«

Wolfgang J. Mommsen in der ›Zeit‹

STAUFFACHER Bern GSW 19
Reisef hrer SFr inkl. MWST 1
24.50
BZ 3939 443 1107
DTV 30908; FERGUSON N:
FALSCHER KRIEG
DTV
24.04.01 340007
210
10  2 000014991767

Niall Ferguson

Der falsche Krieg

Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert

Aus dem Englischen von Klaus Kochmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel ‚[The Pity of War](#)‘ bei Allen Lane/The Penguin Press, London.
Für die deutsche Ausgabe wurde der Text leicht gekürzt und überarbeitet.

Mai 2001

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© 1998 Allen Lane

© für die deutsche Ausgabe: 1999 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
(ISBN 3-421-05175-5)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise
Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © Ullstein Bilderdienst

Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-30808-7

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Einleitung	7
1 Die Mythen des Militarismus	35
2 Imperien, Bündnisse und das Vorkriegs-Appesement.....	66
3 Grossbritanniens Krieg der Illusionen.....	92
4 Waffen und Soldaten.....	121
5 Öffentliche Finanzen und nationale Sicherheit	143
6 Die letzten Tage der Menschheit: 28. Juni bis 4. August 1914 . .	188
7 Augusttage: Mythos «Kriegsbegeisterung»	216
8 Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit: Der vergeudeteVorteil . . .	246
9 Strategie, Taktik und Verluste.....	271
10 «Maximales Blutbad zu minimalen Kosten»: Kriegsfinanzierung	296
11 Der Todesinstinkt: WarumSoldaten kämpften.....	311
12 Kapitulation und Gefangennahme	335
Schluss	380
Anhang Anmerkungen	403
Bibliographie	459
Personenregister	503

Welche Faktoren haben 1914 den Zusammenbruch der europäischen Ordnung tatsächlich bewirkt? Wie wäre die Entwicklung verlaufen, wenn Grossbritannien nicht in den Krieg eingetreten wäre? Nach Niall Fergusons provokanter Neuinterpretation, die zum Teil bislang unzugängliche Quellen auswertet, ist die häufig vorgebrachte These von der «Unvermeidbarkeit» des Ersten Weltkrieges so nicht länger haltbar. Indem er neben militärischen und machtpolitischen auch wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aspekte in die Darstellung einbezieht, entwirft Ferguson ein weitgefasstes Panorama des Krieges, verdeutlicht das komplexe Ursachengeflecht und rückt insbesondere die Kriegsschuldfrage in ein neues Licht. Er geht sowohl mit der deutschen als auch mit der britischen Politik jener Zeit scharf ins Gericht: Auf beiden Seiten haben politisches Unvermögen, unverantwortlicher Ehrgeiz, katastrophale Fehleinschätzungen und der skrupellose Bruch internationalen Rechts zur «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts» geführt, die Millionen Menschen das Leben kostete und in fataler Weise auf die weitere Geschichte Europas gewirkt hat.

Niall Ferguson, geboren 1963, ist Professor für Politische und Finanzgeschichte in Oxford und Gastprofessor für Wirtschaftswissenschaften an der Stern Business School der New York University. Zu seinen bisherigen Publikationen zählen das Standardwerk ‚The World’s Banker. History of the Rothschilds‘, «Virtuelle Geschichte. Historische Alternativen im 20. Jahrhundert» sowie «Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft».

Einleitung

John Gilmour Ferguson war gerade 16 Jahre alt geworden, als der Erste Weltkrieg¹ ausbrach. Der Werbesergeant glaubte ihm – oder wollte ihm glauben –, als er hinsichtlich seines Alters log, aber bevor die Formalitäten des Eintritts in die Armee geregelt werden konnten, tauchte die Mutter des jungen Mannes auf und schleifte ihn nach Haus. Falls der Junge aus dem schottischen Fife in diesem Moment fürchtete, dass er das Kriegsgeschehen nun nicht mehr miterleben werde, sollte sich diese Besorgnis jedoch als ungerechtfertigt herausstellen. Als er sich schliesslich im nächsten Jahr den Streitkräften anschliessen konnte, war bereits jeder Gedanke daran verschwunden, dass es sich hier um einen kurzen Krieg handeln würde. Nach den üblichen Monaten der Ausbildung schickte man ihn in die Schützengräben als gemeinen Soldaten (Personalnummer S/22933) im 2. Bataillon der Seaforth Highlanders, die zur 26. Brigade in der 9. Division der britischen Expeditionstreitkräfte gehörten. Er war einer von 557'618 Schotten, die während des Ersten Weltkriegs in die britische Armee eintraten. Von diesen verloren mehr als ein Viertel – 26,4 Prozent – ihr Leben. Nur die serbische und die türkische Armee mussten ebenso schwere Verluste hinnehmen.² Aus meiner Sicht erfreulicherweise gehörte mein Grossvater zu den glücklicheren 73,6 Prozent.

Über den Krieg meines Grossvaters sind nicht viele Aufzeichnungen erhalten geblieben. Wie die überwältigende Mehrheit der Millionen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg kämpften, veröffentlichte er weder Gedichte noch Kriegserinnerungen. Auch seine Briefe in die Heimat sind nicht mehr vorhanden. Seine Dienstakte bleibt unauffindbar, und die Regimentsakten bieten nur die allerspärlichsten Informationen.³ Neben seinem Rang und seiner Personalnummer besteht das wenige anschauliche Material, über das ich verfüge, aus einer kleinen Schachtel mit einer winzigen Bibel, drei Orden und einigen wenigen Fotos von ihm in Uniform – auf diesen erscheint er als ein sehr verstei-

ner dreinblickender Bursche mit einem Kilt. Der erste Orden, die British Medal, zeigt einen nackten Mann auf dem Rücken eines Pferdes. Hinter dem Reiter befindet sich die Jahreszahl 1914; und an den Nüstern des Rosses ist das traditionell als Kriegsende betrachtete Jahr 1918 verzeichnet. Unter den Hinterhufen des Tieres kann man einen Schädel sehen – der bald zerschmettert werden wird. Die andere Seite der Medaille erinnert lediglich an eine alte Münze. Sie trägt das gramvolle Profil des Königs und die Inschrift:

GEORGIUS V. BRITTONN. REX. ET. IND. IMP

Die Bildersprache der Victory Medal ist ebenfalls klassisch. Vorn sieht man einen geflügelten Engel, der einen Olivenzweig in der rechten Hand trägt und mit der linken winkt. Doch es ist nicht ganz deutlich, ob dieses Wesen die britische Frauenwelt versinnbildlicht, die den Überlebenden daheim willkommen heisst, oder den Todesengel repräsentiert, der zum Abschied grüsst. Die Inschrift auf der anderen Seite lautet (diesmal in englischer Sprache)

DER GROSSE KRIEG FÜR DIE ZIVILISATION 1914 bis 1919⁴

Der dritte Orden, über den mein Grossvater verfügte, war ein Eisernes Kreuz – ein Andenken, von einem toten oder gefangengenommenen Deutschen mitgenommen. Ich habe mich oft gefragt, wem diese Auszeichnung gehört haben mag – einem von zwei Millionen deutschen Soldaten, die den Krieg nicht überlebten.

Der Erste Weltkrieg wird heute in Deutschland und in Grossbritannien mit anderen Augen gesehen. In Deutschland erscheint er als ein Ereignis, das von seinen eigenen Konsequenzen überschattet wird, und es hat daher seine historische Identität fast vollständig verloren. Und es gibt Anzeichen dafür, dass der Erste Weltkrieg von den deutschen Historikern als der Keim für die Novemberrevolution von 1918, für den Sturz der Weimarer Republik, den Aufstieg des Nationalsozialismus oder die Kriegsverbrechen des Dritten Reichs betrachtet wird.

Zwar handelt dieses Buch genauso sehr von Deutschland wie von Grossbritannien, und es verdankt tatsächlich vieles deutscher Gelehrtenarbeit, dennoch kommt der britischen Perspektive eine grosse Bedeutung zu. Es mag sich daher lohnen, dem deutschen Leser die ganz andersartige Bedeutung dieses Krieges für Grossbritannien zu erklären, wo er in vielfacher Weise den Zweiten Weltkrieg im öffentlichen Bewusstsein in den Schatten stellt. Ich bezweifle

zum Beispiel, ob viele deutsche Historiker behaupten können, sowohl mit ihrer Grundschule als auch mit ihrer Sekundarschule eine Kriegergedenkstätte besucht zu haben, die dem Andenken der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet war. Genauso aber war es mit meiner Schule, der Glasgow Academy, die offiziell kurz nach dem Kriege in ein «lebendes» Kriegsdenkmal verwandelt wurde. Jeden Morgen war das erste, was ich sah, wenn ich mich der Schule näherte, eine blasse Granitplatte, die an der Ecke Great Western Road und Colebrooke Terrace stand, und sie trug die Namen früherer Schüler dieser Schule, die während des Krieges gefallen waren. Eine ähnliche «Ehrenliste» gab es in der zweiten Etage des Hauptgebäudes der Schule, eines höhlenartigen neoklassischen Gebäudes, und über all diesen Namen von Toten in Grossbuchstaben befand sich die Inschrift, die ich als das Vaterunser kennenlernen sollte, das wir jeden Morgen gemeinsam murmelten, wenn wir uns versammelten:

SAY NOT THAT THE BRAVE DIE.
[Lass nicht zu, dass die Tapferen sterben]⁵

Ich denke, mein erster ernsthafter historischer Gedanke war ein Einwand gegen jene unbeugsame Aufforderung zur Unterlassung. Aber sie *waren doch gestorben*. Warum sollte man dies leugnen?

Selbstverständlich sah ich im Fernsehen mehr über den Zweiten Weltkrieg. Aber vielleicht erschien mir gerade aus diesem Grund der Erste Weltkrieg als eine viel ernsthaftere Angelegenheit, noch bevor ich erfuhr, dass im Ersten Weltkrieg mehr als doppelt so viele Briten getötet worden waren als im Zweiten.⁶

Wie so viele britische Schulkinder meiner Generation wurde ich in einem sehr frühen Alter (nämlich mit 14 Jahren) in die Dichtung von Wilfred Owen (1893-1918) eingeführt – sein «Dulce et decorum est», das den «süssen Tod» fürs Vaterland als «alte Lüge» entlarvt, geht mir immer noch schneidend kalt durch den Kopf:

Gas! GAS! Quick boys! (...)
If you could hear, at every jolt, the blood
Come gargling from the froth-corrupted lungs,
Obscene as cancer, bitter as cud
Of vile, incurable sores on innocent tongues, –

My friend, you would not tell with such high zest
To children ardent for some desperat glory,
The old Lie. Dulce et decorum est
Pro patria mori.

[Gas! GAS! Schnell Jungs! (...)

Kommt gurgelnd aus den schaumverdorbenen Lungen;
Obszön wie Krebs, bitter wie Wiedergekäutes
Von abscheulichen Wunden auf unschuldigen Zungen, –
Mein Freund, du würdest nicht reden mit so hoher Begeisterung
zu Kindern, die glühen nach irgendeinem verzweifelten Ruhm,
Die alte Lüge: Dulce et decorum est
Pro patria mori:
- Süß und ehrenhaft ist es
für das Vaterland zu sterben.]

Siegfried Sassoons (1886-1967) «Memoirs of a Fox-Hunting Man» zählte zum Unterrichtsstoff in der fünften oder sechsten Klasse. Ich erinnere mich auch, Robert von Ranke-Graves (1895-1985) «Goodbye to All That» und Ernest Hemingways «Farewell to Arms» [deutsch: «In einem anderen Land»] gelesen zu haben; und ich habe eine recht gute, weil zurückhaltende Fernseh-adaption von Vera Brittains «Testament of Youth» gesehen. Am Bildschirm lernte ich auch die Filmversionen von «Im Westen nichts Neues» kennen, meine erste Bekanntschaft mit der Erfahrung der Deutschen. Aber es war «Dulce et decorum est» – mit seiner pädagogischen Botschaft, so unverblümt vom Erstickungstod eines *Knaben* handelnd –, das mich prägte. Ich fand es seltsam, dass man von uns erwartete, dieses Gedicht am Morgen auswendig zu lernen, um danach die Uniform des Kadettenkorps anzuziehen und am gleichen Nachmittag in dieser Kluft auf dem Schulhof zu paradieren.

Trotz der Tatsache, dass ich etwa 50 Jahre nach seinem Ausbruch geboren wurde, übte der Erste Weltkrieg auf mich eine Wirkung aus – wie auf viele andere junge Briten, die zu jung waren, um Erinnerungen aus erster Hand daran zu besitzen. Es war jedoch eine Begegnung mit der *deutschen* Literatur, die aus dem Krieg hervorgegangen war, die mich als jungen Studenten zur Geschichtswissenschaft führte. Beim Edinburgh Festival im Jahre 1983 sah ich eine Vorstellung des Glasgow Citizen's Theatre, es führte das Schauspiel

«Die letzten Tage der Menschheit» des Wiener Satirikers Karl Kraus auf. Hier wurde der Erste Weltkrieg in seiner grotesken Absurdität lebendig, gesehen aus der Kaffeehausperspektive von Karl Kraus* scharfzüngigem Nörgler. Ich war von der zentralen These des Stücks tief beeindruckt, dass der Krieg eine Art von gewaltigem Medienereignis darstellte, der seinen Ursprung und seine Fortsetzung den Verfälschungen der Sprache und damit der Wirklichkeit durch die Presse verdankte. Es war ganz offensichtlich, dass Kraus' beissende Kriegskritik kein Gegenstück in englischer Sprache besass. Als ich an jenem Abend das Theater verliess, fasste ich den Vorsatz, deutsch zu lernen, um das Drama im Original zu lesen. Damals ging mir zum ersten Mal der Gedanke durch den Kopf, etwas über den Ersten Weltkrieg zu schreiben.

Eine spätere und weniger heftig wirkende Begegnung mit John Maynard Keynes' Werk «General Theory of Interest, Employment and Money» [deutsch: «Allgemeine Theorie der Beschäftigung, de^ Zinses und des Geldes», München 1936] veranlasste mich, neben Geschichte das Studium der Wirtschaftswissenschaften aufzunehmen. Das Ergebnis dieser beiden Entscheidungen war eine Doktorarbeit über die ökonomischen Folgen des Krieges – insbesondere über die Inflation – im «deutschen Glasgow», nämlich in der Stadt Hamburg. Diese Dissertation⁷ stand am Anfang eines Jahrzehnts, in dem ich über ökonomische Aspekte des Ersten Weltkriegs, seine Ursprünge, seinen Verlauf und seine Folgen arbeitete. Einige meiner Ergebnisse sind bereits in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen, und einiges Weitere ist einem noch kleineren Publikum bei akademischen Tagungen, Vorlesungen oder Lehrveranstaltungen zugänglich gemacht worden.⁸ Das vorliegende Buch strebt danach, die Resultate dieser Beschäftigung in etwas umzuformen, das jener schwer fassbaren Person des interessierten Lesers ausserhalb der Fachgrenzen zugänglich ist, die anzusprechen ich als die erste Pflicht jedes Historikers betrachte.

Fragen an die Geschichte

Der Grund, ein weiteres Buch über den Ersten Weltkrieg zu schreiben, liegt naturgemäss nicht darin, in anderem Gewand das zu wiederholen, was andere zuvor schon gesagt haben. Bei diesem Buch handelt es sich ganz ausdrücklich nicht um ein Lehrbuch oder um einen Leitfaden. Mein Vorhaben zielt nicht auf

eine ins Einzelne gehende erzählende Darstellung des Krieges, das kann man anderswo finden.⁹ Auch versuche ich nicht, «die ungeheuer grosse Zahl der Gesichter des Krieges» zu behandeln¹⁰: Viele Aspekte der Auseinandersetzung und einige Kriegsschauplätze kommen in dem Buch gar nicht oder nur am Rande vor. Andererseits – und dem Risiko ins Auge blickend, in einem interdisziplinären Niemandsland harsche Kritik zu ernten – habe ich mich bemüht, aus den tiefen Schützengräben der akademischen Spezialisierung hinauszutreten. Vor allem habe ich versucht, Wirtschafts- und Sozialgeschichte enger als gewöhnlich mit diplomatischer und militärischer Geschichte zu verbinden. Militärhistoriker haben bislang eine Neigung zu erkennen gegeben, strategische und taktische Fragen zu erörtern, ohne angemessene Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Zwänge zu lenken, unter denen Generäle Entscheidungen treffen mussten. Wirtschafts- und Sozialhistoriker tendierten indes besonders in Deutschland dazu, das unmittelbare Kampfgeschehen zu vernachlässigen. Bewusst oder unbewusst gingen sie davon aus, dass der Krieg an der «Heimatfront» und nicht auf dem Schlachtfeld entschieden wurde.¹¹ Und die meisten Historiker neigen immer noch dazu, den Krieg aus dem Blickwinkel eines einzelnen Nationalstaats zu untersuchen. Nirgends ist dies offensichtlicher als in jenen Werken, die die Auswirkungen des Krieges in der Literatur behandeln.¹² Aber es ist auch ein Grundzug vieler kürzlich erschienenen Bände mit Essays und Konferenzberichten, die die Arbeit von Spezialisten vereinigen, ohne Synthesen zu formulieren.¹³

Mein Ansatz ist ein analytischer. Die folgenden acht Fragen möchte ich gern beantworten:

1. War der Krieg aufgrund des Militarismus, des Imperialismus, der Geheimdiplomatie oder des Rüstungswettlaufs unvermeidbar? (Kapitel eins bis vier)?
2. Warum setzte die deutsche Führung auf Risiko, indem sie sich 1914 für den Krieg entschied (Kapitel fünf)?
3. Aus welchen Beweggründen entschied sich die britische Führung zum Eingreifen, als der Krieg auf dem Kontinent ausbrach (Kapitel sechs)?
4. Wurde der Krieg, wie oftmals behauptet wird, wirklich mit allseitiger Begeisterung begrüsst (Kapitel sieben)?
5. Warum reichte die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit des British Em-

- pire nicht aus, den Mittelmächten schneller und ohne amerikanisches Eingreifen eine Niederlage beizubringen (Kapitel acht und zehn)?
6. Warum gelang es dem deutschen Heer trotz seiner militärischen Überlegenheit nicht, den Sieg über die britischen und französischen Armeen an der Westfront ebenso zu erreichen, wie es den Sieg über Serbien, Rumänien und Russland errang (Kapitel neun)?
 7. Was veranlasste die Soldaten, den Kampf fortzusetzen, wenn die Lebensumstände auf dem Schlachtfeld, wie den Schilderungen der Kriegsliteratur zu entnehmen ist, unvorstellbarem Grauen gleichen (Kapitel elf)?
 8. Warum erlahmte schliesslich die Kampfkraft der Soldaten (Kapitel zwölf)?

Im Rahmen einer Einleitung und um zu zeigen, warum sich auf diese Fragen neue Antworten finden lassen, möchte ich die widersprüchliche Natur der Ansichten, die über dieses Thema am weitesten verbreitet sind, und die Art und Weise, wie man sich daran erinnert, hervorheben. Erstens heisst es, der Krieg sei grausam gewesen. Zweitens sagt man, er sei dennoch unvermeidlich gewesen. Es lohnt sich zu fragen, woher diese Vorstellungen stammen. Historiker tun gut daran, sich ins Gedächtnis zu rufen, dass sie tatsächlich der eigenen Zunft nur sehr wenig verdanken.

Der Krieg – das Böse

Das Fortleben der Vorstellung, der Krieg sei «eine schlechte Sache» gewesen, verdankt einer literarischen Gattung sehr viel, die gemeinhin als «Kriegsliteratur», genauer als «Antikriegsliteratur» bezeichnet wird.

Einige Zeit vor Ende des Krieges begannen britische Soldaten Gedichte zu schreiben, die die traditionelle romantische, pastoral-elegische Diktion der Viktorianer, Edwardianer und Georgianer vermieden.¹⁴ Siegfried Sassoon verfasste sein erstes Kriegsgedicht «In the Pink» im Februar 1916¹⁵ und veröffentlichte dann in dem Band «The Old Huntsman» im Mai des folgenden Jahres weitere Kriegsliteratur. Der Band «Counter-Attack» erschien 1918, dem gleichen Jahr, da Richard Aldingtons «The Blood of the Young Men» (– «Wir sind das Blut leid, den Geschmack und den Anblick» –) herauskam.¹⁶ Zum Zeitpunkt seines Todes im Jahre 1918 hatte Owen mehr als 100 Gedichte ge-

schrieben, doch erst nach dem Krieg begann sein Werk ein grösseres Publikum zu finden.¹⁷ Edmund Blundens «Third Ypres» [Die dritte Schlacht von Ypern] wurde ebenfalls nach dem Krieg veröffentlicht¹⁸, wie auch Ivor Gurneys «Strange Hells».¹⁹ Auf der anderen Seite der Frontlinie traten Dichter wie Wilhelm Klemm, Carl Zuckmayer und der blutjunge Alfred Lichtenstein, der im September 1914 in Vermandovillers bei Reims fiel, hervor, die mit ihren Texten eine denen von Sassoon und Owen vergleichbare Botschaft verkündeten. Tatsächlich kann man Lichtenstein als einen der ersten Antikriegsdichter betrachten. Sein «Gebet vor der Schlacht» nimmt Sassoons Stilwechsel um anderthalb Jahre voraus:

Inbrünstig singt die Mannschaft, jeder für sich:
Gott, behüte mich vor Unglück,
Vater, Sohn und heilger Geist,
Dass mich nicht Granaten treffen,
Dass die Luder, unsre Feinde,
Mich nicht fangen, nicht erschliessen,
Dass ich nicht wie'n Hund verrecke
Für das teure Vaterland.

Sieh, ich möchte gern noch leben,
Kühe melken, Mädchen stopfen
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
Mich noch manches Mal besaufen
Bis zu meinem selgen Ende.
Sieh, ich bete gut und gerne
Täglich sieben Rosenkränze,
Wenn du, Gott, in deiner Gnade
Meinen Freund, den Huber oder
Meier, tötetest, mich verschonst.

Aber muss ich doch dran glauben,
Lass mich nicht zu schwer verwunden.
Schick mir einen leichten Beinschuss,
Eine kleine Armverletzung,
Dass ich als Held zurückkehr,
Der etwas erzählen kann.

Carl Zuckmayers Verse von 1917 über das Los des jungen Soldaten – Hunger, Tod, Läuse, Trinken, Kämpfen und Onanieren – bilden das Grauen der Wirklichkeit im Krieg dichter ab als alles, was Owen geschrieben hat.²⁰ Die Kriegsdichtung war also keine englische Besonderheit, wie man hin und wieder angenommen hat.²¹ Eine kürzlich erschienene Poesiesammlung aus dem Ersten Weltkrieg enthält Werke von über 50 Autoren, die fast alle am Krieg teilnehmenden Staaten repräsentieren.²²

Sodann ist die Antikriegsprosa zu nennen: die Kampfschriften, Kriegserinnerungen und Kriegsromane, von denen einige so autobiographisch sind, dass sie im weiteren Sinne Memoiren darstellen. In Grossbritannien waren die ersten Autoren, die sich kritisch mit dem Phänomen des Krieges in Prosa-Texten beschäftigten, die, die am Kampf nicht teilgenommen hatten. George Bernard Shaw verbrachte den Winter 1914 damit, die offiziellen Rechtfertigungsschriften der einander bekämpfenden Mächte zu studieren, bevor er sein Werk «Common Sense about the War» [deutsch: Der gesunde Menschenverstand im Krieg, Zürich 1919] schrieb, in dem sozialistische und eigene Überzeugungen ineinandergreifen. Vorausgegangen war ein Zeitungsartikel, in dem er Soldaten beider Seiten drängte: «Erschiesst Eure Offiziere und geht nach Hause.»²³ Ein Artikel von Francis Maynells beschwor Dezember 1914 unter dem Titel «Der Krieg ist ein Verbrechen» lebhaft Bilder von den «schrillen, verstümmelten und stinkenden Schrecken des Schlachtfeldes» und «dem Schlachten und Zermalmen und Schänden unschuldiger Menschen» herauf. Clive Bells «Peace at Once» (1915) war in einem nüchterneren Ton gehalten. Bell teilte Shaws Überzeugung, dass der Krieg nur «einigen wenigen Kapitalisten» nützen würde.²⁴ Und Ford Madox Ford beschrieb dicht am Geschehen verblüfft – er beobachtete die Schlacht an der Somme von einem Beobachtungspunkt aus –: «... eine Million Soldaten, die sich gegeneinander bewegen (...) in eine Hölle der Angst hinein.»²⁵

Der erste bedeutsame Versuch eines britischen Autors, in Romanform Kritik zu üben, war «Mr. Britling Sees It Through» (1916), in dem H.G. Wells die Frage stellte: «Für was haben wir eigentlich gekämpft? Für was kämpfen wir jetzt? Kann das irgendjemand sagen?» Nach zwei Jahren Dauer, so legte Wells nahe, war der Krieg bloss zu einer «monströsen Anstrengung und Verschwendung» geworden.²⁶ Zwei Frauen – Agnes Hamilton und Rose Allatini – formulierten ihre Einwände gegen den Krieg 1916 beziehungsweise 1918

noch heftiger.²⁷ Und in den Jahren 1916/1917 beklagte D.H. Lawrence die «Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit und Zerstörung», die der Krieg mit sich brachte, und sagte voraus: «Die Sintflut des herabregnenden Eisens wird die Welt hier vollkommen zerstören». Der Krieg habe «die lang gewachsene europäische Zivilisation zerstört.»²⁸

War der Krieg vorüber, schlugen zuweilen selbst Propagandisten einen anderen Ton an. In «The Realities of War» (1920) widerrief der frühere Kriegskorrespondent Philip Gibbs seine eigenen Berichte aus der Kriegszeit, es habe ein

«grosses Zerlegen des Fleisches unserer jungen Männer (gegeben), während die alten Männer ihre Opferung hinnahmen und die Profitmacher reich wurden und die Feuer des Hasses durch patriotische Bankette und in Redaktionssesseln angefacht wurden (...). Die moderne Zivilisation wurde auf diesen von Feuern brennenden Feldern zerstört (...). [Es gab] ein monströses Massaker an menschlichen Wesen, die zum selben Gott beteten, die dieselben Freuden des Lebens liebten und einander nicht hassten, solange der Hass nicht durch ihre Beherrscher, ihre Philosophen und ihre Zeitungen ausgelöst und entflammt wurde. Der deutsche Soldat verfluchte den Militarismus, der ihn in dieses Entsetzen getrieben hatte. Der britische Soldat (...) schaute auf seiner Seite der Linie zurück und sah (...) die Übel der Geheimdiplomatie, die mit dem Leben einfacher Menschen jonglierte, so dass der Krieg ohne ihr Wissen oder ihre Zustimmung auf sie herabkam, er sah das Übel der Herrscher, die den deutschen Militarismus (...) wegen seiner Stärke im Wettbewerb hassten, und das Unheil einer Torheit in den Köpfen von Männern, die sie gelehrt hatten, den Krieg als glorreiches Abenteuer zu betrachten (...).»²⁹

Gibbs war nicht der einzige Journalist, der sein Tun bedauerte. Für einen anderen Journalisten, für Harold Begbie war der Krieg «solch ein Zerfleischen durch Metzerei, solch eine unterschiedslose Anarchie der Schlächtereier und der Verstümmelung, solch ein Gemetzel, das an Schmutz und ans Tollhaus erinnerte, wie es seit Beginn aller Zeiten noch niemand erlebt hat».³⁰

Wie Samuel Hynes, der Herausgeber der Kriegstexte, gezeigt hat, gab es in der britischen Belletristik der 20er Jahre eine Fülle von Werken dieser Art. Ford Madox Fords Held Christopher Tietjens in der Romanserie «Parade's End» personifiziert den Niedergang und Fall der englischen Elite, die von den politischen Abenteurern daheim betrogen wird.³¹ In Michael Arlens «The Green Hat» (1924) gibt es ein ähnliches aristokratisches Opfer.³² Und Virginia

Woolf führt in «Mrs. Dalloway» ein weiteres Kriegsoffer vor: den zum Selbstmord neigenden Exsoldaten Septimus Smith, er ist der Urtyp eines «Mannes, für den die Dinge erledigt sind», aus dessen Sicht der Krieg die Welt um jede Bedeutung gebracht hat.³³

Besonders fällt auf, wie weit die Nachkriegsschwermut über den literarischen Bloomsbury-Kreis hinausreichte. Selbst ein chauvinistischer Autor wie John Buchan – dessen Kriegserzählung «Greenmantle» [deutsch: «Grünmantel», Zürich 1971] ein Vorbote des Mythos von «Lawrence of Arabia» war – war nicht immun dagegen. In Buchans Werk «A Prince of the Captivity» (1933) gibt es eine zentrale Gestalt, Adam Melfort, einen asketischen Kriegshelden, der darum kämpft, in der Nachkriegswelt voller Kosmopoliten und Proletarier eine nützliche Verwendung für seine zwanghafte, aufopfernde Tapferkeit zu finden.³⁴ Zu diesem Zeitpunkt drängte es Buchan, sich selbst davon zu überzeugen, dass der Krieg nicht umsonst gewesen war. Und Autoren, die zu jung waren, um irgendeine Rolle im Krieg zu spielen, sahen ihre Aufgabe in der Parteinahme gegen den Krieg. Ein Schlüsselereignis in Lewis Grassie Gibbons «A Scots Quair» (1932-1934) ist die Hinrichtung des Ehemanns der Heldin Chris Ewan wegen Fahnenflucht.³⁵ C.S. Foresters «The General» (1936) leistete eine ganze Menge zur Propagierung des Stereotyps vom vertrottelten, britischen Befehlshaber.³⁶

Doch das (oft halbfiktionale) Zeugnis von ehemaligen Soldaten hat sich als einflussreicher erwiesen als alle belletristischen Werke. Einer der frühesten und langlebigsten Romane eines britischen Veteranen, A.P. Herberts «The Secret Battle» (1919), stützte sich auf den Fall von Edwin Dyett, einem Unterleutnant der Marine, der wegen Feigheit erschossen wurde: Der Kern des Geschehens besteht darin, dass «Harry Penrose» ein tapferer Mann war, dessen Nerven zerrütet waren, weil er lange den Schrecken des Kampfes ausgesetzt war.³⁷ Ferner veröffentlichte der Leitartikler des *Guardian* und Kriegsveteran C.E. Montague 1922 unter dem Titel «Disenchantment» seine polemischen Erinnerungen, in Grossbritannien ganz sicher die einflussreichste aller Veröffentlichungen nach dem Kriege. Als Ergebnis des Krieges, so prägte er eine Formulierung, die immer noch nachhallt, «spürten die Löwen, dass sie die Esel durchschaut hatten».³⁸

Als 1926 Montagues Roman «Rough Justice» erschien, war er Teil einer

Welle von britischer Kriegsliteratur, es schien, als habe man ein Jahrzehnt gebraucht, um die Erfahrung verständlich zu machen oder zumindest zum Ausdruck bringen zu können. T.E. Lawrence⁴ Werk «Seven Pillars of Wisdom [deutsch: Die sieben Säulen der Weisheit, Stuttgart 1931] erschien 1926 als Privatdruck und wurde in bearbeiteter Form im folgenden Jahr unter dem Titel «Revolt in the Desert» allgemein zugänglich. Ebenfalls 1926 kam es zur Veröffentlichung von Herbert Reads «In Retreat», und es folgte eine stattliche Zahl weiterer Werke.³⁹ Sassoons bitteres Wort, «der Krieg war ein schmutziger Trick, der gegen mich und meine Generation angewandt worden ist», zählt zu den vielen Selbsterkundungsversuchen, die man aus den Büchern dieser Zeit zitieren könnte.

Die Verdammnis des Kriegs hallte auch anderswo nach. Henri Barbusse' «Le Feu» (1916) – von dem bis Kriegsende 300'000 Exemplare verkauft wurden – setzte einen frühen Massstab für den Ekel der Franzosen angesichts des Kriegs an der Westfront. Übertroffen wurde dieses Werk nur durch die niederdrückenden ersten Kapitel des Werks seines politischen Gegners, Louis-Ferdinand Celines «Voyage au bout de la nuit» [Deutsch: Reise ans Ende der Nacht, Leipzig 1932].⁴⁰ Im Jahre 1936 liess Roger Martin du Gard sein Werk «Sommer 1914» erscheinen, der vorletzte Band seiner grossen Familienromanserie «Die Thibaults». Jacques Thibault stirbt, während er im August 1914 versucht, pazifistische Flugblätter an französische und deutsche Soldaten zu verteilen. In dem Jahr, da dieses Buch erschien, schrieb der Autor an einen Freund: «Alles lieber als Krieg! Alles! (...) Nichts, keine Heimsuchung, keine Knechtschaft kann mit dem Krieg verglichen werden (...)»⁴¹

In Deutschland erschien der berühmteste aller Antikriegsromane, Erich Maria Remarques «Im Westen nichts Neues» (1929). Aber Remarque war nicht der einzige Antikriegsautor der Weimarer Zeit. Ähnliche Gefühle wurden in Ludwig Renns «Krieg», das ein Jahr zuvor erschienen war, zum Ausdruck gebracht. In Österreich erschien Andreas Latzkos «Menschen im Krieg» (1917). Wien brachte auch die schärfste Kritik des Krieges hervor, die für das «Marstheater» (Karl Kraus) verfasst wurde: Karl Kraus⁴ «Die letzten Tage der Menschheit», ein Werk, das der Autor 1915 begonnen hatte und schliesslich im Mai 1922 publizierte.⁴²

Die Erinnerung an die Schrecken des Krieges lebt auch in der Malerei in schauerlichen Bildern fort. Paul Nash wollte, dass seine unheimlichen,

schlammgefüllten Landschaften wie «The Menin Road» (1919) «die Worte von Männern in Erinnerung rufen, die für jene kämpfen, die unentwegt weiter machen wollen (...) und möge es in ihren lausigen Seelen brennen».⁴³ Max Beckmanns kurze und traumatische Soldatenkarriere veränderte seinen Stil als Künstler vollkommen, ein Wandel, der von erschütternden Zeichnungen verwundeter Kameraden eingeleitet wurde.⁴⁴ Auch das Werk von George Grosz war von seinen Erfahrungen als Kriegsfreiwilliger beeinflusst. Seine groteske Zeichnung «Die Glaubensheiler» (datiert 1918) zeigt einen Sanitätsoffizier, der ein Skelett als «kriegsverwendungsfähig» deklariert. Die vom Krieg inspirierten Bilder der Avantgarde haben bis heute ihre schockierende Wirkung nicht verloren. George Leroux' Bild «Hölle» (1917-1918) ist wahrhaftig ein Abbild des Infernos, mit seinen Gasmasken tragenden *poilus* (Spitzname für den französischen Soldaten im Ersten Weltkrieg) und Leichen, die in einer Landschaft von Schlamm, Wasser und dunklem Rauch kaum mehr sichtbar sind.⁴⁵ Und es ist kaum vorstellbar, dass eine künstlerische Gestaltung die in Max Slevogts «Die Mütter» ausgedrückte Qual einer unendlichen Kolonne wehklagender Frauen längs eines endlosen Grabens voll toter Männer über treffen könnte.⁴⁶

Notwendiger Krieg?

Ein Historiker vor allen anderen richtete das Augenmerk auf die Immoralität des «Grossen Krieges» und verschaffte dieser Auffassung damit breite Anerkennung. A.J.P. Taylors zuerst 1963 publiziertes Werk «The First World War» bleibt bis heute das erfolgreichste aller Bücher zu diesem Thema: Ende der 80er Jahre waren mindestens eine viertel Million Exemplare davon verkauft.⁴⁷ Es war das erste für Erwachsene geschriebene historische Werk, das ich als Knabe gelesen habe. Das Foto eines abscheulich verwesenen Soldatenleichnams auf dem Umschlag des Exemplars meiner Eltern bedeutete für mich die erste Begegnung mit einem toten Körper. Taylor widmete dem Krieg eine Untersuchung über Torheit und Sinnlosigkeit: «Die Staatsmänner wurden überwältigt von der Grösse der Ereignisse. Auch die Generäle wurden überwältigt (...). Sie alle irrten mehr oder weniger hilflos umher (...). Niemand fragte, was Sinn und Zweck des Krieges war. Die Deutschen hatten den Krieg begonnen, um ihn zu gewinnen; die Alliierten kämpften so, dass sie ihn nicht

verloren (...). Den Krieg zu gewinnen war Selbstzweck.»⁴⁸ Dieser sinnlose Krieg wurde ausserdem auf unvernünftige und verschwenderische Art geführt: Um Verdun kämpfte man «buchstäblich um des Kämpfens willen», die dritte Schlacht von Ypern war «die blindeste Schlächterei eines blinden Krieges». Taylor neigte keineswegs zur Sentimentalität; aber genau durch seinen scharfen – und zuweilen sarkastischen – Ton ergänzte er die anschaulich erzählten Darstellungen, die kurz vorher in englischer Sprache erschienen waren: Sie stammten von Leon Wolff, Barbara Tuchman, Alan Clark und Alistair Horne.⁴⁹ Zu jener Zeit, da diese Bücher erschienen, wettete Robert Kee gegen den «gigantischen Schwindel, durch den führende Politiker und Generäle (...) mächtiger und wohlhabender wurden (...) auf Kosten von Millionen Männern in einer Hölle (...) die in gewisser Hinsicht den Konzentrationslagern entsprach, die für NS-Deutschland unverzichtbar waren», eine Analogie, die kein deutscher Autor ziehen würde.⁵⁰ In den Jahren, die seitdem vergangen sind, ist diese Leidenschaft nicht erloschen. Sich auf die Erinnerungen von Kriegsveteranen und die Entrüstung ihres Autors stützend, haben Lyn Macdonalds Bände über die entscheidenden Phasen des Krieges an der Westfront dazu beigetragen, die Vorstellung zu bekräftigen, dass der Krieg die schiere Hölle darstellte und die Soldaten deren Opfer waren.⁵¹ Und britische Generäle werden weiterhin als «Metzger und Stümper» bezeichnet.⁵²

Es ist jedoch wichtig zu erkennen, dass all diese Positionen innerhalb der historischen Zunft nur von einer Minderheit vertreten werden. Tatsächlich hat eine überraschend grosse Zahl von Historikern darauf bestanden und pocht immer noch darauf, dass der Erste Weltkrieg nicht «sinnlos» war. Wenn er eine grauenvolle Seite besass, dann handelte es sich dabei in ihren Augen um ein notwendiges Übel.

Selbstverständlich hat man seit Beginn des Ersten Weltkrieges immer wieder versucht, diesen zu rechtfertigen. Die verschiedenen am Krieg beteiligten Regierungen hatten es eilig, ihre eigenen offiziellen Erklärungen für den Kriegsausbruch in Büchern in verschiedenen Schattierungen zu publizieren: Es gab das belgische Graubuch, das österreichische Rotbuch, das russische Schwarzbuch und das deutsche Weissbuch.⁵³ Zeitungen und Verlage schickten sich hastig an, den Krieg zu rechtfertigen. Allein in Grossbritannien gab es bis Ende 1915 bereits sieben Geschichtsserien: diejenigen der *Times* und

des *Guardian* sowie auch aus dem Augenblick heraus entstandene Geschichtswerke von anerkannten Autoren wie John Buchan, Sir Arthur Conan Doyle, William Le Queux, sogar von Edgar Wallace. Bis Kriegsende hatte es Buchan geschafft, nicht weniger als 24 Bände auf den Markt zu bringen. Das war sogar mehr, als die *Times* zuwege brachte (sie lag mit 21 Bänden an zweiter Stelle).⁵⁴ Was all diese Bände gemeinsam haben, ist ein unerschütterliches Vertrauen in die Unanfechtbarkeit der britischen Sache.

Dasselbe lässt sich über die nach dem Krieg publizierten offiziellen Kriegsgeschichten sagen. Es ist unmöglich, deren Spielraum und Umfang hier gerecht zu werden. Für Grossbritannien stellt Sir James Edmonds 14bändige Darstellung des Landkrieges an der Westfront das umfangreichste Unternehmen dar.⁵⁵ Für die Sieger war der Krieg verhältnismässig leicht zu rechtfertigen: Aus britischer Sicht hatte Deutschland eine Bedrohung des Empire dargestellt, und das britische Weltreich war der Herausforderung erfolgreich begegnet. Unter den Umständen, die sich in Deutschland aus Niederlage und Revolution ergaben, war die Aufgabe schwieriger. Dennoch ist das 14bändige Reichsarchiv-Werk «Der Weltkrieg» von hartnäckigem Stolz auf die operativen Erfolge der Deutschen erfüllt. Bezeichnenderweise erblickte der Schlussband des Reihenwerkes nicht vor Ende des Zweiten Weltkriegs das Licht der Öffentlichkeit.⁵⁶

Weniger apologetisch waren ihrer Natur nach Dokumentensammlungen, die nach 1918 veröffentlicht wurden. Selbstverständlich stellte die bolschewistische Regierung in Russland die von ihr herausgegebenen Dokumente gemäss ihrer Perspektive auf das Geschehen zusammen: Hier wurde der Krieg als eine imperialistische Selbstmordtat hingestellt.⁵⁷ Aus ähnlichem politischen Blickwinkel legten der deutsche Sozialdemokrat Karl Kautsky und andere Autoren eine Dokumentensammlung vor.⁵⁸ Zwiespältiger waren die Ergebnisse der Untersuchungsausschüsse der deutschen Nationalversammlung und des Reichstags über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs, wobei die führenden Verantwortlichen Deutschlands aus der Zeit vor der Revolution 1918 die Chance erhielten, belastende Fragen zu beantworten.⁵⁹ Die Deutschen setzten mit dem gewaltigen Werk «Grosse Politik der europäischen Kabinette» einen neuen Massstab (40 Bände in 54 Teilbänden, veröffentlicht zwischen 1922 und 1926, die den gesamten Zeitraum von 1871 bis 1914 behandeln). Das Gesamtwerk war ursprünglich als Antwort auf die «Kriegsschuld»-Klausel des Versailler Vertrags geplant und traf daher auf subtile

Weise eine Auswahl zugunsten des wilhelminischen Deutschland. Dennoch war und bleibt die «Grosse Politik» der Ausgangspunkt für die Arbeit aller Diplomatiehistoriker.⁶⁰ Der Erfolg dieses Werkes drängte Grossbritannien und Frankreich zu eigenen Grossprojekten. Diese bestanden einerseits in den elf Bänden der Dokumente des englischen Aussenministeriums, des Foreign Office, herausgegeben von G.P. Gooch und H. Temperley, «British Documents on the Origins of the War, 1898-1914» (1926-1938)⁶¹, und andererseits in den weniger schnell produzierten «Documents diplomatiques français» (1929-1959) auf französischer Seite.⁶²

Schliesslich liegen die Memoiren der Verantwortlichen – mit vielfältigen Rechtfertigungsversuchen – vor. Die «führenden Militärs» waren am schnellsten mit ihren Memoiren auf dem Markt. Sir John French veröffentlichte sein Buch «1914» ein Jahr nach dem Waffenstillstand. Sir Ian Hamiltons «Gallipoli Diary» erschien 1920; während Sir William Robertsons «Soldiers and Statesmen» sechs Jahre später herauskam.⁶³ Auf deutscher Seite veröffentlichten Erich Ludendorff und Alfred Tirpitz bereits 1919 ihre Erinnerungen, gefolgt von Erich von Falkenhayn 1920.⁶⁴ Die Politiker schrieben langsamer. Theobald von Bethmann Hollweg, Reichskanzler 1909-1917, besass gute Gründe für eine rasche Rechtfertigung: Die zweibändigen «Betrachtungen zum Weltkrieg» erschienen bereits 1919/1921.⁶⁵ Der deutsche Kaiser Wilhelm II. hinkte mit seinem Erinnerungsband «Ereignisse und Gestalten» (1922) nur wenig hinterher und bestand darauf, dass die Ententemächte einen Angriffskrieg gegen ein unschuldiges Deutschland geplant hätten.⁶⁶ Winston Churchill (1908 Wirtschaftsminister, 1910 Innenminister, 1911-1915 Erster Lord der Admiralität) brachte den ersten Band seines Werkes «The World Crisis» ebenfalls 1922 heraus; der liberale britische Ministerpräsident (1908-1916) Herbert Asquith publizierte «The Genesis of the War» im Jahre 1923, es folgten 1928 seine «Memories and Reflections»; Aussenminister (1905-1916) Sir Edward Grey, der nun Viscount Grey of Falloden hiess, veröffentlichte im Jahre 1925 «Twenty-Five Years»; und der konservative Politiker und Zeitungsbesitzer (und 1918 Informationsminister) Lord Beaverbrook liess sein Buch «Politicians and the War» im Jahre 1928 erscheinen.⁶⁷ Der Ministerpräsident (1916-1922) und vormalige Schatzkanzler (1908-1915) David Lloyd George bildete mit seinen sechsbändigen «War Memoirs» (1933 bis 1936) den Schlusspunkt in dieser Reihe.⁶⁸

Nur wenige der Memoirenschreiber wagten die Greuel des Krieges zu ver-niedlichen, jedoch bestanden fast alle auf seiner Unabwendbarkeit. Die von britischen Politikern am häufigsten zum Ausdruck gebrachte Ansicht lautete, der Krieg sei das Ergebnis von derart gewaltigen historischen Kräften gewesen, dass kein menschliches Tun ihn hätte verhindern können. «Die Nationen schlitterten in den kochenden Kessel des Krieges hinein», schrieb Lloyd George in einer berühmten Passage seiner Kriegserinnerungen. Und dies war keineswegs die einzige Metapher, die er bemühte, um die gewaltigen, unper-sönlichen Kräfte zu veranschaulichen.⁶⁹ Und Churchill benutzte in seiner «World Crisis» dasselbe Sternengleichnis:

«Man muss sich den Verkehr der Nationen in jenen Tagen (...) als eine erstaunliche Organisation der Kräfte (...) vorstellen, (...) die wie Himmelskörper sich einander im Raume nicht ohne (...) tiefgreifende magnetische Reaktionen annähern konnten. Gerieten sie zu nahe aneinander, dann wurden die Blitze ausgelöst, und über einen be-stimmten Punkt hinweg, konnten sie ganz und gar aus den Umlaufbahnen herausgezo-gen werden, (...) in denen sie sich bewegten, und miteinander kollidieren.»⁷⁰

Bildkräftige Vergleiche mit klimatischen Erscheinungen waren gleichfalls be-liebt. So erinnerte sich Churchill an «eine seltsame Stimmung in der Luft», Grey schob einen Teil der Schuld auf die «miserable und ungesunde Atmo-sphäre». Ein dubioser deutscher Kriegsveteran gebrauchte in seinen Erinne-rungen an den Krieg weitgehend dieselbe Sprache:

«Was mir einst als Junge wie faules Siechtum erschien, empfand ich nun als Ruhe vor dem Sturme. Schon während meiner Wiener Zeit lag über dem Balkan jene fahle Schwüle, die den Orkan anzuzeigen pflegte, und schon zuckte manchmal auch ein hel-lerer Lichtschein auf, um jedoch rasch in das unheimliche Dunkel sich wieder zurück-zuverlieren. Dann aber kam der Balkankrieg, und mit ihm fegte der erste Windstoss über das nervös gewordene Europa hinweg. Die nun kommende Zeit lag wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen, brütend wie fiebrige Tropenglut, so dass das Gefühl der herannahenden Katastrophe infolge der ewigen Sorge endlich zur Seh-nsucht wurde: der Himmel möge endlich dem Schicksal, das nicht mehr zu hemmen war, den freien Lauf gewähren. Da fuhr denn auch schon der gewaltige Blitzstrahl auf die Erde nieder: Das Wetter brach los und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkriegs.»⁷¹

So Adolf Hitler im fünften Kapitel von «Mein Kampf».

Für die Politiker, die den Krieg «gemacht» hatten – im Unterschied zu je-

nen, die wie Hitler durch ihn «gemacht» wurden –, ist es leicht zu erklären, warum die auf eine Naturkatastrophe anspielenden Bilder sie so sehr ansprachen. Zu einem Zeitpunkt, da man den Krieg als das grösste Unheil der modernen Zeit betrachtete, dienten diese Metaphern dazu, die Behauptung der Politiker zu illustrieren, es habe jenseits ihrer Macht gestanden, den Weltkrieg zu verhindern. Grey stellte expressis verbis fest, dass der Krieg «unvermeidlich» gewesen sei.⁷² Bereits im Mai 1915 hatte er eingestanden, eines «seiner stärksten Gefühle» während der Julikrise 1914 sei es gewesen, «dass er selber keine Macht habe, politische Entscheidungen zu treffen».⁷³ «Ich pflegte mich selber zu quälen», gab er im April 1918 zu, «indem ich mich fragte, ob ich durch Vorsicht oder Weisheit den Krieg hätte vermeiden können, aber ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass kein Mensch ihn hätte verhindern können.»⁷⁴ Zwei Monate zuvor hatte sich Bethmann Hollweg ähnlich geäussert: Er habe sich immer wieder gefragt, was er hätte unternehmen können, um den Krieg zu verhindern, und ob er überhaupt aufzuhalten war.⁷⁵ Es nimmt nicht wunder, dass für ihn eine Alternative unvorstellbar war.

Einige Historiker schreiben die Anspielungen auf die Naturkräfte fort, die die grossen Mächte in den Abgrund trieben. Eric Hobsbawm hat den Ausbruch des Krieges mit einem Feuer und einem Gewitter verglichen. Corelli Barnett hat die britische Regierung mit «einem Mann [gleichgesetzt], der in einem Fass den Niagarafall hinuntertreibt», und Norman Davies hat das Gleichnis von einem Erdbeben benutzt, das durch eine Verschiebung von Kontinentalplatten verursacht worden ist.⁷⁶

Andere stellen die Unvermeidbarkeit des Krieges heraus, ohne auf derartige Bilder zurückzugreifen. Unermüdliche Sozialdarwinisten teilten beispielsweise die Ansicht des früheren österreichischen Generalstabschefs (1906-1911; 1912-1917) Franz Conrad von Hötzendorf: Aufgrund des «treibenden Prinzips [des] (...) Daseinskampfs der Menschheit (...) hat sich unvermeidbar und unaufhaltbar die Katastrophe des Weltkriegs vollzogen».⁷⁷ Einige deutsche Historiker der Zwischenkriegszeit fanden Gefallen an der geopolitischen Interpretation, dass Deutschland als das «Land in der Mitte» besonders verwundbar gegenüber einer Einkreisung war und daher zwischen bismarckschen «Notbehelfen» und einem wilhelminischen Präventivkrieg zu wählen hatte.⁷⁸ Auch Historiker ausserhalb Deutschlands stellten abstraktere, überpersönliche Hypothesen auf oder entwickelten Systemtheorien. Der Amerikaner Sidney

Fay verbreitete sich über Präsident Woodrow Wilsons These, der Krieg sei das Ergebnis von Fehlern im internationalen System gewesen, es hätte nur geheime, vertraglich bindende Allianzen gegeben und Mangel an unabhängigen Verhandlungsmechanismen geherrscht.⁷⁹ Andere Autoren folgten Lenins Ansicht, dass der Krieg eine Folge imperialistischer Wirtschaftsrivalitäten sei, die den Arbeitern Europas durch kapitalistische Interessen aufgezwungen wurden – eine bemerkenswerte argumentative Umstellung der Richtung, die in der Vorkriegszeit Männer der Linken von Karl Kautsky bis J.A. Hobson vertraten, denen zufolge die Kapitalisten zu gerissen seien, um ihre eigene Selbstzerstörung zu beabsichtigen.⁸⁰ Dieser Ansatz – der sich in der Geschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik zu einem Dogma verhärtete – besitzt immer noch einige verstreute Anhänger.⁸¹

Als die Welt später am Rande eines dritten und letzten Weltkriegs zu stehen schien, tauchte im Kielwasser des globalen Konfliktes das Argument auf, die Pläne, die von den Generalstäben als Antwort auf technische Wandlungsprozesse entwickelt worden seien, hätten einen Krieg «nach Fahrplan» von einem bestimmten Punkt an unabwendbar gemacht: «Alle Beteiligten sind von einem bestimmten Punkt an gleichsam zu Gefangenen der Genialität ihrer Vorbereitungen geworden.»⁸² Arno Mayer versuchte, vom deutschen Beispiel ausgehend, eine Generalisierung und deutete an, der Krieg sei durch inneren politischen Druck in allen wichtigen Teilnehmerstaaten verursacht worden, in denen allerorten aristokratische Eliten danach strebten, die Bedrohung durch Demokratie und Sozialismus abzuwehren, indem sie eine Art von Teufelspakt mit dem radikalen Nationalismus schlossen.⁸³ Einer demographischen Erklärung zufolge trug der Krieg dazu bei, «die Überfüllung in ländlichen Gebieten abzubauen».⁸⁴ Schliesslich gibt es das kulturelle Interpretationswerkzeug, demzufolge der Krieg das Produkt komplexer Ideengebilde wie dem des «Nationalismus», des «Irrationalismus» und des «Militarismus» war.⁸⁵ Diese Gedanken waren von niemand anderem als vom deutschen Reichskanzler Bethmann Hollweg im August 1914 vorweggenommen worden.⁸⁶

Für Bethmann Hollweg, den die Frage quälte, ob man den Krieg «hätte vermeiden können», gab es nur eine zulässige Schlussfolgerung: Die Schuld musste allen Nationen zufallen. Aber, so setzte er hinzu, auch Deutschland trage einen beträchtlichen Teil der Verantwortung.⁸⁷

Eine ganz andere Deutung von weitgreifender Wirkung lautete freilich, der Erste Weltkrieg sei gerade wegen des Verhaltens der deutschen Führung einschliesslich Bethmann Hollwegs unvermeidlich gewesen.

Die meisten britischen Politiker neigten in ihren Erinnerungen ähnlich wie im August 1914 zu der Behauptung, Grossbritannien habe unter einer moralischen und vertraglichen Verpflichtung gestanden, die Neutralität Belgiens gegen einen deutschen Angriff zu verteidigen. Asquith hat dies so erklärt: «Für Menschen unseres Blutes und unserer Geschichte ist es unmöglich danebenzustehen, (...) während ein grosser, brutaler Kerl sich daran macht, ein Opfer, das ihn nicht provoziert hat, zu verprügeln und zu Boden zu trampeln.»⁸⁸ Lloyd George teilte diese Ansicht.⁸⁹ Das Argument, die britische Intervention sei wegen der Verletzung der belgischen Neutralität unvermeidlich gewesen, ist seitdem von Historikern stets erneut vorgetragen worden.⁹⁰

Dennoch von grösserer Bedeutung war – gewiss für Grey und Churchill – ein zweites Argument: Grossbritannien «konnte um unserer eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit willen nicht zulassen, dass Frankreich durch aggressives Handeln Deutschlands vernichtet werde».⁹¹ Für Churchill strebte ein «kontinentaler Tyrann» nach der «Weltherrschaft».⁹² In seinen Memoiren nahm Grey beide Argumente auf: «Unser sofortiger und auf Einigkeit beruhender Eintritt in den Krieg war auf den Angriff gegen Belgien zurückzuführen.»⁹³ Und er fuhr fort: «Mein eigenes instinktives Gefühl [jedoch] sagte mir, dass (...) wir Frankreich zu Hilfe eilen sollten.»⁹⁴ Hätte Grossbritannien abseits gestanden, «dann würde Deutschland den gesamten europäischen Kontinent und Kleinasien beherrscht haben, denn die Türken hätten auf der Seite eines siegreichen Deutschlands gestanden.»⁹⁵ «Beiseite zu stehen, würde die Knechtung durch Deutschland bedeutet haben; die Unterwerfung Frankreichs und Russlands; die Isolierung Grossbritanniens, den Hass auf [Grossbritannien] seitens jener, die sein Eingreifen gefürchtet, und jener, die es gewünscht hatten; und letztendlich hätte dies dazu geführt, dass Deutschland die gesamte Macht auf dem Kontinent ausüben würde.»⁹⁶ Nach K.M. Wilson war dieses auf den eigenen Nutzen bedachte Motiv wichtiger als das Schicksal Belgiens, das hauptsächlich durch die britische Regierung in den Vordergrund gestellt wurde, um das Gewissen wankender Kabinettsmitglieder zu beschwichtigen und die Opposition aus den Regierungsgeschäften herauszuhalten. Mehr als alles andere sei

der Krieg deswegen ausgefochten worden, weil es in Grossbritanniens Interesse lag, Frankreich und Russland zu verteidigen und «die Stabilisierung Europas unter einem potentiell feindseligen Regime» zu verhüten.⁹⁷ David French vertritt eine ähnliche Ansicht⁹⁸; das gleiche gilt für die meisten Synthesen aus jüngster Zeit⁹⁹ sowie für Paul Kennedys Werk «The Rise of the Anglo-German Antagonism».¹⁰⁰ Nach Trevor Wilsons Auffassung strebte Deutschland «nach einer europäischen Hegemonie, die mit der Unabhängigkeit Grossbritanniens nicht zu vereinbaren war».¹⁰¹

Es stellt wohl keine allzu grosse Überraschung dar, dass britische Historiker in dieser Art und Weise argumentiert haben. Zur Zeit der Ereignisse lautete die am häufigsten geäusserte Rechtfertigung für den Krieg, es sei notwendig gewesen, dem preussischen Militarismus eine Niederlage zu bereiten. Zusätzlich wies man auf die «Abscheulichkeit» des Preussentums hin, die sich beispielsweise an den Greueln zeigen sollte, die das deutsche Heer gegen die belgische Zivilbevölkerung beging. Dies war eine Argumentation, die Liberale, Konservative und Sozialisten gleicherweise ansprach; es war ausserdem eine Erklärung, die mit einer Abneigung gegenüber der Schlächtereie des Krieges vereinbart werden konnte. Die Auffassung, Deutschland habe einfach Einhalt geboten werden müssen, hätte nicht solange fortleben können, wäre ihr nicht in den 60er Jahren von der deutschen Wissenschaft Unterstützung zugewachsen. Die Publikation von Fritz Fischers grundlegendem Werk «Griff nach der Weltmacht» 1961 löste innerhalb der deutschen Historikerzunft einen tiefen Schock bei den konservativeren Zeitgenossen aus, gelangte Fischer in seinem Buch doch zu der Schlussfolgerung, die deutschen Kriegsziele im Ersten Weltkrieg hätten sich kaum von jenen unterschieden, die Hitler im Zweiten verfolgte.¹⁰² Für die britischen Leser bestärkte das nur eine alte Hypothese: dass das wilhelminische Deutschland in der Tat nach einer Weltmachtstellung gestrebt habe, die nur auf Kosten Grossbritanniens erreicht werden konnte. Für deutsche Historiker jedoch schien die «Kontinuitätsthese» nicht nur die «Kriegsschuld»-Paragraphen des Versailler Vertrages mit neuem Leben zu erfüllen. Ernster zu nehmen war, dass sie das Argument bekräftigte, die Jahre 1933 bis 1945 hätten innerhalb der modernen deutschen Geschichte keineswegs einen Schritt vom Wege dargestellt, sondern sie seien nur der Gipfel einer tief verwurzelten, dauerhaften Abweichung von irgendeiner anglo-amerikanischen Norm gewesen.¹⁰³ *Alles war falsch* – sogar das Bismarckreich.

Fischers Beweisführung stützte sich auf Dokumente, die er in den damals ost-deutschen Archiven in Potsdam einsehen konnte. Und auf den ersten Blick schien es einigen Kritikern im Westen, dass er die marxistisch-leninistischen Deutungsmuster rechtfertige. Doch seine Forschungsarbeiten besaßen eine gewaltige Überzeugungskraft für eine jüngere Generation von Historikern in Westdeutschland, die darin eine nachholende Bestätigung von Anschauungen sah, die Eckart Kehr in den 20er Jahren über die Missstände des Reichs vor 1914 geäußert hatte. Fischer persönlich folgte den Fingerzeigen einiger dieser jüngeren Autoren, indem er Deutschlands expansionistische Aussenpolitik zur Innenpolitik in Beziehung setzte. Letztere war danach durch den übermässigen politischen Einfluss der reaktionären Aristokratie, der ostelbischen Junker und der antisozialistischen Industriellen an der Ruhr geprägt. Kehr hatte die Fehler der wilhelminischen Aussenpolitik vor 1914 auf das Primat der sehr engen ökonomischen Interessen dieser Gruppen zurückgeführt.¹⁰⁴ Nun bot sich die Gelegenheit, diese These auf den Krieg auszudehnen.

Es war denkbar, Fischers Beweisführung im Hinblick auf eine ganze Reihe von Einzelpunkten und Interpretationen zu kritisieren. Gab es wirklich, wie Fischer in seinem Buch «Krieg der Illusionen» zu zeigen versuchte, einen Kriegsplan, der auf den Dezember 1912 zurückging und sich auf die Überzeugung gründete, bei einem Eroberungskrieg gegen Russland und Frankreich könne die Neutralität Grossbritanniens sichergestellt werden?¹⁰⁵ Oder ging der deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg eine Art von «kalkuliertem Risiko» ein, indem er mit einem örtlich begrenzten Krieg spielte, um die «Handlungsfreiheit» des Reichs zu erhalten – wenn nicht, um das Reich selber zu bewahren?¹⁰⁶ Oder versuchte er vielmehr, ein Kolonialreich in Afrika zu erlangen, indem er Frankreich auf den Schlachtfeldern Europas schlug, und hoffte er dabei, Grossbritannien auf irgendeine Weise neutral halten zu können?¹⁰⁷

Das andere Gegenargument zur These von der deutschen «Alleinschuld» lautet, dass alle europäischen Staaten ihre imperialistischen Kriegsziele verfolgten und dass ihre militaristischen Eliten das ebenfalls taten. In den vergangenen Jahrzehnten sind eine Reihe von Einzelstudien erschienen, die sich mit der Aussen- und Militärpolitik der wichtigsten am Krieg teilnehmenden Staaten beschäftigen.¹⁰⁸ Ausgehend von diesen Untersuchungen, gelangten andere Historiker zu einer neuen Einschätzung der Ursprünge des Krieges aus internationaler Perspektive.¹⁰⁹ Für eine Reihe von Fischers Kritikern hat die

Ausdifferenzierung in den Forschungsergebnissen eine willkommene Schwerpunktverlagerung weg von der «These der Alleinverantwortung» dargestellt.¹¹⁰

Doch bereits im Jahre 1965 hatte es sich Immanuel Geiss mit seiner einflussreichen Sammlung von Dokumenten zur Julikrise 1914 zum Ziel gesetzt, den Vorwurf zurückzuweisen, dass Fischers These sich allein auf Deutschland konzentriere. Die Dokumentation stützte sich auf die Sammelbände, die von den kriegführenden Mächten in den 20er Jahren und später veröffentlicht worden waren. Geiss gelangte zu dem Schluss, die unmittelbaren Kriegsursachen hätten zwar in der Unterstützung der deutschen Regierung für eine österreichische Strafmassnahme gegen Serbien gelegen, der Krieg habe aber seine Wurzeln in der deutschen *Weltpolitik* gehabt, die von Grossbritannien als eine Bedrohung empfunden werden musste. «Deutschland [war] der Angreifer (...), denn die deutsche Politik des kalkulierten Risikos und der gezielten Provokation gegen Russland in Gestalt des von Österreich gegen Serbien exekutierten lokalen Blitzkrieges trieb Russland, Frankreich und England in eine Position hinein, in der sie nicht anders handeln konnten, wollten sie nicht vor dem massiven deutschen Machtanspruch zurückweichen und als Grossmächte abdanken.»¹¹¹ Geiss⁴ spätere Synthese «Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914», langt noch weiter und argumentiert, dass der Erste Weltkrieg das unvermeidliche Ergebnis der nahezu ein halbes Jahrhundert zuvor erfolgten deutschen Vereinigung war.¹¹² Deutschland war der «signifikanteste Krisenpunkt» im Jahre 1848, war Schauplatz der «extremsten Version» des europäischen Nationalismus in den 1860er Jahren, und, nachdem es einmal vereinigt war, die «stärkste Macht auf dem Kontinent».¹¹³ Für Geiss besass die deutsche «Weltpolitik (...) direkt in den Ersten Weltkrieg führende Konsequenzen (...). Indem sich die Deutschen nach der Kontinentalpolitik Bismarcks auch weltpolitisch exponierten, schufen sie selbst die entscheidenden Konflikte, die zum Ersten Weltkrieg eskalierten (...).»¹¹⁴ All das legt die Schlussfolgerung nahe, dass es der zentrale Fehler der deutschen Aussenpolitik gewesen sei, die Möglichkeit eines *rapprochement* mit England zu verschmähen: «Weltpolitisch kam schon allein der Bau der zweitstärksten Schlachtflotte durch die stärkste Militärmacht einer Kriegserklärung an England und den Rest der Welt gleich.»¹¹⁵ Inzwischen bestehen ei-

nige eher konservativ gesonnene Historiker darauf, dass diese Herausforderung Grossbritanniens legitim war. Aber die Realität dieser Kampfansage wird für sich genommen nicht in Zweifel gezogen.¹¹⁶ Die deutsch-britische Konfrontation ist auf diese Weise zu einem der am stärksten überschätzten Ereignisse der modernen Geschichte geworden.

Vermeidbarer Krieg?

Bedeutet dies also, dass die Kriegerdenkmale in Grossbritannien recht haben? Starben die «vielen», an die durch den unbekanntem Soldaten in Westminster Abbey erinnert wird, wirklich

FÜR KÖNIG UND VATERLAND
FÜR IHRE LIEBEN DAHEIM UND DAS EMPIRE
FÜR DIE HEILIGE SACHE DER GERECHTIGKEIT UND
DIE FREIHEIT DER WELT

Hatten die früheren Mitschüler, an die im Ehrenhof von Winchester College erinnert wird, wirklich «ihr Leben für die Menschheit hingegeben», ganz zu schweigen von Gott, ihrem Land und ihrer Schule?¹¹⁷ Sind die ehemaligen Schüler der Hampton School wirklich gestorben, «um alles zu verteidigen, was dem Herz des Engländers teuer ist, unser Ehrenwort (...) Freiheit (...) [und] konstitutionelle Freiheiten»?¹¹⁸

Die meisten (wenn nicht alle) Kriegerdenkmäler, die sich auf Plätzen, Schulen und Kirchhöfen überall in Europa befinden, ob sie nun idealisierte Krieger oder trauernde Frauen porträtieren oder (wie in Thiepval) nur Namen in Stein oder Bronze auflisten, erhärten die Überlieferung, dass jene, die im Krieg den Tod fanden, nicht umsonst gestorben sind.¹¹⁹ «Morts pour la Patrie» ist die am häufigsten vorkommende Inschrift auf den französischen «monuments aux morts», ob sie nun dem Heldengedenken, politischen Zwecken oder als Friedhöfe dienen.¹²⁰ «Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen», so die Inschrift am Hamburger Kriegerehrenmal am Dammtor, an dem ich jeden Tag vorbeikam, als ich in Hamburg studierte. Nur wenige Kriegerdenkmäler deuten darauf hin, dass das «Opfer» jener, an die sie erinnern, vergebens war.¹²¹

Die Grundfrage, die dieses Buch zu beantworten sucht, entspricht also jener, die sich jeder Besucher in Thiepval, Douaumont oder Langemark stellt:

lohnten sich all diese Opfer – insgesamt mehr als neun Millionen Tote – wirklich? Diese Frage drängt sich auf, aber sie ist in vielfacher Hinsicht komplexer, als es den Anschein hat. Um genau zu sein: War Grossbritannien im Jahre 1914 wirklich mit einer derartigen Bedrohung seiner Sicherheit konfrontiert, dass es notwendig war, Millionen von kaum ausgebildeten Rekruten über den Kanal und noch weiter fortzuschicken, um Deutschland und seine Verbündeten zu zermürben? Was genau war es denn, was die britische Regierung zu erreichen suchte, indem sie in den Krieg eintrat? Das sind die Fragen, denen in den ersten sechs Kapiteln dieses Buches nachgespürt wird, in denen es darum geht, die Gefährdungen einzuschätzen, denen jede Seite gegenüberstand oder gegenüberzustehen meinte.

Diese Bedrohungen hatten die Tendenz, aus dem Gesichtskreis zu rücken, sobald der Krieg ausgebrochen war. Nachdem sie den Krieg begonnen hatten, wurde es für die führenden Politiker und Generäle, wie Taylor gesagt hat, immer mehr Selbstzweck, ihn zu gewinnen. Gleichzeitig verleitete die Verbindung von Zensur und spontaner Kampfbegeisterung viele Zeitungen dazu, Absichten, die auf Kompromisse abzielten, zu diskreditieren und Forderungen nach Annexionen und anderen «Kriegszielen» zu unterstützen, die nur durch einen uneingeschränkten Krieg erreichbar waren. In Kapitel sieben wird untersucht, wie weit die Unterstützung der Bevölkerung für den Krieg reichte, auf die sich die Historiker zumindest für die Anfangsphase so oft berufen, und stellte diese etwa ein Ergebnis der Bemühungen der modernen Massenmedien dar?

Warum erwies sich ein eindeutiger Sieg als derart unerreichbar? Die Ressourcen waren auf beiden Seiten begrenzt: Ein Land, das sich in finanzieller und materieller Hinsicht übernahm, um kurzfristige Erfolge auf den Schlachtfeldern zu erzielen, konnte bei einem lang andauernden Konflikt am Ende verlieren. Der Nachschub an Munition konnte ausbleiben. Das Angebot an Arbeitskräften – insbesondere qualifizierten – konnte sich erschöpfen, die Arbeiterschaft in den Streik treten. Die Nahrungsquellen für Uniformierte und Zivilisten konnten ebenfalls versiegen. Die innere und die äussere Verschuldung konnte soweit ansteigen, dass ein Land unter der Schuldenlast zusammenbrach. Weil die genannten Faktoren eine ebenso grosse Rolle spielten wie das, was auf dem Schlachtfeld geschah, stellt der Erste Weltkrieg gleichermassen

eine Herausforderung für die Wirtschafts- wie für die Militärgeschichte dar. Aber ökonomisch gesehen war der Krieg eine von vornherein entschiedene Angelegenheit – oder hätte es zumindest sein sollen –, so ungeheuer gross waren die Ressourcen des Bündnisses unter der Führung von Grossbritannien, Frankreich und Russland im Vergleich zu Deutschland und seinen Verbündeten. Kapitel acht versucht zu ergründen, warum dieser Vorteil nicht schon ohne die amerikanische Unterstützung den Sieg herbeiführte, und meldet Zweifel an der weitverbreiteten Ansicht an, dass die deutsche Kriegswirtschaft nicht effizient organisiert war.

Stellte die Strategie den Schlüssel zum Ergebnis des Krieges dar? Dieser Frage widmet sich Kapitel neun. In mancher Hinsicht waren das Patt an der Westfront und die Ergebnisse des «indirekten Vorgehens» auf anderen Kriegsschauplätzen, das keine Entscheidung herbeiführte, unvermeidliche Konsequenzen der Militärtechnik. Doch die Strategie, die sich beim Ausbleiben entscheidender Durchbrüche mehr oder weniger zwangsläufig ergab – nämlich die Ermattungs- oder Zermürbungsstrategie –, konnte nicht zum Erfolg führen. Eine gemeinsame Schlussfolgerung, die unterdessen in der Pattsituation von Generälen auf beiden Seiten gezogen wurde, lautete, dass ihr Ziel darin bestehen müsse, über die Zahl der eigenen Verluste hinaus feindliche Soldaten zu töten. Auf dieser Basis ist es möglich, den Wert des Opfers an Menschenleben in strikt militärischen Begriffen anzugeben, indem man «den Nettoverlust» berechnet, die Anzahl der Getöteten auf der einen Seite minus die Anzahl der Getöteten auf der anderen. Unter Benutzung von monatlichen und anderen detaillierten Opferzahlen erfolgt die Bestimmung der militärischen Effektivität. Militärisch kann der Wert des Todes eines bestimmten Soldaten durch die Zahl der feindlichen Soldaten ausgedrückt werden, die er seinerseits durchschnittlich direkt oder indirekt zu töten imstande war, bevor er selber das Leben verlor. Die Einschätzung militärischer Effizienz auf diese Art ist ein makabres Geschäft, aber die Logik hat ihre Wurzeln in den Köpfen der Generäle und Politiker jener Zeit. Nach diesen Massstäben beurteilt, erfreuten sich die Mittelmächte einer beträchtlichen Überlegenheit, was die Frage aufwirft, warum *sie* den Krieg verloren. Eine weitere Möglichkeit (sie wird in Kapitel zehn untersucht) besteht darin, dass die beiden Massstäbe – ökonomische Effizienz und militärische Effektivität – kombiniert in einer Betrachtung untersucht werden. Mit anderen Worten: Es ist möglich,

dass es nicht nur wichtig war, wie viele Leute auf der gegnerischen Seite man tötete, sondern auch, wieviel es kostete, sie zu töten. Wenngleich aus dieser Sichtweise die Mittelmächte noch erfolgreicher hätten sein müssen.

Um die Frage zu beantworten, warum die Deutschen den Krieg verloren haben, müssen wir darum über die nackten Nettoverlustzahlen hinausblicken. Wir müssen auch kleinere Opfer in Betracht ziehen, die von Soldaten gemacht wurden, die nicht getötet, sondern nur verwundet oder gefangengenommen wurden. Die letzteren spielen in meiner Analyse eine besondere Rolle. Denn obwohl ihr Schicksal von ihrem persönlichen Standpunkt aus jenem ihrer toten oder verstümmelten Kameraden vorzuziehen war, bedeutete aus der Perspektive der Generäle ein gefangengenommener Soldat ebenso sehr einen Verlust wie ein getöteter. In gewisser Hinsicht stellte er sogar einen noch schwerwiegenderen Verlust dar: Lebend konnte er nämlich dem Feind Informationen liefern oder billige Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Bei der Einschätzung der Verluste, die die eine Seite der anderen zufügte, müssen wir die Soldaten in Gefangenschaft genauer betrachten als Verwundete, weil ein beträchtlicher Teil der Verwundeten wieder in die kämpfenden Truppen integriert werden konnte. Das führt zu einigen fundamentalen Fragen nach den Motiven der einzelnen Soldaten. Falls die Bedingungen in den Schützengraben so schrecklich waren, wie die Antikriegsliteratur es nahelegt, warum kämpften die Soldaten dann weiter? Warum haben nicht mehr von ihnen Fahnenflucht begangen, gemeutert oder sich ergeben? Diese Fragen werden in Kapitel elf und zwölf behandelt.

Wenn ich mich auf die Suche nach Antworten auf die oben gestellten Fragen begeben werde, wird der Leser bemerken, dass ich mich immer wieder auf «kontrafaktische» Szenarien beziehe, mir also vorzustellen versuche, wie sich die Ereignisse hätten entwickeln können, wenn die Umstände auf die eine oder andere Art anders gewesen wären. Tatsächlich ist es möglich, dieses Buch als eine Auseinandersetzung mit den vielen möglichen alternativen Ergebnissen dieses Krieges zu lesen. Was wäre gewesen, wenn Grossbritannien gegenüber Frankreich und Russland in imperialen und später nach dem Jahre 1905 in kontinentalen Fragen keine Beschwichtigung betrieben hätte? Welche Wirkungen hätten sich ergeben, wenn Deutschland imstande gewesen wäre, sich vor 1914 durch Steigerung seiner Verteidigungsfähigkeit eine grössere Sicherheit zu schaffen, was es sich durchaus hätte leisten können? Was wäre

gewesen, wenn Grossbritannien im August 1914 nicht eingegriffen hätte, wie es die Mehrheit der Kabinettsminister möglicherweise vorgezogen hätte? Was wäre gewesen, wenn es der französischen Armee nicht gelungen wäre, die Deutschen an der Marne zum Stehen zu bringen, was nach all den Verlusten, die sie bereits erlitten hatte, verständlich gewesen wäre? Was wäre gewesen, wenn Grossbritannien seine gesamten Expeditionsstreitkräfte für den Einsatz gegen die Türkei reserviert und infolgedessen den Vorstoss bei Gallipoli mit mehr Erfolg durchgeführt hätte? Was wäre gewesen, wenn die Russen rational gehandelt und einen Separatfrieden mit den Deutschen geschlossen hätten? Was wäre gewesen, wenn es im Jahre 1917 mehr Meutereien sowohl in der britischen als auch in der französischen Armee gegeben hätte? Was wäre gewesen, wenn die Deutschen nicht im uneingeschränkten U-Boot-Krieg Zuflucht gesucht hätten; oder wenn sie nicht durch Ludendorffs Offensive im Jahre 1918 alles auf eine Karte gesetzt hätten? Und was wäre gewesen, wenn Deutschland im Jahre 1919 ein härterer Friede auferlegt worden wäre? Oder möglicherweise auch ein milderer Friede? Wie ich anderswo dargelegt habe, helfen uns kontrafaktische Überlegungen dieser Art in doppelter Weise: Zur Verdeutlichung der Ungewissheit, in der die Entscheidungsträger, für die die Zukunft bloss aus einer Reihe von Möglichkeiten bestand, in der Vergangenheit steckten; und um einschätzen zu können, ob die optimalen Entscheidungen gefällt wurden.¹²² Ich verrate nicht zuviel über das, was noch folgen wird, wenn ich sage, dass alles in allem diese optimalen Entscheidungen nicht gefällt wurden.

1 Die Mythen des Militarismus

Propheten

Es wird oftmals behauptet, dass der Erste Weltkrieg auf kulturelle Ursachen – um genau zu sein: auf die Kultur des Militarismus – zurückzuführen sei: Diese soll die Menschen so gut auf den Krieg vorbereitet haben, dass sie sich geradezu nach ihm sehnten. Einige Menschen sahen den Krieg gewiss voraus, aber ob viele ihn mit Freude begrüßten, ist zweifelhaft.

Falls es richtig ist, dass der Erste Weltkrieg durch die Art von Prophezeiungen verursacht wurde, die selber für ihre Erfüllung sorgen, dann war einer seiner ersten Propheten ein gewisser Headon Hill, dessen Roman «The Spies of Wight» (1899) sich um die Machenschaften deutscher Spione gegen Grossbritannien dreht.¹ Dies war der Anfang einer Flut von Vorwegnahmen eines zukünftigen englisch-deutschen Krieges in der Kunstform literarischer Darstellung. A.C. Curtis* «A New Trafalgar» (1902) war einer der ersten Romane, der von einer Blitzattacke der deutschen Marine gegen Grossbritannien in Abwesenheit des britischen Kanalgeschwaders handelte; glücklicherweise hat die Royal Navy jedoch ein todbringendes neues Schlachtschiff in Reserve, das die Entscheidung zugunsten Grossbritanniens herbeiführt.² In Erskine Childers berühmter Abenteuergeschichte «Das Rätsel der Sandbank» [«The Riddle of the Sands»] (1903) stossen die beiden Helden Carruthers und Davies auf Beweise für die Existenz eines deutschen Schlachtplans, der vorsieht, dass «eine Vielzahl seetüchtiger Leichter, voll beladen mit Soldaten (...) gleichzeitig in sieben geordneten Flotten aus sieben Fahrinnen hervorkommt und unter dem Geleitschutz der Kaiserlichen Marine die Nordsee überquert und sich auf die Küsten Englands wirft».³

Nach einem ähnlichen Angriff muss Jack Montmorency, ein Schuljunge und der Held von L. James «The Boy Galloper» (1903), den Raum des Auf-

sichtsschülers verlassen und seine Kadettenuniform anziehen, um den Deutschen entgegenzutreten.⁴ Vielleicht die berühmteste Darstellung einer deutschen Invasion in Romanform lieferte William Le Queux in seinem Bestseller «Die Invasion von 1910» (deutsch: Berlin 1907), der zuerst 1906 als Fortsetzungsroman in der *Daily Mail* erschien. Hier wurde ein erfolgreicher Angriff auf England durch ein deutsches Heer von 40'000 Soldaten dargestellt, auf den «Die Schlacht von Royston» und «Die Bombardierung Londons» folgen.⁵ Doch erst in A. J. Dawsons «The Message» (1907) mussten die Briten einem nicht wieder auszugleichenden Misserfolg – der zu Besetzung, Reparationen und Verlust einiger Kolonien führt – ins Antlitz blicken. Der Feind war in Dawsons Buch ein innerer und ein äusserer zugleich: Während im Londoner Intellektuellenviertel Bloomsbury Pazifisten für die Abrüstung demonstrieren, sagt ein deutscher Kellner zum Helden dieses Romans: «*Vaire shtrong, sare, ze Sherman Army.*» (Die deutsche Armee ist stark, Sir.) Es stellt sich heraus, dass dieser Kellner und Tausende andere deutsche Einwanderer als Spione an der Vorbereitung einer Invasion mitgewirkt haben. Sie hatten den Auftrag, dafür zu sorgen, dass «die deutsche Armee beinahe bis zum letzten Heuhaufen wusste, was an Trockenfutter zwischen London und der Küste zu finden war».⁶ In E. Phillips Oppenheims «A Maker of History» (1905) erklärt Hauptmann X, der Chef der deutschen Spionage in London: «Es gibt in diesem Land 290'000 junge Landsmänner von uns, die gedient haben und schiessen können (...). Angestellte, Kellner und Friseur (...), jeder von ihnen hat seine Aufgabe. Die Festungen, die diese grosse Stadt schützen, mögen von aussen nicht einzunehmen sein, aber von innen – da liegt die Sache ganz anders.»⁷ Ähnlich gibt es in Walter Woods «The Enemy in our Midst» (1906) «einen deutschen Ausschuss für geheime Vorbereitungen», der im Verborgenen die Grundlagen für einen Putsch in London legt. Und zu diesem Thema tauchten zahllose Variationen auf, so viele, dass der Ausdruck «Spionagefieber» in diesem Zusammenhang angebracht erscheint. 1909 kam der wohl einflussreichste dieser Romane heraus, William Le Queux' «Spies of the Kaiser», der von der Existenz eines geheimen Netzwerks deutscher Spione im Inselreich erzählt.⁸ Zeitgleich wurde Hauptmann Curties, «When England Slept», 1909 publiziert. In diesem Roman wird London über Nacht durch ein deutsches Heer besetzt, das im Laufe einiger Wochen unbemerkt in das britische Königreich eingedrungen war.⁹

Selbst Saki (das ist Hector Hugh Munro) – einer der wenigen Erfolgsautoren jener Zeit, den man immer noch mit einer gewissen Hochschätzung lesen kann – versuchte sich in diesem Genre. In seinem Werk «When William Came: A Story of London under the Hohenzollerns» (1913) kehrt der Held, Murrey Yeovil – «der als Mitglied einer Herrscherrasse zur Welt gekommen und aufgewachsen ist» –, aus dem finstersten Winkel Asiens zurück und findet daheim ein besiegtes Grossbritannien vor: «eingegliedert in das Reich der Hohenzollern (...) als ein Reichsland nach dem Vorbild von Elsass-Lothringen, doch an den Ufern der Nordsee, statt an jenen des Rheins». Hier gibt es nun in der «Regentstrasse» Cafés im kontinentalen Stil, und wenn man den Rasen des Hyde Park betritt, wird sogleich eine Strafe fällig.¹⁰ Während Yeovil fieberhaft danach strebt, Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht zu leisten, muss er feststellen, dass ihn die Tories seiner Zeit im Stich lassen. Sie sind (gemeinsam mit König George V.) nach Delhi geflohen und haben eine verabscheuungswürdige Mannschaft von Kollaborateuren zurückgelassen, darunter befinden sich Yeovils eigene moralisch verkommene Ehefrau, ihre Freunde aus Kreisen der Boheme, verschiedene kleine Bürokraten und die «allgegenwärtigen» Juden.¹¹ Ernest Oldmeadows schon früher erschienener Roman «North Sea Bubble» (1906) stellte sogar dar, wie die Deutschen ihre neuen Vasallen durch Verteilung von Weihnachtsgeschenken und subventionierte Nahrungsmittel zu umwerben suchen. Tatsächlich bestanden die schlimmsten Greuelthaten, die die Besatzer in Oldmeadows deutschem Britannien ihren Opfern antaten, in der Einführung eines neuen Speiseplans, der sich weitgehend auf Würste und Sauerkraut stützte. Ausserdem setzten die Deutschen durch, dass der Name «Handel» in Konzertprogrammen richtig als Händel zu schreiben sei.¹²

Auch die Deutschen produzierten Visionen zukünftiger Kriege. Karl Eisenharts «Die Abrechnung mit England» (1900) geht von einem Inselreich aus, das im Burenkrieg eine Niederlage erlitten hat und nun von Frankreich angegriffen wird. Britannien verkündet eine Seeblockade und ignoriert dabei die Rechte der neutralen Schifffahrt, und genau dies führt zum Krieg zwischen Grossbritannien und Deutschland. Eine deutsche Geheimwaffe (ein Schlachtschiff mit Elektromotor) entscheidet den Krieg zugunsten der Deutschen, und voller Freude eignen sich diese eine reiche Ernte an britischen Kolonien, darunter auch Gibraltar, an.¹³ In seinem Werk «Der Weltkrieg. Deutsche Träu-

me» (1904) stellte sich August Niemann vor, dass die Heere und Flotten Deutschlands, Frankreichs und Russlands zusammen gegen den gemeinsamen Feind – nämlich Grossbritannien – vorgehen, der den Globus mit seinen Polypenarmen umfängt. Die deutsche und die französische Flotte besiegen schliesslich gemeinsam die Royal Navy, und am Firth of Forth landet eine Invasionsstreitmacht.¹⁴ Max Heinrichka sah in «100 Jahre deutsche Zukunft» (Leipzig 1913) einen anglo-deutschen Krieg voraus, bei dem es um Holland ging und der wiederum in einer erfolgreichen deutschen Invasion seinen Höhepunkt fand. Wie bei Niemann gestattet es der Sieg den Deutschen auch hier, sich die erlesensten Teile des Empire anzueignen.¹⁵ Doch muss man an dieser Stelle einräumen, dass nicht alle deutschen Autoren von einem derart gewaltigen Selbstvertrauen geprägt waren. In einem weiteren, 1905 erschienenen Buch sind die Rollen umgekehrt verteilt: Hier ist es die britische Marine, die der deutschen «ein neues Kopenhagen» – analog zum Präventivschlag, den die britische Flotte 1807 gegen die dänische durchführte – zufügt, und es ist die Stadt Hamburg, die eine britische Invasion zu erdulden hat.¹⁶

Auf der Grundlage derartigen Materials liesse sich leicht behaupten, der Erste Weltkrieg sei zumindest teilweise deshalb entfacht worden, weil die Menschen dieses Ereignis eben erwarteten. Nachdem die Prophezeiung sich bereits erfüllt hatte, riss die literarische Produktion nicht ab. Ende 1914 liess Le Queux mit «The German Spy: A Present Day Story» einen literarischen «Schnellschuss» erscheinen, und Gaumonts zuvor verbotene verfilmte Version von «The Invasion of 1910» wurde nun unter dem Titel «If England Were Invaded» zur Vorführung freigegeben. Paul Georg Münchs «Hindenburgs Einmarsch in London», in dem dargestellt wurde, wie der Sieger von Tannenberg eine erfolgreiche Invasion über den Kanal leitet, erschien in Deutschland 1915.¹⁷

Doch muss man derlei Phantasien in einem weiteren Zusammenhang betrachten. Nicht alle Propheten eines bevorstehenden Krieges erwarteten, dass sich dieser zwischen England und Deutschland abspielen werde. In nur wenigen vor 1900 in Grossbritannien erschienenen Werken ging es um einen deutschen Feind, und Frankreich und Russland mussten darin häufig die Schurkenrolle übernehmen.

Auch bei den deutschen Erzeugnissen der Zukunftsliteratur finden sich ähnliche Varianten. Rudolf Martins phantastischer Roman «Berlin-Bagdad»

(1907) handelte, so der Untertitel, vom «deutschen Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910-1931»; hier liegt der Hauptkonflikt zwischen Deutschland und einem nach-revolutionären Russland. Ein Ultimatum an England – das der vollständigen Vereinigung Europas unter deutscher Führung vorangeht – taucht als eine Art von nachträglicher Erklärung auf und ist bald vergessen, als die Russen ihren Luftangriff auf Indien einleiten.¹⁸

Einige Deutsche waren durchaus imstande, die Absurdität von Kriegspropheten zu erkennen. Es existiert eine offensichtlich spasshaft gemeinte Weltkarte von 1907, in der das Britische Empire nur noch Island umfasst, der Rest aber – einschliesslich des «Kgl. Preuss. Reg. Bez. Grossbritannien» – gehört zu Deutschland.¹⁹ Und der Autor Carl Siwinna entlarvt 1908 auf recht schwerfällige, aber dennoch eindrucksvolle Art die Kriegspropheten auf beiden Seiten des Ärmelkanals.²⁰

Besonders die Kriegstreiber unter den Propheten eines kommenden Konflikts müssen gemeinsam mit jenen eher pessimistischen Autoren betrachtet werden, die – höchst scharfsichtig – voraussahen, dass ein grosser europäischer Krieg eine Katastrophe bedeuten würde. H.G. Wells «War in the Air» (1908) [deutsch: «Der Luftkrieg» (1909)] behandelt – anders als Rudolf Martin – eine Apokalypse, in der die europäische Zivilisation durch Bombardements von Luftschiffen «gesprengt wird», die nur «Ruinen und unbestattete Tote und geschrumpfte, gelbgesichtige Überlebende in tödlicher Apathie» zurücklassen.²¹ Eines der einflussreichsten unter den britischen Büchern zum Thema eines zukünftigen Krieges argumentierte, die Konsequenzen auf wirtschaftlichem Gebiet würden derart katastrophal sein, dass es einfach nicht zum Kriege kommen würde: Norman Angells Werk «The Great Illusion» [deutsch: «Die grosse Täuschung» (1910)] wurde zumindest von vielen Lesern so verstanden.

Nicht alle deutschen Kriegspropheten zählten gleichermassen zu den «Falken». In seinem Werk «Der Zusammenbruch der alten Welt» (1906) sagte «Seestern» (das ist: Ferdinand H. Grauthoff, der Herausgeber der *Leipziger Neuesten Nachrichten*) voraus, dass eine recht unbedeutende Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Grossbritannien wegen einer kolonialen Streitfrage – etwa um Samoa – zum «Zusammenbruch und Ruin» und gar zur «Auslöschung» der «friedlichen Zivilisation» führen könne. Als Vergeltungsmassnahme greift schliesslich die Royal Navy Cuxhaven an und entfesselt damit einen europäischen Krieg. Dieser erweist sich für beide Seiten in katastro-

phaler Weise als kostspielig. Die Geschichte endet mit einer hellsichtigen Prognose, die von dem konservativen Premierminister Arthur Balfour formuliert wird:

«Diese beiden Tatsachen bedeuten nichts mehr und nichts weniger, als dass die Entscheidung über die Geschicke der Welt nicht mehr in der Hand der beiden Seemächte der germanischen Völker liegt, nicht mehr bei England und Deutschland steht, sondern zu Lande Russland zugefallen ist und zur See von der amerikanischen Union abhängt.»²²

Aus einer ähnlichen Gemütslage heraus fasste Karl Bleibtreu in seinem Werk «Die ‚Offensiv-Invasion‘ gegen England» (1907) einen katastrophalen Schlag der deutschen Flotte gegen britische Marinestützpunkte ins Auge.²³ Obwohl sie dem Gegner schwere Verluste zufügen, können bei Bleibtreu die Deutschen angesichts der britischen Blockade nicht durchhalten, das Ergebnis ist wiederum eine Schwächung beider Seiten.²⁴ Die erwähnten Bücher von Grauthoff und Bleibtreu enden jeweils mit feurigen und recht modern klingenden Aufrufen zur europäischen Einheit.

Ganz offensichtlich kann uns die Tatsache, dass so viele unterschiedliche Autoren die Notwendigkeit spürten, sich irgendeine Art von zukünftigem Krieg vorzustellen, leicht zu dem Schluss führen, dass im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ein Krieg höchstwahrscheinlich war. Wie wir noch sehen werden, war die Erwartung eines Angriffs der Deutschen auf die Britischen Inseln das populärste aller Szenarien, doch die strategische Wirklichkeit sah anders aus. 90 Prozent der literarischen Darstellungen eines zukünftigen Krieges ignorieren die technischen Zwänge, denen sich die Heere, Seestreitkräfte und Luftflotten aller Seiten stellen mussten. Nur einige wenige Vorkriegsautoren haben mit einem gewissen Grad von Genauigkeit vorhergesagt, wie ein zukünftiger Krieg aussehen würde.

Einer von ihnen war Friedrich Engels, der im Jahre 1887 folgende Vorstellung entwickelte:

«Und endlich ist kein anderer Krieg für Preussen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahlfressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreissigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnot, Seuchen, allgemeine, durch akute Not hervorgerufene Verwilderung der Heere wie der Volksmassen; rettungslose Ver-

wirung unsres künstlichen Betriebs in Handel, Industrie und Kredit, endend im allgemeinen Bankrott; Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, dass die Kronen zu Dutzenden über das Strassenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit, vorherzusehn, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird; nur ein Resultat ist absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schliesslichen Siegs der Arbeiterklasse.»²⁵

1890 umriss Helmut Moltke d.Ä., der frühere Chef des deutschen Generalstabs, bei seiner letzten Reichstagsrede eine nicht unähnliche Vorstellung von einer gewaltigen Katastrophe:

«Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg... Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die grössten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, dass sie sich für überwunden erklärte, dass sie auf harte Bedingungen hin Frieden schliessen müsste, dass sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreissigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert!»²⁶

Die detaillierteste unter diesen richtigen Vorhersagen über einen zukünftigen Krieg stellte das Werk eines Mannes dar, der weder Sozialist noch Soldat war. In seinem Werk «Die ökonomischen Erschütterungen und materiellen Verluste des Zukunftskrieges» (Band 4 des sechsbändigen Werks «Der Krieg», 1899) gab der Warschauer Ivan Stanislavovich Bloch (Johann von Bloch) zwei Gründe an, warum ein zukünftiger grosser europäischer Krieg in Bezug auf seinen Umfang und seine Destruktivität beispiellos sein würde.²⁷ Erstens habe die Entwicklung der Militärtechnik das Wesen des Krieges in einer Art und Weise verändert, die den schnellen Sieg eines Angreifers ausschliesse. «Die Tage des Bajonetts seien gezählt»; auch Kavallerieangriffe seien nicht mehr vorstellbar. Dank der gesteigerten Schnelligkeit und Genauigkeit des Gewehrfeuers, der Einführung von Schiesspulver mit schwacher Rauchentwicklung, der erhöhten Durchschlagskraft von Geschossen und der grösseren Reichweite und Stärke von Hinterladungskanonen könne es nicht mehr zu den

herkömmlichen, mit Akribie geplanten Schlachten kommen. Anstelle des Kampfes Mann gegen Mann würden die Soldaten, die das Schicksal im offenen Feld ereile, «einfach fallen und sterben, ohne überhaupt irgendetwas zu sehen oder zu hören». Aus diesem Grunde werde «der nächste Krieg ein gewaltiger Grabenkrieg sein». Nach Blochs sorgfältigen Berechnungen würden 100 Männer in einem Graben imstande sein, eine angreifende Einheit zu töten, die bis zu 400 Soldaten umfasste, wenn die Angreifer versuchten, eine etwa 300 Meter breite «Feuerzone» zu durchqueren. Zweitens bedeute das Wachstum der europäischen Armeen, dass in jeden Krieg zehn Millionen Mann hineingezogen und die Kämpfe sich «über eine enorme Front hinziehen» würden. Obgleich, besonders unter den Offizieren, gewaltige Todesraten zu erwarten seien, «werde der nächste Krieg ein lang dauernder Krieg sein».²⁸ Drittens und infolge von all dem würden die ökonomischen Faktoren das «vorherrschende und entscheidende Element» sein. Der Krieg würde «die Erschütterung der gesamten Industrie und die Abtrennung von allen Versorgungsquellen [mit sich bringen] (...). Der zukünftige Krieg [bedeute] nicht Kampf, sondern Hunger, nicht das Dahinschlachten von Menschen, sondern den Bankrott von Staaten und die Auflösung der gesamten gesellschaftlichen Organisation.»²⁹

Die Unterbrechung des Handels würde die Nahrungsmittelversorgung in jenen Ländern treffen, die von der Einfuhr von Getreide und anderen Nahrungsmitteln abhängig sind. Das Verteilungssystem würde schwer gestört. Es käme ausserdem zu gravierenden finanziellen Belastungen, zur Knappheit an Arbeitskräften und schliesslich zu sozialer Instabilität.

All dies erwies sich als weitsichtig. Doch selbst Bloch irrte im Hinblick auf mehrere wichtige Punkte. Er hatte zum Beispiel unrecht, wenn er meinte, der nächste Krieg würde von Russland und Frankreich auf der einen Seite und auf der anderen von Deutschland, Osterreich-Ungarn und Italien geführt werden – doch war dieser Irrtum 1899 verständlich. Er lag auch falsch, wenn er meinte, «der Stadtmensch unserer Zeit sei nicht in dem Masse wie der Bauer fähig, seine Nächte in feuchten und wenig Schutz bietenden Stellungen im Freien zu verbringen», und aus diesem Grunde und wegen seiner Fähigkeit zur Selbstversorgung aus der eigenen Landwirtschaft «würde Russland besser imstande sein, einen Krieg auszuhalten als die höher organisierten Nationen».³⁰ Bloch überschätzte auch die britische Dominanz zur See. Eine See-streitkraft, die kleiner als die britische sei, so argumentierte er, sei «vollkom-

men wertlos (...); eine Flotte, die nicht überlegen ist, stellt nur eine Geisel in den Händen der Macht dar, die die Seeherrschaft innehat». Aus diesen Gründen gehöre Grossbritannien «in eine andere Kategorie als alle anderen Nationen». ³¹ Es stellte sich die Frage: Was sollte eine andere Macht daran hindern, eine Flotte zu bauen, die gross genug war, um die britische Seeherrschaft herauszufordern? Die Schlussfolgerung, die Bloch aus seiner Analyse zog, war letzten Endes allzu optimistisch. Sie lautete nämlich, ein Weltkrieg sei nicht «machbar», und jeder Versuch, ihn dennoch zu realisieren, werde einem Selbstmord gleichkommen. ³²

Die Rezeption hat Bloch Züge eines naiven Idealisten zugeschrieben, zu Unrecht, wie der von ihm angefügte Zusatz unterstreicht, schliesslich könnten Staaten sich und ihre Nachbarn in eine entsetzliche Reihe von Katastrophen stürzen, die möglicherweise zum Ende aller zivilisierten und geordneten Herrschaftsformen führen würden. ³³

Lohnschreiber und Spukgeister

Jene, die versuchten, ein anschauliches Bild von einem zukünftigen Krieg zu entwickeln, hatten vornehmlich zwei Motive: Sie wollten eine hohe Auflage ihrer Bücher (oder der Zeitungen, die die Texte in Fortsetzung abdruckten) erreichen, und sie wollten eine bestimmte politische Sichtweise propagieren. So kommt es, dass William Le Queux' überspannte Phantasien für den englischen Zeitungsunternehmer Lord Northcliffe gutes Material abgaben. (Der Verleger veränderte die Marschroute der einmarschierenden Deutschen in der Zeitungsversion des Romans, so dass sie durch Städte führte, in denen eine grosse potentielle Leserschaft des *Daily Mail* lebte.) Sein Konkurrent D.C. Thompson veröffentlichte «Spies of the Kaiser» in den *Weekly News*; zuvor liess er Anzeigen erscheinen, in denen er den Lesern zehn Pfund für Informationen über «ausländische Spione in Grossbritannien» bot. ³⁴ «Was fördert den Verkauf einer Zeitung?» wurde einmal einer der Redakteure von Lord Northcliffe gefragt. Er erwiderte: «Die erste Antwort lautet ‚Krieg‘. Der Krieg bringt nicht nur Nachrichten hervor, sondern er schafft auch eine Nachfrage. Die Faszination durch einen Krieg und alle Dinge, die damit Zusammenhängen, ist so tief verwurzelt, dass (...) eine Zeitung nur in der Lage zu sein braucht, auf ihrem Werbeplakat ‚eine grosse Schlacht‘ zu verkünden, damit

ihre Verkaufszahlen ansteigen.»³⁵ Nach dem Burenkrieg herrschte eine gewisse Knappheit an echten Kriegen, die für die britischen Leser interessant waren. Le Queux und seinesgleichen versorgten die Presse mit Ersatzstoff in Romanform. (Man empfindet Sympathie mit jenem deutschen Beamten, der sich weigerte, einem Mitarbeiter der *Daily Mail* in Berlin einen Pass auszustellen, «weil er glaubte, dass dieser Mann hauptsächlich daran arbeite, einen Krieg anzuzetteln».)³⁶

Die Gerüchtesfabrikanten trugen in Grossbritannien auch dazu bei, das politische Anliegen der Heeresreform voranzutreiben. Le Queux' «Invasion of 1910» befürwortete ganz offen ein System der allgemeinen Wehrpflicht, «mit der es niemals zu einer derartig entsetzlichen Katastrophe gekommen wäre». Ausserdem konnten die britischen Panikmacher indirekt eine Politik der Einwanderungsbeschränkung propagieren, indem sie Ausländer mit Spionen gleichsetzten: «Das kommt dabei heraus, wenn man London zur Zufluchtsstätte für sämtlichen ausländischen Abschaum der Erde macht», rief der Held von Oppenheims «A Maker of History» aus.³⁷

Autoren wie Le Queux spielten auch eine ausserordentlich wichtige Rolle bei der Schaffung eines modernen Nachrichtendienstes in Grossbritannien. Es kam zu einer unheiligen Allianz zwischen Schreiberlingen wie Le Queux und militärischen Karrieristen wie Oberstleutnant James Edmonds (dem späteren Autor der offiziellen britischen Kriegsgeschichte der Westfront) und Hauptmann Vernon Kell («Major K»). Es war vor allem auf die gemeinsame politische Beeinflussungstätigkeit dieser beiden Gruppierungen zurückzuführen, dass eine neue Gegenspionageinstitution, das «Secret Service Bureau» [Geheimdienstbüro] MO(t) [später MO5(g)] eingerichtet wurde. Es war weitgehend auf diese unheilige Allianz zurückzuführen, dass viele der in Grossbritannien zu Vorkriegszeiten eingehenden Nachrichten über Deutschland durch journalistische Spekulationen und das Wunschdenken von Mächteger-Spionfängern entstellt wurden.³⁸

Damit soll nicht behauptet werden, dass auf den Britischen Inseln überhaupt nicht spioniert wurde. Ganz gewiss verfügte die deutsche Marineführung über eine Anzahl von Agenten, deren Aufgabe es war, Nachrichten über die Royal Navy nach Berlin zu übermitteln. Zwischen August 1911 und dem Kriegsausbruch verhaftete MO5 etwa zehn der Spionage Verdächtige, und sechs dieser Verhafteten wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt.³⁹ Die briti-

schen Abwehragenten entdeckten auch einen Ring von 22 Spitzeln, die für Gustav Steinhauer arbeiteten, den deutschen Marineoffizier, der für Spionageoperationen in Grossbritannien zuständig war; bis auf einen wurden sie alle am 4. August 1914 verhaftet, doch wurde nur einem von ihnen der Prozess gemacht.⁴⁰ Wie Christopher Andrew festgestellt hat, errangen Kell und sein Stab von elf Mitarbeitern einen «vollständigen Sieg» über die deutsche Agentengefahr, wenn diese auch nur eine Bedrohung «drittklassiger» Art darstellte.⁴¹ Weitere 31 angebliche deutsche Spione wurden zwischen Oktober 1914 und September 1917 gefasst, von ihnen wurden 19 zum Tode und zehn zu Gefängnisstrafen verurteilt; bei 354 Ausländern wurde schliesslich «die Ausweisung empfohlen».⁴² Daneben verfügten die Deutschen ebenfalls über ein Netzwerk von militärischen Kundschaftern, die in der Nähe der West- wie der Ostgrenzen des Reiches in Gegenden, wo im Kriegsfall deutsche Truppen in Stellung gehen würden, Material zusammentrugen. Dieses Netzwerk bewährte sich in höchstem Masse, als es darum ging, die deutsche Regierung im August 1914 auf die russische Mobilmachung aufmerksam zu machen.⁴³

Auf der anderen Seite hatten auch die Briten Spione zur Informationsbeschaffung ins Ausland geschickt. Im Jahre 1907 hatte das Kriegsministerium damit begonnen, Berichte über die Umgebung von Charleroi in Belgien anfertigen zu lassen, wo im Falle eines Krieges mit Deutschland möglicherweise eine britische Landungsarmee würde kämpfen müssen.⁴⁴ Gleichzeitig versuchte James Edmonds ein Netz von Spionen des MO5 in Deutschland aufzubauen.⁴⁵ Seit 1910 war Fregattenkapitän Mansfield Smith-Cumming (ein pensionierter Marineoffizier, der sich für schnelle Autos und Flugzeuge begeisterte) offiziell von MO5 mit der Auslandsspionage beauftragt worden: Seine Auslandsabteilung war gleichsam der Embryo von SIS (der späteren legendären MI6).⁴⁶ In den Jahren 1910 und 1911 wurden in Deutschland der Agent Max Schultz (ein Schiffshändler aus Southampton, der die britische Staatsbürgerschaft erworben hatte) und vier deutsche Informanten verhaftet, sie alle kamen ins Gefängnis. Ein weiterer Agent, John Herbert-Spottiswood, wurde ebenfalls festgenommen, desgleichen zwei aus schierer Begeisterung handelnde Offiziere, die nicht dem Befehl von MO5 unterstanden und auf eigene Faust beschlossen hatten, während ihres Urlaubs die deutsche Küstenverteidigung zu inspizieren; und schliesslich versuchte ein Anwalt, der ein ehemaliger

Eton-Schüler war, ohne Erfolg, die Rolle eines Doppelagenten zu spielen.⁴⁷ Überdies gab es britische Spione in Rotterdam, Brüssel und St. Petersburg.⁴⁸ Die Akten der Auslandsabteilung bleiben weiterhin unzugänglich, so dass kaum zu beurteilen ist, wie gut Grossbritannien über die deutschen Kriegsplanungen informiert war. (Es war darüber nicht besonders gut informiert, wenn die Schwierigkeiten der britischen Landungstruppen im Jahre 1914, den Feind überhaupt auszumachen, einen Hinweis in dieser Richtung geben.) Die meisten Informationen, die von britischen Agenten zusammengetragen wurden, scheinen mit Unterseebooten und Zeppelin zu tun gehabt zu haben. Jedoch hielt es auf britischer Seite niemand für lohnend (oder mit den Regeln des Anstands für vereinbar), die Code-Schlüssel zu knacken, die fremde Mächte bei ihren militärischen Funksprüchen benutzten.

Überraschend ist, wie ernst die Behauptungen der Panikmacher von höheren britischen Beamten und von Ministern genommen wurden. In einem Bericht aus dem Jahre 1903 an das «Committee of Imperial Defence», ein ziviles Organ, das den Kontakt zwischen militärischen Planern und führenden Politikern gewährleisten sollte, führte Oberst William Robertson von der Spionageabteilung des Kriegsministeriums aus, dass im Falle eines Krieges gegen Grossbritannien Deutschlands «beste, wenn nicht einzige Chance für ein günstiges Ergebnis bei dieser Auseinandersetzung darin bestehen würde, einen Stich ins Herz des britischen Imperiums auszuführen, bevor die britische Flotte ihre volle Stärke zur Geltung bringen und Deutschland in die Defensive drängen könne, daher müsse man [Deutschlands] Flotte blockieren, seinen Handelsverkehr unterbinden und sein gewaltiges Heer überflüssig machen». Zwar gab Robertson zu, «dass Angriffe über das Meer hinweg unter allen Umständen sehr schwierige Unternehmungen darstellen; dass der Gegner dabei auf jeden Fall einen Hinweis auf die drohende Gefahr erhalte, da er über die Vorbereitungen nicht völlig im Ungewissen gehalten werden könne; und dass selbst, wenn die Überquerung des Meeres sicher gelänge, eine Streitmacht, die nach England eindringe, schliesslich würde feststellen müssen, dass ihre Fernmeldeverbindungen unterbrochen worden sind», dennoch, so hob er mit Nachdruck hervor, würden die Deutschen imstande sein, «eine Streitmacht von 150'000 bis 300'000 Mann (...) an der britischen Ostküste» an Land zu bringen:

«Wenn die Invasionstruppen einmal gelandet sind, könnten sie sich aus dem Lande heraus versorgen und mehrere Wochen lang ohne Unterstützung von aussen auskommen. In der Zwischenzeit könne man darauf hoffen, dass die moralischen Auswirkungen auf die dicht zusammenlebende englische Bevölkerung und die Erschütterung des Ansehens Grossbritanniens nicht zu einer vollständigen Unterwerfung, sondern zu einer vertraglichen Abmachung führen werde, durch die England zu einem Satelliten Deutschlands würde.»⁴⁹

Selbst König Edward VII. machte sich im Jahre 1908 Sorgen, dass sein Cousin, der Kaiser, einen «Plan» habe, «ein oder zwei Armeecorps nach England hinüber zu werfen und zu proklamieren, dass er nicht als Feind des Königs, sondern als der Enkel von Königin Victoria gekommen sei, um ihn [König Edward] vor der sozialistischen Bande zu retten, die im Begriff sei, das Land zu ruinieren».⁵⁰ Höhere Beamte des britischen Aussenministeriums teilten die gleiche Befürchtung: Der Unterstaatssekretär, Sir Charles Hardinge, der in Deutschland geborene Eyre Crowe und der Aussenminister Sir Edward Grey höchstselbst gingen allesamt davon aus, dass «die Deutschen die Frage einer Invasion studiert haben und weiterhin studieren».⁵¹

Der britische Aussenminister Grey zweifelte auch nicht daran, dass «eine grosse Anzahl deutscher Offiziere ihren Urlaub in diesem Lande verbringt, und zwar an verschiedenen Stellen entlang der Ost- und der Südküste (...) wo sie sich zu keinem anderen Zweck aufhalten, als strategisch bedeutsame Aufzeichnungen über unsere Küsten anzufertigen».⁵² Der britische Kriegsminister Richard Haldane stellte ähnliche Vermutungen an.

Wenn auch sein Vorgänger als Premierminister in aller Öffentlichkeit William Le Queux⁴ Behauptungen als Blödsinn abgetan hatte, so wies doch Asquith im Jahre 1909 einen speziellen Unterausschuss des «Committee of Imperial Defence» an, die Behauptungen von Le Queux und anderen über die Spionagetätigkeit fremder Mächte zu untersuchen. Auf der Grundlage des geheimen Berichts dieses Unterausschusses wurde schliesslich MO(t) gegründet.⁵³ In dem Bericht hiess es unter anderem: «Das Beweismaterial, das vorgelegt wurde, liess bei dem Unterausschuss keinen Zweifel bestehen, dass in diesem Lande ein ausgedehntes System deutscher Spionage existiert.»⁵⁴ Winston Churchill befahl als Innenminister während der zweiten Marokkokrise im Juli 1911 die Aufstellung von Soldaten an den Marinemagazinen rund um

London, damit nicht «20 entschlossene Deutsche (...) während einer Nacht gut bewaffnet auf der Bildfläche erschienen».⁵⁵ In der Realität gab es in Grossbritannien, ungeachtet aller Bemühungen von Kell und seinen Kollegen, die gefürchtete Schar aufzuspüren, keine Agenten des deutschen Heeres (im Unterschied zu solchen der Marine des Reiches).⁵⁶ Wie dem auch sei, waren die meisten der Informationen, von denen Le Queux und seinesgleichen annahmen, dass deutsche Spione sie zu beschaffen versuchten, ohne Weiteres gegen ein geringes Entgelt in Form von Karten des amtlichen Landvermessungsdienstes und der Admiralität käuflich zu erwerben. Unmittelbar nach Kriegsausbruch wurden etwa 8'000 verdächtige Ausländer auf der Grundlage einer Liste von 28830 Einwanderern, die im vorangegangenen April fertiggestellt worden war, überprüft; rasch wurde deutlich, dass diese Leute von keiner militärischen Organisation gesteuert wurden.⁵⁷ Doch im Dezember 1914 sprach der Sekretär des «Committee of Imperial Defence», Maurice Hankey, die Warnung aus, dass «sich 25'000 Deutsche und Österreicher im Vollbesitz ihrer körperlichen Kräfte in London auf freiem Fusse» befänden und imstande sein könnten, «auf einen Streich die meisten Kabinettsminister totzuschlagen».⁵⁸ Diese angebliche Geheimarmee nahm jedoch nie eine wahrnehmbare Gestalt an. Ebenso vergeblich war die Suche nach verborgenen Betonsokkeln, auf denen, so wurde behauptet, die Deutschen imstande sein würden, die schweren Belagerungsgeschütze ihrer Artillerie aufzustellen.

In Deutschland verfügten Schriftsteller der sogenannten «Kriegspartei» gleichfalls über ein politisches wie über ein kommerzielles Motiv für ihre Arbeit. Ein klassisches Beispiel in dieser Hinsicht stellte General Friedrich von Bernhardi dar, dessen Buch «Deutschland und der nächste Krieg» (1912) viel dazu beitrug, die britischen Befürchtungen über die Absichten Deutschlands zu steigern. Bernhardi, Militärschriftsteller und ehemaliger Generalstabsoffizier, bevor er sich dann früh in den Ruhestand zurückzog, verfügte über enge Verbindungen zu August Keim, dem Führer des Deutschen Wehrvereins, eines Interessenverbandes, der für die Vergrößerung des Heeres eintrat. Bernhardis Buch, das oftmals als klassischer Text des preussischen Militarismus angesehen wird, muss man nachgerade als Propagandaschrift des Wehrvereins verstehen, die nicht nur den Pazifismus und Antimilitarismus der Linken angreift, sondern auch die angebliche Verzagtheit der Reichsregierung wä-

rend der zweiten Marokkokrise, und die – vor allem – die Argumente attackiert, die von konservativen Kreisen innerhalb des preussischen Militärs für die Beibehaltung eines relativ kleinen Heeres vorgebracht wurden.⁵⁹

Die Politik des Militarismus

Der wichtige Gesichtspunkt, der hier zu beachten ist, besteht darin, dass sowohl in Grossbritannien als auch in Deutschland die Befürworter einer gesteigerten Bereitschaft zur militärischen Konfrontation nur begrenzten Erfolg hatten und es ihnen sicherlich nicht gelang, die Mehrheit der Wähler auf ihre Seite zu ziehen. In Grossbritannien stiessen die Argumente für eine Verbesserung der «nationalen Leistungsfähigkeit» zweifellos nach den Enttäuschungen des Burenkrieges auf ein weit verbreitetes Interesse in allen Facetten des politischen Spektrums.⁶⁰ Doch wenn konkrete Vorschläge zur Steigerung der militärischen Einsatzkraft Grossbritanniens – wie etwa die Einführung der Wehrpflicht – vorgebracht wurden, erwiesen sich diese als politisch unpopulär. Die «National Service League» [Verband für allgemeine Wehrpflicht], gegründet von George Shee, zählte auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung im Jahre 1912 98'931 Mitglieder und weitere 218'513 «Unterstützer» (die gerade einen Penny zahlten). Nicht mehr als 2,7 Prozent der männlichen Bevölkerung zwischen 15 und 49 Jahren gehörten dem Volunteer Force [Freiwilligen-Korps] an.⁶¹ Und die von Baden-Powell geschaffenen Boy Scouts [Pfadfinder] hatten im Jahre 1913 150'000 Mitglieder: Das war nur ein Bruchteil der männlichen Jugend der Nation.⁶² Der Gedanke an eine allgemeine Wehrpflicht sprach eine seltsame Mischung von pensionierten Offizieren, Sozialisten und Geistlichen an (wie etwa jenen Vikar in Hampshire, der seine 2'000 Pfarrkinder mit einem Pamphlet unter dem Titel «Religiöses Denken und Wehrpflicht» beglückte). Wie Summers eingeräumt hat, besaßen die verschiedenen patriotischen Verbände buchstäblich «keinerlei Bedeutung bei Wahlen».⁶³

In Frankreich ertönten unter der Regierung von Raymond Poincaré (Januar 1912 bis Januar 1913) und während der darauffolgenden Zeit seiner Präsidentschaft nicht nur Forderungen nach einem *réveil national*, sondern man handelte, und es war – höchst symbolträchtig – ein Nationalfeiertag zu Ehren von Jeanne d'Arc eingeführt worden. General Joseph Joffre wurde zum «Chef d'état-major général» ernannt, ein neu geschaffener Posten, der ihm das Ober-

kommando über das Heer in Kriegszeiten sicherte. Ausserdem wurde ein Gesetz verabschiedet, das die militärische Dienstpflicht von zwei auf drei Jahre verlängerte. Die Lehrgewerkschaft «Syndicat des instituteurs» wurde aufgelöst, weil sie eine antimilitaristische Organisation, die «Sou du Soldat», unterstützte.⁶⁴ Gleichwohl sollte die Wiederbelebung des Nationalismus nicht überbewertet werden. All dies hatte weniger mit auswärtigen Angelegenheiten zu tun als mit innenpolitischen Auseinandersetzungen über eine Reform des Wahlrechts und des Steuersystems. Es gab keinen Versuch, den Handelsvertrag zunichte zu machen, den Joseph Caillaux als Finanzminister unter Georges Clemenceau im Jahre 1911 mit Deutschland ausgehandelt hatte, und es war Italien und nicht Deutschland, mit dem sich Poincaré nach einem kleinen Flottenzwischenfall Anfang 1912 auf eine Konfrontation einliess. Die Möglichkeit der Wahl eines antideutschen Ministerpräsidenten in der Person von Théophile Delcassé wurde nicht wahrgenommen. Nur eine Minderheit der Abgeordneten – etwas mehr als 200 von 654 – sind als Anhänger eines Wiederauflebens des Nationalismus zu bezeichnen, und nicht weniger als 236 Deputierte verweigerten dem Gesetz über die dreijährige Wehrpflicht ihre Zustimmung.⁶⁵

Naturgemäss ist weit mehr historische Forschung über die deutsche radikale Rechte getrieben worden, da man deren Bestandteile als Vorläufer des Nationalsozialismus ansehen kann. Die Arbeiten von Geoff Eley, Roger Chickering und anderen über das Wesen der radikal-nationalistischen Organisationen, die vor 1914 für eine forcierte Aufrüstung eintraten, haben sicherlich vieles geleistet, um die Ansicht in Frage zu stellen, dass es sich hier bloss um Chiffren für die konservativen Eliten handelte. Selbst wenn sie (wie im Falle des Flottenvereins) gegründet wurden, um in der Öffentlichkeit in einer Art und Weise Unterstützung für die Regierungspolitik zu mobilisieren, die man durchaus als «manipulativ» bezeichnen kann, so zogen Organisationen dieser Art doch Anhänger an, deren militaristische Neigungen über die offiziellen Intentionen so sehr hinausschossen, dass sie sich allmählich zu einer Art von «nationaler Opposition» entwickelten. Eley zufolge zeigte sich hier die Mobilisierung bislang politisch apathischer Gruppen hauptsächlich des Kleinbürgertums – es handelte sich also um ein populistisches Element, das die Dominanz der «Eliten von Besitz und Bildung» im bürgerlichen Vereinsleben

herausforderte.⁶⁶ Dies war Bestandteil einer «Neugestaltung» der Rechten, die Eleys Ansicht nach eine Präfiguration der dann in der Nachkriegszeit stattfindenden Verschmelzung zwischen konservativen Eliten, radikalen Nationalisten, Interessengruppen der unteren Mittelklasse und Antisemiten zu einer einzigen politischen Bewegung – nämlich dem Nationalsozialismus – bedeutete.⁶⁷

Die Vorstellung, dass sich die ungeheure Vielzahl der beteiligten politischen Interessenverbände allmählich zu einer homogenen Einheit verschmolz, die man «die Rechte» nennen kann, berücksichtigt nicht in ausreichendem Masse die Komplexität, ja sogar Vieldeutigkeit des radikalen Nationalismus. Hinzu kommt: Wenn man versucht, die radikale Rechte mit einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe – nämlich dem Kleinbürgertum – gleichzusetzen, dann ignoriert man die fortwährende Dominanz der Elite des *Bildungsbürgertums* nicht nur in radikalnationalistischen Organisationen, sondern auch bei der Entwicklung der radikalen nationalistischen Ideologie.

An den Höhepunkten ihrer Entwicklung behaupteten die wichtigsten deutschen radikal-nationalistischen Organisationen 540'000 Mitglieder zu besitzen, die Mehrheit davon (nämlich 331'900) gehörte dem Flottenverein an.⁶⁸ Diese Zahl lässt jedoch das Niveau der Teilhabe als allzu beträchtlich erscheinen: Einige Leute waren enthusiastische Mitglieder von mehr als einem dieser Verbände oder Organisationen⁶⁹, während andere bloss «Karteileichen» darstellten, die sich aufgrund der sehr niedrigen Mitgliedsbeiträge zum Beitritt hatten überreden lassen.⁷⁰ Die soziale Zusammensetzung der Mitgliedschaft des Wehrvereins ist nicht geeignet, die Auffassung zu bestätigen, hier handele es sich um eine Massenbewegung der unteren Mittelschichten. Von den 28 Männern, die dem Vorstand des Stuttgarter Ortsvereins angehörten, waren acht Heeresoffiziere, weitere acht höhere Beamte und sieben Geschäftsleute; und als sich die Organisation in manchen Städten Brandenburgs, Sachsens, den hanseatischen Hafenstädten und darüber hinaus ausbreitete, zog sie «Notabein» ähnlicher Art an: Beamte in Posen; Akademiker in Tübingen; Geschäftsleute in Oberhausen.⁷¹ Das Bild, das der Alldeutsche Verband bietet, ist nicht viel anders; zwei Drittel seiner Mitglieder waren Akademiker.⁷²

Dagegen war der einzige «volkstümliche» nationalistische Verband, der Wehrverein, was seine Ideologie betraf, alles andere als radikal – diesem Ver-

band konnte jeder beitreten, der seinen Militärdienst geleistet hatte. Und hier handelte es sich um den grössten aller deutschen Vereine: Er hatte 2,8 Millionen Mitglieder, und 1912 übertraf seine Mitgliederzahl sogar die SPD, die grösste politische Partei in Europa. Doch wie sich an seinen Treueiden auf den Monarchen und seinen Festzügen am Sedanstag zeigte, war der Kriegerverein ideologisch durch und durch konservativ. Nach den Worten des preussischen Innenministers im Jahre 1875 stellte er «ein nicht hoch genug zu schätzendes Mittel [dar] (...) um die loyale Gesinnung (...) in den unteren Mittelklassen rege zu halten»⁷³.

Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Bedeutung radikaler Ausprägungen des Protestantismus für den radikalen Nationalismus der wilhelminischen Zeit. In protestantischen Predigten zum Thema Krieg zwischen 1870 und 1914 entwickelte sich «Gottes Fügung» schrittweise zu «Gottes Führung», und es verdient festgehalten zu werden, dass militaristische Stimmungen keineswegs das Monopol orthodox-protestantischer Geistlicher wie Reinhold Seeberg waren: Liberale Theologen wie Otto Baumgarten beriefen sich besonders gern auf einen sogenannten «*Jesu-Patriotismus*».⁷⁴ Angesichts einer solchen Konkurrenz fühlten sich auch Teile der deutschen Katholiken zu dem Bekenntnis aufgerufen, dass sie sich «von niemanden an Liebe zu Fürst und Vaterland übertreffen lassen».⁷⁵

Die Ansichten auf Seiten der «Diener des Herrn» sollten sich als einflussreich erweisen. Ein Grossteil der Rhetorik des Alldeutschen Verbands beispielsweise spielte mit Entschiedenheit auf die «letzten Dinge» an. So erklärte Heinrich Class, einer der radikalsten Führer des Verbandes: «Heilig sei uns der Krieg, wie das läuternde Schicksal, denn er wird alles Grosse und Opferbereite, alles Selbstlose wecken in unserem Volke und seine Seele reinigen von den Schlacken der selbstischen Kleinheit.»⁷⁶ Der Wehrverein stellte einen überwiegend protestantischen Verband dar; sein Gründer war ein Mann, der aus dem Flottenverein ausgeschlossen worden war, weil er die katholische Zentrumspartei angegriffen hatte. Doch nicht nur radikale Nationalisten spiegelten den Tonfall des zeitgenössischen Protestantismus wider. Der jüngere Moltke war durch seine Frau und seine Tochter mit dem Theosophen Rudolf Steiner in Berührung gekommen. Sein Vorgänger Graf Alfred von Schlieffen war dagegen Anhänger des asketischen Herrnhuter Pietismus.⁷⁷ Auch ist es keineswegs irrelevant, dass Schlieffen seine Korrespondenz gern nach Art ei-

nes Akademikers mit «Dr. Graf Schlieffen» unterzeichnete: Viele Elemente des Vorkriegsmilitarismus und des radikalen Nationalismus hatten in gleichen Masse in den Universitäten wie in den Kirchen ihre Wurzeln. Dies sollte jedoch selbstverständlich nicht überbetont werden. Die deutschen Akademiker waren keineswegs eine homogene «Leibgarde des Hauses Hohenzollern»; und «Medienstars» unter den wilhelminischen Gelehrten wie der Alldeutsche Dietrich Schäfer stellten in vielfacher Hinsicht eine Ausnahme dar, wenn sie selbst in ihren Antrittsvorlesungen radikalnationalistische Attitüden pflegten.⁷⁸

Auf der anderen Seite gab es viele Zweige der Wissenschaft und nicht zuletzt die Geschichtswissenschaft, die bedeutende Beiträge zur Entwicklung der radikal-nationalistischen Ideologie lieferten. Die Geopolitik, ein Abkömmling der Geographie wie auch der Geschichte, war ungemein einflussreich, insbesondere durch die Verbreitung der Vorstellung einer «Einkreisung». Ein studierter Philosoph wie Bethmann Hollwegs Privatsekretär Kurt Riezler konnte in seinem unter dem Pseudonym J.J. Ruedorffer erschienenen Werk «Grundzüge der Weltpolitik» den als unvermeidlich angesehenen Machtkonflikt zwischen den Staaten in Begriffen erörtern, die von Schopenhauer stammten.⁷⁹ Für andere stellten Rassentheorien eine Rechtfertigung des Krieges dar. Admiral Georg von Müller sprach davon, dass man die germanische Rasse gegen die Slawen und Romanen schützen müsse.⁸⁰

Es gab schliesslich an den Universitäten Germanisten, die im Jahre 1913 einen Kongress über das Thema abhielten: «Die Vernichtung des undeutschen (...) und (...) die Propagierung der Überlegenheit des deutschen Wesens.»⁸¹ Zu den Mitgliedern des Wehrvereins zählten unter anderem Archäologen und Ophthalmologen.⁸² Und als der Alldeutsche Otto Schmidt-Gibichenfels in der Zeitschrift *Politisch Anthropologische Revue* den Krieg als unverzichtbaren Kulturfaktor bezeichnete, fasste er damit dessen Bedeutung für die deutsche Bildungselite mustergültig zusammen.⁸³ Während des Weltkrieges gab Kurd von Stranz, ein weiteres Mitglied des Wehrvereins, etwas von sich, was in solchen Zirkeln ein Gemeinplatz darstellte, als er erklärte, es komme nicht auf den Verlust von ein paar Kolonien oder ein paar Milliarden an, es gehe vielmehr um etwas Geistiges.⁸⁴

Thomas Manns «Betrachtungen eines Unpolitischen» wurden zum klassischen Dokument der Kriegszeit, in dem die Überzeugung artikuliert wurde,

dass Deutschland gegen Englands trübselige, salbungsvolle, materialistische *Zivilisation* und damit für die *Kultur* zum Kampf antrete.⁸⁵

Die Anfälligkeit der gebildeten Mittelschicht für den radikalen Nationalismus erklärt das hohe Mass an Kontinuität innerhalb der Entwicklung, die vom deutschen Nationalliberalismus zum radikalen Nationalismus führte.⁸⁶ Max Webers Freiburger Antrittsvorlesung ist ein berühmtes Beispiel für den Ruf nach einer neuen Ära des Nationalliberalismus, der den Anforderungen der *Weltpolitik* zu entsprechen habe.⁸⁷ Es lassen sich noch viele andere Resonanzen dieser Art ausmachen, Versuche, einen Vereinigungsmythos zu beschwören, die für die Nationalliberalen enorme Bedeutung besaßen. So stammte beispielsweise ein bedeutender Beitrag aus dem Kreis der historischen Wissenschaft. So riefen wilhelminische Verfechter der Vorstellung von *Mitteuropa* als einer von Deutschland beherrschten Zollunion – später eines der offiziellen Kriegsziele Deutschlands – die Rolle des Deutschen Zollvereins unter Führung Preussens beim deutschen Vereinigungsprozess wieder wach.⁸⁸ Vor allem arbeiteten die Nationalliberale Partei und der Wehrverein bei den Auseinandersetzungen um die Wehrvorlagen von 1912 und 1913 eng zusammen. Keim selber mag durchaus den Anspruch erhoben haben, dass militärische Angelegenheiten nichts mit Parteipolitik zu tun haben, und er mag versucht haben, sowohl in den konservativen Parteien als auch bei den Nationalliberalen Reichstagsabgeordnete anzuwerben; aber die Rhetorik des «Unpolitischen» zählte zum alten Betriebskapital der deutschen Nationalisten, und in der Praxis hatte er die grössten Erfolgchancen durch enge Zusammenarbeit mit dem nationalliberalen Führer Ernst Bassermann. Das Motto des letztgenannten, Bismarck lebe im Volke, aber nicht in der Regierung weiter, vermittelt ein Gefühl für den nationalliberalen Kern des «radikalen Nationalismus», der Historiker Friedrich Meinecke bediente sich einer ähnlichen Sprache.⁸⁹ Und es war der badische Nationalliberale Edmund Rebmann, der im Februar 1913 erklärte: «Wir haben unsere Waffen, und wir wollen sie brauchen, der Teufel soll uns holen, wenn wir nicht wieder dieselbe Sache erhalten wie im Jahre 1870.»⁹⁰ Es gab im Bereich des deutschen radikalen Nationalismus überhaupt bemerkenswert wenig, was wirklich neu war: Im Kern setzte er sich wie in den 1870er Jahren aus geschichtsbewussten Notabein der oberen Mittelschicht zusammen.

Selbstverständlich gab es zudem jene, die sich durch ihre revolutionären Impulse weit über die politischen Grenzen des altehrwürdigen deutschen Liberalismus hinaustreiben liessen. Aus heutiger Sicht erschreckend sicher vorausschauend behauptete Heinrich Class, seit 1908 der Führer der radikalen Alldeutschen, selbst ein verlorener Krieg sei willkommen, denn er würde «die heutige innere Zerrissenheit (...) zum Chaos steigern» und so dem «machtvollen Willen eines Diktators» zum Durchbruch verhelfen.⁹¹ Angesichts all dessen kann es kaum überraschen, dass Angehörige des Wehrvereins schliesslich in den 20er Jahren in den Armen der NSDAP landeten.⁹² Selbst der Kaiser wählte sich Napoleon zum Vorbild, wenn er sich in seinen Tagträumen mit einer diktatorischen Macht beschäftigte, über die er gar nicht verfügte.⁹³ In diesem Lichte betrachtet, ist Modris Eksteins auf flüchtigen Eindrücken beruhende Behauptung, der Erste Weltkrieg sei das Resultat einer kulturellen Konfrontation zwischen einem revolutionären, modernistischen Deutschland und einem konservativen Grossbritannien gewesen (welche andere Bedenken man auch immer in dieser Hinsicht haben mag), der älteren Ansicht vorzuziehen, die darauf hinausläuft, dass der Krieg durch die Entschlossenheit eines konservativen Deutschlands verursacht wurde, das dynastische Staatsideal gegen das moderne, revolutionäre und nationaldemokratische Prinzip der Volkssouveränität zu verteidigen. Diese Konfrontation machte sich erst geltend, nachdem US-Präsident Woodrow Wilson im Oktober 1918 zu erkennen gab, Vorbedingung eines Waffenstillstands sei die deutsche Revolution.⁹⁴ Es bleibt dennoch die Frage, wie weit der radikale Nationalismus in Deutschland sich vor 1914 wirklich vom Chauvinismus in anderen europäischen Ländern unterschied. Nach Ekstein gibt es gute Gründe für die Annahme, dass die Ähnlichkeiten grösser waren als die Unterschiede.⁹⁵

Antimilitarismus

Sich offen als solcher deklarierender «Pazifismus» – das Wort wurde 1901 geprägt – zählte ohne Zweifel zu den am wenigsten erfolgreichen politischen Bewegungen des frühen 20. Jahrhunderts.⁹⁶ Doch wenn man sich in diesem Zusammenhang nur mit jenen beschäftigt, die sich selber als Pazifisten bezeichnen, dann unterschätzt man das Ausmass des volkstümlichen Antimilitarismus in Europa.

In Grossbritannien gewann die liberale Partei drei Wahlen hintereinander, nämlich die von 1906 sowie jene von Januar und Dezember 1910 (die dritte allerdings zugegebenermassen mit Unterstützung der Labour Party und der irischen Nationalisten) gegen eine deutlich militaristischer gesonnene Opposition von Konservativen und Unionisten. Das nonkonformistische Gewissen, der sich auf Cobden berufende Glaube an den Freihandel und den Frieden, die von Gladstone (1809-1898) geprägte Bevorzugung des Völkerrechts gegenüber der Realpolitik sowie die Abneigung des grossen alten Mannes gegen übermässige Militärausgaben und die historisch gewachsene Ablehnung einer grossen Armee – all dies zählte zu den liberalen Traditionen, die eine Friedenspolitik zur Folge zu haben schienen. Zusätzlich könnte man dann noch die beständige und höchst erregte vorrangige Beschäftigung der Partei mit Irland und mit der Reform des Parlamentarismus erwähnen.⁹⁷ All dies ergänzte der «neue Liberalismus» der edwardianischen Epoche noch um ein Interesse an unverteilter öffentlicher Finanzpolitik und an «sozialen» Fragen sowie durch eine Vielzahl von einflussreichen Theorien, wie jene von J.A. Hobson über die böartige Beziehung zwischen Finanzinteressen, Imperialismus und Krieg oder die von H.W. Massingham über die Gefahren der Geheimdiplomatie und die Unredlichkeit der Doktrin vom Gleichgewicht der Kräfte. Solche Ideen waren in der liberalen Presse ungeheuer stark verbreitet – dies gilt insbesondere für den *Manchester Guardian*, den *Speaker* und die *Nation*TM

Einige liberale Autoren in Grossbritannien waren allerdings weniger pazifistisch eingestellt, als man manchmal meint. Eine der bekanntesten Ausdrucksformen liberaler Stimmungen in der Zeit von 1914 stellt Norman Angells Traktat «The Great Illusion» (erstmalig 1910 unter diesem Titel publiziert), «Die grosse Täuschung. Eine Studie über das Verhältnis zwischen Militärmacht und Wohlstand der Völker» (1910) dar.⁹⁹ Oberflächlich betrachtet wirkt Angells Buch geradezu als ein Muster pazifistischer Argumentationsweise. Krieg, so seine Annahme, sei ökonomisch irrational: Die Belastungen der Staatshaushalte durch die Rüstung sind übermässig hoch, es erweist sich immer wieder als schwierig, Entschädigungen aus besiegten Ländern zu «kasieren», «der Handel kann durch militärische Macht weder zerstört noch erobert werden», und die Kolonien stellen keine Einnahmequelle für Steuern dar. «Worin besteht die eigentliche, die wirkliche Garantie eines guten Ver-

hältnisses zwischen zwei Staaten?» fragt Angell und gibt die Antwort: «Es ist die komplizierte, gegenseitige Abhängigkeit, die, nicht im wirtschaftlichen Sinne allein, sondern in jedem Sinne überhaupt, verursacht, dass der unentschuld bare, ungerechtfertigte Angriff des einen Staates auf die Rechte des anderen unvermeidlich auf die Interessen des angreifenden Staates zurückwirkt.»¹⁰⁰ Darüber hinaus ist ein Krieg auch in sozialer Hinsicht irrational, da die kollektiven Interessen, die die einzelnen Nationen zusammenhalten, weniger real sind als jene, die die Klassen untereinander verbinden, «[so] dass es sich eigentlich gar nicht um einen Streit zwischen Engländern und Russen handelt, sondern um einen Gegensatz der Interessen aller Fortschrittsfreunde – Russen sowohl wie Engländer – auf der einen Seite gegen Unterdrückung, Korruption und Unfähigkeit auf der anderen (...). Wir werden sehen, dass jedem Konflikt zwischen den Heeren oder Regierungen Englands und Deutschlands keineswegs der Gegensatz zwischen ‚deutschen‘ und ‚englischen‘ Interessen, sondern der Gegensatz zwischen Demokratie und Autokratie in beiden Staaten oder zwischen Sozialismus und Individualismus, Reaktion und Fortschritt zugrunde liegt, wie immer man ihn je nach dem soziologischen Standpunkt klassifizieren will.»¹⁰¹

Ausserdem stellt Angell die Ansicht in Frage, dass die allgemeine Wehrpflicht in irgendeiner Weise den moralischen Gesundheitszustand einer Nation verbessern würde: Die allgemeine Wehrpflicht bedeute im Gegenteil eine «Germanisierung Englands, ohne dass je ein deutscher Soldat unseren Boden betritt». Dass der Autor dieses Buches später ein entschiedener Befürworter des Völkerbunds, ein Unterhausabgeordneter der Labour Party und Friedensnobelpreisträger 1933 wurde, hat gewiss den pazifistischen Ruf seines Werkes befördert, wengleich dessen Kernargument lautete, dass Deutschland Grossbritannien nicht besiegen könne.

Viscount Esher – eine Schlüsselfigur im «Committee of Imperial Defence» und ein Mann, dessen «Hauptziel» es war (wie er im Januar 1911 schrieb), «die überwältigende Überlegenheit der britischen Imperial Navy aufrechtzuerhalten» – übernahm Angells Ideen mit Begeisterung.¹⁰² Admiral Fisher bezeichnete «Die grosse Illusion» als «himmlisches Manna (...)». Auf diese Weise erhielt der Mensch eine Kostprobe der Nahrung der Engel.»¹⁰³ Der wichtigste Leitartikler und stellvertretende Herausgeber der *Daily Mail*, H.W. Wilson,

legte seinen Finger auf die entscheidende Stelle, als er Northcliffe gegenüber spöttisch bemerkte: «Sehr clever, und es wäre schwierig, ein besseres Buch zur Verteidigung dieser bestimmten Thesen zu schreiben als das seine; wir wollen hoffen, dass es ihm besser gelingt, die Deutschen zum Narren zu halten, als mich zu überzeugen.»¹⁰⁴

Weiter links im politischen Spektrum jedoch, in der Labour Party, lag der Hort des echten Antimilitarismus. Fenner Brockways Schauspiel «The Devil's Business» [«Das Geschäft des Teufels»], das 1914 verfasst wurde, nahm anschaulich die Entscheidung der Regierung Asquith für den Krieg vorweg, wie sie sich einige Monate später ereignen sollte, doch das Stück schilderte das Kabinett als eine Versammlung blosser Marionetten der internationalen Rüstungsindustrie.¹⁰⁵ Die «Krämer des Todes» waren die Zielscheibe der Kritik von Henry Noel Brailsfords Buch «The War of Steel and Gold» (1914). Keir Hardie und Ramsay MacDonald zählten zu jenen in der britischen Labour-Bewegung, die den Gedanken an einen Generalstreik als Methode zur Verhinderung eines imperialistischen Krieges unterstützten. Gleichzeitig veranlassten seine Abneigung gegenüber dem zaristischen Russland und seine Sympathien für die deutsche Sozialdemokratie MacDonald dazu, vor 1914 gegen Aussenminister Sir Edward Greys deutschfeindliche Politik aufzutreten. Die SPD, so erklärte Ramsay Macdonald im Jahre 1909, habe «niemals einen Groschen für den Aufbau der deutschen Flotte bewilligt»; die Partei unternehme vielmehr «grossartige Bemühungen (...) Freundschaft zwischen Deutschland und uns zu schaffen».¹⁰⁶ Deutschfreundlichkeit war unter den Fabiern (Angehörige der gemässigt-sozialistischen Fabian Society) weitverbreitet, die nicht nur die SPD, sondern auch das deutsche System der Sozialversicherung als nachahmenswert betrachteten. Bezeichnenderweise waren Sidney und Beatrice Webb gerade im Begriff, zu einer halbjährigen Reise nach Deutschland aufzubrechen, um «Entwicklungen im staatlichen Handeln und im deutschen Genossenschaftswesen, den Gewerkschaften und den Berufsverbänden» zu untersuchen, als der Krieg im August 1914 ausbrach, und sie hatten einen grossen Teil des Monats Juli damit zugebracht, mit G.D.H. Cole und einer Gruppe von geradezu berauschten Oxforder «Gildensozialisten» über die Vorzüge der Sozialversicherung zu diskutieren.¹⁰⁷ George Bernard Shaw, ein Verehrer Richard Wagners, «befürwortete» 1912 «ein Bündnis mit Deutschland», modifizierte dies im folgenden Jahr insofern, als er eine

Dreierallianz gegen den Krieg zwischen England, Frankreich und Deutschland vorschlug und sich für eine Doppelvereinbarung aussprach: «Wenn Frankreich Deutschland angreift, dann verbinden wir uns mit Deutschland, um Frankreich eine Niederlage beizubringen, und wenn Deutschland Frankreich angreift, dann verbinden wir uns mit Frankreich, um Deutschland zu zerschmettern.»¹⁰⁸

In der Vorkriegszeit blühte die Deutschfreundlichkeit in Grossbritannien nicht nur auf der Linken. Als der deutsche Liberale Harry Graf Kessler den Austausch von Freundschaftsbekundungen zwischen deutschen und britischen Intellektuellen anregte, wurde sein Aufruf von britischer Seite durch die Unterschriften des Romanciers Thomas Hardy und des Komponisten Edward Elgar unterstützt. An den grossen alten Universitäten studierten Deutsche und Engländer in aufgeschlossenem Geist zusammen. Die Kriegsgegnerschaft von Bertrand Russell in Cambridge ist bekannt. In Oxford waren zwischen 1899 und 1914 335 deutsche Studenten immatrikuliert, davon im letzten Friedensjahr 33, von denen etwa ein Sechstel Rhodes-Stipendiaten waren. Zu den deutschen Oxfordstudenten zählten die Söhne des preussischen Ministers Fürst Hohenlohe, des Vizeadmirals Moritz von Heeringen und des Reichskanzlers Bethmann Hollweg (Balliol, 1908). Die Existenz von Studentenvereinigungen wie dem Hanover Club, der German Literary Society und der Anglo-German Society, die 1909 300 Mitglieder hatten, zeugt davon, dass es nach Überzeugung wenigstens eines Teils der britischen Studenten eine «Wahlverwandtschaft zwischen deutschem *Geist* und Oxforder *Kultur*» gab.¹⁰⁹ Die Mehrzahl der 1914 in Oxford verliehenen Ehrendoktorwürden erhielten Deutsche: Richard Strauss, Ludwig Mitteis (der Dresdener Klassizist), der Botschafter Fürst Lichnowsky und der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha; die Auszeichnung ehrte auch den österreichischen Völkerrechtler Heinrich Lammasch.¹¹⁰ 1907 war der Kaiser auf diese Art geehrt worden. Das Portrait, das zur Erinnerung an die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den deutschen Monarchen entstand, wurde in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wieder aufgehängt, nachdem es lange Zeit an einem unbekanntem Ort aufbewahrt worden war.¹¹¹

Der hohe Prozentsatz (28 Prozent) der Deutschen in Oxford, die dem Adelsstand angehörten, erinnert an die Verbindungen zwischen der deutschen und der britischen Hocharistokratie, die – insbesondere in der königlichen Familie

und ihrer Umgebung – naturgemäss ausserordentlich eng waren. Königin Victoria, die zur Hälfte deutscher Abstammung war, hatte ihren deutschen Vetter Albert von Sachsen-Coburg-Gotha geheiratet; zu ihren Schwiegersöhnen zählten der deutsche Kaiser Friedrich III., Prinz Christian von Schleswig-Holstein und Heinrich von Battenberg; und unter ihren Enkeln befanden sich der deutsche Kaiser Wilhelm II. und Prinz Heinrich von Preussen. Ähnliche dynastische Verbindungen existierten zwischen den Finanzeliten der beiden Länder: Dies gilt nicht nur für die Rothschilds, sondern auch für die Schröders, Huths und Kleinworts; sie alle waren führende Bankiersfamilien der Londoner City, die aus Deutschland stammten. Die Rothschilds pflegten weiterhin Verbindungen zu ihren deutschen Verwandten. Lord Rothschild war mit einer Verwandten aus Frankfurt verheiratet.¹¹²

In Deutschland hatte der Pazifismus zwar keine tief reichenden Wurzeln, und der deutschen Sozialdemokratie wurde eine «negative Integration» unterstellt (also eine Tendenz zum Konformismus angesichts der Verfolgung von staatlicher Seite).¹¹³ Es bleibt jedoch eine Tatsache, dass nur eine Minderheit unter den Deutschen Militaristen und von diesen wiederum nur eine Minderheit Englandfeinde waren. Im Jahre 1906 hatte der Reichskanzler Fürst Bülow jeden Gedanken an einen Präventivkrieg auf den Zeitpunkt vertagt, da sich ein Grund ergibt, der das deutsche Volk dazu inspiriert.¹¹⁴

Zu den Ergebnissen des sogenannten «Kriegsrats» des Kaisers im Dezember 1912 zählte die Tatsache, dass alle anwesenden führenden Militärs bezweifelten, ob Serbien solch einen Kriegsgrund darstelle¹¹⁵; und Untersuchungen über die Volksmeinung von 1914 (im Gegensatz zu jener der gebildeten Mittelschichten) legen nahe, dass die späteren Versuche, den «Mann auf der Strasse» wegen der deutschen Interessen in der Balkanfrage in Alarmbereitschaft zu versetzen, wenig erreichten.¹¹⁶ Neben dem Deutschland der radikal-nationalistischen Verbände gab es auch ein «anderes Deutschland» – ein Deutschland, dessen hervorragende Universitäten, leistungsfähige Stadtverwaltungen und unabhängige Presseleute zu Vergleichen mit der letzten Macht, die in den Krieg eintreten sollte, nämlich mit den Vereinigten Staaten von Amerika, einluden.¹¹⁷

Darüber hinaus gab es das Deutschland der organisierten Arbeiterklasse, deren Führer zu den schärfsten Kritikern des Militarismus in Europa zählten.

Man darf niemals vergessen, dass die bei Wahlen mit Abstand erfolgreichste Partei der Vorkriegszeit die SPD war (die eine Vielzahl der Stimmen in den Mittelschichten gewann). Die SPD errang ihren grössten Wahlerfolg 1912 mit einer Kampagne, in der die Folgen des Militarismus im Hinblick auf den hohen Brotpreis ausgespielt wurden. Insgesamt konnte die SPD bei den Reichstagswahlen von 1912 4,25 Millionen Stimmen gewinnen – 34,8 Prozent aller abgegebenen Stimmen – verglichen mit 13,6 Prozent für die Nationalliberalen, jener Partei also, die am stärksten einer aggressiven Aussenpolitik und wachsenden Militärausgaben verpflichtet war. Keine andere Partei konnte sich im Kaiserreich jemals einen so hohen Anteil an den Wählerstimmen sichern wie die SPD.

Unter den Theoretikern der SPD zählte Karl Liebknecht zu den radikalsten Antimilitaristen. Für Liebknecht stellte der Militarismus ein janusköpfiges Phänomen dar: Das deutsche Heer, so argumentierte er, stellte zum einen ein Instrument zur Förderung kapitalistischer Interessen jenseits der Grenzen dar und sei zugleich ein Mittel zur Beherrschung der deutschen Arbeiterklasse – und zwar direkt durch Zwang und indirekt durch militaristische Indoktrination. Der Militarismus erfülle «die Aufgabe des Schutzes der herrschenden Gesellschaftsordnung, einer Stütze des Kapitalismus und aller Reaktion gegenüber dem Befreiungskampf der Arbeiterklasse (...) und [hinzu kommt,] dass der preussisch-deutsche Militarismus durch die besonderen halbabsolutistischen, feudal-bürokratischen Verhältnisse Deutschlands zu einer ganz besonderen Blüte gediehen ist».¹¹⁸

Ein gewisses Problem besteht für die Historiker darin, dass es zwar der Kampagne der SPD gegen den Militarismus letztendlich nicht gelang, den Ersten Weltkrieg zu verhindern, dass sie sich aber dennoch als höchst einflussreich erweisen sollte, was die wissenschaftliche Interpretation der Ereignisse in der Zukunft anging. Paradoxe Weise waren die Antimilitaristen in der wilhelminischen Gesellschaft so zahlreich und so stimmgewaltig, dass wir uns daran gewöhnt haben, ihren Klagen über den Militarismus in Deutschland zu glauben, statt zu erkennen, dass bereits der Umfang ihrer Klagen einen Beweis dafür darstellt, dass die Dinge ganz anders lagen. Daher gibt es inzwischen einen breit fliessenden Strom von Literatur über den deutschen Militarismus, wobei viele Beiträge dazu nicht eingestehen, dass der Begriff selbst aus der

Propaganda der politischen Linken hervorgegangen ist.¹¹⁹ Historiker, die der marxistisch-leninistischen Tradition verpflichtet waren, pflegten Liebknechts Argumente noch bis zu Beginn der neunziger Jahre immer wieder papageienhaft nachzubeten, nach dem DDR-Autor Zilch etwa «entsprach [der Militarismus] dem aggressiven Charakter der mit dem Junkertum verbündeten Bourgeoisie» und deren «reaktionären und gefährlichen Bestrebungen».¹²⁰

Noch stärkeren Einfluss auf die nicht-marxistische Geschichtsschreibung übten die Analysen von Eckart Kehr aus. Kehr akzeptierte die Behauptung der SPD aus der Vorkriegszeit, wonach es im wilhelminischen Reich eine Allianz zwischen Agrariern und Industriellen gab, die unter anderem eine militaristische Politik gefördert habe. Im Rahmen dieser Auffassung trug Kehr zwei Modifikationen vor: Erstens bewahrte die preussische Aristokratie ihre Vormachtstellung gegenüber ihren Juniorpartnern unter den Industriellen und anderen bürgerlichreaktionären Gruppen; zweitens sei der Militarismus eine Schöpfung autonomer staatlicher Institutionen. Mit anderen Worten entwickelte Kehr eine Argumentationskette, in der es für bürokratische und ressortbezogene Eigeninteressen genauso wie für Klasseninteressen einen Platz gab. Aber diese Kautelen unterscheiden Kehrs Ansatz nicht radikal von dem der orthodoxen Marxisten. Wenn er sich von seiner eigenen Grundthese hinreissen liess – dass nämlich alle aussenpolitischen Entscheidungen sich aus innenpolitischen, sozioökonomischen Faktoren ergeben –, dann war Kehr durchaus imstande, in einer Sprache zu schreiben, die sich kaum von jener seiner marxistischen Zeitgenossen unterschied.

Kehrs Argumente, die von der deutschen Historikerschaft nach seinem frühen Tod als Dreissigjähriger im Jahre 1933 mit durchschlagender Wirkung zu Grabe getragen wurden, erlebten in den 60er Jahren eine Wiederbelebung durch Hans-Ulrich Wehler und wurden von Fritz Fischer übernommen.¹²¹ Nach Wehlers klassischem «kehristischen» Leitfaden über das wilhelminische Deutschland diene der Militarismus nicht nur dem ökonomischen Zweck, Rüstungsaufträge für die Industrie zu beschaffen, sondern er bedeutete auch eine Zuflucht im Kampf gegen die Sozialdemokratie und war Sammelplatz für jenen volkstümlichen Chauvinismus, der vom «antidemokratischen» Charakter des politischen System des Reiches ablenkte.¹²²

Gewiss war die Vorstellung, dass eine aggressive Aussenpolitik der Reichs-

regierung dabei helfen könne, mit inneren politischen Schwierigkeiten fertig zu werden, nicht bloss eine Hypothese von Kehr, sondern sie fand ihren Niederschlag in strategischen Erwägungen der deutschen Regierung. Der preussische Finanzminister Johannes Miquel und Fürst Bülow, Bethmann Hollwegs Vorgänger als Reichskanzler, liessen sich zweifellos auf ein gewisses Mass an «Säbelrasseln» ein, um die Stellung der «staatstragenden» konservativen und nationalliberalen Parteien im Reichstag zu stärken, wie es auch Bismarck vor ihnen bereits getan hatte. Und tatsächlich glaubte 1914 mancher, der Krieg würde «die patriarchalische Ordnung und Mentalität stärken» und «dem Vormarsch der Sozialdemokratie Einhalt gebieten».¹²³

An dieser Stelle sind gewisse Einschränkungen angebracht. Der Gedanke, eine aggressive Aussenpolitik würde die innenpolitische Herausforderung von Seiten der Linken schwächen, stellte kaum eine Erfindung der deutschen Rechten dar. Er hatte bereits in Frankreich unter Napoleon III. einen Gemeinplatz dargestellt, und um die Jahrhundertwende diente er zur gleichsam universellen Rechtfertigung für imperiale Formen der Politik. Darüber hinaus war die Übereinstimmung zwischen deutschen Politikern, Generälen, Agrariern und Industriellen keineswegs so umfassend, wie es manchmal behauptet worden ist.¹²⁴ Beispielsweise wurden mindestens zwei nationalliberale Abgeordnete (Paasche und Dewitz) von ihren Anhängern aus ländlichen Wahlkreisen gezwungen, aus dem Wehrverein auszutreten, galt doch für den Bund der Landwirte das Eintreten des Wehrvereins für ein grösseres Heer als ein in gefährlicher Weise radikales Unterfangen. Dies beleuchtet einen wichtigen Aspekt, auf den noch zurückzukommen sein wird: Selbst innerhalb des preussischen Konservatismus wirkten Kräfte des Antimilitarismus. Ebensowenig können Interpretationen überzeugen, die in Potsdam und Berlin im Juli und August 1914 gefallene Entscheidungen einer radikalen «nationalen Opposition» zuschreiben. So hat Bethmann einmal über die äusserste Rechte gesagt, mit «diesen Idioten» könne man keine Aussenpolitik machen; die Erinnerungen an die zweite Marokkokrise war immer noch frisch; damals war der Aussenminister Alfred von Kiderlen-Wächter durch die ungeduldigen Forderungen der radikal-nationalistischen Presse in Verlegenheit gebracht worden.¹²⁵

Schliesslich waren sich die deutschen Reichskanzler der Tatsache bewusst, dass der Militarismus ein höchst gefährliches Spielzeug darstellte.

Im Jahre 1908 sagte Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow zum Kronprinzen:

«Vor allem darf nicht vergessen werden, dass man in unserer Zeit Kriege nur dann führen kann, wenn das Volk davon überzeugt ist, dass der Krieg notwendig und dass er gerecht ist. Ein in frivoler und leichtsinniger Weise hervorgerufener Krieg würde, selbst wenn er glücklich ausliefe, im Innern nicht günstig wirken. Ein Krieg, der, in solcher Voraussetzung, schief ausginge, würde nach menschlicher Voraussicht eine Katastrophe für die Dynastie bedeuten. Die Geschichte lehrt, dass auf jeden grossen Krieg eine liberale Ära folgt.»¹²⁶

Im Juli 1914 sagte Bülows Nachfolger Theobald von Bethmann Hollweg persönlich voraus, dass «ein Weltkrieg mit seinen gar nicht zu übersehenden Folgen die Macht der Sozialdemokratie, weil sie den Frieden predigt, gewaltig steigern und manche Throne stürzen werde».¹²⁷ Beide Reichskanzler dachten dabei an die russischen Erfahrungen von 1905 – und das gleiche tat der russische Innenminister Pjotr Durnowo, als er im Februar 1914 den Zaren Nikolaus II. warnte: «Eine soziale Revolution der extremsten Art wird unvermeidlich sein, wenn der Krieg sich ungünstig entwickelt.»¹²⁸

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs war der Militarismus also bei Weitem nicht die dominierende Kraft in der europäischen Politik. Ganz im Gegenteil: Er befand sich politisch im Niedergang, und dies war nicht zuletzt eine unmittelbare Konsequenz der weiträumig und vielfältig sich vollziehenden Demokratisierung. In allen Schlüsselländern war das Wahlrecht in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts erweitert worden, und am Vorabend des Krieges befanden sich antimilitaristische, sozialistische Parteien bei Wahlen in den meisten der später am Krieg teilnehmenden Länder im Aufstieg.

In Frankreich ergab die Wahl vom April 1914 eine Mehrheit der Linken, und der französische Staatspräsident Raymond Poincaré musste den Sozialisten René Viviani mit der Regierungsbildung beauftragen. Jean Jaurès, der deutschfreundliche Sozialist, befand sich auf dem Höhepunkt seines Einflusses.

In Russland gab es einen drei Wochen dauernden Streik in den Putilowwerken in Petrograd, der am 18. Juli auf Riga, Moskau und Tiflis übersprang. Mehr als 1,3 Millionen Arbeiter – etwa 65 Prozent aller russischen Fabrikarbeiter – waren im Laufe des Jahres 1914 an Streiks beteiligt.¹²⁹ Selbst dort, wo die Sozialisten nicht besonders stark waren, gab es keine Mehrheit: In Belgien

leistete die vorherrschende katholische Partei Widerstand gegen Bemühungen zur Steigerung der Kriegsbereitschaft im Lande. Nirgends war die antimilitaristische Linke stärker als in Deutschland, das eines der demokratischsten Wahlgesetze Europas besass. Doch die fortgesetzte Wiederholung der Behauptungen der Antimilitaristen im Vorkriegsdeutschland war von so durchschlagendem Erfolg, dass man ihre Thesen bis heute in historischen Standardwerken findet. Und dies führt zu der paradoxen Situation, dass der Umfang genau dieses Antimilitarismus zu jener Zeit stets unterschätzt wird. Die Beweislage ist eindeutig: Die Europäer marschierten damals nicht auf den Krieg zu, sondern sie wandten sich vom Militarismus ab.

2 Imperien, Bündnisse und das Vorkriegs-Appeasement

Imperialismus: Wirtschaft und Macht

Die Resolution gegen Militarismus und Imperialismus, welche die sozialistischen Parteien der Zweiten Internationale auf ihrem Stuttgarter Kongress von 1907 verabschiedeten, gab in klassischer Weise die marxistische Theorie von den Ursprüngen des Krieges wieder:

«Kriege zwischen Staaten, die auf der kapitalistischen Wirtschaftsordnung beruhen, sind in der Regel Folgen ihres Konkurrenzkampfes auf dem Weltmarkt; denn jeder Staat ist bestrebt, seine Absatzgebiete nicht nur zu sichern, sondern auch neue zu erobern (...).

Kriege liegen also im Wesen des Kapitalismus; sie werden erst aufhören, wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung beseitigt ist

Nach Aussage des «revolutionären Defätisten» Lenin (er war einer der wenigen sozialistischen Führer, die ganz offen auf eine Niederlage ihres eigenen Landes hofften) stellte der Krieg das Produkt des Imperialismus dar. Der Wettbewerb der grossen Mächte um Märkte in Übersee, der durch die fallende Profitrate in der Wirtschaft ihrer eigenen Länder verschärft wurde, konnte nur in einem selbstmörderischen Krieg enden; die sozialen Konsequenzen dieser Feuersbrunst wiederum würden die lange erwartete internationale proletarische Revolution und den «Bürgerkrieg» gegen die herrschenden Klassen herbeiführen, auf die Lenin drängte, sobald der Krieg einmal begonnen hatte.²

Bis die Revolutionen der Jahre 1989 bis 1991 den zweifelhaften Errungenschaften Lenins und seiner Genossen ein Ende bereiteten, hörten die Historiker im kommunistischen Lager nie auf, in dieser Weise zu argumentieren. In einem Buch, das ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer veröffentlicht wurde, befindet der ostdeutsche Historiker Willibald Gutsche, es sei im Jahre 1914 so weit gewesen, dass «neben den Montanmonopolisten (...) nun auch

einflussreiche Repräsentanten der Grossbanken, der Elektro- und Schiffahrtsmonopole (...) einer nichtfriedlichen Disposition zu[neigten] (...).»³ Sein Kollege Zilch kritisierte die «eindeutig aggressiven Ziele» des Reichsbankpräsidenten Rudolf Havenstein am Vorabend des Krieges.⁴

Oberflächlich betrachtet, gibt es Gründe für die Annahme, der Krieg hätte kapitalistischen Interessen gedient. Die Rüstungsindustrie musste einfach von grossen Aufträgen profitieren, falls es zu einer grossen Konfrontation kam. Der britische Zweig des Bankhauses Rothschild, das für Marxisten wie für Antisemiten gleichermaßen als Ausdrucksform der finsternen Macht des internationalen Kapitals galt, hatte finanzielle Verbindungen zur Firma Maxim-Nordenfelt, deren Maschinengewehre von Hilaire Belloc als Schlüssel zur Vorherrschaft in Europa angesehen wurden. Das Haus Rothschild half 1897 bei der Finanzierung der Übernahme dieses Unternehmens durch die Firma Vickers Brothers.⁵ Die österreichischen Rothschilds besaßen ebenfalls Interessen in der Rüstungsindustrie: Ihre Stahlwerke Witkowitz waren bedeutende Lieferanten von Eisen und Stahl für die österreichische Flotte und später von Munition für das österreichische Heer. In Deutschland verschaffte das Flottenprogramm des Grossadmirals Alfred von Tirpitz deutschen Schiffswerften grosse Regierungsaufträge. Insgesamt 63 von 86 Kriegsschiffen, die zwischen 1898 und 1913 in Auftrag gegeben wurden, baute eine kleine Gruppe von Privatunternehmen. Über ein Fünftel der Produktion der Hamburger Schiffsbaufirma Blohm & Voss, die für den Bau grosser Kreuzer geradezu ein Monopol besass, diente dem Bedarf der Flotte.⁶

Zum Missfallen der marxistischen Theoretiker gibt es jedoch keinen stichhaltigen Beweis dafür, dass diese Interessenlage Geschäftsleute veranlassen konnte, einen grossen europäischen Krieg zu *wünschen*. In London war die überwiegende Mehrheit der Bankiers entsetzt über derartige Aussichten, und dies nicht zuletzt deshalb, weil der Krieg eine Bankrottdrohung für die meisten, wenn nicht alle wichtigen Wechselbanken bedeutete, die sich mit der Finanzierung des internationalen Handels beschäftigten. Die Rothschilds versuchten vergeblich, einen englisch-deutschen Konflikt abzuwenden, und für all ihre Mühen wurden sie vom aussenpolitischen Redakteur der *Times*, Henry Wickham Steed, wegen «eines schmutzigen Versuchs deutsch-jüdischer internationaler Finanzkreise» angeklagt, «uns zur Befürwortung einer Neutralitäts-

politik zu drängen».⁷ Unter den wenigen deutschen Unternehmern, die während der Julikrise 1914 über einige Aspekte der Entwicklung informiert blieben, befanden sich der Reeder Albert Ballin und der Bankier Max Warburg, die beide nicht dafür eintraten, Krieg zu führen. Am 21. Juni 1914 gab der Kaiser persönlich nach einem Bankett in Hamburg Warburg gegenüber eine Analyse der «allgemeinen Lage (...) an deren Ende er darauf anspielte, ob es nicht besser sein würde, jetzt gegen Russland und Frankreich loszuschlagen, statt abzuwarten». Warburg sprach sich entschieden für ein Abwarten aus, da Deutschland stärker und seine Gegner schwächer werden würden.⁸

1913 veröffentlichte Karl Helfferich, ein Direktor der Deutschen Bank, das Buch «Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913», das genau dies beweisen sollte. Die deutsche Eisen- und Stahlproduktion habe diejenige Grossbritanniens überholt; das Nationaleinkommen des Landes sei nun grösser als dasjenige Frankreichs. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Helfferich irgendeine Ahnung von dem bevorstehenden Unheil hatte, das jenes Wachstum derart katastrophal hemmen würde: Er war ganz und gar in Anspruch genommen von den Verhandlungen über die Genehmigung zum Bau der Bagdadbahn.⁹ Trotz seines Interesses an der Frage der wirtschaftlichen Mobilisierung war Walther Rathenau, der Leiter der allgemeinen Elektrizitätswerke, ausserstande, führende Reichsbeamte für seine Idee eines wirtschaftlichen Generalstabs zu gewinnen, und Bethmann Hollweg ignorierte 1914 seine Einwände gegen einen Kriegseintritt um Österreichs willen.¹⁰ Als umgekehrt Reichsbankpräsident Havenstein am 18. Juni 1914 acht Direktoren der wichtigsten Bankaktiengesellschaften in die Reichsbank bestellte, um sie zu bitten, ihre Barreserven zu erhöhen (um die Gefahr einer Geldkrise im Kriegsfall zu reduzieren), hatten sie ihm höflich, aber mit Nachdruck deutlich gemacht, «dass die Reichsbank gegen die Bankmonopole wenig erreichen konnte».¹¹ Der einzige Beweis, den Gutsche für eine kapitalistische Kriegslüsterheit vorlegen kann, besteht in einem Zitat des Alldeutschen Alfred Hugenberg, dem Direktor des Waffenherstellers Krupp. Den Schwerindustriellen Hugo Stinnes interessierte der Gedanke an einen Krieg so wenig, dass er im Jahre 1914 im britischen Doncaster die Union Mining Company in der Absicht gründete, deutsche Techniken im britischen Kohlenbergbau anzuwenden.¹²

Die marxistische Interpretation der Ursachen des Krieges gehört gemein-

sam mit den politischen Regimes, die sie am eifrigsten hegten und pflegten, auf den Schutthaufen der Geschichte. Gleichwohl existiert weiterhin ein anderes – weitgehend unbeschädigtes – Modell von der Rolle der Ökonomie im Jahre 1914. Insbesondere das Werk von Paul Kennedy hat viel zur Propagierung der Vorstellung geleistet, dass die Wirtschaft eine der «Realitäten hinter der Diplomatie» darstelle – dass sie eine bestimmende Kraft sei, die in Begriffen wie Bevölkerung, industrieller Produktionsausstoss, Eisen- und Stahlproduktion und Energieverbrauch zum Ausdruck kommen kann. So gesehen verfügen die Politiker über mehr «freien Willen», sie können durchaus eine imperialistische Expansion anstreben, ohne notwendigerweise den Interessen der «Wirtschaft» untergeordnet zu sein; doch die ökonomischen Ressourcen ihrer Länder stellen die letzte Beschränkung dieser Expansion dar, die über einen bestimmten Punkt hinaus nicht mehr voranzutreiben ist.¹³ In dieser Perspektive stellte Grossbritannien im Jahre 1914 eine im Abstieg befindliche Macht dar, die unter imperialer «Überdehnung» litt; Deutschland dagegen war ein Konkurrent, der sich unaufhaltsam im Aufstieg befand. Kennedy und seine zahlreichen Anhänger weisen auf Indikatoren des Wachstums von Ökonomie, Industrie und Export hin, um den Eindruck zu erzeugen, dass eine Konfrontation zwischen dem sich im Niedergang befindenden Grossbritannien und dem aufsteigenden Deutschland zumindest wahrscheinlich, wenn nicht gar unvermeidlich war.¹⁴

Typisch für diesen Ansatz ist das von Immanuel Geiss vorgebrachte Argument, dass Deutschland die «kontinentale Super-Grossmacht» geworden war, weil es «die stärkste modernste Industriewirtschaft» entwickelt hatte:

«In seiner enormen und noch weiter anwachsenden Macht war Deutschland wie ein Schneller Brüter ohne Berstschutz (...). Das ökonomische Kraftgefühl steigerte das neue Selbstbewusstsein seit der Reichsgründung bis zu jener Selbstüberschätzung, die das Deutsche Reich über die Weltpolitik in den Ersten Weltkrieg trieb.»¹⁵

Die Vereinigung von 1870/1871 brachte Deutschland «buchstäblich über Nacht (...) zur Position der zumindest latenten Hegemonie [in Europa] empor. Nur den Deutschen fiel, allein durch ihren vollständigen Zusammenschluss in einem Staat, automatisch die Hegemonie in ihrer Region zu.» Die Befürworter eines von Deutschland beherrschten Europa hatten daher zumindest theoretisch recht: «Deutschland und der europäische Kontinent westlich von Russ-

land würden sich gegenüber den schon bestehenden und hinter ihnen aufsteigenden Weltmächten nur durch einen Zusammenschluss behaupten können. Die Führung eines geeinten Europas aber würde automatisch der stärksten Macht auf dem Kontinent zufallen – Deutschland.»¹⁶ Die Geschichte Europas zwischen 1870 und 1914 erscheint weiterhin als eine Geschichte ökonomischer Rivalitäten mit Deutschland und Grossbritannien als den Hauptkontrahenten. Doch dieses Modell der Beziehung zwischen Wirtschaft und Macht ist brüchig.

Es stimmt durchaus, dass Deutschlands Exporte zwischen 1890 und 1913 schnellerwachsen als jene seiner europäischen Rivalen und dass seine Bruttokapitalbildung im Inland die höchste in Europa darstellte.

Welche Herausforderung Deutschland für Grossbritannien bedeutete, lässt sich sogar statistisch nachweisen. Wenn man darüber hinaus die Wachstumsraten der deutschen Bevölkerung (1,34 Prozent pro Jahr), des Bruttosozialprodukts (2,78 Prozent) und der Stahlproduktion (6,54 Prozent) miteinbezieht, sind keine Zweifel zulässig, dass Deutschland zwischen 1890 und 1914 im Begriff war, sowohl Grossbritannien als auch Frankreich zu überflügeln.¹⁷ Doch das Wachstum der deutschen Wirtschaftskraft war überhaupt nicht der wichtigste wirtschaftliche Faktor in der Weltpolitik des frühen 20. Jahrhunderts. Weit wichtiger war das ungeheure Ausmass der britischen *Finanzmacht*.

Bereits in den 1850er Jahren hatten die britischen Investitionen in Übersee insgesamt etwa 200 Millionen Pfund Sterling erreicht.¹⁸ In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts folgten dann noch einmal drei weitere grosse Wellen des Kapitalexportes. Zwischen 1861 und 1872 stiegen die Nettoinvestitionen im Ausland von 1,4 Prozent auf 7,7 Prozent des Bruttosozialprodukts, um dann schliesslich auf 0,8 Prozent im Jahre 1877 zurückzufallen. Sodann gab es erneut einen mehr oder weniger stetigen Anstieg auf 7,3 Prozent im Jahre 1890, anschliessend folgte abermals ein Absturz auf weniger als ein Prozent im Jahre 1901. Beim dritten Aufschwung erreichten die Auslandsinvestitionen den Höchstwert von 9,1 Prozent im Jahre 1913 – ein Niveau, das auch in der Folge bis in die 1990er Jahre nicht wieder übertroffen werden sollte.¹⁹ Absolut betrachtet, führte dies zu einer gewaltigen Akkumulation von Devisenwerten. Diese stiegen um mehr als ein Zehnfaches an: von 370 Millionen Pfund Sterling 1860 auf 3,9 Milliarden 1913 – und dies stellte ein Drittel des britischen Gesamtkapitalvermögens dar. Kein anderes Land erreichte auch nur annä-

hernd 70 dieses Niveau an Auslandsinvestitionen. Frankreich kam Grossbritannien am nächsten und verfügte über Aktiva im Ausland, die weniger als die Hälfte der britischen wert waren, Deutschland besass nur etwas mehr als ein Viertel.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs verfügte Grossbritannien über etwa 44 Prozent sämtlicher Auslandsinvestitionen.²⁰ Die meisten Auslandsanlagen Grossbritanniens waren ausserhalb Europas erfolgt; ein weit grösserer Anteil der deutschen Investitionen wurde dagegen innerhalb des Kontinents getätigt. Im Jahre 1910 bezeichnete Bethmann Hollweg England als den «entscheidenden Rivalen Deutschlands in den Fragen der expansiven Wirtschaftspolitik.»²¹ Dies war richtig, wenn Bethmann Hollweg Anlagen in Übersee meinte – es stimmte allerdings nicht, wenn er an das Exportwachstum dachte, denn die britische Freihandelspolitik führte dazu, dass die deutschen Exporteure nicht daran gehindert wurden, mit britischen Firmen auf den Märkten des Britischen Empire (und sogar auf dem heimischen Markt der Britischen Inseln) zu konkurrieren. Diese Handelskonkurrenz blieb selbstverständlich nicht unbemerkt; aber es wäre absurd, in journalistischen Kampagnen gegen Produkte mit dem Etikett «Made in Germany» die Vorboten eines englisch-deutschen Krieges zu sehen. Genausowenig kündigte schliesslich etwa das Gerede im Amerika der 1980er Jahren über eine ökonomische «Bedrohung» durch Japan einen militärischen Konflikt an.²²

Einige Wirtschaftshistoriker haben behauptet, das hohe Niveau des Kapitalexports habe die britische Wirtschaft geschwächt. In Wirklichkeit aber lässt sich nur dann die These vertreten, dass der britischen Industrie durch Kapitalexporte die Grundlagen für notwendige Investitionen entzogen wurden, wenn man nachweisen kann, dass es eine Kapitalknappheit gab, die Unternehmen daran hinderte, ihre Anlagen zu modernisieren. Es gibt kaum Belege, die dafür sprechen.²³ Obwohl es gewiss ein reziprokes Verhältnis zwischen dem Zyklus der Auslandsinvestitionen und jenem der inländischen Anlageinvestitionen gab, bedeutete der Kapitalexport nicht wirklich einen «Abfluss» von Kapital aus der britischen Wirtschaft.

Hohe Niveaus des Kapitalexports aus Grossbritannien waren auch ein integraler Bestandteil der globalen Rolle der britischen Wirtschaft als Exporteur von Industriegütern, als Importeur von Nahrungsmitteln und anderen Grundstoffen sowie als Haupt«exporteur» von Menschen: Insgesamt erreichte die

Nettoemigration aus Grossbritannien zwischen 1900 und 1914 die erstaunliche Zahl von 2,4 Millionen Menschen.²⁴ Und wenn Not am Mann war, dann war die Bank von England auch *der* Geldgeber im internationalen Währungssystem: Im Jahre 1868 galt nur noch in Grossbritannien und Portugal der Goldstandard, der in Grossbritannien seit dem 18. Jahrhundert verankert war; im Jahre 1908 dagegen stützten sich alle Währungen Europas auf das Gold (wenn auch die Währungen von Österreich-Ungarn, Italien, Spanien und Portugal nicht uneingeschränkt in Münzen konvertierbar waren).²⁵

In vielfacher Hinsicht war der Imperialismus die politische Begleiterscheinung von wirtschaftlichen Entwicklungen im späten 19. Jahrhundert, die Ähnlichkeiten mit dem aufweisen, was wir gegen Ende des 20. Jahrhunderts als «Globalisierung» bezeichnen. Wie in unserer Zeit war die Globalisierung damals mit dem Aufstieg einer einzigen Supermacht auf der Welt verbunden: Heute sind das die Vereinigten Staaten von Amerika, damals war es Grossbritannien – der Unterschied besteht darin, dass die britische Dominanz einen sehr viel stärker formalen Charakter besass. Im Jahre 1860 betrug der territoriale Umfang des britischen Weltreichs etwa 24,5 Millionen Quadratkilometer; 1909 waren es dann bereits 33 Millionen. Etwa 444 Millionen Menschen lebten am Vorabend des Ersten Weltkriegs unter irgendeiner Form britischer Herrschaft, davon nur zehn Prozent im Vereinigten Königreich selber. Und bei diesen Zahlenangaben ist nicht berücksichtigt, dass Grossbritannien mehr oder weniger die Weltmeere beherrschte, da es über die grösste Kriegsmarine (gemessen in der Tonnage der Kriegsschiffe war sie im Jahre 1914 doppelt so stark wie die deutsche Flotte) und über die grösste Handelsmarine der Welt verfügte. Es handelte sich hier, wie J.L. Garvin 1905 formulierte, um «ein Ausmass und eine Grösse eines Herrschaftsgebiets, das über alles Natürliche hinausreichte». Aus dem Blickwinkel der anderen grossen Mächte erschien dies als Ungleichgewicht. «Wir können nicht von Eroberung und Zupacken reden», gibt sogar der Romanheld Carruthers in Erskine Childers «Das Rätsel der Sandbank» zu. «Wir haben uns einen prächtigen Anteil an der Welt gesichert, und die anderen haben jedes Recht, neidisch zu sein.»²⁶

Doch in einer Zeit, die durch eine beispiellose und bislang nicht wieder erreichte Freiheit der Bewegung für Menschen, Güter und Kapital geprägt war, wurde nicht unmittelbar deutlich, wie irgendeine Macht die globale Super-

macht herausfordern könne. Während Grossbritannien in den beiden Jahrzehnten vor dem Kriege eine wachsende Emigration und einen steigenden Kapitalexport erlebte, hörte Deutschland auf, Deutsche «zu exportieren», und es führte auch nur einen ganz winzigen Bruchteil des neu gebildeten Kapitals aus.²⁷ Ob diese Divergenz durch Unterschiede in der heimischen wirtschaftlichen Leistung der beiden Länder verursacht wurde oder selber diese Differenzen auslöste, ist unklar, aber die Konsequenzen im Hinblick auf die relative internationale Macht sind offensichtlich. Wie Avner Offer kürzlich angedeutet hat, schufen die hohen Auswandererzahlen aus Grossbritannien verwandtschaftliche Verbindungen, die die Loyalität der Dominions gegenüber dem Mutterland sicherstellten.²⁸ Im Gegensatz dazu führten die sinkende Geburtenrate und die wachsende Einwanderung in Deutschland zu einer gesteigerten Wahrnehmung der Überlegenheit Osteuropas im Hinblick auf das quantitative Angebot an menschlicher Arbeitskraft. Zwar schien Deutschlands wachsender Erfolg als Exporteur eine Bedrohung der britischen Interessen darzustellen, jedoch befürchteten die Deutschen, dieses Exportwachstum (und die damit verbundene fortwährende Abhängigkeit von importierten Rohstoffen) könne durch eine protektionistische Politik der erfolgreicherer Kolonialmächte gefährdet werden.²⁹ Obwohl Grossbritannien vor 1914 weiterhin in seinem gesamten Empire eine Freihandelspolitik verfolgte, eröffnete die Debatte über Empire-Präferenzen und Reformen der Zolltarife, die durch Joseph Chamberlain ausgelöst worden war, besorgniserregende Perspektiven, die andere exportorientierte Volkswirtschaften kaum ignorieren konnten.

Schliesslich steigerten die britischen und französischen Kapitalexporte zweifellos den internationalen politischen Einfluss dieser Länder.

Wirtschaftshistoriker loben oftmals die Vorliebe der deutschen Banken für Investitionen im Inland; aber derlei Investitionen leisteten nichts zur Vergrösserung der Machtstellung Deutschlands in Übersee. Der internationale Einfluss Deutschlands war daher begrenzt; das dramatische Niveau des industriellen Wachstums seit 1895 führte paradoxerweise in gewisser Hinsicht zur Schwächung der internationalen Verhandlungsposition des Landes.

Programmierte Kriege

Wenn es überhaupt einen Krieg gab, den der Imperialismus hätte verursachen können, dann war es jener Krieg zwischen Grossbritannien und Russland, der in den 1870er und 1880er Jahren eben nicht ausbrach. Oder es war der Krieg zwischen Grossbritannien und Frankreich, der in den 1880er oder 1890er Jahren unterblieb. Diese drei Mächte waren schliesslich die wirklichen imperialen Rivalen, und sie gerieten von Konstantinopel bis Kabul (Grossbritannien und Russland), vom Sudan bis Siam (Grossbritannien und Frankreich) wiederholt in Konflikt miteinander. Wenige Zeitgenossen hätten wohl im Jahre 1895 die Voraussage gewagt, dass keine 20 Jahre vergehen würden, bis sie Seite an Seite in einem Krieg kämpfen würden. Schliesslich beherrschten wiederkehrende Konflikte die gemeinsame Erinnerung an das vorangegangene Jahrhundert auf dem Felde der Diplomatiegeschichte zwischen Grossbritannien, Frankreich und Russland.

Man vergisst allzu leicht, wie schlecht die Beziehungen zwischen Grossbritannien einerseits und sowohl Russland als auch Frankreich andererseits in den 1880er und 1890er Jahren waren. Die militärische Besetzung Ägyptens durch Grossbritannien im Jahre 1882 sollte ursprünglich dem Zweck dienen (und erfüllte diesen auch), die ägyptischen Finanzen zu stabilisieren, und dies nicht nur im Interesse britischer Investoren, sondern europäischer Anleger überhaupt. Im Gefolge des britischen Unterfangens setzten langwierige diplomatische Verwicklungen ein. Zwischen 1882 und 1922 fühlte sich Grossbritannien veranlasst, den anderen Mächten nicht weniger als 66mal zu versprechen, dass es die Besetzung Ägyptens beenden würde. Dies geschah nicht, und von dem Augenblick an, da Ägypten besetzt war, befand sich Grossbritannien im Nachteil, wenn es versuchte, ähnlich geartete Ausdehnungsbestrebungen seiner beiden wichtigsten imperialen Rivalen einzudämmen.

Es gab mindestens zwei Regionen, Zentralasien und der Balkan, wo Russland legitimerweise ähnliche Forderungen stellen konnte. In keinem dieser Fälle war es ganz und gar glaubwürdig, wenn Grossbritannien Widerstand leistete. Im April 1885, während der Untergangphase des zweiten Kabinetts Gladstone, drohte nach dem russischen Sieg über afghanische Streitkräfte bei Penjdeh ein anglo-russischer Konflikt auszubrechen. Ähnliches ereignete sich gleichfalls 1885, als die russische Regierung eingriff, um den bulgarischen

König Alexander daran zu hindern, Bulgarien und Ostrumelien seinen Vorstellungen entsprechend zu vereinigen. Frankreich reagierte sogar noch aggressiver angesichts der Übernahme Ägyptens durch Grossbritannien: Tatsächlich war der anglo-französische Gegensatz in vielfacher Hinsicht der wichtigste Grundzug der diplomatischen Szene der 1880er und 1890er Jahre. Im Jahre 1886, zur Zeit der französischen Expedition nach Tonkin (in Indochina), sagten die Rothschilds beunruhigt, Herbert von Bismarck, dem Sohn des Reichskanzlers Otto von Bismarck, voraus, «der nächste Krieg werde sich zwischen England und Frankreich abspielen».³⁰ Obwohl einige Beobachter hofften, dass die Wiederkehr des liberalen Earl of Rosebery als Aussenminister im Jahre 1892 die Lage verbessern würde, sollte sehr bald deutlich werden, dass Rosebery dazu neigte, die frankreichfeindliche Politik der vorangegangenen Regierung anderweitig fortzusetzen. Nach einem Flottenzusammenstoss auf dem Mekongfluss tauchten im Juli 1893 Gerüchte auf, Frankreich wolle sich Siam einverleiben. Im folgenden Januar reagierte Rosebery auf österreichische Besorgnisse wegen russischer Pläne an den Meerengen, indem er dem österreichischen Botschafter versicherte, er «werde nicht vor der Gefahr zurückschrecken, England in einen Krieg mit Russland zu verwickeln».³¹

Ägypten und sein südlicher Nachbar, der Sudan, sollten die Hauptursache des anglo-französischen Gegensatzes darstellen – dies ging so weit, dass ein Krieg zwischen England und Frankreich im Jahre 1895 als reale Möglichkeit erschien. Bereits Anfang 1894 war es deutlich, dass die französische Regierung beabsichtigte, Anspruch auf die Kontrolle von Faschoda am Oberlauf des Nils anzumelden. Den Briten war es darum zu tun, Frankreich in Faschoda Einhalt zu gebieten, und Rosebery – der im März 1894 Premierminister wurde – schloss in höchster Eile eine Vereinbarung mit dem belgischen König, das Gebiet südlich von Faschoda an den Belgischen Kongo im Austausch gegen einen Landstreifen des westlichen Kongos zu verpachten. Dies geschah offensichtlich in der Absicht, Frankreich den Zugang nach Faschoda zu blockieren. Als sich eine Expedition unter Führung des französischen Entdeckers Marchand in Bewegung setzte, um an den oberen Nil zu reisen, bezeichnete Roseberys parlamentarischer Unterstaatssekretär im Foreign Office, Sir Edward Grey, dies als «einen unfreundlichen Akt». In diesem kritischen Augenblick

(Juni 1895) trat Rosebery zurück und liess Grossbritannien in einer Position diplomatischer Isolierung zurück.

Faschoda ist hier von Interesse, weil es uns einen Krieg zwischen den grossen Mächten in Erinnerung ruft, zu dem es nie kam, der aber so sehr wohl möglich gewesen wäre. In ähnlicher Weise ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass in den Jahren 1895 und 1896 sowohl Grossbritannien als auch Russland mit dem Gedanken spielten, ihre Flotten einzusetzen, um sich einen Zugang zu den Meerengen zu erzwingen, die das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer verbinden, und sich die direkte Kontrolle über Konstantinopel zu sichern. Schliesslich aber war sich keine der beiden Seiten ihrer maritimen Stärke in ausreichendem Masse sicher, um solch einen Schritt zu riskieren. Wäre er unternommen worden, dann hätte es zumindest eine schwerwiegende diplomatische Krise gegeben. Auch hier erwächst im Sturmschritt der Ereignisse die Möglichkeit eines Krieges zwischen Grossbritannien und Russland, der niemals Realität wurde. Das Vorangegangene soll eines demonstrieren: Wenn wir erklären wollen, warum schliesslich ein Krieg ausbrach, bei dem Grossbritannien, Frankreich und Russland auf der gleichen Seite kämpften, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass «der Imperialismus» eine Antwort auf diese Frage liefert.

Es war günstig für Grossbritannien, dass seine beiden imperialen Konkurrenten zu diesem Zeitpunkt einander nicht nahe genug standen, um ihre Kräfte zu vereinigen. Sankt Petersburg wäre niemals bereit gewesen, Paris in afrikanischen Angelegenheiten zu unterstützen, und ebensowenig wäre Paris geneigt gewesen, Petersburg in der Frage der Meerengen Beistand zu gewähren. Frankreich war eine Republik, es besass eine der demokratischsten Wahlrechtsordnungen Europas, Russland war die letzte absolutistische Monarchie. Dennoch wäre ein französisch-russisches Bündnis sowohl strategisch als auch wirtschaftlich sinnvoll gewesen. Frankreich und Russland hatten schliesslich gemeinsame Feinde: Deutschland, das zwischen ihnen lag, und Grossbritannien, das sich um sie herum allerorten breitmachte.³² Überdies war Frankreich ein Kapitalexporteur, während Russland im Zuge des anlaufenden Industrialisierungsprozesses grossen Bedarf für ausländische Anleihen entwickelte. Gemäss diesem Befund scheint es nachvollziehbar, dass 1880 französische Diplomaten und Bankiers die Möglichkeit einer französisch-russischen Entente, gestützt auf französisches Kapital, erörterten. Bismarcks Entscheidung,

die Verwendung russischer Staatsschuldverschreibungen als Sicherheit für Reichsbankdarlehen zu verbieten (das berühmte «Lombardverbot»), wird üblicherweise als Auslöser einer mehr oder weniger unvermeidlichen Umorientierung betrachtet.³³

Es gab ausserdem eine Anzahl nicht-finanzieller Gründe für engere französisch-russische Verbindungen, dazu zählt nicht zuletzt die in wachsendem Masse unfreundliche Haltung der deutschen Regierung nach der Thronbesteigung Wilhelms II. im Jahre 1888 und der Entlassung Bismarcks zwei Jahre darauf. Die Versicherungen Wilhelms und des neuen Kanzlers, General Leo von Caprivi, Deutschland würde Österreich im Falle eines Krieges mit Russland unterstützen, und ihre blanke Weigerung, den geheimen Rückversicherungsvertrag zu erneuern, machte finanzielle Anreize überflüssig: Logischerweise stand zu erwarten, dass sich Frankreich und Russland nun wahrscheinlich aufeinander zu bewegen würden, wenn auch die Hemmnisse unübersehbar blieben. Die andauernden Instabilitäten an der Pariser Börse – die Krise der Union Générale von 1882, auf die 1889 der Zusammenbruch des Comptoir d'Escompte folgte, und schliesslich die Panamakanalkrise von 1893 – lassen Zweifel an Frankreichs Fähigkeit aufkommen, überhaupt Transaktionen grossen Umfangs in oder mit Russland zu bewältigen. Erst in den Jahren 1894 bis 1897 wurde der Rubel schliesslich auf den Goldstandard gebracht, der französische Aktienmarkt blieb gegenüber russischen Anleihen zögerlich.

Die erste wichtige französische Anleihe an Russland wurde im Herbst 1888 an der Börse zu Paris in Umlauf gebracht.³⁴ Im folgenden Jahr erklärten sich die Pariser Rothschilds bereit, zwei bedeutsame russische Anleiheemissionen mit einem Gesamtnennwert von etwa 77 Millionen Pfund zu betreuen, und eine dritte Emission von zwölf Millionen folgte im Jahr darauf.³⁵ Im Jahre 1894 wurde eine weitere Anleihe im Wert von 16 Millionen Pfund ausgegeben³⁶; und eine weitere über denselben Betrag folgte im Jahre 1896.³⁷ Zu jenem Zeitpunkt begann der Anstieg der russischen Anleihen den Eindruck der Nachhaltigkeit zu erwecken, obwohl die zweite Anleihe nur langsam bei den Investoren untergebracht werden konnte – und dies selbst angesichts der zeitlich gut abgestimmten Unterstützung durch einen Zarenbesuch in Paris.³⁸ Jetzt wurden die deutschen Banken durch das Auswärtige Amt ausdrücklich dazu ermutigt, sich an den russischen Anleihen von 1894 und 1896 zu beteiligen,

in der Absicht, ein französisches Monopol im russischen Finanzwesen zu vermeiden.³⁹ Doch dafür war es bereits zu spät. Als das neue Jahrhundert begann, gab es nirgends sonst zwischenstaatliche Beziehungen, die auf solideren Grundlagen ruhten, als das französischrussische Bündnis. Es bleibt das klassische Beispiel einer internationalen Verbindung, die sich auf Kredit und Schulden gründete. Insgesamt betrugen die französischen Anleihen an Russland 1914 mehr als drei Milliarden Rubel, und dies waren 80 Prozent der gesamten Auslandsschulden des Landes.⁴⁰ Nahezu 28 Prozent aller französischen Auslandsinvestitionen waren in Russland angelegt, und diese fast alle in Staatsschuldverschreibungen.

Wirtschaftshistoriker urteilen gemeinhin kritisch über der Strategie der russischen Regierung, Geld im Ausland zu leihen, um die Industrialisierung daheim zu finanzieren. Aber es fällt schwer, an den Ergebnissen irgendetwas auszusetzen. Fraglos hat sich die russische Wirtschaft in den drei Jahrzehnten vor 1914 mit ausserordentlicher Geschwindigkeit industrialisiert. Das Netto-sozialprodukt zwischen 1885 und 1913 wuchs im Jahr durchschnittlich um 3,3 Prozent. Die jährlichen Investitionen stiegen von acht Prozent des Volkseinkommens auf zehn Prozent. Zwischen 1890 und 1913 wuchs die Kapitalbildung pro Kopf um 55 Prozent. Die Industrieproduktion erhöhte sich jährlich um vier bis fünf Prozent. In der Zeit von 1898 bis 1913 stieg die Produktion von Roheisen um mehr als 100 Prozent; der Ausbau des Eisenbahnnetzes um 57 Prozent, der Verbrauch von Rohbaumwolle erhöhte sich um 82 Prozent in diesem Zeitraum.⁴¹ Zwischen 1860 und 1914 wuchsen die landwirtschaftlichen Erträge im Durchschnitt jährlich um zwei Prozent. Der Anstieg erfolgte bedeutend rascher als das Bevölkerungswachstum (1,5 Prozent jährlich). Die Bevölkerung vergrößerte sich zwischen 1900 und 1913 um etwa 26 Prozent, und das Gesamtvolkseinkommen verdoppelte sich beinahe.

Nicht Deutschland, sondern Russland war vor 1914 das Reich mit der am schnellsten wachsenden Volkswirtschaft.

Unter den Historikern, die sich mit den russischen Revolutionen des Jahres 1917 beschäftigen, ist es liebgewordene Gepflogenheit, mit ihrer Darstellung in den 1890er Jahren zu beginnen. Der Wirtschaftshistoriker kann zu jener Zeit wenig Anzeichen für eine bevorstehende Katastrophe entdecken. Im Durchschnitt stand der Russe 1913 in Wahrheit besser da als 15 Jahre zuvor:

Das Pro-Kopf-Einkommen stieg in dieser Phase um etwa 56 Prozent. Die Todesrate fiel von 35,7 Promille in den späten 1870er Jahren auf 29,5 Promille im Zeitraum von 1906 bis 1910; ebenso sank die Kindersterblichkeit (von 275 auf Tausend Lebendgeburten auf 247). Die Alphabetisierungsrate stieg in den Jahren zwischen 1897 und 1914 von 21 Prozent der Bevölkerung auf 40 Prozent an. Die schnelle Industrialisierung führte tendenziell zur Verschärfung sozialer Spannungen in den russischen Städten, ohne jene im ländlichen Russland zu verkleinern, wo immer noch 80 Prozent der Bevölkerung lebten. Andererseits schien die Industrialisierung genau das Ergebnis hervorzubringen, das die russische Führung sich am sehnlichsten von ihr erwartete: ein Anwachsen der militärischen Stärke. 1914 bedeckte Russland 22,3 Millionen Quadratkilometer und erstreckte sich von den Karpaten bis an die Grenzen Chinas.

Gegen den wichtigsten imperialen Gegner, gegen Grossbritannien, wurde das französisch-russische Bündnis nicht ernsthaft erprobt. Die Möglichkeit wurde in Grossbritannien durchaus ernst genommen, und dies nicht nur von Fanatikern wie William Le Queux. Als der liberale Politiker Sir Charles Dilke 1888 über die Herausforderungen nachdachte, die sich der britischen Armee in der Zukunft stellen könnten, erwähnte er «nur Russland und Frankreich» als mögliche Feinde: «Zwischen uns und Frankreich gibt es immer wieder Differenzen, und zwischen uns und Russland wird es ganz gewiss eines Tages Krieg geben.»⁴² Noch 1901 hielt in Grossbritannien der Erste Seelord, der Earl of Selborne, die Warnung für angebracht, dass die vereinigten Schlachtflotten Frankreichs und Russlands gemeinsam bald derjenigen der Royal Navy ebenbürtig sein würden.⁴³

Die Vorstellung von einem ganz anderen Weltkrieg, bei dem Grossbritannien sowohl gegen Frankreich als auch gegen Russland auf Kriegsschauplätzen hätte kämpfen müssen, die so weit entfernt lagen wie das Mittelmeer, der Bosphorus, Ägypten und Afghanistan, erscheint uns heute unfassbar. Aber zu jener Zeit war solch ein Szenario durchaus plausibler als der Gedanke an Bündnisse Grossbritanniens mit Frankreich und Russland, beide waren jahrelang unmöglich erschienen – «zum Scheitern verdammt», wie Chamberlain es ausdrückte.

Der Löwe und der Adler

Starke wirtschaftliche und politische Kräfte trieben Frankreich und Russland in ihre Allianz. Das gleiche kann man gewiss von Grossbritannien und Deutschland nicht sagen; aber man kann auch nicht behaupten, dass es unüberwindliche Kräfte gab, die zu einem letztendlich mörderischen anglo-deutschen Antagonismus führen mussten. Tatsächlich schien das genaue Gegenteil nicht nur wünschenswert, sondern auch möglich: ein anglo-deutsches Übereinkommen, wenn auch keine Allianz. Schliesslich war nicht nur Sir Charles Dilke der Ansicht, dass Deutschland «keine Interessen hatte, die sich genügend von unseren eigenen unterschieden, um mit einiger Wahrscheinlichkeit zu einer Auseinandersetzung zu führen».

Für die Historiker besteht immer eine starke Versuchung, sich herablassend über diplomatische Initiativen, die schliesslich scheiterten, zu äussern, in der Annahme, dass diese eben fehlschlagen mussten. Die Bemühungen, in den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu irgendeiner Art von Übereinkunft zwischen Grossbritannien und Deutschland zu gelangen, waren oftmals Gegenstand derartiger Herablassung. Günstigstenfalls wird die Vorstellung von einem anglo-deutschen Bündnis so betrachtet, als habe sie allzu einwandfrei den Vorstellungen der Bankiers in der City of London entsprochen, insbesondere jener unter ihnen, die deutschen und jüdischen Ursprungs zugleich waren – eine Ansicht, die zu vertreten deutschfeindliche Zeitgenossen selbstverständlich nicht anstanden.⁴⁴ Doch der Niedergang der Beziehungen zwischen Deutschland und Grossbritannien, der schliesslich in den Krieg führte, sollte im Rückblick nicht als ganz und gar unvermeidlich dargestellt werden. In vielfacher Hinsicht waren die Argumente für irgendeine Art von Verständigung nämlich in den gemeinsamen aussenpolitischen Interessen begründet. *A priori* gibt es keinen erkennbaren Grund dafür, warum eine «überdehnte» Macht (als die Grossbritannien sich selbst begriff) und eine «unterforderte» Macht (wie Deutschland sich selber sah) nicht auf aussenpolitischem Gebiet hätten Zusammenarbeiten sollen. Es ist einfach nicht richtig, dass «die fundamentalen Prioritäten der Politik der beiden Länder einander gegenseitig ausschlossen».⁴⁵ Auf diese Weise soll nicht das alte Argument von den «verpassten Chancen» in den deutsch-englischen Beziehungen, deren Er-

greifen das Blutopfer im Grabenkrieg hätte vermeiden können, wieder zum Leben erweckt werden. Diese Annahme stützt sich allzuoft auf angeblich besseres Wissen im Nachhinein und auf unzuverlässige Erinnerungen.⁴⁶ Hier soll nur angedeutet werden, dass das Nichtzustandekommen eines anglo-deutschen Bündnisses eher ein zufallsbedingtes denn ein vorherbestimmtes Ergebnis war. Die Möglichkeit einer anglo-deutschen Entente hatte tiefe Wurzeln. Schliesslich war Grossbritannien 1870/1871 neutral geblieben, als Deutschland Frankreich eine erniedrigende Niederlage beibrachte. Die Schwierigkeiten Grossbritanniens mit Russland in den 1880er Jahren hatten ebenfalls positive Konsequenzen für die Beziehungen Londons zu Deutschland. Wenn auch ein Vorschlag Bismarcks für eine anglo-deutsche Allianz im Jahre 1887 zu keinem Ergebnis führte, bedeutete die geheime Triple-Entente Grossbritanniens mit Italien und Österreich zur Erhaltung des Status quo im Mittelmeerraum und am Schwarzen Meer eine indirekte Verbindung nach Berlin über den Dreibund unter deutscher Führung, dem Italien, Österreich und Deutschland angehörten.

Afrika stand natürlich auf der Agenda des deutschen Reichskanzlers im Schatten Europas und der deutschen Innenpolitik. Dennoch spielte er die deutschen Ambitionen auf jenem Kontinent hoch, um Grossbritanniens Verwundbarkeit wegen Ägypten auszunutzen. Ab 1884 benutzte Bismarck Ägypten als Vorwand für eine Reihe recht aggressiver deutscher Interventionen in der Region, dabei bedrohte er Grossbritannien mit einer französisch-deutschen «Liga der Neutralen» in Afrika; er setzte die deutsche Kontrolle über Angra Pequena in Südafrika durch und forderte alle Gebiete zwischen der Kapkolonie und Portugiesisch-Westafrika. Die britische Reaktion lief darauf hinaus, Deutschland zu beruhigen, indem Grossbritannien die Tatsache einer deutschen Kolonie Südwestafrika akzeptierte und mit weiteren territorialen Erwerbungen Deutschlands in Kamerun und Ostafrika einverstanden war. Die Sansibarfrage, die der deutsche Botschafter Paul von Hatzfeldt im Jahre 1886 aufwarf, war für die allgemeine Lage kennzeichnend: Deutschland hatte keine ökonomischen Interessen nennenswerter Art in Sansibar (und tauschte die Insel tatsächlich 1890 gegen die Nordseeinsel Helgoland); aber es lohnte sich für die Deutschen, die Forderung zu erheben, da Grossbritannien buchstäblich bereit war, Boden preiszugeben. Die Vereinbarung zwischen Deutschland und Grossbritannien im Jahre 1890 verschaffte Grossbritannien Sansibar im Aus-

tausch gegen die Nordseeinsel Helgoland und einen schmalen Landstreifen, der Deutsch-Südwest-Afrika den Zugang zum Sambesifluss sicherte.

Im Hinblick auf China schien es am wahrscheinlichsten, dass sich irgend-eine Form von anglo-deutscher Kooperation auf dem Finanzsektor entwickeln würde. Seit 1874, dem Zeitpunkt der ersten Ausländsanleihe des chinesischen Kaiserreichs, stellten zwei britischen Firmen mit Sitz in Hongkong die wichtigste Quelle der Aussenfinanzierung für die chinesische Regierung dar: Dies waren die Hong Kong & Shanghai Banking Corporation und die Firma Jardine, Matheson & Co.⁴⁷ Im März 1885 unterbreitete der deutsche Bankier Adolph Hanseemann der Hong Kong & Shanghai Bank einen Vorschlag, die Finanzierung der chinesischen Regierung und der chinesischen Eisenbahnen gleichmässig zwischen britischen und deutschen Mitgliedern eines neuen Syndikats aufzuteilen. Die darauffolgenden Verhandlungen gipfelten im Februar 1889 in der Schaffung der Deutsch-Asiatischen Bank, eines Gemeinschaftsunternehmens, an dem mehr als 13 führende deutsche Banken beteiligt waren.⁴⁸

Der japanische Sieg über China von 1894/1895 legte ein Anwachsen des russischen Einflusses im Fernen Osten nahe, eine perfekte Gelegenheit zur Kooperation zwischen Berlin und London. Im Wesentlichen versuchten die Bankiers Hanseemann und Rothschild eine Partnerschaft zwischen der Hong Kong & Shanghai-Bank und der neuen Deutsch-Asiatischen Bank zu fördern. Die Partnerschaft sollte, vorausgesetzt sie erhalte eine angemessene offizielle Unterstützung durch die jeweiligen Regierungen, die Ausweitung des russischen Einflusses auf China verhindern. Gewiss unterschieden sich die Bestrebungen der Bankiers von jenen der Diplomaten und Politiker. Friedrich von Holstein, die «graue Eminenz» im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstrasse, wünschte, dass sich Deutschland mit Russland und Frankreich und nicht mit Grossbritannien verbinde, und schloss sich den Einwänden dieser Mächte gegen die Annexion des chinesischen Liaotung durch Japan an. Die Ereignisse sollten den Bankiers recht geben.⁴⁹ Die im Mai 1895 erfolgende Ankündigung, dass China seine Entschädigungszahlungen an Japan mit Hilfe einer russisch-französischen Anleihe finanzieren würde, bedeutete einen Schlag sowohl gegen die britische als auch gegen die deutsche Regierung. Angesichts der Tatsache, dass Russland ein internationaler Schuldner war, konnte die Anleihe selbstverständlich nicht von Russland allein finanziert werden. Eigent-

lich handelte es sich um eine französische Anleihe, und die Vorteile kamen Russland und Frankreich gleichermaßen zugute. Sankt Petersburg gewann das Recht, den Bau seiner Transsibirischen Eisenbahn durch mandschurisches Gebiet voranzutreiben, und Paris sicherte sich Eisenbahnkonzessionen in China. Es gab sogar eine neue russischchinesische Bank, die sich wiederum auf französisches Kapital stützte, und im Mai 1896 schlossen Russland und China ein Abkommen.⁵⁰ Im Zuge dieser Entwicklung wuchs Hansemanns Vorschlag, die Hong Kong & Shanghai Bank solle ihre Kräfte mit jenen der Deutsch-Asiatischen Bank vereinigen, noch zwingendere Plausibilität zu. Im Juli 1895 wurde eine Vereinbarung zwischen den beiden Banken unterzeichnet, das Hauptziel der Verbindung bestand in der Beendigung des Wettlaufs zwischen den Grossmächten, indem man die chinesischen Auslandsanleihen in die Hände eines einzigen multinationalen Konsortiums legte, wie es bereits in der Vergangenheit im Hinblick auf Griechenland und die Türkei geschehen war. Dennoch sicherte das Modell Deutschen und Briten grössere Einflussmöglichkeiten als den anderen Partnern. Nach zahlreichen diplomatischen Manövern wurden die Vereinbarungen in die Wirklichkeit umgesetzt, als im Jahre 1898 eine zweite chinesische Anleihe aufgelegt wurde.

Zwar waren die Schwierigkeiten damit nicht ausgeräumt. Der britische Premierminister Salisbury weigerte sich, eine Regierungsgarantie für diese Anleihe zu erteilen, was dazu führte, dass es sehr schwierig war, den britischen Anteil unterzubringen. Im November 1897 besetzten die Deutschen Ki-utschou, den wichtigsten Hafen der Provinz Shantung, und darauf folgte eine Auseinandersetzung zwischen der Hong Kong & Shanghai Bank und Hansemann wegen einer Eisenbahnkonzession in Shantung.⁵¹ Anfang September einigte man sich auf einer Konferenz von Bankiers und Politikern in London darauf, China zum Zweck der Zuteilung von Eisenbahnkonzessionen in «Einflussphären» aufzuteilen. Über das Yangtsetal sollten die britischen Banken verfügen, die Deutschen über Shantung.⁵² Die Auseinandersetzungen über Eisenbahnangelegenheiten dauerten an, aber das Muster einer Zusammenarbeit war geschaffen.⁵³ Als die Deutschen nach dem Boxeraufstand in China Streitkräfte dorthin entsandten und die Russen im Jahre 1900 die Mandschurei besetzt hatten, versicherten die Deutschen London, dass «die Russen keinen Krieg riskieren würden», und im Oktober unterzeichneten Grossbritannien

und Deutschland eine neue Vereinbarung, um die Integrität des chinesischen Reichs und eine Handelspolitik der «offenen Tür» zu sichern.⁵⁴ Es bedeutete den Höhepunkt der anglo-deutschen politischen Zusammenarbeit in China; und die geschäftliche Zusammenarbeit setzte sich noch einige Jahre lang fort. Weitere Unstimmigkeiten zwischen Deutschen und Engländern (veranlasst durch das Eindringen des sogenannten «Peking-Syndikats» in die Region Hoangho) wurden bei einer Bankierskonferenz in Berlin im Jahre 1902 aus der Welt geschafft.⁵⁵

Allem Anschein nach geschah es bei einem offiziellen Essen zur Zeit der Port Arthur-Krise, dass der deutsche Botschafter in London Paul von Hatzfeldt die Möglichkeit einer anglo-deutschen Allianz mit Kolonialminister Joseph Chamberlain erörterte. Der britische Staatssekretär Arthur Balfour erinnert sich:

«Joe ist sehr impulsiv; und die Kabinettsdiskussion der vorangegangenen Tage [über Port Arthur] hat ihm unsere isolierte und daher gelegentlich schwierige diplomatische Stellung deutlich gemacht. Er ging gewiss sehr weit und brachte seine persönliche Neigung zu einer Verbindung mit Deutschland zum Ausdruck; er widersprach der Auffassung, dass unsere Art von parlamentarischer Regierung eine solche Allianz schwierig machen würde (eine Auffassung, die offensichtlich bei den Deutschen eine grosse Rolle spielt), und ich glaube, er machte sogar einen vagen Vorschlag im Hinblick auf die Form, die ein Arrangement zwischen den beiden Ländern annehmen könnte.»

Wie sich Balfour erinnert, kam es «unmittelbar darauf» zu einer Antwort des deutschen Aussenministers Bülow:

«Seine telegrafische Antwort (...) beschäftigte sich erneut mit den Schwierigkeiten im Hinblick auf den Parlamentarismus – sie brachte aber auch mit beglückender Offenheit die deutsche Ansicht über Englands Stellung im europäischen System zum Ausdruck. Man meint dort, so scheint es, dass wir für Frankreich einen gleichwertigen Gegner darstellen, dass wir aber Russland und Frankreich zusammen nicht gewachsen sind. Das Ergebnis einer derartigen Auseinandersetzung wäre zweifelhaft. [Die Deutschen] könnten es sich nicht leisten mitanzusehen, wie wir unterliegen – und dies gelte nicht deshalb, weil sie uns liebten, sondern weil sie wissen, dass sie die nächsten Opfer sein würden – und so weiter. Der gesamte Tenor der Konversation lief (wie er mir berichtet wurde) auf eine engere Verbindung zwischen beiden Ländern hinaus.»⁵⁶

Im April folgten Gespräche zwischen Chamberlain und Freiherr Hermann von Eckardstein, dem ersten Sekretär der deutschen Botschaft in London, den der

Kaiser angewiesen hatte, «die offizielle Stimmung in England für uns günstig und hoffnungsvoll zu erhalten». Eckardstein trug nun im Namen des Kaisers den Vorschlag «einer möglichen Allianz zwischen England und Deutschland [vor] (...) [deren] Grundlage eine Garantie beider Mächte für den Besitzstand der jeweils anderen sein würde». Zu den Bestandteilen des Pakets, das er Grossbritannien anbot, zählte «eine freie Hand in Ägypten und Transvaal», und er deutete an, dass «ein direktes Verteidigungsbündnis (...) später zustande kommen könne». «Ein derartiger Vertrag», hielt Kolonialminister Chamberlain für den britischen Premier Salisbury fest, «würde für Frieden sorgen und könnte gegenwärtig ausgehandelt werden.»⁵⁷ Dieser Gedanke tauchte 1901 in ähnlicher Form erneut auf.⁵⁸

Warum scheiterte die Idee eines anglo-deutschen Bündnisses schliesslich? Eine recht einfache Antwort gründet sich auf die Persönlichkeiten der Beteiligten. In diesem Zusammenhang ist gelegentlich von der Frankreichfreundlichkeit des britischen Königs Edward VII. und ebenfalls von der grundsätzlichen Unzuverlässigkeit Eckardsteins die Rede.⁵⁹ Gewiss haben Bülow und Holstein die Schwäche der britischen Verhandlungsposition übertrieben.⁶⁰ Aber ein ernsteres politisches Hindernis war möglicherweise (wie die Deutschen ahnten) der Mangel an Begeisterung auf Seiten Salisburys.⁶¹ Auch Chamberlain trug zum Scheitern seines eigenen Plans bei. Privat sprach er von einem begrenzten «Vertrag oder einer Vereinbarung zwischen Deutschland und Grossbritannien für eine bestimmte Anzahl von Jahren (...) mit Defensivcharakter, gegründet auf gegenseitiges Einverständnis im Hinblick auf die Politik in China und anderswo».⁶² In der Öffentlichkeit aber tönte er grosssprecherisch von einer «neuen Dreierallianz zwischen der teutonischen Rasse und den beiden grossen Zweigen der angelsächsischen Rasse», und – ganz und gar wirklichkeitsfremd – er erwartete von den Deutschen, dass sie im gleichen Geist der Überschwenglichkeit antworten würden. Als Bülow in einer Reichstagsrede vom 11. Dezember 1899 seine Bereitschaft zum Ausdruck brachte: «Und was England angeht, so sind wir gern bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme in Frieden und Eintracht mit ihm zu leben»⁶³, da tat Chamberlain dies verdriesslich ab, als habe man ihm die «kalte Schulter» gezeigt.⁶⁴ Wenn Schwierigkeiten auftauchten, verlor Chamberlain die Geduld: «Wenn [die Deutschen] so engstirnig sind», bemerkte er verdrossen, «und nicht sehen können, dass es hier um den Aufstieg einer

neuen Konstellation auf der Welt geht, dann kann man ihnen eben nicht helfen.»⁶⁵ Es gab jedoch andere Faktoren, die möglicherweise wichtiger waren als blosse Unzulänglichkeiten und persönlicher Eigensinn. Ein bekannter Einwand lautet, dass Kolonialauseinandersetzungen sich gegen eine anglo-deutsche Annäherung auswirkten. Oftmals wird in diesem Zusammenhang ein Artikel des Historikers Hans von Delbrück aus dem Jahre 1899 zitiert, in dem jener erklärte: «Wir können diese Politik [Kolonialpolitik] aber machen sowohl mit England als gegen England. Mit England – bedeutet im Frieden; gegen England bedeutet – durch Krieg.»⁶⁶

Aber die Realität sah anders aus: Deutschland war weitgehend imstande, seine Kolonialpolitik *mit* England durchzuführen (und die richtige Schlussfolgerung aus Delbrücks Artikel hätte gelautet, dass Deutschland dies würde tun müssen). So endeten die langwierigen Streitereien mit Portugal über die Zukunft seiner afrikanischen Kolonien (und insbesondere über die Delagoa Bay) schliesslich 1898 mit einer Vereinbarung, derzufolge Grossbritannien und Deutschland gemeinsam Portugal Geld liehen und damit dessen Kolonialbesitz sicherten, aber in einer geheimen Zusatzklausel wurde das portugiesische Territorium zwischen den beiden Mächten in Einflussphären aufgeteilt.⁶⁷ Auch in Westafrika gab es keine Interessenkonflikte.⁶⁸ Im Pazifik wurde die Samoakrise, die im April 1899 ausbrach, am Jahresende beigelegt.⁶⁹ Die beiden Länder kooperierten sogar trotz lauten Geschreis in der britischen Presse, als es im Jahre 1902 um die Auslandsschulden Venezuelas ging.⁷⁰

Eine andere, strategisch wichtigere Region, in der eine britischdeutsche Partnerschaft vorstellbar war, stellte das Osmanische Reich dar, ein Gebiet, das für die deutsche Geschäftswelt bereits vor dem ersten Besuch des Kaisers 1889 in Konstantinopel von wachsendem Interesse war. Solange Russland die Meerengen zu bedrohen schien, blieben die Aussichten auf irgendeine Art von anglo-deutscher Kooperation in dieser Region gut. Nach dem militärischen Sieg der Türkei über Griechenland im Jahre 1897 arbeiteten die beiden Länder eng zusammen und setzten die Details einer neuen Finanzkontrolle über Athen durch. Eine bekanntere Gelegenheit zur Kooperation ergab sich 1899 – ein Jahr nach dem zweiten Besuch des deutschen Kaisers am Bosphorus –, als der Sultan dem Vorschlag zum Bau einer Kaiserlich-Osmanischen Bagdadbahn zustimmte. Das Projekt war aus einer Idee von Georg von Siemens von der

Deutschen Bank hervorgegangen (daher auch «Berlin-Bagdad-Bahn»). Siemens und sein Nachfolger Arthur von Gwinner verfolgten stets die Absicht, sich sowohl eine britische als auch eine französische Beteiligung an diesem Unternehmen zu sichern; das Problem bestand im mangelnden Interesse der Londoner City, die weitgehend den Glauben an die Zukunft des osmanischen Regimes verloren hatte.⁷¹ Im März 1903 wurde eine Vereinbarung für die Weiterführung der Eisenbahnlinie bis nach Basra entworfen, welche den britischen Mitgliedern eines Konsortiums – unter Führung von Sir Ernest Cassel und Lord Revelstoke – 25 Prozent gesichert hätte; aber die Tatsache, dass deutsche Investoren über 35 Prozent verfügen sollten, führte zu einem Sperrfeuer der Kritik in rechtsgerichteten Blättern wie dem *Spectator* und der *National Review*, und Balfour – der jetzt Premierminister war – machte einen Rückzieher.⁷²

In einer Region war ein anglo-deutscher Konflikt denkbar, nämlich Südafrika. Kaiser Wilhelms II. Telegramm nach dem Fehlschlag des «Jameson Raid», [bewaffneter Einfall der Briten von Betschuanaland nach Transvaal], in dem der Kaiser dem südafrikanischen Präsidenten Kruger gratulierte, weil er die Invasoren zurückgeschlagen hatte, löste in London gewiss Unwillen aus; und als die Deutschen in dem Krieg, der 1899 mit der Republik Transvaal ausbrach, Sympathie für die Buren zum Ausdruck brachten, war dies ein weiterer Grund für Spannungen zwischen London und Berlin. Londons Vereinbarung mit Deutschland über Portugiesisch-Mozambique von 1898 sollte wohl unter anderem dazu dienen, Berlin davon abzuhalten, auf Krugers Seite zu treten, aber der Ausbruch des Krieges schien Zweifel am Wert dieses Arrangements zu wecken. Wenig hilfreich war in dieser Situation Ende 1899 erneutes Gerede von deutscher Seite über eine «Kontinentalliga» gegen Grossbritannien und ebenso das britische Vorgehen gegen deutsche Postdampfer in südafrikanischen Gewässern im Januar 1900. Dennoch fügte der Burenkrieg den anglo-deutschen Beziehungen nicht so viel Schaden zu, wie einige gefürchtet hatten. Deutsche Banken hatten nach dem Krieg keinerlei Vorbehalte, sich um einen Anteil an der britischen Transvaalanleihe zu bewerben.

Vielleicht noch wichtiger war, dass der Krieg, indem er das britische Selbstvertrauen schwächte, die Argumente für eine Beendigung der diplomatischen Isolation stärkte. Alles Gerede über «nationale Leistungsstärke» und die Bemühungen der militaristischen Verbände konnte die Ängste nicht vergessen machen, die der Krieg im Hinblick auf die Kosten der Aufrechterhaltung des

riesigen britischen Überseeimperiums geweckt hatte – dies zeigt sich beispielsweise an Balfours Behauptung, dass «wir in jeder praktischen Hinsicht im Augenblick nur eine drittrangige Macht darstellen».⁷³ Innerhalb des immer komplexer werdenden institutionellen Rahmens, in dem die Strategie des Empire «gemacht» wurde und den zu vereinfachen das neue «Committee of Imperial Defence» und der «Imperial General Staff» wenig beitrugen⁷⁴, bildete sich ein Konsens heraus. Weil es für London finanziell und strategisch unmöglich zu sein schien, gleichzeitig das Empire und sich selber zu verteidigen, konnte es sich eine Isolation nicht mehr länger leisten – es mussten diplomatische Übereinkünfte mit einem oder mehreren der imperialen Rivalen Grossbritanniens erzielt werden. Und tatsächlich geschah es während des Burenkrieges – in den ersten Monaten des Jahres 1901 –, dass eine erneute Bemühung erfolgte, Chamberlain und den neuen Aussenminister Lord Lansdowne mit deutschen Vertretern auf der Basis von (in Chamberlains Worten) einer «Zusammenarbeit mit Deutschland und Festhalten am Dreibund» zusammenzubringen.⁷⁵

Das Gebiet, über das nun ernsthaft gesprochen wurde – Joseph Chamberlain hatte diese Diskussion erstmals 1899 auf die Tagesordnung gebracht –, war Marokko. Aufgrund späterer Ereignisse ist es wohl leicht anzunehmen, dass den Meinungsverschiedenheiten zwischen Grossbritannien und Deutschland über Marokko eine gewisse Unvermeidlichkeit zugrunde lag; aber diese Konflikte erschienen im Jahre 1901 als wenig wahrscheinlich. Tatsächlich ergab sich der Eindruck, als würden die französischen Pläne in der gesamten nordwest-afrikanischen Region (die durch eine geheime Vereinbarung mit Italien 1900 weiter vorangetrieben wurden) dazu führen, irgendeine Art von gemeinsamem Handeln im positiven Sinne zu fördern. Grossbritannien war bereits wegen spanischer Befestigungsbauten in Algeciras besorgt, die eine Bedrohung Gibraltars, des höchst wichtigen Tors zum Mittelmeer, darzustellen schienen. Die Möglichkeit einer gemeinsamen «Liquidation» Marokkos durch Frankreich und Spanien war nur allzu real. Die offensichtliche Alternative dazu bestand darin, Marokko in britische und deutsche Einflussbereiche zu unterteilen, dabei hätte dann Grossbritannien Tanger und Deutschland die Atlantikküste übernommen. Dies war die Grundrichtung eines Vereinbarungsentwurfs, der im Mai und nochmals im Dezember 1901 diskutiert wurde. Die Diskussionen zogen sich dann sporadisch bis ins Jahr 1902 hin. Es war

tatsächlich der *Mangel* an deutschem Interesse in Marokko – wie er durch Bülow und den Kaiser gleichermassen Anfang 1903 eindeutig zum Ausdruck gebracht wurde – der es verhinderte, dass irgendein Plan dieser Art realisiert wurde.⁷⁶

Die Logik des Appeasement

Die wirkliche Erklärung für das Scheitern eines anglo-deutschen Bündnisprojekts lag nicht in der Stärke, sondern in der *Schwäche* Deutschlands. Es waren allerdings schliesslich im gleichen Umfang die Briten wie die Deutschen, die der Vorstellung von einer Allianz ein Ende bereiteten.⁷⁷ Und die Briten taten dies nicht, weil Deutschland anfangs eine Bedrohung für Grossbritannien darzustellen, sondern weil sie im Gegenteil erkannten, dass von Deutschland eine derartige Bedrohung *nicht* ausging.

Das Hauptinteresse Londons hatte selbstverständlich darin bestanden, die Wahrscheinlichkeit kostspieliger Konflikte in Übersee nicht zu erhöhen, sondern zu vermindern. Trotz aller Wahnvorstellungen auf deutscher Seite waren derlei Auseinandersetzungen mit Mächten, die bereits über grosse Imperien verfügten, wahrscheinlicher, als mit einer Macht, die bloss den Erwerb eines solchen anstrebte. Aus diesem Grunde überrascht es nicht, dass schliesslich von britischer Seite Frankreich und Russland gegenüber weit fruchtbarere diplomatische Bemühungen unternommen wurden. Wie der Unterstaatssekretär des Foreign Office, Francis Bertie, im November 1901 sagte, lautete das beste Argument gegen ein britisch-deutsches Bündnis: Wenn ein solches abgeschlossen würde, dann würden «wir niemals mit Frankreich auf gutem Fusse stehen, unserem Nachbarn in Europa und in vielen Teilen der Welt, oder mit Russland, dessen Grenzen sich in grossen Teilen Asiens mit den unseren direkt oder beinahe berühren».⁷⁸ Salisbury und Selborne vertraten sehr ähnliche Ansichten über die relative Bedeutung Frankreichs und Deutschlands. Das deutsche Zögern, die britische Politik in China im Jahre 1901 zu unterstützen, das auf der Furcht beruhte, in einen Gegensatz zu Russland zu geraten, bestätigte nur die britische Ansicht: trotz all seines Gepolters war Deutschland schwach.⁷⁹

Im Vergleich dazu konnte Frankreich eine weit beeindruckendere Liste von imperialen Streitfragen anbieten, über die Vereinbarungen erzielt werden könnten.⁸⁰ Beispielsweise hatten die Franzosen den Briten ein bestimmtes,

weit grösseres und besseres Entgegenkommen anzubieten, als die Deutschen es je bieten konnten: nämlich die endgültige Anerkennung der britischen Stellung in Ägypten. Nach mehr als 20 Jahren immer wiederkehrender Spannungen bedeutete dies ein wichtiges diplomatisches Nachgeben des französischen Aussenministers Delcassé, und es ist leicht zu erkennen, warum der britische Aussenminister Lansdowne es sehr eilig hatte, all dies zu Papier zu bringen. Der Preis dieser Vereinbarung bestand darin, dass Frankreich das Recht erwarb, «die Ordnung in Marokko aufrechtzuerhalten und Hilfe zum Zwecke aller administrativen, ökonomischen, finanziellen und militärischen Reformen zur Verfügung zu stellen, derer dieses Land bedürfen möge» – eine Konzession, die die Franzosen so einschätzten, als gebe sie ihnen *de facto* die gleiche Macht über Marokko, wie Grossbritannien sie seit 1882 über Ägypten besass. In den folgenden Auseinandersetzungen über Marokko waren die Deutschen tatsächlich oftmals im Recht; aber es war eine Tatsache, dass Grossbritannien sich für Frankreich entschieden und daher Anlass hatte, die französischen Forderungen selbst dann zu unterstützen, wenn sie über den rechtlichen Status quo hinausgingen.

Die anglo-französische *Entente Cordiale* vom 8. April 1904 führte also schliesslich zu einem kolonialen Tauschgeschäft (auch die Siamfrage wurde geregelt⁸¹), das noch zwei andere Konsequenzen zeitigte. Erstens verminderte die *Entente* für Grossbritannien die Bedeutung guter Beziehungen zu Deutschland, wie während der ersten Marokkokrise deutlich wurde, die mit der Landung des Kaisers in Tanger am 31. März 1905 und der Forderung nach einer internationalen Konferenz zur Bestätigung der marokkanischen Unabhängigkeit begann. Weit davon entfernt, die deutschen Forderungen nach einer «offenen Tür» in Marokko zu unterstützen, machte sich Lansdowne Sorgen, dass die Krise möglicherweise Delcassé stürzen und mit einem französischen Rückzug enden könne.⁸²

Zweitens führte die anglo-französische Entente wegen der engen Verbindungen zwischen Paris und St. Petersburg zu besseren Beziehungen zwischen England und Russland.⁸³ Rasch aufeinanderfolgend deutete Grossbritannien seine Bereitschaft an, Russland gegenüber im Hinblick auf die Mandschurei und Tibet nachzugeben und unnötige Spannungen wegen der Meerengen, Persiens und wegen Afghanistans zu vermeiden.⁸⁴ Es ist möglich, dass dieser Beweggrund für gute Beziehungen früher oder später zu einer formalen Verein-

barung geführt hätte, wie es im Falle Frankreichs geschah, würde nicht Russland eine Niederlage gegen Japan erlitten haben. Als die russische Regierung einen Kompromiss hinsichtlich der Mandschurei verweigerte, wandte sich Tokio bereitwillig an London, und im Jahre 1902 wurde ein Defensivbündnis zwischen London und Tokio geschlossen.

Die britische Aussenpolitik zielte stets darauf, den Starken Zugeständnisse zu machen, dies Grundprinzip kam auch im Verhältnis zu den USA zur Anwendung. Die USA waren eine aggressive Macht, die auf dem Atlantik und dem Pazifik eine direkte Bedrohung Grossbritanniens darstellte. Obgleich es zwischen den USA und Grossbritannien seit 1812 keinen handgreiflichen Streit mehr gegeben hatte, vergisst man allzuleicht, wie viele Gründe für Auseinandersetzungen sie in den 1890er Jahren besaßen. Die Vereinigten Staaten stritten sich mit Grossbritannien wegen der Grenze zwischen Venezuela und Britisch-Guayana, und der Konflikt wurde erst 1899 geregelt. Sie führten wegen Kuba einen Krieg mit Spanien und eroberten im Zusammenhang mit dieser Auseinandersetzung im Jahre 1898 die Philippinen, Puerto Rico und Guam, im gleichen Jahr annektierten sie Hawaii. Sie fochten auf den Philippinen zwischen 1899 und 1902 einen blutigen Kolonialkrieg aus; und eigneten sich 1899 einige Inseln des Samoa-Archipels an, und sie wirkten mit Eifer an der ökonomischen Aufteilung Chinas mit. Die nächste Stufe der amerikanischen imperialen Expansion bestand darin, einen Kanal quer durch den zentralamerikanischen Isthmus zu bauen. Im Vergleich zu den USA stellte Deutschland eine ausgesprochen friedfertige Macht dar. Und wieder einmal gab Grossbritannien dem Starken gegenüber nach.

Die britische Aussenpolitik zwischen 1900 und 1906 diente also der Beschwichtigung jener Mächte, die die grösste Bedrohung für die eigene Position Grossbritanniens darzustellen schienen, und dies geschah selbst um den Preis guter Beziehungen zu weniger wichtigen Mächten. Verfolgt man die Entwicklung der Jahrhundertwende, zählt Deutschland offenkundig zur letztgenannten Kategorie – Frankreich, Russland und die Vereinigten Staaten dagegen zählten zu den starken Mächten.

3 Grossbritanniens Krieg der Illusionen

Der Angler

Wie am Ende des vorangegangenen Kapitels dargestellt, sah in Grossbritannien das aussenpolitische Erbe aus, das die Liberalen nach Balfours Rücktritt im Dezember 1905 und ihrem darauffolgenden erdrutschartigen Wahlsieg übernahmen. Es ist wichtig zu betonen, dass dieses Erbe Grossbritannien in keiner Weise dazu verdamnte, den Ersten Weltkrieg zu führen. Gewiss aber legte es die diplomatischen Prioritäten Grossbritanniens gegenüber den anderen grossen Mächten – in der Reihenfolge: Frankreich, Russland, Deutschland – fest. Aber es verpflichtete Grossbritannien nicht unwiderruflich zur Verteidigung Frankreichs und noch weniger Russlands im Falle eines deutschen Angriffs auf einen dieser Staaten oder auf beide. Dieses Erbe machte, kurz gesagt, einen Krieg zwischen Grossbritannien und Deutschland nicht unvermeidlich, wie einige wenige Pessimisten fürchteten.¹ Hinzu kommt, dass es bei einer liberalen Regierung – besonders bei einer von der Art, wie sie von Sir Henry Campbell-Bannerman geführt wurde – sehr viel weniger wahrscheinlich war als bei ihren Vorgängerinnen, dass sie mit Deutschland in Streit geraten würde, ebensowenig sprach viel dafür, dass sie sich Frankreich oder Russland anpassen würde.

Die neue Regierung trat mit dem Vorhaben an, «die gigantischen Rüstungsausgaben zu reduzieren, die durch die Hemmungslosigkeit unserer Vorgänger entstanden sind».² Das Gesetz von der Durchsetzungskraft der unbeabsichtigten Folgen zeigt jedoch zwangsläufig Wirkung, wenn eine Regierung in sich derart fundamental gespalten ist, wie es diese liberale Regierung schrittweise werden sollte.

Bereits im September 1905 waren die Politiker Herbert Asquith, Edward Grey und Richard Haldane übereingekommen, gemeinsam als «Liberal League» (eine de facto imperialistische Gruppierung) innerhalb der neuen Admi-

nistration zu agieren, um Tendenzen entgegenzutreten, die unter anderem vom König gefürchtet wurden.³ Die Ernennung Greys zum Aussenminister bedeutete einen der ersten und wichtigsten Erfolge dieser Gruppierung.

Sir Edward Grey – dritter Baronet und später Viscount Grey of Falloden – taucht in historischen Werken gemeinhin als eine tragische Gestalt auf. Im Jahre 1908 charakterisierte ihn der Chefredakteur der *Daily News*, A.G. Gardiner, weitgehend zutreffend, wie folgt:

«Sein Starrsinn, der keineswegs durch grosses Wissen oder durch eine schnelle Auffassungsgabe angesichts von Ereignissen, die die Menschheit in höchstem Masse erregen, gemildert wird, stellt eine Gefahr für die Zukunft dar. Seine Ziele sind hochgesteckt, seine Ehre ist unbefleckt; aber die geringe Beweglichkeit seines Geistes und sein unbedingtes Vertrauen in die Ehrlichkeit jener, auf die er sich verlassen muss, können leicht dazu führen, dass er Wege einschlägt, die bei einem phantasiebegabteren Geist und einem schnelleren Instinkt dazu führen würden, Fragen zu stellen und [Antworten] zurückzuweisen.»⁴

Nachdem Grey im Jahre 1914 die schlimmsten Befürchtungen des Chefredakteurs der *Daily News* bestätigt hat, was wohl nicht überraschend geschah, wurde er weiterhin in dieser Weise eingeschätzt. David Lloyd Georges postumes Portrait Greys brachte Ähnliches auf sarkastische Weise zum Ausdruck: Grey besitze «eine hohe Intelligenz, aber von einer (...) alltäglichen Beschaffenheit». Seine Reden seien «klar, korrekt und ordentlich», aber sie «wiesen keinerlei Besonderheiten der Sprache oder des Denkens auf». «Es mangelte ihm an dem Wissen, (...) der Vorstellungskraft, der Phantasie, der geistigen Weite und an jenem hohen Mut, der an Kühnheit grenzt, die seine ungeheure Aufgabe erforderte.» Er war «ein Lotse, dessen Hand zitterte, er war von Sorgen gelähmt und nicht fähig, die Hebel zu ergreifen und sie mit starker und klarer Zielbewusstheit zu bedienen (...). Er wartete vielmehr darauf, dass die öffentliche Meinung ihm seine Richtung vorgebe».⁵ Und so wiederholt sich das schmerzliche Urteil immer und immer wieder: «Wirklich tragisch (...), im Herzen ein Menschenfreund, ein Mann des Friedens.» «Einen hochherzigeren Apostel des Sittengesetzes hat es nie gegeben.» «Er konnte mit Fragen umgehen, auf die es rationale Antworten gab; wenn er mit dem Unerklärlichen konfrontiert wurde, dann neigte er zum Rückzug.»⁶

Zweifellos umwehte Grey ein Hauch von Tragik. Er war zwei Monate Aus-

senminister, da verlor er seine Ehefrau, die er sehr geliebt hatte. Sein berühmtester Ausspruch war eine Metapher, in der es um ausgehende Beleuchtung ging («In Europa gehen die Lichter aus»); und es liegt eine gewisse grausame Ironie darin, dass er im Laufe des Krieges beinahe vollständig erblindete. Das Wissen um diese Schicksalsschläge sollte nicht davon ablenken, dass er sich vor dem Kriege durch die Klarheit seines diplomatischen Weitblicks auszeichnete. Als Parlamentarischer Unterstaatssekretär im Foreign Office hatte er sich in der Phase der Isolierung, die in der Fashodakrise ihren Höhepunkt fand, einen Namen gemacht. Doch obwohl er den Burenkrieg unterstützte und Verdächtigungen seiner Kritiker in der radikalen Presse auf sich zog, war Grey keineswegs ein glühender Imperialist. Er teilte den Wunsch der Radikalen, «eine europäische Politik zu betreiben, ohne eine grosse Armee zu unterhalten». ⁷ Allerdings war diese Einstellung nur eine Konsequenz seiner tonangebenden und bereits 1902 von ihm vertretenen Überzeugung, dass Grossbritannien sich gegen Deutschland orientieren solle. Zur Enttäuschung von Bertrand Russell äusserte er sich im Dezember 1902 bei der Veranstaltung einer (...) Diskussionsgruppe in diesem Sinne. ⁸ Im Januar 1903 sagte er dem Dichter Henry Newbolt: «Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass Deutschland unser schlimmster Feind ist und die grösste Gefahr für uns darstellt (...). Ich glaube, die deutsche Politik läuft darauf hinaus, sich unserer ohne Gegenleistung zu bedienen: uns isoliert zu halten, damit sie [die Deutschen] mit ansehen können, wie wir voll aufs Kreuz fallen.» ⁹ «Wenn uns irgendeine Regierung ins deutsche Netz zurückzieht», erklärte er dem liberalen Parlamentsmitglied Ronald Munro-Ferguson im August 1905, «werde ich dem offen und um jeden Preis entgengetreten.» Zwei Monate später, kurz bevor er Aussenminister wurde, unterstrich er diese Festlegung:

«Ich fürchte, es ist von interessierten Kreisen mit einigem Erfolg der Eindruck verbreitet worden, dass eine liberale Regierung das Einvernehmen mit Frankreich in Frage stellen und sich Deutschland zuwenden würde. Ich werde alles in meiner Kraft Stehende tun, um dagegen anzukämpfen.» ¹⁰

Und zwei Tage später verkündete er einem Publikum in der City: «Nichts, was wir im Hinblick auf unsere Beziehung zu Deutschland tun, darf in irgendeiner Weise unsere bestehenden guten Beziehungen zu Frankreich schädigen.» ¹¹

Greys Deutschfeindlichkeit und sein Streben nach einer Entente mit Frankreich standen von Anfang an im Gegensatz zur Einstellung der Mehrheit des liberalen Kabinetts. Diese Auffassungsunterschiede hätten eigentlich schon viel früher, als sie es dann schliesslich taten, zu Schwierigkeiten führen müssen. Doch Campbell-Bannerman war ein Premierminister, der wenig aussenpolitischen Scharfblick besass. Während Asquith – der im April 1908 seine Nachfolge antrat – geschickt Greys Position deckte.¹² Asquith sollte von seinen Bewunderern bald als ein Meister «in der Kunst [betrachtet werden], die eine Seite gegen die andere auszuspielen»; in den Augen seiner Kritiker «verband [er eine] beispiellose parlamentarische Führungsfähigkeit mit vollständiger Unfähigkeit, sich den Tatsachen zu stellen oder irgendwann einmal rechtzeitig auf ihrer Grundlage eine Entscheidung zu fällen».¹³

Es war typisch für Grey, sich über liberale Parlamentsabgeordnete zu beklagen, wie er es im Oktober 1906 tat: Diese hätten sich inzwischen «die Kunst Fragen zu stellen und Debatten auszulösen angeeignet, und dabei gibt es in den auswärtigen Angelegenheiten so vieles, was Aufmerksamkeit auf sich zieht und was man doch besser nicht behandeln sollte». Wenn sich andere Regierungsmitglieder zu aussenpolitischen Fragen äusserten, dann versuchte Grey «sie zu überzeugen, dass sie auf diese Weise nur mit dem Kopf gegen Wände anrennen würden».¹⁴

Und bei all dem kam ihm zweifellos die stillschweigende Zustimmung der Opposition für seine Politik entgegen. Man muss sich stets vor Augen halten, dass die liberale Mehrheit in Grossbritannien zwischen 1906 und 1914 in ständig wachsendem Masse zusammenschmolz. Unter solchen Umständen musste der Einfluss der Opposition einfach steigen. Wäre die konservative Führung nicht mit Greys Politik einverstanden gewesen, dann hätte sie ihm das Leben genauso schwer machen können, wie sie es Lloyd George mit seiner Finanzpolitik machte, mit der sie nicht einverstanden war, und Asquith mit seiner Irlandpolitik, die sie verabscheute. Aber das taten die Führer der Konservativen nicht. Sie glaubten vielmehr, dass Grey ihre eigene Politik fortsetze. Wie der Einpeitscher der Tories, Lord Balcarres, im Mai 1912 formulierte, hatte seine Partei «Grey sechs Jahre lang unter der Voraussetzung unterstützt, dass er die anglo-französische Entente fortsetze, die Lord Lansdowne geschaffen hatte, und die anglo-russische Entente [vollende], zu der Lord Lansdowne den Weg geebnet hatte».¹⁵ Zwischen Grey und den Wortführern der Opposition

herrschte mehr Übereinstimmung als innerhalb des Kabinetts, ganz zu schweigen von der liberalen Partei insgesamt. Tatsächlich verteidigte schliesslich die konservative Presse während der zweiten Marokkokrise 1911 Grey gegen seine radikalen Kritiker.¹⁶ Und dies bedeutete, dass die Details der Greyschen Politik vom Parlament nicht kritisch genug unter die Lupe genommen wurden.

Das verschaffte Grey einen viel breiteren Handlungsspielraum, als er in seinen Memoiren zu erkennen gibt. Auch sollte man bedenken, dass er den Umgang mit Situationen, in denen er volle Entscheidungsfreiheit besass, nicht gelernt hatte. Während seiner Ausbildung offenbarte er eine chronische Leistungsschwäche (er war zeitweise wegen Faulheit von der Universität verwiesen worden und erzielte nur eine sehr mässige Abschlussnote als Jurist). Greys lebenslange Leidenschaft war das Fischen nach Forellen und Lachsen.¹⁷ Und das Fliegenfischen ist, wie jene Leser, die sich darin versucht haben, wissen werden, keine Beschäftigung, die für eine entschlossfreudige Geisteshaltung förderlich ist.¹⁸ In seinem Buch zu diesem Thema, das Grey 1899 veröffentlichte, geriet er in lyrisches Entzücken, wenn es um die ungewissen, unvorhersehbaren Freuden bei dieser Beschäftigung ging. Eine Stelle, wo der er den Fang eines acht Pfund schweren Lachses beschreibt, verdient es, zitiert zu werden:

«Es gab keinen unmittelbaren Anlass, eine Katastrophe zu befürchten (...). Aber (...) es überfiel mich das grausige Bewusstsein, dass die ganze Angelegenheit sich sehr lange hinziehen werde und dass der schwierigste Teil ganz am Ende kommen werde, und zwar nicht beim Einfangen des Fisches, sondern dabei, ihn an Land zu bringen (...). Es schien so, als würde jeder Versuch, den Fisch mit [meinem Netz] ans Ufer zu schaffen, eine Katastrophe herbeiführen, die ich nicht mit ansehen könnte. Ja schrecklicher noch, ich hatte das Gefühl, dass jedes Versagen meinerseits entsetzlich sein würde (...). Ich persönlich kenne nichts, was dem erregenden Gefühl gleichkommt, einen unerwartet grossen Fisch an der Angel zu haben.»¹⁹

Selbst angesichts des Risikos, die Analogie zu weit zu treiben, möchte man behaupten, dass sich der englische Aussenminister bei vielem, was in jener Zeit – und insbesondere während der Julikrise – geschah, persönlich genauso wie der von ihm geschilderte Angler am Fluss verhielt. Er hoffte, den Fisch an Land befördern zu können, aber er kannte die Risiken einer «Katastrophe».

In einer Hinsicht allerdings führt die Analogie in die Irre. Bei seinem Um-

gang mit Russland und Frankreich war Grey der Fisch, der an den Haken der anderen endete. Im russischen Fall behauptete Grey später, er habe die Entspannungspolitik seines Vorgängers erfolgreich fortgesetzt, obwohl die Radikalen das zaristische Regime mit Abscheu betrachtet hätten.²⁰ Sieht man sich die Angelegenheit jedoch genauer an, so muss man feststellen, dass er bedeutend weiter ging. Die Schwächung Russlands nach der Niederlage im Krieg gegen Japan und der Revolution von 1905 machte die Dinge für ihn leicht. Ging es um Kürzungen der Mittel für Indiens Verteidigung, konnte er sich über jene Kreise im Kriegsministerium und in der Indischen Regierung hinwegsetzen, für die Russland weiterhin eine Bedrohung an der Nordwestgrenze des Subkontinents darstellte.²¹ Und Grey fand Unterstützung von Oberst William Robertson von der Spionageabteilung des Kriegsministeriums, der sich gegen ein verstärktes militärisches Engagement der Briten in Persien oder an der Grenze zu Afghanistan aussprach, da doch Deutschland eine weit ernsthaftere militärische Bedrohung darstelle:

«Jahrhundertlang haben wir in der Vergangenheit (...) jede Macht in die Schranken gewiesen, die nach der Vorherrschaft auf dem Kontinent strebte; und dementsprechend und als Konsequenz dessen haben wir unsere eigene Sphäre imperialer Vorherrschaft gefestigt (...). Eine neue Dominanz wächst nun heran, deren Schwerpunkt in Berlin liegt. Alles, (...) was uns helfen könnte, gegen diese neue und höchst schreckliche Gefahr Widerstand zu leisten, dürfte für uns von Wert sein.»²²

Dies lieferte Grey das Stichwort, um einige tiefgreifende Veränderungen der britischen Aussenpolitik vorzunehmen.

Die zunächst geschlossenen Abkommen vom 31. August 1907 betrafen Tibet und Persien. Ersteres wurde ein Pufferstaat; letzteres teilte man in Einflussphären auf – der Norden des Landes ging an Russland, die Mitte blieb neutral, und der Südosten galt als britische Interessensphäre. Nach den Worten von Sir Eyre Crowe aus dem Foreign Office sollte «die Fiktion eines unabhängigen und vereinigten Persien (...) geopfert werden», um jede Art von «Streit» mit Russland zu vermeiden.²³ «Seit Jahrhunderten» – um hier Robertsons Formulierung zu übernehmen – hatte Grossbritannien danach gestrebt, einer russischen Expansion in Richtung auf die Ausgänge des Schwarzen Meers ebenso Widerstand entgegenzusetzen wie einer solchen nach Persien und Afghanistan hinein. Nun konnte diese Grundhaltung, um guter Be-

ziehungen zu Russland willen, aufgegeben werden. «Wenn die Dinge in Asien günstig geregelt sind», sagte Grey zu seinem Unterstaatssekretär Sir Arthur Nicolson, «werden die Russen mit uns keine Schwierigkeiten wegen des Eingangs zum Schwarzen Meer haben.»²⁴ «Die alte Politik, die Meerengen für [Russland] verschlossen zu halten und bei jeder Konferenz der Grossen Mächte gegen [Russland] aufzutreten», solle «aufgegeben» werden – wobei Grey sich allerdings weigerte zu sagen, wann genau dies geschehen solle.²⁵ Um Russlands Stellung als «Gegengewicht gegen Deutschland zu Lande» zu stärken, gab Grey sich oftmals den Anschein, als begünstige er die traditionellen Ambitionen Russlands auf dem Balkan.²⁶ Tatsächlich waren einige seiner Beamten *plus russe que le Czar*. Als Russland die Annexion von Bosnien-Herzegowina durch Österreich im Jahre 1909 akzeptierte, war im Foreign Office Unterstaatssekretär Nicolson höchst empört.²⁷ Grey sanktionierte die Förderung des Nationalismus der Balkanlawen durch Russland, wie er im November 1908 in einem Brief an seinen Botschafter in Berlin, Sir William Goschen, deutlich machte: «In Russland haben sich starke slawische Gefühle entwickelt. Zwar scheint diese Stimmung zur Zeit durchaus gebändigt, aber jegliches Blutvergiessen zwischen Österreich und Serbien würde sie in Russland gewiss auf einen gefährlichen Höhepunkt treiben; und der Gedanke, dass der Friede von der Zurückhaltung Serbiens abhängt, ist nicht gerade beruhigend.»²⁸

Greys russischer Kollege Sergej Sasonow war optimistisch. Im Hinblick auf Persien formulierte er im Oktober 1910: «Die Engländer verfolgen lebenswichtige politische Ziele in Europa und werden, wenn es notwendig ist, gewisse Interessen in Asien aufgeben, und dies einfach, um die Übereinkunft mit uns aufrechtzuerhalten, die für sie so wichtig ist.»²⁹ Doch die Lage in London war heikler, als ihm bekannt war. Als Grey erfuhr, dass die Russen und die Deutschen in Potsdam eine Vereinbarung über das Osmanische Reich und Persien abgeschlossen hatten, dachte er zunächst an einen Rücktritt, um für einen deutschfreundlichen Aussenminister Platz zu machen, der gegen russische Ansprüche in Persien und in der Türkei Widerstand leisten konnte.³⁰ Die Beziehungen verschlechterten sich noch weiter, als die Russen vorschlugen, die Meerengen für russische Kriegsschiffe zu öffnen, um ein Gegengewicht gegen einen italienischen Angriff auf die Türkei in Tripolis zu schaffen, und am 2. Dezember 1911 drohte Grey erneut mit dem Rücktritt. Das äusserste, was er anzubieten bereit war, war die Öffnung der Meerengen für alle; jede

andere Lösung würde die Radikalen im eigenen Lager in Zorn versetzt haben.³¹ Unmittelbar vor Kriegsausbruch setzten die Russen erneut die Frage der Meerengen auf die Tagesordnung; tatsächlich hatte Sasonow, ohne dass Grey davon wusste, den alten russischen Traum von der Eroberung Konstantinopels wieder zum Leben erweckt.³² Gewiss hätte Grey dem keinen Widerstand entgegengesetzt, wäre Russland imstande gewesen, dies während des Krieges zu erreichen – tatsächlich akzeptierte er es als legitimes russisches Kriegsziel. All dies bedeutete einen deutlichen Umschwung in der britischen Aussenpolitik. Ganz besonders bemerkenswert erscheint angesichts des Abscheu erregenden Rufs der russischen Regierung wegen ihres Antisemitismus und anderer illiberaler Gepflogenheiten, dass dieser Kurswechsel durch einen liberalen Aussenminister vollzogen wurde.³³ Dies war Appeasement in Reinkultur in jenem verächtlichen Sinne, den das Wort später annehmen sollte.

Für einen liberalen Aussenminister war eine frankreichfreundliche Politik viel leichter als eine russlandfreundliche durchzuführen. Und wie wir gesehen haben, hatte Grey bereits, bevor er sein Amt übernahm, seine Absicht deutlich gemacht, eine profranzösische Linie zu verfolgen. Erneut entstand hier der Eindruck, als handle es sich dabei um eine Fortsetzung der Tory-Politik. Aber wiederum ging Grey – wie er selber bekannte – bedeutend «weiter als die vorangegangene Regierung hier gehen musste».³⁴ Insbesondere förderte er die Entwicklung einer militärischen «Ergänzung» der anglo-französischen Entente.

Bereits bevor die Liberalen die Regierung übernahmen, hatten britische Militärplaner damit begonnen, ernsthaft über eine Unterstützung für Frankreich zur See und zu Lande im Falle eines Krieges mit Deutschland nachzudenken. Die Pläne für eine Seeblockade gegen Deutschland waren selbstverständlich bereits formuliert.³⁵ Dennoch dachte der Generalstab nicht vor September 1905 erstmals ernsthaft daran, im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland eine «Expeditionsstreitmacht» auf den Kontinent zu entsenden, womit sich die Problematik der Neutralität Belgiens stellte. Obwohl die Generäle es für «unwahrscheinlich» hielten, «dass Belgien während der ersten Kampfhandlungen einen Teil des Kriegsschauplatzes bilden» würde, führten sie aus, «dass die Entwicklung der Auseinandersetzung zu einer Situation führen könne, die es für einen der Kriegführenden (eher allerdings für Deutschland) fast zwingend mache, die belgische Neutralität zu missachten». Trat die-

ser Fall ein, so ihre Einschätzung, könnten innerhalb von 23 Tagen zwei Armeekorps nach Belgien transportiert werden. Dies hatte den Vorzug, Grossbritannien eine wirksamere und selbständigere Rolle spielen zu lassen, als wenn es nur «ein kleines Kontingent für eine grosse [französische] Kontinentalarmee (...) zur Verfügung stellen würde, (...) [was] in diesem Lande unpopulär sein dürfte».³⁶ Bis zum Dezember 1905 stellte das wenig mehr als harmlose Gedankenspiele dar. Aber die neue Regierung hatte kaum die Geschäfte übernommen, da traf der Chef der militärischen Operationsabteilung, Generalleutnant James Grierson, bereits mit dem französischen Militärattaché Huguet zusammen, um über eine solche Landungsstreitmacht zu beraten.³⁷

Der Zeitpunkt dieser Erörterungen – die neuen Minister waren gerade dabei, sich in ihre Amtsgeschäfte einzuarbeiten – hat selbstverständlich den Verdacht aufkommen lassen, dass die Militärs, wie auch auf dem Kontinent, versuchten, die Dinge zu beschleunigen. Doch jene, die bei der sogenannten Whitehall-Gardens-Konferenz anwesend waren, die gleichzeitig in den Amtsräumen des Generalstabs stattfand, legten ein bemerkenswertes Mass an Vorsicht an den Tag. So gelangten sie beispielsweise zu dem Schluss, dass Grossbritannien im Falle einer Verletzung der belgischen Neutralität zwar ein «Interventionsrecht» besitze, jedoch nicht zum Eingreifen verpflichtet sei.³⁸ Nach Aussage von Sir Thomas Sanderson, dem ständigen Unterstaatssekretär im Foreign Office, enthielt der Vertrag von 1839 keine «positive Verpflichtung, (...) *unter allen Umständen und bei jedem Risiko* materielle Gewalt für die Aufrechterhaltung der Garantie [der Neutralität] einzusetzen». Dies würde ja auch, so fügte er hinzu «geradezu das beinhalten, was zu versprechen von keiner Regierung vernünftigerweise erwartet werden kann».³⁹ Jedenfalls schätzte Fisher – der bis 1910 der Erste Seelord bleiben sollte – die Vorstellung überhaupt nicht, das Heer über den Kanal zu transportieren, und befürwortete weiterhin eine reine Seestrategie im Falle eines Krieges mit Deutschland oder stellte sich äusserstenfalls eine Art von amphibischer Operation vor, um Truppen an der deutschen Küste zu landen.⁴⁰

Grey war es, der den Verfechtern des Einsatzes von Expeditionsstreitkräften einen hilfreichen Anstoss lieferte. Am 9. Januar 1906, auf dem Höhepunkt der Verhandlungen über Marokko, deren Führung er von Lansdowne übernahm, sagte er dem deutschen Botschafter, Graf Metternich, falls «Frankreich

in Schwierigkeiten geriete» wegen Marokko, «wäre in England die Stimmung und die Sympathie für Frankreich (...) so stark, dass es für jede Regierung unmöglich sein würde, neutral zu bleiben». In seinem Bericht über dieses Gespräch an den Premierminister fuhr er dann fort: «Das Kriegsministerium (...) sollte darauf vorbereitet sein, eine Antwort auf die Frage zu geben, was es unternehmen könnte, falls wir gegen Deutschland einschreiten müssten, wenn beispielsweise die belgische Neutralität verletzt würde.»⁴¹

Greys oberstes Gebot war Vorsicht: Er bestand darauf, dass militärische Gespräche mit den Franzosen einen inoffiziellen Charakter haben sollten – und sie waren dann derart vertraulich, dass zu Anfang nicht einmal Campbell-Bannerman informiert wurde.⁴² Der Aussenminister und seine Beamten sprachen in enigmatischer Form davon, Frankreich «mehr als (...) [nur] diplomatische Unterstützung» zu geben. Immer wieder behaupteten sie, die Gespräche der Militärs seien nicht «bindend»; Eyre Crowe versicherte sogar, dass «ein britisches Versprechen bewaffneter Hilfeleistung keine praktischen Konsequenzen haben» würde.⁴³ Sichtlich vorschnell urteilte Grey in dieser Angelegenheit: «Man sagt mir, dass 80'000 Mann mit guten Waffen alles ist [szc], was wir in Europa ins Feld schicken können», informierte er Bertie, der jetzt Botschafter in Paris war, am 15. Januar 1906. Am nächsten Tag schrieb er an Lord Tweedmouth, den Ersten Lord der Admiralität: «Wir haben jede Art von Hilfe *versprochen*^ aber es ist ganz richtig, dass unsere Verantwortlichen für Marine und Heer die Frage auf diese Weise erörtern sollten (...) und bereit sein sollten, Antworten zu geben, wenn sie gefragt werden oder falls sie überhaupt gefragt werden.»⁴⁴ Dieses hastig hinzugefügte «falls» spricht Bände. Im Februar 1906 waren die anglo-französischen Gespräche weit fortgeschritten, die Anzahl der Soldaten, die der Generalstab ins Feld zu schicken versprach, hatte sich auf 105'000 erhöht, und führende Offiziere wie Robertson und John Spencer Ewart, der neue Leiter der militärischen Operationsabteilung, begannen bereits damit, «bewaffnete Zusammenstöße» mit Deutschland als unvermeidlich zu betrachten.⁴⁵ Grey gab dazu folgenden Kommentar ab:

«Falls es einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gibt, wird es für uns schwierig sein, uns herauszuhalten, falls die Entente und noch stärker die ständigen und emphatischen Demonstrationen der Zuneigung (...) in Frankreich die Überzeugung geschaffen haben, dass wir [dieses Land] bei seinen Kriegsbemühungen unterstützen

sollten (...). Alle französischen Offiziere halten dies für selbstverständlich (...). Wenn diese Erwartung enttäuscht wird, wird Frankreich uns niemals vergeben (...). Je intensiver ich die Lage betrachte, desto deutlicher scheint es mir, dass wir uns nicht [aus einem Krieg heraushalten können], ohne unseren guten Ruf und unsere Freunde zu verlieren und unsere Politik und unsere Stellung in der Welt zu zerstören.»⁴⁶

Im Juni 1906 besiegelten die wichtigsten Mitglieder des «Committee of Imperial Defence» die neue Politik, indem sie sich gegen Fisher und die «Flottenpartei» entschieden:

- a. Eine grosse Expeditionsstreitmacht in den Ostseeraum zu schicken, wäre nicht machbar, solange sich die Situation auf See nicht geklärt hat. Ein derartiger Operationsplan könnte nicht in Kraft treten, solange nicht an der Front grosse Schlachten geschlagen worden sind.
- b. Jede militärische Kooperation seitens der britischen Armee muss, falls sie zu Beginn des Krieges unternommen wird, entweder die Form einer Expedition nach Belgien oder einer direkten Teilnahme an der Verteidigung der französischen Grenze annehmen.
- c. Sollte Deutschland belgische territoriale Hoheitsrechte verletzen, würde dies offensichtlich die zuerst genannte Variante notwendig machen. Die Möglichkeit, dass es zu einer solchen Verletzung mit Zustimmung der belgischen Regierung kommt, darf nicht ausser Betracht gelassen werden.
- d. Auf jeden Fall muss man sich mit den Ansichten der Franzosen auseinandersetzen, denn es ist von höchster Wichtigkeit, dass jeder Schritt der Zusammenarbeit von unserer Seite mit ihren strategischen Plänen übereinstimmt.
- e. Welchen Kurs man auch immer steuern will, so wäre zu Beginn eine Landung an der Nordwestküste Frankreichs auf jeden Fall von Vorteil.»⁴⁷

Grey war also kaum ein halbes Jahr im Amt, da hatte er bereits die führende Rolle bei der Umgestaltung der Entente mit Frankreich gespielt, die als ein Versuch zur Regelung aussereuropäischer Konflikte in einem wirklichen Defensivbündnis zustande gekommen war.⁴⁸ Er hatte den Franzosen vermittelt, dass Grossbritannien bereit sein würde, im Kriegsfall mit ihnen zusammen gegen Deutschland zu kämpfen. Und die militärischen Planer hatten nun mehr oder weniger genau darüber entschieden, welche Form die Unterstützung für Frankreich annehmen sollte.⁴⁹ (Grey behauptete später, die Einzelheiten der anglo-französischen Gespräche auf militärischer Ebene nicht gekannt zu haben; aber dies scheint höchst unwahrscheinlich).⁵⁰ Trotz ständiger Störversuche Fishers und trotz der Bedenken Eshers, einem Mitglied des CID, im Hin-

blick auf den Umfang der geplanten Expeditionsstreitmacht wurde die Kontinentalstrategie im Jahre 1909 durch den Unterausschuss des CID über die militärischen Bedürfnisse des Empire bestätigt.⁵¹

Man könnte sogar die Vermutung äussern – und damit die Thesen von Fritz Fischer auf den Kopf stellen –, dass die CID-Konferenz vom 23. August 1911 und eben nicht das berühmte Treffen zwischen dem Kaiser und seinen führenden Militärs 16 Monate später der wirkliche «Kriegsrat» war, der den Kurs in Richtung auf eine militärische Konfrontation zwischen Grossbritannien und Deutschland festlegte. In einer Denkschrift, die vor dieser Konferenz ausgearbeitet wurde, lehnte der Generalstab die Vorstellung (die unter anderem Winston Churchill vertrat) ab, die französische Armee habe auch ohne Hilfe berechnete Hoffnung, einem deutschen Angriff standhalten zu können:

«Falls wir neutral bleiben, wird Deutschland allein gegen Frankreich kämpfen. Die Heere und Flotten Deutschlands sind weit stärker als jene Frankreichs, und an den Ergebnissen eines derartigen Krieges kann es kaum Zweifel geben (...). Sollte Frankreich allein kämpfen, würde es aller Wahrscheinlichkeit nach eine Niederlage erleiden.»⁵²

Werde aber auf der anderen Seite «England ein aktiver Verbündeter Frankreichs», dann könne die Kombination von Überlegenheit zur See und schneller Übersetzung einer Streitmacht, die aus einer ganzen regulären Armee mit sechs Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision besteht, die Kräfteverhältnisse – insbesondere langfristig – umkehren.⁵³

Wie der britische Premierminister Herbert Asquith mit einer Spur von Skepsis darlegte, war «die Frage der Zeit von höchster Bedeutung für diesen Plan». Aber die Position des Generalstabs wurde höchst wirkungsvoll von Henry Wilson, Ewarts Nachfolger als Leiter der militärischen Operationsabteilung, verteidigt, der voraussagte, der Krieg würde durch einen Zusammenstoss zwischen der deutschen Angriffsspitze von 40 Divisionen, die zwischen Maubeuge und Verdun durchstossen werde, und einer französischen Streitmacht von höchstens 39 Divisionen entschieden werden, «so dass es recht wahrscheinlich sei, dass unsere sechs Divisionen den ausschlaggebenden Faktor darstellen werden». Wilson «stellte sich recht grob» der (von Grey vorgebrachten) Vermutung entgegen, dass die Russen imstande sein könnten, das Ergebnis zu beeinflussen, und «nach langem (...) und ergebnislosem Gerede»

(so Wilsons Worte) liess der General die Sache auf sich beruhen: «Erstens (...) *müssen* wir uns den Franzosen anschliessen. Zweitens (...) *müssen* wir am gleichen Tage mobil machen wie die Franzosen. Drittens (...) *müssen* wir die vollständigen sechs Divisionen schicken.»⁵⁴

Die umfassende Kritik der Kriegsmarine an diesem Plan (vorgetragen vom Ersten Seelord, Arthur Wilson, und Reginald McKenna, Nachfolger von Tweedmouth als Erster Lord der Admiralität) war nicht überzeugend.⁵⁵ Schlimmer noch, die konkurrierenden Pläne der Admiralität für eine dichte Blockade der wichtigsten deutschen Flussmündungen und für die Landung einer Division an der norddeutschen Küste wurden vom Generalstabschef Feldmarschall Sir William Nicholson schonungslos als nicht mehr zeitgemäss zerpfückt.⁵⁶

Grey gab sich damit zufrieden und zog den Schluss, dass «die dargelegten kombinierten Operationen für den Erfolg zur See nicht wesentlich seien und der Kampf an Land entscheidend sein würde». Und die Argumente genügten auch Herbert Asquith, der Arthur Wilsons Pläne als «kindisch» und «ganz und gar unbrauchbar» abtat. Der einzige Vorbehalt der Politiker lief darauf hinaus, dass zwei der Heeresdivisionen zunächst daheim bleiben sollten.⁵⁷ Maurice Hankey vom CID lag, wie er später selber zugab, völlig falsch mit der Behauptung, dass bei dieser Konferenz kein Ergebnis erzielt worden sei.⁵⁸ Und Esher gelangte am 4. Oktober bedrückt zu der Erkenntnis: «Die blosse Tatsache, dass der lan des Kriegsministeriums bis in die Details hinein gemeinsam mit dem französischen Generalstab ausgearbeitet worden ist, hat uns gewiss zum Kämpfen verpflichtet (...).»⁵⁹

Ein Grund, warum sich die Admiralität schliesslich mit der strategischen Entscheidung für eine britische Expeditionstreitmacht einverstanden erklärte, lag darin, dass diese nicht mit der alternativen Strategie der Marine zu einer Fernblockade Deutschlands unvereinbar war. Daran glaubte allerdings in der Marine nicht jeder – Arthur Wilson zweifelte im stillen daran, ob eine Blockade das Ergebnis eines französisch-deutschen Kriegs beeinflussen könne⁶⁰ – ebenso waren im Kriegsministerium nicht alle von der Richtigkeit der Entscheidung für ein Expeditionskorps überzeugt. Auf der anderen Seite ist es wichtig festzuhalten, dass die erstgenannte Strategie bedeutsame Rückwirkungen auf die letztere hatte. Im Dezember 1912 vertraten Winston Churchill und Lloyd George bei einer anderen Zusammenkunft des CID mit Nachdruck die Ansicht, es würde im Falle eines Krieges «für die Niederlande

und Belgien ganz unmöglich sein, ihre Neutralität zu bewahren (...). Sie müssten entweder Freunde oder Feinde sein.» «Dieses Land würde es sich nicht leisten können, einfach abzuwarten, was jene Länder schliesslich tun würden», behauptete Lloyd George:

«Aufgrund der geographischen Lage der Niederlande und Belgiens würde deren Haltung in einem Krieg zwischen dem Britischen Empire gemeinsam mit Frankreich und Russland auf der einen Seite gegen den Dreibund auf der anderen von ungeheurer Bedeutung sein. Wenn sie neutral blieben und ihre Neutralität voll akzeptiert würde, dann wären wir nicht imstande, wirkungsvollen wirtschaftlichen Druck auf sie auszuüben. Es wäre aber entscheidend, dass wir dies täten.»

Es beunruhigte auch General Sir John French, Nicholsons Nachfolger als Generalstabschef des Empire, dass die Belgier bereit sein könnten, eine begrenzte Verletzung ihres Territoriums in Kauf zu nehmen. Die Konferenz kam in diesem Zusammenhang zu dem Schluss:

«Um den grösstmöglichen Druck auf Deutschland auszuüben, ist es entscheidend, dass die Niederlande und Belgien sich uns gegenüber entweder uneingeschränkt freundlich verhalten, und in diesem Fall sollten wir ihren Überseehandel begrenzen, oder dass sie definitiv unsere Feinde sind, in dem Fall sollten wir die Blockade auf ihre Häfen ausdehnen.»⁶¹

Mit anderen Worten: Hätte Deutschland nicht im Jahre 1914 die belgische Neutralität verletzt, dann würde Grossbritannien dies getan haben. Dies lässt die vielgepriesene moralische Überlegenheit der britischen Regierung im Kampf «für die belgische Neutralität» in einem anderen Licht erscheinen.

Im April 1912 brachte Oberstleutnant Bridges die Ansicht zum Ausdruck: Wäre es im Vorjahr zu einem Krieg wegen Marokko gekommen, dann wären britische Truppen an der belgischen Küste gelandet. Der belgischen Auffassung zufolge war eine derartige Intervention nur dann legitim, wenn das Land die Garantiemächte des Vertrags von 1839 dringend dazu aufforderte. (Die Briten zweifelten durchaus daran, dass ein solcher Appell erfolgen würde, insbesondere falls, was immer noch für möglich gehalten wurde, ein deutscher Vorstoss nur durch einen Teil des Landes hindurch, etwa südlich von Lüttich, erfolgte.) Als die Holländer im Jahre 1910 vorschlugen, in Flushing eine neue Festung zu errichten, die ihnen die Beherrschung der Mün-

derung des Scheldeflusses ermöglichen sollte, führte dies in London zu Bestürzung, bedrohte eine derartige Befestigung doch den Zugang der britischen Flotte nach Antwerpen. Die Belgier jedoch trugen gegen all das keine heftigen Einwände vor; sie fürchteten eine Verletzung ihrer Neutralität durch die britische Flotte ebenso sehr wie eine solche durch das deutsche Heer.⁶²

Angesichts all dessen scheinen die deutschen Sorgen vor einer Einkreisung weniger von Verfolgungswahn als von Realismus zu zeugen. Als Reichskanzler Bülow am 14. November 1906 im Reichstag die Bemühungen anprangerte, «einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isolieren und lahmzulegen», erwies er sich nicht – wie britische Staatsmänner später in ihren Memoiren nachdrücklich betonten – als ein krankhafter Phantast.⁶³ Verglichen mit den entsprechenden deutschen Konferenzen waren die Erörterungen militärischer Fragen auf britischer Seite stärker entscheidungsorientiert. Lind warum wurde der sogenannte «Kriegsrat» ins Leben gerufen, den der Kaiser im Dezember 1912 zusammenrief? Auslöser war eine Mitteilung von Lord Haldane, die *über* den deutschen Botschafter nach Berlin gelangte: «England könne es nicht dulden, dass Deutschland die Vormacht des Kontinents werde und *der* [Kontinent] unter seiner Führung sich vereinige.» Der Einwand des Kaisers: «England wird aus Neid und Hass gegen Deutschland unbedingt Frankreich u[nd] Russland gegen uns beistehen», war nicht falsch; und dies bestätigte nur, wie Bethmann dazu bemerkte, was ohnehin seit einiger Zeit bekannt war.⁶⁴

Die Napoleonneurose

Herkömmlicherweise ist die antideutsche Politik Greys von Historikern damit gerechtfertigt worden, dass Deutschlands *Weltpolitik* nunmehr in London als eine wachsende Bedrohung für britische Interessen in Afrika, Asien und dem Nahen Osten betrachtet wurde. Wichtiger aber noch sei, dass Deutschlands Flottenbauprogramm eine ernsthafte Herausforderung für die Sicherheit Grossbritanniens bedeutet habe. Jedoch spitzten sich bei genauerem Zusehen vor 1914 weder Kolonial- noch Flottenangelegenheiten unabwendbar in Form eines anglo-deutschen Entscheidungskampfs zu.

Winston Churchill schrieb in der Rückschau: «Wir waren nicht die Feinde

einer deutschen Kolonialexpansion.»⁶⁵ Eine Vereinbarung zwischen Grossbritannien und Deutschland, die den Weg zu einem grösseren deutschen Einfluss in den früheren Kolonien Portugals im Süden Afrikas geöffnet hätte, war einem Abschluss nahegekommen.⁶⁶ Grey selber sagte 1911, dass es keine «sehr grosse Rolle spiele, ob wir Deutschland oder Frankreich in Afrika zum Nachbarn haben». Er war darauf bedacht, «so bald wie möglich (...) [und] in einem prodeutschen Geiste» eine «Aufteilung» der «vernachlässigten» portugiesischen Kolonien herbeizuführen.⁶⁷ Diese Abmachung scheiterte 1914 bloss am Widerstand der Beamten des britischen Aussenministeriums – der sich als ein Zögern darstellte, öffentlich britische Verpflichtungen gegenüber Portugal, die 16 Jahre zuvor eingegangen worden waren, zu verleugnen, aber in Wirklichkeit war das Handeln dieser Leute auf ihre zwanghafte Deutschfeindlichkeit zurückzuführen. Die deutschen Banken (vor allem M.M. Warburg & Co.), die an all dem beteiligt waren, hatten keine Ahnung vom Widerwillen gegenüber diesem Projekt, wie er von Männern wie Bertie zum Ausdruck gebracht wurde.⁶⁸ Selbst dort, wo Grey dazu neigte, einen Vorrang der französischen Interessen anzuerkennen – nämlich in Marokko –, gab es keine vollkommen ausweglose Situation, was Deutschland anging. Im Jahre 1906 war Grey bereit gewesen, Deutschland eine Kohlenstation an der Atlantikküste dieses Landes zuzugestehen.⁶⁹ Es stimmt, dass die britische Regierung 1911, also während der zweiten Marokkokrise, eine recht aggressive Linie verfolgte und Berlin davor warnte, Grossbritannien so zu behandeln, «als wäre es ohne Geltung im Rate der Völker» (so Lloyd Georges Formulierung bei seiner Rede im Mansion House am 21. Juli).⁷⁰ Aber selbst Grey musste akzeptieren, dass «wir hinsichtlich der Westküste Marokkos nicht unversöhnlich sein müssen und können». Und am Tage vor der Rede Lloyd Georges sagte er zu Bertie: «Die Franzosen sind in Schwierigkeiten geraten, ohne wirklich zu wissen, welchen Weg sie gehen wollen (...). Wir sind zu diplomatischer Unterstützung verpflichtet und bereit, aber wir können nicht in einen Krieg eintreten, um die Abmachungen von Algeciras zu revidieren [die nach der ersten Marokkokrise zustande gekommen waren] und Frankreich den tatsächlichen Besitz von Marokko verschaffen.» Der erreichte Kompromiss – «eine Abmachung zwischen Frankreich und Deutschland, die sich auf einige Zugeständnisse in Franzö-

sisch-Kongo gründete» – spiegelte diesen Mangel an britischem Interesse wider, und Grey drängte die Franzosen, das Ergebnis zu akzeptieren.⁷¹

Als die deutsche Regierung ihre Aufmerksamkeit der Türkei zuwandte, war es für Grey noch schwieriger, eine entschieden antideutsche Politik zu betreiben, ohne den Russen im Hinblick auf die Meerengen in die Hände zu spielen. Jedenfalls hatte Grey keine Klagen über die Art und Weise vorzubringen, wie sich die Deutschen während der Balkankriege von 1912/1913 verhielten, und er war relativ unbesorgt, angesichts der Affäre um Liman von Sanders (die Ernennung eines deutschen Generals zum Generalinspekteur des türkischen Heeres). Die Beziehungen verbesserten sich durch Deutschlands beschwichtigende Reaktion auf britische Besorgnisse wegen der Berlin-Bagdad-Bahn noch weiter.⁷² Reichskanzler Bethmann Hollweg hatte im Januar 1913 gesagt, dass «Kolonialfragen der Zukunft eine Zusammenarbeit mit England nahelegen», obwohl die Abmachungen über die portugiesischen Kolonien nie in Kraft traten.⁷³

Als er im März 1914 in Tring mit dem deutschen Botschafter zusammentraf, sagte Lord Rothschild «zweifelloso gebe es, soweit er die Lage beurteilen könne und Bescheid wisse, keinen Grund für Kriegsängste, und es seien keinerlei Verwicklungen zu erwarten».⁷⁴ Beispielhaft für die guten finanziellen Beziehungen, die damals zwischen Grossbritannien und Deutschland herrschten, unternahm Warburg drei verschiedene Reisen nach London, um die Rolle seines Unternehmens in den Abmachungen über die portugiesischen Kolonien endgültig zu klären.⁷⁵ In jenem Sommer berichteten die Zeitungen von der Anwesenheit höherer britischer Marineoffiziere bei der Kieler Woche, und sie erwähnten Admiral von Koesters Bemerkung, dass «die Beziehungen zwischen den britischen und den deutschen Marineangehörigen gar nicht besser sein könnten».⁷⁶ Am 27. Juni 1914 – dem Vorabend des Attentats von Sarajewo – meinte man im Foreign Office, die deutsche Regierung sei «in friedlicher Stimmung und (...) sehr um gute Beziehungen zu England bemüht».⁷⁷ Auch Warburg hatte Gerüchte gehört, dass «zwischen den Engländern und den Deutschen (...) eine wahnsinnige Liebe (...) ausgebrochen sein soll».⁷⁸ Und noch am 23. Juli äusserte sich Lloyd George positiv über die Verbesserung der englisch-deutschen Beziehungen.⁷⁹

In die Irre führt auch die Annahme, die Flottenbaukonkurrenz als eine «Ursache» des Ersten Weltkriegs zu betrachten. Auf beiden Seiten gab es starke

Argumente für eine Flottenvereinbarung. Beide Regierungen fanden es schwierig, mit den politischen Folgen wachsender Ausgaben für die Seestreitkräfte fertig zu werden. Varianten für die Rüstungsbegrenzung tauchten immer wieder auf: im Dezember 1907, als die Deutschen eine Nordseekonvention mit Grossbritannien und Frankreich vorschlugen⁸⁰; im Februar 1908, als der Kaiser an Lord Tweedmouth schrieb und ausdrücklich in Abrede stellte, dass Deutschland das Ziel verfolge, «die britische Überlegenheit zur See herauszufordern»⁸¹; sechs Monate später, als er den Unterstaatssekretär im Foreign Office, Sir Charles Hardinge, in Kronberg traf⁸²; 1909/1910, als Bethmann Hollweg Goschen «eine Marinekonvention (...) als Teil eines Plans für gute Zusammenarbeit» vorschlug⁸³; und im März 1911, als der Kaiser «eine politische Verständigung und ein Flottenabkommen mit dem Ziel der Begrenzung der Marineausgaben» forderte.⁸⁴ Die bekannteste Gelegenheit ergab sich im Februar 1912, als der englische Kriegsminister Haldane auf Vorschlag der Geschäftsleute Sir Ernest Cassel und Albert Ballin nach Berlin reiste, dies geschah angeblich wegen Universitätsangelegenheiten, in Wirklichkeit ging es um Gespräche mit Bethmann Hollweg, Tirpitz und dem Kaiser über die Möglichkeit einer Vereinbarung über Marine- und Kolonialfragen sowie über ein Nichtangriffsabkommen.⁸⁵ Im Jahre 1913 setzte Churchill die Vorstellung eines «Schiffsbauurlaubs» in der Öffentlichkeit in Umlauf⁸⁶; und im Sommer 1914 unternahmen Cassel und Ballin eine letzte vergebliche Bemühung in dieser Hinsicht.⁸⁷

Warum aber gab es dennoch keine Vereinbarungen? Die herkömmliche Antwort lautet, die Deutschen seien nur bereit gewesen, mit den Briten über Flottenfragen zu verhandeln, wenn sie zuvor eine bedingungslose britische Verpflichtung zur Neutralität im Falle eines französischdeutschen Kriegs erhalten hätten. Doch dies stellt nur die halbe Wahrheit dar. Asquith hat später behauptet, das deutsche Verständnis von Neutralität hätte «uns daran gehindert, Frankreich zu Hilfe zu kommen, sollte Deutschland es unter irgendeinem Vorwand angreifen». Tatsächlich hiess es in Bethmanns Entwurf:

«Die hohen vertragsschliessenden Parteien (...) werden keine unprovokierten Angriffe gegeneinander durchführen oder sich Kombinationen oder Plänen gegen die jeweils andere anschliessen, die Angriffe zum Zweck haben (...). Wenn eine von ihnen in einen Krieg verwickelt wird, in dem sie nicht als Angreifer betrachtet werden kann, wird die

andere Seite ihr gegenüber zumindest eine Haltung der wohlwollenden Neutralität einnehmen.»⁸⁸

Diese Klausel sollte als nicht rechtsgültig betrachtet werden, «insoweit sie mit bestehenden Verpflichtungen nicht zu vereinbaren ist». Das äusserste jedoch, was Grey anzubieten bereit war, war eine Verpflichtung, «einen unprovokierten Angriff auf Deutschland weder zu unternehmen noch sich [ihm] anzuschliessen», weil nach seinen Worten «das Wort Neutralität (...) den Eindruck vermitteln würde, als seien uns die Hände gebunden».⁸⁹ Dies entsprach (wie der Kolonialminister Lewis Harcourt darlegte) einfach nicht dem Sinn der Bethmannschen Formel.

Die andere Erklärung für das Scheitern der Mission des englischen Kriegsministers Richard Haldane im Februar 1913 beruht auf der Annahme, dass Tirpitz und der Kaiser das Angebot durch die Einleitung einer zusätzlichen Flottenerweiterung am Vorabend von Haldanes Ankunft vereitelten, wodurch sie «(...) das Verhältnis zu England ein für allemal ruinierten». Nach den Worten von Immanuel Geiss «blockierte (...) nur Deutschlands Weigerung, sich auf eine Begrenzung des kostspieligen und Konflikte produzierenden Wettübens zur See einzulassen (...), die Verständigung zwischen beiden Staaten».⁹⁰ Die britische Regierung vertrat damals weitgehend die gleiche Ansicht.⁹¹ Auch dieses Erklärungsmuster weckt Zweifel. Die Deutschen waren bereit, als Gegenleistung für eine Neutralitätsverpflichtung eine Flottenvereinbarung zu treffen; und es war die Frage der Neutralität, an der die Gespräche wirklich scheiterten. Es lässt sich durchaus behaupten, dass die britische Haltung die unnachgiebigere war – dies war keineswegs überraschend, da sie sich auf eine unangefochtene Position der Stärke stützte. 1913 fasste Sir Edward Grey den britischen Standpunkt mit folgenden Worten zusammen: «Wenn man über eine absolute Flottenstärke verfügt, die diejenigen aller anderen europäischen Flotten zusammen übertrifft (...), dann ist es vergleichsweise einfach, Aussenpolitik zu betreiben.»⁹² Entsprechend gering war seine Handlungsbereitschaft: Bethmann Hollweg wünschte indes eine Gegenleistung für die Anerkennung einer «ständigen [britischen] Flottenüberlegenheit» – oder, wie es Sir Edward Greys erster Privatsekretär William Tyrrell formulierte: «... das Prinzip unserer absoluten Vorherrschaft auf See.» Aber warum sollte Grossbritannien um etwas verhandeln, was es bereits besass?⁹³ Und so ist es leicht zu verstehen,

warum Bethmann Hollwegs Forderung einer Gegenleistung für die Verlangsamung des Flottenbaus unverzüglich abgelehnt wurde.

Obschon Deutschland weder im Hinblick auf die Kolonial- noch auf die Flottenpolitik für Grossbritannien eine Bedrohung darstellte, stand für Sir Edward Grey jede Annäherung unter einem grundsätzlichen Vorbehalt. Wie seine Vorgänger aus den Reihen der Tories räumte er dem Erhalt guter Beziehungen zu Frankreich und Russland oberste Priorität ein. «Nichts was wir in unseren Beziehungen zu Deutschland tun», erklärte er im Oktober 1905, «darf in irgendeiner Weise unsere bestehenden guten Beziehungen zu Frankreich gefährden.» «Die Gefahr, die damit verbunden sein kann, wenn man in Berlin gesittete Worte spricht», so schrieb er im Januar 1906, «liegt darin, dass sie möglicherweise (...) von Frankreich so interpretiert werden könnten, als würden wir in unserer Unterstützung der Entente nachlassen.»⁹⁴ Und im April 1910 unterstrich er gegenüber dem englischen Botschafter Goschen in Berlin: «Wir können uns nicht auf eine politische Verständigung mit Deutschland einlassen, die uns von Russland und Frankreich trennen würde.»⁹⁵ Doch indem Grey sagte, eine Übereinkunft mit Deutschland hätte «in Übereinstimmung mit der Erhaltung [unserer bestehenden] Beziehungen und Freundschaften mit anderen Mächten» zu stehen, schloss er damit praktisch eine derartige Verständigung aus.⁹⁶ Sir Edward Greys Bedenken waren grundsätzlicher Natur: Weil die Entente mit Frankreich derart «vage» sei, würde «jede Vereinbarung mit Deutschland notwendigerweise die Tendenz haben, [sie] zu ersetzen, und komme daher nicht in Frage».⁹⁷ Dies war eine Ansicht, die von hohen Beamten des Foreign Office stets bekräftigt wurde. Unterstaatssekretär Nicolson im Foreign Office sprach sich 1912 beispielsweise gegen die Idee einer Vereinbarung mit Deutschland aus, weil sie «ernsthaft unsere Beziehungen [zu Frankreich] schädigen [würde] – und ein derartiges Ergebnis würde gleichzeitig Auswirkungen auf unsere Beziehungen zu Russland haben».⁹⁸

Sieht man sich Greys Beurteilung näher an, erkennt man, dass sie auf töneren Füßen stand. Zunächst entbehrte seine Vorstellung, dass schlechte Beziehungen zu Frankreich und Russland schliesslich zu einem Krieg führen könnten, jeder rational fassbaren Begründung. Es gab in dieser Hinsicht einen grossen Unterschied zwischen seiner Amtszeit und der seiner konservativen Vorgänger. Zu jener Zeit erkannte Grey selber an, dass Russlands Erholung von den Verheerungen durch Niederlage und Revolution ein ganzes Jahrzehnt

in Anspruch nehmen würde. Auch betrachtete er Frankreich nicht als eine Bedrohung: Wie er 1906 dem amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt darlegte, war Frankreich «friedlich und weder aggressiv noch unruhig». ⁹⁹ Der ursprüngliche Zweck der Entente bestand in der Beilegung der Differenzen mit Frankreich und Russland in Übersee. Nachdem dies geschehen war, deutete wenig auf einen Krieg zwischen Grossbritannien und einer dieser Mächte hin. Es war ein Hirngespinnst, wenn Grey gegenüber dem Chefredakteur des *Manchester Guardian*, C.P. Scott, im September 1912 meinte: «Wenn Frankreich nicht gegen Deutschland unterstützt wird, dann wird es sich mit ihm und dem Rest Europas zu einem Angriff gegen uns verbinden.» ¹⁰⁰ Nur etwas weniger weltfremd war die Angst, dass Frankreich oder Russland «zu den Mittelmächten überlaufen» könnten. ¹⁰¹ Doch diese Befürchtung beschäftigte das Foreign Office unaufhörlich. Bereits 1905 fürchtete Grey, «Frankreich zu verlieren und Deutschland nicht zu gewinnen, das uns nicht würde haben wollen, wenn es Frankreich von uns loslösen könne». Grey und seine Beamten im Foreign Office fürchteten sich geradezu besessen davor, «ihren Wert als Freunde» zu verlieren und am Schluss «*alleine* – ohne Freunde – dazustehen». Unablässig quälte sie der Alptraum, dass Russland oder Frankreich angesichts «der deutschen Umarmung» nachgeben und damit Grossbritannien allein lassen würden, und es stünde dann «den vereinigten Flotten Europas» gegenüber. Aus diesem Grunde neigten sie alle dazu, der deutschen Politik zu unterstellen, sie ziele darauf ab, «die Tripel-Entente zu zerschmettern». ¹⁰² Dafür waren die folgenden Überlegungen Greys typisch:

«Wenn (...) unsere Entente mit Frankreich aufgrund irgendeines Missgeschicks oder eines groben Fehlers zerbricht, wird Frankreich eigene Vereinbarungen mit Deutschland treffen müssen. Und Deutschland wird dann wieder imstande sein, uns schlechte Beziehungen zu Frankreich und Russland aufzudrängen und selber die Vormachtstellung auf dem Kontinent zu übernehmen. Dann wird es früher oder später einen Krieg zwischen uns und Deutschland geben.» ¹⁰³

Die analoge Befürchtung lautete, dass «Deutschland nach Sankt Petersburg gehen und vorschlagen [würde], Österreich in Schach zu halten, falls Russland die Entente verlasse (...). Wir machen uns ernsthaft Sorgen, dass (...) Russland sich den Mittelmächten anschliessen könnte.» ¹⁰⁴

Doch in seiner Entschlossenheit, die Entente mit Frankreich zu erhalten, war der britische Aussenminister Grey willens, militärische Verpflichtungen

einzugehen, die einen Krieg mit Deutschland früher oder später wahrscheinlich machten. Der Wunsch, den er hegte, glich einem Zirkelschluss: Grossbritannien sollte auf einen zukünftigen Krieg mit Deutschland verpflichtet werden – denn anderenfalls könnte es einen Krieg mit Deutschland geben. Die Beschwichtigung Frankreichs und Russlands hatte einmal einen Sinn gehabt; aber Grey verlängerte die Lebensdauer dieser Politik weit über den Zeitpunkt hinaus, da sie in der politischen Realität eine Grundlage besessen hatte.

Die stärkste Rechtfertigung dieser Politik stützte sich natürlich auf die angebliche Tatsache, dass Deutschland imperialistische Ambitionen verfolgte, die nicht nur eine Bedrohung für Frankreich, sondern auch für Grossbritannien selbst darstellten. Diese Ansicht wurde in deutschfeindlichen Kreisen weithin geteilt. In einer berühmten Denkschrift vom November 1907 warnte Eyre Crowe vor Deutschlands Streben danach, «eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, die weit grösser und dominanter als jene ist, die es angesichts der gegenwärtigen Kräfteverteilung zuerkannt bekommen hat», könne das Land dazu veranlassen, «durch Ausdehnung seines Herrschaftsgebiets und Behinderung der Zusammenarbeit anderer Staaten die Macht all seiner Rivalen zu schmälern, um die eigene Macht zu vergrössern, und am Ende stehe dann das Zerschneiden und Verdrängen des britischen Empire». ¹⁰⁵ Grundlegend für Crowes Analyse war die historische Parallele zu der Herausforderung, die das nachrevolutionäre Frankreich für Grossbritannien dargestellt hatte. Nicolson formulierte diese Position Anfang 1909 in einem Brief an Grey: «Die Endziele Deutschlands enthalten im Kern das Streben nach Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent, um, wenn es dann stark genug ist, in einen Wettbewerb mit uns um die Vorherrschaft auf den Weltmeeren einzutreten.» Goschen und Tyrrell sagten weitgehend dasselbe. Deutschland wolle eben «die Hegemonie in Europa». ¹⁰⁶ 1911 war es soweit, dass Grey persönlich vor einer Bedrohung von «napoleonischem» Ausmass in Europa warnte. Falls Grossbritannien es «gestattete, dass Frankreich bekämpft werde, dann werden wir später zu kämpfen haben». Es gebe, so sagte er dem kanadischen Premierminister 1912, «keine Grenzen der Ambitionen, die Deutschland möglicherweise verfolge». ¹⁰⁷

Nicht nur diplomatische Kreise hingen dieser Argumentation an. Als er sich für eine Landungsarmee auf dem Kontinent aussprach, bediente sich der Generalstab derselben Analogie: «Es ist ein Fehler», hiess es in seinem Memo-

randum von 1909 an den Unterausschuss des CID, «zu vermuten, dass die Herrschaft über die Meere notwendigerweise unmittelbar das Ergebnis eines grossen Kampfes zu Lande beeinflussen muss. Das Ergebnis der Seeschlacht von Trafalgar hinderte Napoleon nicht daran, die Schlachten von Austerlitz und Jena zu gewinnen und Preussen und Österreich niederzuwerfen.»¹⁰⁸ Dieses Argument wurde zwei Jahre später im CID wiederholt. Im Falle eines deutschen Sieges über Frankreich und Russland, so hiess es, «(...) werden Holland und Belgien möglicherweise von Deutschland annektiert und Frankreich eine grosse Entschädigungssumme auferlegt, und es werde auch einige seiner Kolonien verlieren. Kurzum, das Ergebnis eines solchen Krieges würde so aussehen, dass Deutschland jene Vormachtstellung erringen würde, von der bereits festgestellt worden ist, dass sie den Interessen unseres Landes schaden würde.»

Dies «würde [Deutschland] (...) ein Übergewicht an Streitkräften zu Wasser und zu Lande verschaffen, das das Ansehen des Vereinigten Königreichs und die Integrität des britischen Empire» bedrohen würde.¹⁰⁹ Ohne die Marine, so fürchtete Churchill, würde Europa «nach einem plötzlichen Krampf (...) in den eisernen Griff der Teutonen und all dessen, was das teutonische System bedeutet», übergehen. In diese Motivreihe reihte sich Unterstaatssekretär Robertson im Dezember 1916 mit einer weiteren Übertreibung ein: «Deutschlands Ambitionen, ein Reich zu errichten, das sich über ganz Europa, die Nordsee, die Ostsee, das Schwarze Meer und die Ägäis hinweg sowie möglicherweise sogar bis zum Persischen Golf und zum Indischen Ozean erstreckt, sind seit mindestens 20 [sic] Jahren oder mehr bekannt.»¹¹⁰

Wäre all dies realistisch gewesen, dann könnte man sagen, Grey habe sich darauf eingelassen, die falschen Mächte zu beruhigen. Die Bündnisse mit Frankreich und Russland hatten ihren Sinn gehabt, als jene Mächte das Empire bedrohten. Aber wenn die Gefahr im Jahre 1912 eindeutig von Deutschland ausging, dann hätten die Argumente für ein Bündnis mit Deutschland ernster genommen werden müssen. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass die beunruhigenden Behauptungen, Deutschland verfolge napoleonische Pläne, weitgehend nicht mit den nachrichtendienstlichen Informationen übereinstimmten, die aus Deutschland eingingen. Und genau dies ist bislang von Historikern vernachlässigt worden. Zwar ist die Qualität der militärischen Geheiminformationen über Deutschland vor 1914 nicht einzuschätzen; aber der

englische Botschafter in Berlin war ein zuverlässiger, gut informierter Beobachter, und die Berichte der britischen Konsuln aus Deutschland bewiesen hohe Qualität. Eine weit bessere Analyse als jene Crowes von 1907 war diejenige Churchills vom November 1909, in der es – wohl mit Sicherheit auf der Grundlage solcher Berichte – hiess, dass Deutschland tatsächlich unter akuten Finanzproblemen leide. Dies ist nur ein Beispiel unter vielen Expertenaussagen, die in die gleiche Richtung weisen. Warum beschworen Grey und die höchsten Beamten im Foreign Office und im Generalstab dennoch angebliche Pläne Deutschlands zur Erringung einer Machtstellung nach dem Vorbild Napoleons herauf, von der eine direkte Bedrohung für Grossbritannien ausgehen sollte? Möglicherweise übertrieben sie solch eine Gefahr, um die militärische Verpflichtung gegenüber Frankreich zu rechtfertigen, die sie bevorzugten. Mit anderen Worten: Gerade *weil* sie wünschten, dass Grossbritannien mit Frankreich und Russland verbündet bleibe, war es notwendig, den Deutschen monströse Pläne für die Beherrschung Europas zu unterstellen.

Keine Festlegung auf dem Kontinent

Dennoch wäre es falsch, den Schluss zu ziehen, die Aussenpolitik und die militärische Planung Grossbritanniens hätten unausweichlich zum Krieg geführt. Denn in Wirklichkeit war es so, dass die britischen Verpflichtungen auf dem Kontinent – die auf der Ebene der Diplomatie und der grossen Strategie unstrittig vorhanden waren – im Bereich der parlamentarischen Politik ohne Widerhall blieben.

Von Anfang an war die Mehrheit der Kabinettsmitglieder, vom Parlament ganz zu schweigen, über die Diskussionen mit den Franzosen in Unwissenheit gehalten worden. Wie es der ständige Unterstaatssekretär Sanderson gegenüber Cambon formulierte, gab der Begriff der militärischen Verpflichtung gegenüber Frankreich «Anlass zu Meinungsverschiedenheiten» – «alles, was verbindlicherer Natur ist, würde sogleich von der Regierung zurückgewiesen werden». Ungewöhnlicherweise wurde, wie wir bereits gesehen haben, sogar der Premierminister Campbell-Bannerman zunächst im Ungewissen gelassen; und als man ihn informierte, gab er seinen Befürchtungen Ausdruck, dass «der Nachdruck, der auf unsere gemeinsamen Vorbereitungen gelegt wird (...), ganz nahe an ein Ehrenwort heranreicht». Dementsprechend musste Kriegs-

minister Richard Haldane gegenüber Generalstabschef Neville Lytton «deutlich» machen, «dass wir in keiner Weise verpflichtet sind, weil wir uns in Gespräche eingelassen haben».¹¹¹ Die amtliche Linie des britischen Ausenministeriums war eindeutig: «Falls Deutschland Feindseligkeiten mit Frankreich provoziert, dann ist die Frage des bewaffneten Eingreifens Grossbritanniens eine Angelegenheit, *über die im Kabinett entschieden werden muss.*»¹¹² Und Hardinge betonte bei seinen Darlegungen vor dem Unterausschuss des CID im März 1909:

«Wir sind keine Verpflichtung eingegangen, [den Franzosen] auf dem Lande zu helfen, und (...) die einzige Basis, auf die die Franzosen irgendwelche Hoffnungen auf militärische Hilfe setzen können, gründet sich auf die halboffiziellen Gespräche, die zwischen dem französischen Militärattache und unserem Generalstab stattgefunden haben.»

Dementsprechend gelangte der Unterausschuss zu dem Schluss, ob «im Falle eines deutschen Angriffs auf Frankreich militärische Streitkräfte ins Ausland geschickt werden sollten oder ob man sich in diesem Falle nur auf die Möglichkeiten der Marine verlässt, ist *eine politische Angelegenheit, die, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergibt, nur durch die Regierung entschieden werden kann, die zu diesem Zeitpunkt Verantwortung trägt*»¹¹³ Der britische Premierminister Herbert Asquith betonte dies im Mai 1911, als er das CID als «eine reine Beratungskörperschaft» bezeichnete und seine Mitglieder daran erinnerte, dass die Regierung nicht «im Geringsten durch irgendeine seiner Entscheidungen verpflichtet» sei.¹¹⁴ Als man ihn nach der Beschaffenheit der britischen Verpflichtung über Frankreich fragte, äusserte sich Grey ausserordentlich vorsichtig.¹¹⁵

Abwiegeln, wenn von Verpflichtungen auf dem Kontinent die Rede war, wurde zu einer beliebten Haltung, je mehr Greys Amtsführung Verdacht bei der radikalen Presse und bei seinen Parteikollegen errege. So nahm F. W. Hirst, der Chefredakteur des *Economist*, am Vorabend von Lloyd Georges Rede im Mansion House 1911 im *Guardian* die Sprache eines späteren diplomatischen Fiaskos vorweg, als er es als «überspannt» bezeichnete, sich vorzustellen, ein britischer Minister würde «Millionen seiner unschuldigen Landsleute auffordern, ihr Leben für den kontinentalen Zankapfel hinzugeben, wovon sie nichts wissen und der ihnen völlig gleichgültig ist». Die *Nation* beschuldigte Grey, Grossbritannien bis an «den Rand des Abgrunds (...) [zu führen, und dies] für nicht-britische Interessen», sowie das Land «einer ständigen Erpressung von Seiten verbündeter Mächte» auszusetzen.¹¹⁶ Ähnli-

che Ansichten begannen sich in der neuen Kommission für auswärtige Angelegenheiten von Hinterbänklern der liberalen Partei zu entwickeln, die durch die Abgeordneten Arthur Ponsonby und Noel Buxton im November jenes Jahres ins Leben gerufen wurde.¹¹⁷ Im Januar 1912 schrieb der Ortsverband der liberalen Partei der Stadt York – Unterhausabgeordneter war hier Arnold Rowntree – an Grey und brachte die Hoffnung zum Ausdruck, «dass die britische Regierung alle erdenklichen Bemühungen unternehmen möge», um Freundschaft und Herzlichkeit zwischen Grossbritannien und Deutschland zu fördern. Gleichzeitig wurde «das aggressive und ungerechtfertigte Handeln Russlands in Persien» abgelehnt.¹¹⁸

Ausgerechnet im Kabinett stiess der britische Aussenminister Grey auf die härteste Opposition. Soweit den Ministern bekannt (wenn sie überhaupt irgendetwas wussten), wurden über die Option einer militärischen Intervention nur Überlegungen angestellt und ihre logistischen Konsequenzen untersucht. Das Kabinett und nicht Grey würde die endgültige Entscheidung zu fällen haben, und die Regierung war nach Greys Worten in ihrem Handeln «vollkommen frei».¹¹⁹ In Lord Chancellor Loreburns Augen war ein Eingreifen in «rein französische Auseinandersetzungen» deshalb unvorstellbar, weil dies nur unter ganz bestimmten politischen Voraussetzungen geschehen könne. Nämlich, wie er es Grey gegenüber ausdrückte, mit «einer Mehrheit, die sich weitgehend aus Konservativen zusammensetzte und die einen grossen Teil der Regierungspartei gegen sich hätte (...). Dies würde bedeuten, dass die gegenwärtige Regierung nicht weitermachen könne.»¹²⁰ Unmittelbar nach dem «Kriegsrat» des CID vom August 1911 waren sich Lewis Harcourt und Sir Walter Runciman, der Minister für Landwirtschaft und Fischerei, einig, dass die Vorstellung, britische Truppen im Kriegsfall nach Frankreich zu schicken, eine «kriminelle Torheit» sei.¹²¹ Der britische Premierminister Herbert Asquith schwenkte auch diesmal wieder um und warnte Grey, Gespräche mit Frankreich auf militärischer Ebene seien «recht gefährlich (...), insbesondere in jenen Teilen, die sich auf die britische Hilfe beziehen».¹²² Nur mit Schwierigkeiten konnte Grey dem Druck widerstehen, weitere anglo-französische Militärgespräche zu verbieten.¹²³ Anfang November 1911 wurde er im Kabinett deutlich überstimmt (mit 15 gegen fünf Stimmen), als Viscount Morley Folgendes zur Sprache brachte: «... die Frage von (...) Gesprächen, die ohne vor-

heriges Wissen (...) des Kabinetts zwischen dem Generalstab des Kriegsministeriums und dem Generalstab fremder Staaten, etwa Frankreich, über denkbare militärische Operationen abgehalten oder gestattet werden.»

Eilig versicherte Asquith Morley, dass «alle politischen Grundsatzfragen Gegenstand von Kabinettsentscheidungen seien und als solche angesehen werden müssen und dass es überhaupt nicht Aufgabe von Heeres- oder Marineoffizieren sein kann, in solchen Angelegenheiten Vorentscheidungen zu treffen». Doch diese Diskussion war für Grey eine höchst ungemütliche Affäre.¹²⁴ Obgleich Haldane meinte, er sei aus der entscheidenden Sitzung «in allen wesentlichen Punkten frei» hervorgegangen, fasste Asquith den Kabinettsbeschluss vom November 1911 dem König gegenüber ganz anders zusammen:

«Es sollten keinerlei Gespräche zwischen dem Generalstab und den Stäben anderer Länder stattfinden, die uns direkt oder indirekt gegenüber einem Lande zu Armee- oder Marineintervention verpflichten könnten (...). Solche Gespräche sollten, wenn sie sich auf gemeinsame Aktionen zu Lande oder zu Wasser beziehen, nicht ohne die vorherige Zustimmung des Kabinetts begonnen werden.»¹²⁵

Und in erniedrigender Weise war Grey gezwungen, vor dem Unterhaus festzustellen: «Solche Verabredungen, die wirklich das Parlament zu irgendetwas von dieser Art verpflichten [zum Beispiel Intervention in einem Kontinentalkrieg], sind in Verträgen und Vereinbarungen enthalten, die dem Haus vorgelegt worden sind (...). Wir haben nicht einen einzigen geheimen Artikel, welcher Art auch immer, vereinbart, seit wir ins Amt gelangt sind.»¹²⁶ In den Augen der Opposition befand sich der Aussenminister nun auf dem «Rückzug», und seine Politik erinnerte an ein «Wrack».¹²⁷ Dies machte es durchaus verständlich, dass der französische Militärattache in Berlin annahm, in einem Krieg mit Deutschland würde Grossbritannien «für uns nur eine sehr geringe Hilfe darstellen».

Unter diesen Umständen hatte Grey keine andere Möglichkeit, als höchst vorsichtig der französischen und der russischen Regierung Bericht zu erstatten. Der russische Aussenminister Sasonow wurde informiert, die Regierung habe «entschieden, uns die Hände freizuhalten», doch hiess es andererseits: «Wenn Deutschland die Politik auf dem Kontinent dominiere, dann würde das für uns nicht akzeptabel sein.»¹²⁸ Dem französischen Aussenminister versicherte Grey, es gebe keine «Verpflichtung, die eine der beiden Regierungen

darauf festlege (...), im Krieg zusammenzuarbeiten». ¹²⁹ Am 11. Juni 1914 – nur wenige Tage vor dem Attentat von Sarajevo – musste er vor dem Unterhaus seine Versicherung wiederholen:

«Falls es zu einem Krieg zwischen den europäischen Mächten komme, werde es keine unveröffentlichten Vereinbarungen geben, die die Freiheit der Regierung oder des Parlaments einschränken oder behindern, darüber zu entscheiden, ob Grossbritannien an einem Krieg teilnehmen solle oder nicht. Es sind auch keine derartigen Verhandlungen im Gange, und es ist, soweit ich das beurteilen kann, auch nicht damit zu rechnen, dass solche eingeleitet werden.» ¹³⁰

Und damit schwand die einzige plausible Rechtfertigung für Greys Strategie – dass sie nämlich Deutschland vor einem Angriff auf Frankreich abschrecken werde – dahin. «Eine Entente zwischen Russland, Frankreich und uns wird absolut sicher sein», hatte er im Februar 1906, kurz nachdem er Aussenminister geworden war, erklärt. «Wenn sie notwendig ist, Deutschland in Schranken zu halten, dann könne dies geschehen.» ¹³¹ Das war die Basis für seine, des britischen Kriegsministers Richard Haldanes und sogar des Königs Stellungnahmen gegenüber verschiedenen deutschen Vertretern im Jahre 1912 gewesen, die alle der Vorsatz kennzeichnete, «dass die englische Politik (...) unter keinen Umständen eine Niederwerfung der Franzosen dulden könne». ¹³² Diese Stellungnahmen sind von Historikern oftmals als kategorische Verpflichtungen angesehen worden, die zu ignorieren von den Deutschen geradezu lebensbedrohlich war. Aber die Wahrheit, die der deutschen Regierung sicher kaum verborgen bleiben konnte, lautete, dass die britischen Bündnisse nicht «absolut sicher» waren. Die Opposition gegenüber Verpflichtungen auf dem Kontinent innerhalb seiner eigenen Partei hatte es für Grey unmöglich gemacht, einen Schritt in Richtung auf ein offizielles Bündnis mit Frankreich und vielleicht auch mit Russland zu gehen, wie er von diplomatischen «Falken» wie Mallet, Nicolson und Crowe befürwortet wurde, so wie auch Winston Churchill im August 1911 darauf drängte. ¹³³

Die Franzosen mochten sich selber damit beruhigen, dass England «durch seine eigenen Interessen gebunden sei, Frankreich zu unterstützen, wenn es nicht selber angegriffen werden wolle». ¹³⁴ Aber politisch konnten sie sich auf nichts weiter verlassen, als auf Greys *vertrauliche* Bürgschaft, «(...) keine britische Regierung würde [Frankreich] die Hilfe von Heer und Marine verweigern, sollte es ungerechtfertigterweise bedroht und angegriffen werden». ¹³⁵

In Wirklichkeit aber war es so, dass eine britische Intervention nur zustande kommen konnte, falls Grey die Mehrheit des Kabinetts zu seinem Standpunkt bekehrte. Und dies war etwas, was ihm 1911 gänzlich misslang. Wenn ihm das nicht gelänge, dann müsste er und möglicherweise die gesamte Regierung eben zurücktreten – und dies würde den Deutschen kaum Sorge bereiten.¹³⁶

In ihren Memoiren versuchten jene, die für die britische Aussenpolitik zwischen 1906 und 1914 die Verantwortung trugen, ihr Bestes zur Rechtfertigung dieser ausserordentlichen Mischung von diplomatischen und strategischen Verpflichtungen sowie praktischen und politischen Nicht-Verpflichtungen.¹³⁷ Ihre Argumente können allerdings nicht überzeugen. Die Ungewissheit der britischen Position machte einen Kontinentalkrieg eher wahrscheinlicher als unwahrscheinlicher, indem er die Deutschen ermutigte, einen Präventivschlag in Betracht zu ziehen.¹³⁸ Was die britische Politik ganz gewiss nicht erreichte, war ein britisches Eingreifen in solch einen Krieg unvermeidlich zu machen, sie machte dieses vielmehr fast unmöglich.

4 Waffen und Soldaten

Wettlauf zum Krieg?

Anfang 1914 veröffentlichte Bethmann Hollwegs Sekretär Kurt Riezler unter dem Pseudonym J.J. Ruedorffer ein Buch mit dem Titel «Grundzüge der Welt-politik». In diesem Werk behauptete Riezler, das beispiellose Rüstungsniveau in Europa sei «vielleicht das am meisten erörterte, eindringlichste und schwierigste Problem der Politik der Gegenwart». (S. 217)

Sir Edward Grey, der immer an Erklärungen für den Krieg interessiert war, die die Bedeutung des menschlichen Faktors als möglichst unerheblich erscheinen liessen, sollte dem später zustimmen. «Das enorme Rüstungswachstum in Europa», schrieb er in seinen Nachkriegserinnerungen, «das Gefühl der Unsicherheit und Furcht, das dadurch verursacht wurde – all dies war es, was den Krieg unvermeidlich machte. Hierin liegt, so scheint mir, die Wahrheitsgemässeste Deutung der Geschichte (...) die wirkliche und endgültige Deutung der Ursprünge des Grossen Kriegs.»¹

Historiker, die für grosse Ereignisse allzugern grosse Ursachen als Erklärung heranziehen, neigen dazu, den Rüstungswettlauf der Vorkriegszeit als eine mögliche Erklärung für den Ersten Weltkrieg anzusehen. Der Autor David Stevenson hat das so formuliert: «Ein sich selbst stets verstärkender Zyklus erhöhter militärischer Bereitschaft (...) war ein wesentliches Element bei dem Zusammentreffen von Umständen, die zur Katastrophe geführt haben (...). Der Rüstungswettlauf (...) war eine notwendige Voraussetzung für den Ausbruch der Feindseligkeiten.»² David Herrmann geht noch weiter: Nach seiner Ansicht führte der Rüstungswettlauf zwangsläufig in den Ersten Weltkrieg, indem er die Hoffnung, einen Krieg siegreich zu beenden, immer unmöglicher machte Wäre der österreichische Erzherzog Franz Ferdinand 1904 oder selbst noch 1911 ermordet worden, so spekuliert Herrmann, dann wäre

es nicht zum Krieg gekommen. Es waren «der Rüstungswettlauf (...) und die Spekulation über nahe bevorstehende oder präventiv zu führende Kriege», die Franz Ferdinands Tod im Jahre 1914 zum Auslöser des Krieges machten.³

Doch gibt es, wie sowohl Stevenson als auch Hermann zugeben, kein historisches Gesetz, demzufolge ein Rüstungswettlauf unausweichlich in einem Krieg enden müsste. Die 1930er Jahre verdeutlichten die Risiken, die man dann eingeht, wenn man sich *nicht* auf einen Rüstungswettlauf einlässt: Hätten Grossbritannien und Frankreich nach 1933 mit der deutschen Wiederaufrüstung Schritt gehalten, dann würde Hitler sehr viel grössere Schwierigkeiten gehabt haben, seine Generäle zu überzeugen, wieder deutsche Truppen im Rheinland zu stationieren und wegen der Tschechoslowakei einen Krieg zu riskieren.

Der Schlüssel zum Verständnis des Rüstungswettlaufs vor 1914 liegt darin, dass eine Seite im Begriff war, den Wettkampf zu verlieren, oder dass sie zumindest glaubte, dabei ins Hintertreffen zu geraten. Es war diese Überzeugung, die die politischen Führer dieser Seite dazu veranlasste, das Kriegsrisiko einzugehen, bevor sie zu weit zurückfiel. Riezler irrte sich, wenn er argumentierte: «(...) je mehr gerüstet wird, desto grösser muss die Überlegenheit des einen über den anderen sein, wenn die Kalkulation zugunsten eines Krieges sprechen soll.» (S. 220)

Ganz im Gegenteil galt vielmehr: Der Rückstand musste äusserst gering sein – vielleicht durfte es sich sogar bloss um einen nur in der eigenen Vorstellung bestehenden Rückstand handeln –, damit die Seite, die den Wettlauf tendenziell verlor, dennoch den Krieg riskierte. Das Paradox liegt darin, dass die Macht, die selber einer bevorstehenden Niederlage im Rüstungswettlauf ins Auge sah, genau die Macht war, die am stärksten im Rufe eines exzessiven Militarismus stand – und dies war Deutschland.

Schlachtschiff

Abgesehen von den wirtschaftlichen und machtpolitischen Rivalitäten, die in den vorangegangenen Kapiteln erörtert wurden, wird das deutsche Flottenprogramm, massgeblich unter der Führung von Alfred von Tirpitz ersonnen, irrtümlicherweise von den Historikern als die prinzipielle Ursache der Verschlechterung der britisch-deutschen Beziehungen angesehen.⁴ Die britische Reaktion jedoch zeigte sehr schnell, dass diese Herausforderung kaum Er-

folgschancen besass. Tatsächlich war der britische Sieg im Flottenrüstungswettbewerb eindeutig, so dass man diesen kaum ernsthaft als einen Anlass für den Ersten Weltkrieg ansehen kann.

Im Jahr 1900 hatte der Erste Lord der Admiralität, der Earl of Selborne, trübsinnig seine Überzeugung geäußert, dass ein «formelles Bündnis mit Deutschland (...) die einzige Alternative zu einer immer weiter wachsenden Marine und einem stetig wachsenden Marinebudget» sei.⁵ 1902 hatte er seine Ansicht revidiert, nun war er davon «überzeugt, dass die neue deutsche Flotte in der Absicht gebaut worden sei, einen Krieg gegen uns zu führen».⁶ Dies war eine durchaus verständliche Schlussfolgerung. Bereits im Jahre 1896 hatte der deutsche Korvettenkapitän (und spätere Admiral) Georg von Müller das Ziel der deutschen *Weltpolitik* als das «Brechen der englischen Weltherrschaft und damit das Freilegen des notwendigen Kolonialbesitzes für die ausdehnungsbedürftigen mitteleuropäischen Staaten» zusammengefasst.⁷

Tirpitz' Flottenprogramm lief nicht notwendigerweise auf einen Krieg zu. Sein Ziel war teilweise defensiv – und ganz und gar nicht irrational angesichts der Gefahr einer britischen Seeblockade im Falle eines Krieges mit Deutschland.⁸ Die geplante Angriffsfähigkeit der deutschen Flotte war also begrenzt. Im Höchstfall zielte Tirpitz darauf ab, eine Flotte zu bauen, die (mit 60 Schiffen) gross genug war, um das Risiko eines deutschenglischen Krieges für die Royal Navy inakzeptabel hoch zu machen. Dies, so erklärte Tirpitz dem Kaiser im Jahre 1899, würde die Briten dazu veranlassen, Deutschland ein solches Mass an Einfluss zur See zuzugestehen, dass es ihm möglich wird, Grossmachtspolitik in Übersee zu treiben, – mit anderen Worten also: So würde deutsche Weltpolitik ohne Kampf möglich werden.⁹

In Wirklichkeit stellte die deutsche Flotte nicht mehr als eine Gefährdung der beinahe monopolistischen Stellung der britischen Seemacht dar, oder besser gesagt: Sie hätte eine Bedrohung dargestellt, hätte sie vollendet werden können, ohne dass irgendjemand in London dies bemerkte. Während die Flotte aufgebaut wurde, war Deutschland, wie Bernhard von Bülow meinte, mit einer Raupe zu vergleichen, die noch nicht zu einem Schmetterling geworden war.¹⁰

Aber die Schmetterlingspuppe war bereits allzu deutlich sichtbar (wenn selbst der leistungsschwache und wenig effektive britische Geheimdienst den

Bau eines Schlachtschiffs bemerkte, und dies galt insbesondere, da es sich um einen Schritt handelte, der vom Reichstag genehmigt worden war).

1905, als in Grossbritannien die ersten von Fishers Marinereformen vollendet waren, konnte der Leiter der Marinespionage vertraulich die «Vorherrschaft zur See» gegenüber Deutschland als «überwältigend» bezeichnen.¹¹ Und dies entsprach den Tatsachen: Die Zahl der deutschen Schlachtschiffe stieg zwischen 1898 und 1905 von 13 auf 16, während die britische Schlachtschiffflotte von 29 auf 44 Schiffe wuchs. Das für Deutschland ungünstige Verhältnis rief Berlin die britische Gefahr ins Gedächtnis – daraus resultiert auch die Panik im Hinblick auf einen denkbaren britischen Präventivschlag zur See, die Berlin 1904/1905 ergriff.¹² Tirpitz* ursprüngliches Ziel war ein Kräfteverhältnis von 1,5 zu 1 zwischen Grossbritannien und Deutschland. Doch er geriet niemals auch nur in die Nähe der Verwirklichung dieses Ziels.

Die Kampagne, die von der rechtsgerichteten Presse in Grossbritannien im Jahre 1909 durchgeführt wurde, machte deutlich, dass die britischen Alarmschreier glaubten, Deutschland ziele darauf ab, sein «Bautempo» innerhalb von wenigen Jahren derart zu steigern, dass es schliesslich mehr Schlachtschiffe als die Royal Navy haben würde.¹³ Tatsächlich verfügte Deutschland 1912 insgesamt über neun «Dreadnoughts», während Grossbritannien 15 dieser Schlachtschiffe besass.¹⁴ Bei Kriegsausbruch hatten die Mächte der Tripel-Entente, Grossbritannien, Frankreich und Russland, insgesamt 43 grosse Kriegsschiffe; die Mittelmächte, Deutschland und Osterreich-Ungarn, verfügten gerade einmal über 20.¹⁵

Die Deutschen wussten, dass sie diesen Wettlauf verloren hatten. Bereits im November 1908 veröffentlichte die in diesen Angelegenheiten massgebliche *Marine-Rundschau* einen anonymen Artikel, der einräumte, Deutschland besitze nicht das wirtschaftliche Potential, eine Flotte zu bauen, die der britischen ebenbürtig sei, und gleichzeitig die stärkste Armee der Welt zu unterhalten.¹⁶ So konnte Tirpitz auf Bülow's Frage vom Juni 1909, wann Deutschland an einen Krieg gegen die Briten denken könne, nur antworten, dies werde frühestens in fünf oder sechs Jahren möglich sein. Moltke schloss aus dieser lauen Antwort, dass Deutschland in keinem Falle bei einem Krieg mit Grossbritannien eine Chance haben werde, und drängte daher auf eine Verständigung mit England.¹⁷ Der im Dezember 1912 vom Kaiser zusammengerufene «Kriegsrat» führender Militärs bedeutete tatsächlich alles andere als einen

Schritt in dieser Richtung. Obwohl Moltke für einen möglichst baldigen Krieg eintrat, bat Tirpitz um weitere 18 Monate Aufschub, weil seine Marine immer noch nicht bereit sei.

Die fortdauernde Überlegenheit der Briten auf den Weltmeeren ermutigte die Londoner Admiralität zur Überheblichkeit. Deutsche Befürchtungen wegen eines neuen «Kopenhagen» waren nicht nur blosse Hirngespinnste: Admiral Sir John Fisher versicherte Lord Lansdowne im April 1905, die Navy könne mit französischer Unterstützung «die deutsche Flotte, den Nordostseekanal und Schleswig-Holstein innerhalb von 14 Tagen haben». In gleicher Weise vertraute Fisher unerschütterlich auf die Fähigkeit Grossbritanniens, eine wirksame Handelsblockade gegen Deutschland durchzuführen. «Es ist schon etwas besonderes, dass die Vorsehung dafür gesorgt hat, dass England eine Art riesiger Wellenbrecher gegen den deutschen Handel darstellt», bemerkte er im April 1906. «Unsere Überlegenheit zur See ist derart, dass wir 800 deutsche Handelsdampfer ‚säubern‘ können. Man stelle sich einmal diesen K.O.-Schlag gegen den Handel und die Finanzen Deutschlands vor. (...)»¹⁸ Die Ansicht, man könne einen Krieg entscheiden, indem man die deutschen Nahrungsmittelimporte nachhaltig dezimierte, hatte sich 1907 in britischen Marinekreisen weitgehend durchgesetzt.¹⁹ Aus diesem Grunde gab es soviel Widerstand gegen die auf der Zweiten Haager Friedenskonferenz in jenem Jahr entworfenen Resolutionen zur Einschränkung des Einsatzes von Blockaden bei Feindseligkeiten.²⁰ Wie Sir Charles Ottley, der frühere Chef der Marinespionage und Sekretär des «Committee of Imperial Defence» im Dezember 1908 erklärte, vertrat die Admiralität die Ansicht, dass «(in einem lange dauernden Krieg) die Räder unserer Seemacht (die deutsche Bevölkerung, wenn auch langsam) ‚immer kleiner‘ mahlen würden – früher oder später würde auf den Strassen von Hamburg Gras wachsen und weitverbreiteter Mangel und Zerstörung würden die Folge sein.»²¹

Die britische Überlegenheit schien derart überwältigend, dass überzeugte Anhänger der «Flottenpartei» die Vorstellung befremdlich fanden, Deutschland könne einen Seekrieg riskieren.²² Tirpitz war sich der drohenden Gefahr wohl bewusst: Im Januar 1907 warnte er, Deutschland würde in einem Krieg, von dem er annahm, dass er sehr lange – nämlich bis zu eineinhalb Jahren – dauern würde, ernsthaft unter Nahrungsmittelknappheit leiden müssen.²³

Auch britische Politiker weigerten sich, die Legitimität einer Herausforderung der «absoluten Vorherrschaft» ihres Landes auf den Ozeanen anzuerkennen. Für Haldane schien der Zwei-Mächte-Standard sakrosankt, und Deutschland war in seiner Sichtweise an den steigenden Kosten seiner Aufrechterhaltung schuld, weil es versuchte, den Abstand zu verringern.²⁴ Für Churchill war die britische Marine «eine Notwendigkeit», von der Grossbritanniens «Existenz» abhing. Während die deutsche Marine bloss einen «Luxus» darstelle und ihr Ziel nur «Expansion» sein könne – Welch entsetzlicher Unsinn, wenn man Grossbritanniens Blockadepläne berücksichtigt.²⁵ Nach seinem Wechsel in die Admiralität im Oktober 1911 erhöhte Churchill sogar den Einsatz, indem er nun darauf abzielte, einen neuen «60-Prozent-Standard zu verfechten (...) [und dies] in Beziehung nicht nur zu Deutschland, sondern zum Rest der Welt».²⁶ «Die Tripelallianz wird jetzt zu einer Tripel-Entente ausgebaut», triumphierte er gegenüber Grey im Oktober 1913.²⁷ «Warum», so fragte er schroff im folgenden Monat «sollte man annehmen, dass wir nicht imstande sein würden, [Deutschland] zu besiegen? Eine vergleichende Untersuchung der Flottenstärke in der vordersten Linie wird beruhigende Ergebnisse haben.»²⁸ Und 1914 erinnerte sich Churchill: «Die Flottenrivalität hatte für den Augenblick aufgehört, eine Ursache der Reibung zu sein. Wir traten mit der Serie unserer Bauprogramme ohne jeden Abzug ins dritte Jahr. (...). Dass wir (...) nicht überholt werden konnten, war gewiss.»²⁹

Selbst Asquith gab später zu, «der Grossbritannien von Deutschland aufgezwungene Wettbewerb in den Flottenausgaben war, obgleich drückend für den englischen Steuerzahler, an sich keine unmittelbare Gefahr. Wir hatten uns fest entschlossen, die für uns notwendige Vorherrschaft zur See zu erhalten, und wir waren wohl fähig, diesen Beschluss auszuführen.»³⁰ Lloyd George ging soweit, dass er den Flottenwettbewerb im Januar 1914 in einem Gespräch mit den *Daily News* für beendet erklärte:

«Die Beziehungen zu Deutschland sind weit besser, als sie es seit Jahren gewesen sind (...). Deutschland besitzt nichts, was auch nur annähernd einem Zwei-Mächte-Standard entspricht (...). Und darum bin ich überzeugt: Selbst wenn Deutschland jemals Absichten verfolgt haben sollte, unsere Überlegenheit zur See herauszufordern, dann haben die dringlichen Erfordernisse der gegenwärtigen Situation ihm dies vollständig aus dem Kopf getrieben.»³¹

Das Vertrauen der britischen «Flottenpartei» in Grossbritanniens Überlegenheit gegenüber Deutschland kann man auch an der Art und Weise erkennen, wie ihre Anhänger die Gefahr einer deutschen Invasion – dieses Lieblings-schreckgespenst aller Panikmacher – einschätzten. Das «Committee of Imperial Defence» liess sich nicht durch William Robertsons alarmierende Vorlage von 1903 überzeugen, und eine Vorlage des Generalstabs von 1906 urteilte ebenfalls skeptisch im Hinblick auf die Durchführbarkeit einer deutschen Invasion.³² Nachdem im Jahre 1907 ein Unterausschuss des CID zur Untersuchung des Themas gegründet worden war (als Reaktion auf Lord Roberts öffentliche Bestätigung einer «drohenden» Invasion), gelangte dieser in seinem Bericht zu dem eindeutigen Schluss: «Die Grundidee, dass Deutschland sich die Vorherrschaft über die Nordsee für einen Zeitraum sichern könne, der lange genug dauert, um die ungestörte Durchfahrt der Transporte zu gewährleisten, muss als unrealistisch abgelehnt werden.»³³ Als die Möglichkeit einer deutschen Invasion 1914 erneut Gesprächsstoff lieferte, schien sie noch nicht wahrscheinlicher geworden zu sein.³⁴ Und dies war richtig: Die Deutschen hatten diesen Gedanken tatsächlich bereits zehn Jahre zuvor fallengelassen.³⁵

Das Fenster schliesst sich

In Deutschland herrschten ähnliche Befürchtungen, was die Situation zu Lande betraf, besonders nachdem die französisch-russische Allianz vereinbart worden war. Selbst bevor dies geschah, hatte der zähe französische Widerstand nach der Niederlage von Sedan im Jahre 1870 den älteren Moltke davon überzeugt, dass Deutschland im Falle eines Kriegs gegen diese beiden Mächte, nicht hoffen könne, einen der beiden Feinde durch eine plötzliche und erfolgreiche Offensive schnell zu erledigen, so dass es die Freiheit hätte, dann mit dem anderen fertig zu werden.³⁶

Moltkes Schüler Colmar von der Goltz gab dessen Urteil in dem Buch «Das Volk in Waffen» wieder, in welchem er die Meinung vertrat, dass der Krieg in nächster Zukunft nicht viel vom Element der Beweglichkeit verlieren darf, welches in einem weiten Ausmass Moltkes Feldzüge charakterisiert habe.³⁷

Die vielleicht niederschmetterndste Warnung, dass die Tage kurzer, begrenzter Kriege vorbei seien, erfolgte 1895 durch den Quartiermeister des Ge-

neralstabs, Generalmajor Köpke. Im Falle eines Zwei-Fronten-Kriegs, sah Köpke in einer geheimen Denkschrift, deren Original inzwischen verlorengegangen ist, den Stellungskrieg voraus:

«Selbst mit der offensivsten Einstellung (...) ist nicht mehr zu erreichen als – hier und da durch einen gewöhnlichen Angriff im Belagerungsstil – ein zähes, blutiges und langsames Vorankriechen mit dem Ziel, einige Vorteile zu erringen. Schnelle und entscheidende Siege können wir nicht erwarten. Heer und Volk müssen sich an diese Vorstellung gewöhnen, um einen beunruhigenden Pessimismus zu Kriegsbeginn zu vermeiden. (...) Ein allgemeiner Stellungskrieg, der Kampf an langen, befestigten Fronten, die Belagerung grosser Festungen müssen erfolgreich durchgeführt werden. Sonst können wir gegen die Franzosen keine Erfolge erzielen. Hoffentlich mangelt es auf unserer Seite nicht an den notwendigen geistigen und materiellen Vorbereitungen, damit wir im entscheidenden Augenblick für diese Form des Kampfes gut ausgebildet und ausgerüstet sind.»³⁸

Köpkes Analyse stützte sich auf die Bedeutung von Schützengräben im russisch-japanischen Krieg. Es war die Überzeugung, dass die russischen Befestigungen schlechter als die französischen seien und dass Russlands Mobilisierung langsamer ablaufe, die Moltke und den Chef des Generalstabs Alfred Graf von Waldersee in den Jahren 1887 bis 1890 zu der Idee eines deutsch-österreichischen Präventivkriegs gegen Russland bewog.³⁹

Bekanntlich versuchte Schlieffen, als Nachfolger von Waldersee, das Problem der französischen Verteidigungsanlagen durch deren Umgehung und durch einen Angriff auf Frankreich von Norden her zu lösen. Bereits 1897 entwickelte er die Idee einer Westoffensive über Luxemburg und Belgien; 1904/1905 war er soweit, dass er die Kernelemente einer grossen Flankenbewegung skizziert hatte, die nun auch durch Holland führen sollte, und im Dezember 1905, am Vorabend seiner Pensionierung, schloss er seine berühmte «Grosse Denkschrift» ab. Er fasste eine gewaltige Offensive mit rund zwei Dritteln des deutschen Heeres (33 und eine halbe Division) durch Belgien und Holland nach Nordfrankreich ins Auge. Elsass-Lothringen und Ostpreussen waren unter diesen Umständen kaum zu verteidigen: In der letztgenannten Provinz sollte nur eine Division Zurückbleiben, um sie gegen den zu erwartenden russischen Vorstoss zu verteidigen. Das Ziel bestand in nicht weniger als der «Vernichtung» der französischen Armee innerhalb von sechs Wochen. Danach würde man die feindlichen Truppen, die auf deutsches Gebiet eingedrungen waren, «wegwischen».⁴⁰

Von Anfang an und bis zum Ausbruch des Krieges 1914 litt dieser Plan unter einem gravierenden Mangel: Der Schlieffen-Plan sah eine Zahl von Divisionen vor, die in Deutschland nicht zu erreichen war. Seit Langem kennen die Historiker die Argumente, die innerhalb des militärischen Establishments gegen eine Vergrößerung des Heeres vorgebracht wurden: Eckhart Kehr teilte sie in den 1920er Jahren detailliert mit.⁴¹ Wie Stig Förster dargelegt hat, gab es in Deutschland so etwas wie einen «doppelten Militarismus» – es sind also zwei verschiedenartige Militarismen zu unterscheiden: ein reaktionärer «historisch älterer, auf altpreussischen Traditionen beruhender konservativer Militarismus von oben», der zwischen 1890 und 1905 dominierte, und ein «bürgerlicher» Militarismus «von unten» der politisch «von rechtsradikaler Seite getragen» wurde und hernach triumphierte.⁴² In den Augen der ersten Richtung war es, wie Waldersee 1897 formulierte, entscheidend, «die Armee intakt zu halten».⁴³ Es umschreibt damit das Bestreben, den Prozentsatz der adligen Offiziere bei etwa 60 Prozent festzuschreiben. Der Anteil aus ländlichen Gebieten stammender Unteroffiziere und anderer Ränge sollte auf dem hergebrachten Niveau bleiben, um auf diese Weise, «demokratische und sonstige Elemente (...), die für den [Soldaten-] Stand nicht passen» von der Armee fernzuhalten.⁴⁴ In dieser Hinsicht konnten sich die konservativen Militärs mit Tirpitz und anderen Befürwortern des Aufbaus einer grossen deutschen Kriegsflotte verbinden. Ein Kriegsminister nach dem anderen akzeptierte ohne nachdrücklichen Widerspruch die Unterordnung des Heeres unter die Marine, wenn es um Erhöhungen des Militärbudgets und um Zustimmung zu einem massvollen Wachstum der Landstreitkräfte ging. Zwischen 1877 und 1889 stagnierte die Friedensstärke des deutschen Heeres auf einer Höhe von ungefähr 468'400 Mann. In den darauffolgenden sieben Jahren stieg sie trotz zweier Versuche zur Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht, welche im Jahre 1890 eine zusätzliche Heeresstärke von 150'200 Mann bedeutet hätte, nur auf 557430. 1904 lag die Friedensstärke des deutschen Heeres bei 588'000 Mann. Die untrüglichen Anzeichen für eine Zurückdrängung des deutschen Militarismus sind im Konservatismus des deutschen Heeres auszumachen.

Doch im Dezember 1912 – nahezu zwanzig Jahre nach dem fehlgeschlagenen Versuch von Reichskanzler Caprivi, die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen – hatte sich innerhalb der Armee trotz beharrlicher Bemühungen der Konservativen viel geändert. Gewiss war die Zahl der Generäle, die der Ari-

stokratie entstammten, nur ganz leicht gesunken und die höheren Ränge waren weiter mit Bülows, Arnims und ihresgleichen besetzt.⁴⁵ Gleichwohl war der Anteil der Aristokraten unter den Heeresoffizieren insgesamt von 65 Prozent auf 30 Prozent gesunken, und diese Veränderung wurde besonders im Generalstab deutlich, der sich 1913 zu 70 Prozent aus Nichtaristokraten zusammensetzte, während einige seiner Abteilungen – besonders die wichtige Eisenbahnabteilung – fast vollständig aus Angehörigen der Mittelschicht bestanden.⁴⁶ Die Geisteshaltung in dieser Gruppe trug eher technokratische als konservative Züge, und die Hauptsorge galt eher dem äusseren als dem inneren Feind – nicht zuletzt ausgelöst von der Bedrohung, die von der Truppenstärke des französischen und russischen Heeres ausging. Die dynamischste Gestalt der neuen militärischen «Leistungselite» war Erich Ludendorff, der bereits im Juli 1910 die Feststellung getroffen hatte, dass «jeder Staat, der mit äusserster Energie um seinen Bestand ringt, alle Kräfte und Hilfsmittel einsetzen [muss], wenn er den höchsten Pflichten genügen will».⁴⁷

Im November 1912 sprach sich Ludendorff für die Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht in einer Diktion aus, die auf die Epoche der Befreiungskriege zurückgriff: «Wir müssen wieder das Volk in Waffen werden.»⁴⁸ Ludendorffs «Grosse Denkschrift» von Dezember 1912 forderte, zusätzliche 30 Prozent der Wehrfähigen in den Militärdienst aufzunehmen (das hätte den Anteil der Dienenden von 52 auf 82 Prozent gesteigert und also auf das französische Niveau gebracht), dies hätte einen Anstieg um insgesamt 300'000 Rekruten in einem Zeitraum von zwei Jahren bedeutet.⁴⁹ Selbst Bethmann Hollweg schien von Ludendorffs Vorschlag überzeugt zu sein: «Wir können es uns nicht erlauben, auf irgendeinen Rekruten zu verzichten, der imstande ist, einen Helm zu tragen», erklärte er.⁵⁰ Die konservativen Militärs im Kriegsministerium waren sich der radikalen Folgewirkung des Ludendorffschen Plans klar. General Franz von Wandel meinte barsch: «Wenn Sie es so weiter treiben mit Ihren Rüstungsforderungen, dann bringen Sie das Deutsche Volk zur Revolution.»⁵¹

Wenn es auch bei der Zusammenkunft des sogenannten «Kriegsrats» vom Dezember 1912 den Anschein hatte, als unterstütze Wilhelm II. die Idee eines neuen Heeresgesetzes, zögerte der Kriegsminister Josias von Heeringen, «weil die gesamte Heeresstruktur, Ausbilder, Kasernen und so weiter nicht mehr Rekruten aufnehmen können».⁵²

Ludendorffs Plan tat er als «Demokratisierung» der Armee ab und sorgte für dessen Versetzung als Regimentskommandeur nach Düsseldorf. In einem eigenen Alternativentwurf sah Heeringen einen Truppenzuwachs von 117'000 Mann vor.⁵³

Sodann steigerten Gesetze von 1912 und 1913 ganz in Ludendorffs Sinn, die Friedensstärke des deutschen Heeres auf 748'000 Mann. Aber die Streitkräfte Russlands und Frankreichs waren in den vorangegangenen Jahren stärker gewachsen, die russischen und französischen Armeen erreichten 1913/1914 eine Gesamtstärke in Friedenszeiten von 2'170'000 Mann, dagegen betrug die entsprechende Gesamtzahl der Deutschen und der Österreicher 1'242'000. 1912 betrug dieser Unterschied nur 794'665, 1904 hatte er 260'982 betragen.⁵⁴ Das hiess, dass das deutsche Heer im Kriegsfall über eine Gesamtstärke von ungefähr 2,15 Millionen Mann verfügte, hinzu kamen 1,3 Millionen Soldaten des Habsburgerreiches. Die Gesamtstärke der Streitkräfte Serbiens, Russlands, Belgiens und Frankreichs belief sich im Kriegsfall auf 5,6 Millionen.⁵⁵

Die wachsende Unterlegenheit der deutschen Seite wird ebenso deutlich, wenn man die Gesamtzahl der Eingezogenen in den Jahren 1913/1914 in Betracht zieht: Das Verhältnis lautete 585'000 zu 383'000. Nach Feststellungen des deutschen Generalstabs leisteten 83 Prozent der Dienstauglichen in Frankreich ihren Wehrdienst, in Deutschland nur 53 Prozent.⁵⁶ Zwar kann nicht in Abrede gestellt werden, dass in Russland nur jeweils 20 Prozent der Angehörigen eines Jahrgangs einberufen wurden. Aber unter Berücksichtigung der hohen absoluten Zahlen bedeutete dies für Berlin kaum eine Beruhigung.⁵⁷ Darauf hatte Schlieffen 1905 hingewiesen: «Wir pochen noch immer auf unsere hohe Einwohnerzahl, auf die Volksmassen, die uns zu Gebote stehen, aber diese Massen sind nicht in der vollen Zahl der Brauchbaren ausgebildet und bewaffnet.»⁵⁸

Und im Mai 1914 konnte Moltke dem österreichischen Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf auf seine ängstliche Frage: «Was fangen Sie an, wenn Sie im Westen keinen Erfolg haben und im Osten Ihnen die Russen derart in den Rücken kommen?» nur erwidern: «Ja, ich werde machen, was ich kann. Wir sind den Franzosen nicht überlegen.»⁵⁹

Die Armeen Frankreichs und Russlands waren zusammengenommen am Vorabend des Krieges weit stärker als jene Deutschlands und Österreich-Ungarns. Die Betrachtung der Gesamtstärke des Personalbestands von Heer und Marine im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der fünf grossen Mächte zwi-

schen 1890 und 1913/1914 legt den Schluss nahe, dass die am stärksten militarisierte Gesellschaft – wenn man dies am Anteil der Bevölkerung, der unter Waffen steht, misst – im Vorkriegseuropa die französische war. 2,29 Prozent der Bevölkerung gehörten in Frankreich der Armee oder der Marine an. Die dreijährige Militärdienstpflicht, die im Juli 1913 beschlossen wurde, beförderte den Ausbau und die Festigung der Spitzenstellung.⁶⁰ An nächster Stelle kam Deutschland (1,33 Prozent), es folgte in geringem Abstand Grossbritannien (1,17 Prozent). Allein schon diese Zahlen bestätigen, dass Norman Angell Recht hatte, als er schrieb, dass Deutschland «ganz zu Unrecht in dem Ruf stand, die militaristischste Nation in Europa zu sein».⁶¹

Indessen verliert diese Konstellation an Deutlichkeit, wenn man andere Faktoren insbesondere das Verhältnis zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Waffen zu Soldaten mit einbezieht. Innerhalb des deutschen Militärs drehte sich die Debatte zwischen Konservativen und Radikalen genauso stark um die Waffentechnik wie um die Mannschaftsstärke. Es ging um Fragen wie der nach der modernen Kavallerieverwendung, der Notwendigkeit einer verbesserten Artillerie und der Unumgänglichkeit einer Ausrüstung des Heeres mit Maschinengewehren. Was die Radikalen im deutschen Generalstab besonders umtrieb, war die künftige Rolle der Eisenbahnen.

Gewiss hatte man in dieser Hinsicht bereits grosse Schritte unternommen. 1870 dauerte es 27 Tage, die preussische Armee gegen Frankreich zu mobilisieren; noch im Jahre 1891 war bei einer Mobilmachung innerhalb der Reichsgrenzen die Existenz von fünf unterschiedlichen Zeitzonen zu berücksichtigen. Der Generalstab sorgte in den folgenden Jahrzehnten für eine Verbesserung der Situation. Zwar bereitete der Generalstab Manöver («Kaisermanöver») vor, erstellte Kartenwerke, studierte die Lektionen der Militärgeschichte⁶², doch das Erstellen und die stetige Verbesserung von militärischen Transportplänen – der entscheidenden fünften Stufe einer deutschen Mobilmachung – besaßen Priorität. In einer der späteren Versionen seines Plans wählte Schlieffen die Schlacht von Cannae als Modell eines «zukünftigen Vernichtungskrieges» gegen Frankreich; aber es waren Technokraten wie Wilhelm Groener, die sich darum kümmern mussten, wie man das deutsche Heer schnellstmöglich in Stellung bringen konnte. Hier zählte die Kenntnis der Klassiker weit weniger als die Vertrautheit mit den Streckennetzen und Fahrplänen der Eisenbahn. Am Vorabend des Krieges war der militärische Trans-

portplan auf ein Manöver von 312 Stunden reduziert worden, dabei hatten 11'000 Züge zwei Millionen Mann, 600'000 Pferde und die notwendigen Versorgungsgüter zu transportieren.⁶³

Doch selbst angesichts dieser bemerkenswerten logistischen Leistungen konnten die Deutschen sich nicht zufrieden zurücklehnen. Neben der russischen Mannschaftsstärke und der russischen Artillerie boten die Eisenbahnen des Zarenreiches 1914 in Berlin einen akuten Grund zur Sorge.⁶⁴ Solche Befürchtungen nahmen in General Groeners Stellungnahme vor dem Haushaltsausschuss des Reichstags im April 1913 breiten Raum ein, als Groener auf den grossen Rückstand Deutschlands im Eisenbahnbau gegenüber Russland und Frankreich hinwies.⁶⁵ Zwischen 1900 und 1914 war die Zahl der Züge, die Russland an einem einzigen Tage nach Westen schicken konnte, von 200 auf 360 angestiegen. Für September 1914 beabsichtigten die Russen die Einführung eines neuen Mobilisierungsplanes, der die benötigte Zeit, um 75 Infanteriedivisionen ins Feld zu bringen, von 30 auf 18 Tage reduzierte.⁶⁶

Zweifellos überschätzten die Deutschen ihre Feinde auch in einigen Aspekten. Die Russen waren den Deutschen quantitativ haushoch überlegen, aber entsetzlich schlecht ausgerüstet. Die Franzosen waren trotz ihres militärischen Engagements durch eine geradezu verrückte Strategie gehandikapt: Plan XVIII, die *attaque brusquée* auf Elsass-Lothringen, von Joffre entworfen und im Mai 1913 verabschiedet, fusste auf der Voraussetzung, dass die Offensive (in Form von Kavallerieangriffen und einem Vormarsch in dichten Reihen mit fixierten Bajonetten) die beste Form der Verteidigung sei.⁶⁷ Insbesondere die Überzeugung der französischen Generäle, dass nach der Formulierung des Artilleriespezialisten Hippolyte Langlois von 1904 «das ständige Wachsen der Stärke der Artillerie stets den Angriff erleichtert», führte sie in den ersten Monaten des Krieges in einem derart gewaltigen Ausmass zur Verschwendung von Menschenleben, dass sie deshalb beinahe den Deutschen den Sieg überlassen mussten.⁶⁸ In sogar noch kurzsichtigerer Weise machten die Franzosen überhaupt keinen Versuch zu verhindern, dass das lebenswichtige Gebiet um Briey (wo beinahe drei Viertel des französischen Eisenerzes gewonnen wurde) in feindliche Hände fiel.⁶⁹

Auf der anderen Seite ist die Ansicht irrig, die Befürchtung der Deutschen hinsichtlich eines relativen militärischen Niedergangs ihres Landes sei unbe-

gründet gewesen. Es scheint in wachsender Masse deutlich zu werden, dass jene, die im deutschen Generalstab Bescheid wussten, erkannten, dass man den Schlieffenplan nicht in der ursprünglich beabsichtigten Weise umsetzen konnte. Um gegen einen französischen Angriff gegen Lothringen Widerstand zu leisten, dachte der Chef des Generalstabs Helmuth von Moltke (der Jüngere) daran, Truppen vom rechten Flügel, der eigentlich dafür vorgesehen war, Paris einzukreisen, abzuziehen, ihn durch Belgien zu schleusen und damit Holland unberührt zu lassen. Und um die Österreicher zu unterstützen, sah er den Einsatz der 8. Armee in der Anfangsoffensive gegen Russland vor. So wie der Plan im Jahre 1914 aussah, war es beinahe sicher, dass man auf diese Weise das französische Heer nicht vernichten konnte, denn nicht zuletzt konnte keine Armee so weit und so schnell vorwärts marschieren, wie man es von der 1. Armee am entfernten rechten Flügel erwartete – nämlich etwa 500 Kilometer in einem Monat – ohne völliger körperlicher Erschöpfung anheimzufallen.⁷⁰ Das mag der Grund dafür gewesen sein, warum sich Moltke dafür entschied, die Durchquerung Hollands zu vermeiden, so dass dieses Land weiterhin als neutrales Durchzugsgebiet für deutsche Importe dienen konnte. Moltke hatte den Kaiser bereits im Januar 1905 gewarnt, ein Krieg gegen Frankreich könne nicht auf einen Schlag gewonnen werden, sondern werde sich zu einem langen und zähen Kampf in einem Land entwickeln, das nicht aufgeben wird, bevor seine Kraft total gebrochen ist. Auch das deutsche Volk werde totaler Erschöpfung anheim fallen, *selbst wenn* es siegen sollte. Diese Analyse war bestätigt worden durch einen Bericht der Dritten Abteilung des Generalstabs vom Mai 1910. Moltke und Ludendorff hatten sogar im November 1912 eine schriftliche Warnung an das Kriegsministerium gerichtet, um auch nur *einen* seiner Feinde zu besiegen, werde Deutschland lange und schwer kämpfen müssen; noch belastender werde es sein, an mehreren Kriegsschauplätzen im Osten und Westen hintereinander zu siegen, da man aus einer Position der Unterlegenheit antreten müsse. Absolut notwendig sei die Bereithaltung von genügend Munition für einen langen Kampf.⁷¹

Dies war ihre zweite Bitte für eine gesteigerte Vorratshaltung an Munition. Am 14. Mai 1914 hatte Moltke den Staatssekretär des Inneren Delbrück ausdrücklich gewarnt, dass ein lange wärender Zweifrontenkrieg nur durch ein wirtschaftlich starkes Volk durchgehalten werden kann.⁷²

Oftmals haben sich Historiker gefragt, warum die militärischen und politischen Führer Deutschlands in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg eine derart pessimistische Haltung einnahmen. So befürchtete beispielsweise Tirpitz im Jahre 1909 einen Blitzschlag der britischen Marine gegen seine Flotte; während der im Ruhestand lebende Schlieffen unter Alpträumen litt, die einen abgestimmten Angriff auf die Mittelmächte durch Frankreich, Russland, Grossbritannien und Italien betrafen.⁷³

Seinem Tagebuch vertraute der labile, nervöse Moltke an: «Wir alle leben unter einem dumpfen Druck, der die Schaffensfreude ertötet, und kaum jemals kann man etwas beginnen, ohne die innere Stimme zu hören: Wozu, es ist ja doch vergebens.»⁷⁴

Für ihn bedeutete der Krieg, selbst als er die deutsche Offensive entfesselte, das gegenseitige Zerfleischen der zivilisierten Nationen Europas und die Zerstörung der Zivilisation nahezu überall in Europa für kommende Jahrzehnte.⁷⁵ Nach seinem Scheitern und seinem Rücktritt erklärte er im September 1914: «[Dieser Krieg] zeigt, wie die Kulturepochen sich in fortschreitender Folge ablösen, wie jedes Volk seine bestimmte Aufgabe in der Weltentwicklung zu erfüllen hat und wie diese Entwicklung sich in aufsteigender Linie vollzieht (...). Wollte man annehmen, dass Deutschland in diesem Kriege vernichtet würde, so wäre damit das deutsche Geistesleben, das für die spirituelle Weiterentwicklung der Menschheit notwendig ist, und die deutsche Kultur ausgeschaltet; die Menschheit würde in ihrer Gesamtentwicklung in unheilvollster Weise zurückgeworfen werden.»⁷⁶

Der gleiche fatalistische Wirrwarr lässt sich an späteren Bemerkungen von Moltkes österreichischem Kollegen Conrad entdecken.⁷⁷ Und selbst ein so hitzköpfiger Militarist wie Friedrich von Bernhardt musste versuchen, die Möglichkeit einer Niederlage im «nächsten Krieg» zu rationalisieren, indem er meinte, selbst die Niederlage könne eine reiche Ernte mit sich bringen.⁷⁸ General Erich von Falkenhayn, der Nachfolger Moltkes, brachte es am 4. August 1914 mit den Worten zum Ausdruck: «Wenn wir auch darüber zugrunde gehen, schön war's doch.»⁷⁹ Deutschlands führende Militärs am Vorabend des Krieges fühlten sich schwach und nicht stark. Und dies gilt nicht nur für seine militärischen Führer. Denn niemand spürte diesen Pessimismus stärker als Reichskanzler Bethmann Hollweg. Er war, wie er 1912 zugab, recht sorgenvoll wegen der relativen Stärke Deutschlands im Kriegsfall. Man könne nur

ruhig schlafen mit einem grossen Gottvertrauen und dem Glauben an eine bevorstehende Revolution in Russland.⁸⁰ Im Juni 1913 räumte er ein, jetzt bereits des Kriegsgeschreis und der Vorbereitungen auf den Ernstfall müde zu sein.⁸¹

Und gegenüber dem nationalliberalen Führer Ernst Bassermann meinte er resigniert, im Falle eines Krieges mit Frankreich werde auch der letzte Engländer gegen Deutschland marschieren.⁸²

Bethmann Hollwegs Sekretär Kurt Riezler hielt einige der Betrachtungen seines Chefs unter dem Datum des 7. Juli 1914 in seinem Tagebuch fest:

«Der Kanzler erwartet von einem Krieg, wie er auch ausgeht, eine Umwälzung alles Bestehenden. Das Bestehende sehr überlebt, ideenlos. „Alles so sehr alt geworden. Überhaupt ringsherum Verblendung, dicker Nebel über dem Volke. In ganz Europa das gleiche. Die Zukunft gehört Russland, das wächst und wächst und sich als immer schwerer werdender Alb auf uns legt. Der Kanzler sehr pessimistisch über den geistigen Zustand Deutschlands.»⁸³

Am 20. Juli kam Bethmann voller Pessimismus auf das Thema Russland zurück. Und eine Woche später sagte er zu Riezler, er sehe «ein Fatum, grösser als Menschenmacht, über der Lage Europas und über unserem Volke liegen.»

⁸⁴ Diese in Verzweiflung wabernde Stimmung wird von Kulturhistorikern oftmals auf die grosse Anziehungskraft und Nachwirkung der Werke von Nietzsche, Wagner und Schopenhauer zurückgeführt. Sie ist aber nur nachzuvollziehen, wenn man die militärischen Realitäten des Jahres 1914 in Betracht zieht.

Was die Analyse der Deutschen über ihren strategischen Niedergang umso zwingender machte, war die noch schlimmere militärische Verfassung ihrer Verbündeten. Der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad warnte Moltke im Februar 1913 vor einem Zustand, da die «Gegnerschaft» zwischen Österreich-Ungarn und Russland die «Form des Rassenkampfes annehmen» werde, dann könne das Habsburgerreich «kaum mehr darauf zählen (...), dass unsere Slawen, die 47 Prozent der Einwohner betragen, sich für den Kampf gegen ihre Stammesgenossen begeistern werden. Jetzt waltet noch das Gefühl historischer Zusammengehörigkeit und der Kitt der Disziplin im Heere vor; ob dies im obengedachten Falle in Hinkunft auch noch zutreffen würde, ist fraglich.»⁸⁵

Davon ging nicht gerade eine beruhigende Wirkung aus. Bereits im Januar 1913 rechnete der Generalstab «mit der Notwendigkeit für Deutschland, sich

allein gegen Frankreich, Russland und England wehren zu müssen».⁸⁶

In der Anfangsphase des Krieges musste jedoch Österreich-Ungarn buchstäblich ohne jede Hilfe von aussen kämpfen, weil dem Schlieffenplan entsprechend der grösste Teil des deutschen Heeres im Westen eingesetzt wurde. Als ein Meisterstück habsburgischer Grossmannssucht schickte Conrad spontan vier seiner zwölf Reservedivisionen nach Serbien, musste sie dann aber, als deutlich wurde, dass ihm die deutsche 8. Armee nicht gegen die Russen beistehen würde, zurückrufen und nach Galizien umdirigieren.⁸⁷

Obendrein hatte sich die Unfähigkeit des Heeres und der Flotte Italiens bereits bei dem verunglückten Überfall auf Tripolis (Libyen) im Jahre 1911 erwiesen.⁸⁸ Zuvor hatten britische Diplomaten bereits ihre Witze darüber gemacht, dass es «eigentlich viel besser wäre, wenn Italien im Dreibund bliebe und dort eine Quelle der Schwäche darstelle».⁸⁹ Augenscheinlich erwarteten auch die Deutschen nicht ernsthaft, dass die Italiener im Jahre 1914 kämpfen würden.⁹⁰

Es gab zwei mögliche Reaktionen auf dieses Gefühl abnehmender militärischer Macht. Eine Reaktion bestand darin, Krieg zu vermeiden und die andere Seite am Angriff zu hindern. Dies war die letzte Schlussfolgerung des älteren Moltke. Die andere bestand darin, einen Präventivkrieg zu führen, bevor die Lage sich noch weiter verschlechterte. Der ältere Moltke hatte Bismarck gedrängt, Frankreich 1875 erneut anzugreifen, und zwölf Jahre später sprach er sich für genau diese Vorgehensweise gegen Russland aus.⁹¹ Sein Nachfolger, Graf Waldersee, war ein noch entschiedenerer Befürworter des Erstschlags. Selbst Schlieffen drängte auf einen Angriff gegen Frankreich, solange Russland durch den Krieg mit Japan abgelenkt war.⁹² Auch der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad war ein ergebener Anhänger der Mentalität des Präventivschlags: 1907 und 1911 schlug er Schläge gegen Italien vor, und 1913 drängte er: «Die Süd- und Westslawen müssen sich in der österreichisch-ungarischen Monarchie ausleben können, es muss vermieden werden, dass sie sich den Nord- und Ostslawen anschliessen.» Dahinter steckte ein Plädoyer für einen Erstschlag gegen Serbien.⁹³

In den Jahren vor 1914 wiesen die Politiker derlei Vorschläge zurück. 1914 schien sich dies allerdings geändert zu haben. Im April 1914 kündigte der Kronprinz dem amerikanischen Diplomaten Joseph Grew an: «Deutschland

werde bald gegen Russland kämpfen.»⁹⁴ Und Generalstabschef Moltke sagte am 12. Mai 1914 zu Conrad in Karlsbad, «dass jedes Zuwarten eine Verminderung unserer Chancen bedeute; mit Russland könne man eine Konkurrenz in Bezug auf Massen nicht eingehen». Er bekräftigte seine Meinung acht Tage später gegenüber dem deutschen Aussenminister Gottlieb von Jagow auf der Fahrt von Potsdam nach Berlin: «In 2 bis 3 Jahren werde Russland seine Rüstungen beendet haben. Die militärische Übermacht unserer Feinde wäre dann so gross, dass er nicht wüsste, wie wir ihrer Herr werden könnten. Es blieb seiner Ansicht nach nichts übrig, als einen Präventivkrieg zu führen, um den Gegner zu schlagen, solange wir den Kampf noch einigermassen bestehen könnten.»⁹⁵ Einen Monat später betete Wilhelm II. diese Analyse nach einem Bankett in Hamburg im Gespräch mit dem Bankier Max Warburg nach: «[Der Kaiser] schien mir nervöser als sonst. Die Rüstungen Russlands, die grossen russischen Bahnbauten waren seiner Ansicht nach Vorbereitungen für einen Krieg, der im Jahre 1916 ausbrechen könnte. Er klagte, dass wir zu wenig Bahnen an der Westfront gegen Frankreich hätten; bedrängt von seinen Sorgen erwoog er sogar, ob es nicht besser wäre, loszuschlagen, anstatt zu warten.
96

Dies geschah genau eine Woche vor den Attentaten von Sarajevo. Mit anderen Worten: Die Argumente für einen Präventivschlag hatten sich in Berlin bereits weitgehend durchgesetzt, bevor die diplomatische Krise einen nahezu perfekten Vorwand lieferte (einen *casus belli*, vor dem sich Wien nicht drücken wollte). Im historischen Bewusstsein hat dieser Umstand seinen festen Platz. Die Historiker haben jedoch nicht immer anerkannt, dass die Befürchtungen des deutschen Generalstabs berechtigt waren. Die britische Zeitschrift *The Nation* rückte die Dinge im März 1914 ins richtige Licht, als sie schrieb: «Das preussische Militär wäre keine menschliche Institution, würde es nicht davon träumen, einer alles zerschmetternden Ansammlung von Macht zuzukommen.»⁹⁷ Im folgenden Monat wollte der britische Aussenminister Grey die Angelegenheit unbedingt anders sehen. Er zweifelte daran «dass Deutschland einen aggressiven und bedrohlichen Überfall auf Russland durchführen würde», weil «Deutschland zwar zu Beginn Erfolge haben könne, die russischen Ressourcen seien aber so gross, dass Deutschland langfristig überanstrengt werden würde».⁹⁸ Aber Lord Bryce, der später als Autor des offiziellen britischen Berichtes über die deutschen Kriegsgreuel in Belgien berühmt

werden sollte, befand im Juni, dass Deutschland «recht hatte, sich zu bewaffnen und (...) jeden Mann brauchen würde» gegen Russland, das im Begriff sei, «schnell zu einer Bedrohung für Europa zu werden».⁹⁹

Weiterhin wird die Frage diskutiert: Verfolgte Deutschland 1914 nur die Absicht, einen diplomatischen Erfolg zu erzielen, indem es die Mächte der Entente spaltete, oder strebte es stets danach, ob nun «präventiv» oder eher entschieden expansionistisch, einen europäischen Krieg in Gang zu setzen? In diesem Zusammenhang sollte man sich deutlich machen, dass zu dem Zeitpunkt, da der Kronprinz seine Voraussage gegenüber Joseph Grew machte, der Generalstab den Ausbau der Eisenbahn unter strategischen Gesichtspunkten verfolgte, Arbeiten, die den Planungen zufolge mehrere Jahre bis zu ihrer Vollendung brauchen würden, und die, wie der Kanzler im April 1914 festhielt, nicht vor 1915 beginnen sollten.¹⁰⁰ Zumindest bestand Klarheit darüber, dass die deutsche Militärführung entgegen einer weitverbreiteten Legende von der «Illusion eines kurzen Krieges» im August 1914 nicht in der Erwartung in den Krieg zog, das Weihnachtsfest auf den Champs Elysees zu feiern.¹⁰¹

Die Unentschlossenen

Die Deutschen konnten nun darauf setzen, dass einige ihrer potentiellen Gegner noch bedeutend weniger auf den Krieg vorbereitet waren als sie selbst. Die belgische Armee beispielsweise war ganz und gar nicht darauf vorbereitet, Widerstand gegen einen deutschen Angriff zu leisten. Ihre französisch sprechenden Offiziere hatten zu den flämisch sprechenden Mannschaften ein ähnliches Verhältnis wie österreichische Offiziere zum «Braven Soldaten Schwejk». Zeitgenössische Berechnungen zeigen, dass die belgische Armee 1840 noch etwa ein Neuntel der Grösse der preussischen und ein Fünftel der französischen Armee umfasste, 1912 lauteten die entsprechenden Grössenverhältnisse ein Vierzigstel und ein Fünfunddreissigstel. Pro Kopf der Bevölkerung gaben die Schweizer 50 Prozent mehr für ihre Verteidigung aus als die Belgier, die Holländer 100 Prozent mehr und die Franzosen das Vierfache. 1909 wurde trotz heftigen Widerstands der flämischen Katholiken die Militärdienstpflicht, zumindest für einen Sohn in jeder Familie, eingeführt. Gleichzeitig wurde die Dienstzeit auf 15 Monate reduziert und das Heeresbudget blieb unverändert. Am 30. August 1913 folgte die Verabschiedung eines Mi-

lizgesetzes, das die jährliche Aufnahme an Rekruten von 15'000 auf 33'000 erhöhte. Das Ziel war eine Armee, die im Kriegsfall über 340'000 Mann verfügte. Gleichzeitig fand eine Reorganisation der Divisionstruktur der Armee statt, wenngleich zu wenig Zeit blieb, die Reformen ins Werk zu setzen: Die Gesamtzahl der im Juli 1914 mobilisierten Soldaten betrug 200'000, sie verfügten gerade einmal über 120 Maschinengewehre und keinerlei schwere Artillerie.¹⁰²

Nicht viel kriegsbereiter war die Macht, die sich öffentlich verpflichtet hatte, die belgische Neutralität zu verteidigen. Trotz der Erfahrungen des Burenkrieges, die ernsthafte Mängel in der britischen Armee verdeutlicht hatten, geschah in Grossbritannien vor 1914 bemerkenswert wenig, um die Dinge zu verbessern.¹⁰³ In den Augen der Liberalen war die Wehrpflicht – die in drei aufeinanderfolgenden Untersuchungen empfohlen worden war – ein Tabuthema. Das Äusserste, was Haldane als Kriegsminister erreichen konnte, war die Schaffung der Territorialarmee, einer Reservestreitmacht mit Teilzeitsoldaten. Diese sowie die Reservisten, die Marine und die britischen Soldaten der indischen Armee eingeschlossen, betrug die Zahl an britischen Männern, die «zum militärischen Dienst in Friedenszeiten verpflichtet» waren, ungefähr 750'000.¹⁰⁴ Sozialhistorischen Studien zufolge haben acht Prozent der männlichen Bevölkerung irgendeine Art von militärischem Dienst mitgemacht, darunter waren auch die Yeomanry [freiwillige Kavallerietruppe] und später die Territorials, und dass zwei Fünftel aller männlichen Jugendlichen am Vorabend des Krieges quasi-militärischen Jugendorganisationen wie den Jungenbrigaden oder den Pfadfindern angehörten. Insgesamt konnte das kaum als eine ernst zu nehmende Reserve für die reguläre Armee betrachtet werden, umso mehr als nur sieben Prozent der Territorialsoldaten darauf vorbereitet waren, ausserhalb der Britischen Inseln zu dienen.¹⁰⁵ Als Eyre Crowe gegenüber Henry Wilson vorschlug, die Territorials könne man ja auch im Kriegsfall nach Frankreich schicken, da explodierte letzterer förmlich: «Was für eine ungeheuerliche Ignoranz in Hinblick auf den Krieg! Keine Offiziere, kein Transport, keine Mobilität, keine Verpflichtung, dem Marschbefehl zu folgen, keine Disziplin, unzulängliche Waffen, keine Pferde und so weiter.»¹⁰⁶ Die reguläre Armee, von der die Erfüllung der britischen Verpflichtungen auf dem Kontinent abhing, blieb eine Zwergenstreitmacht von sieben Divisionen (davon eine Kavalleriedivision) gegenüber Deutschlands 98½ Divisionen. Wie

Sir Henry Wilson zu Roberts sagte, waren dies «50 zu wenig». Der Lordkanzler Earl Loreburn brachte im Januar 1912 das gleiche zum Ausdruck: «Sollte es zum Krieg kommen, dann können wir nicht verhindern, dass [Frankreich] überrannt wird. Wenn wir die gegenwärtige Politik fortsetzen, dann müssen wir nicht 150'000 Soldaten, sondern mindestens eine Million hinschicken, um irgendetwas zu erreichen.»¹⁰⁷ Überdies kamen die Rekruten weitgehend aus jenen Kreisen der Bevölkerung, die der deutsche Botschafter 1901 «als Bodensatz [der Gesellschaft] (...) moralisch Verkommene, Idioten, Zwerge und erbarmungswürdige Geschöpfe» bezeichnet hatte.¹⁰⁸ Trotz des überspitzten, harschen Urteils war es nicht zu leugnen, dass die britische Armee vorwiegend halb analphabetische, ungelernete Jugendliche aus der Arbeiterklasse rekrutierte.¹⁰⁹ Und das Offizierskorps dominierten Männer, deren wichtigste Fähigkeit darin bestand, auf einem Jagdpferd eine gute Figur zu machen.¹¹⁰ Es gab beträchtlichen Widerstand gegen die Anschaffung von Maschinengewehren, und die Munitionsreserven bemass man weiterhin nach den südafrikanischen Erfahrungen.¹¹¹ Naheliegende ökonomische Lehren aus dem Burenkrieg zu ziehen kam niemandem in den Sinn. Das War Office verliess sich weiterhin auf einen kleinen Kreis von Vertragspartnern zur Belieferung mit dem Notwendigen.¹¹² Kurz und gut, es wurde kaum etwas unternommen, um sicherzustellen, dass Grossbritannien imstande sein würde, beim erwarteten französisch-deutschen Krieg auf französischer Seite einen effektiven Beitrag zu leisten. Grossbritannien war auf den Krieg einfach «nicht vorbereitet».¹¹³ Allmählich und trotz (oder vielleicht wegen) der Bemühungen Eshers, die kontinentalen Verpflichtungen loszuwerden, hörte das «Committee of Imperial Defence» auf, ein Forum grosser strategischer Debatten zu sein. Stattdessen entwickelte sich hier eine technokratische Besessenheit mit logistischen Fragen, wie sie in «Kriegshandbüchern» ihren Niederschlag fanden, mit dem Ergebnis, dass Meinungsverschiedenheiten der miteinander rivalisierenden Streitkräfte nicht beigelegt werden konnten, bevor der Krieg begann.¹¹⁴

Während und nach der Juli-Krise 1914 argumentierte die französische Regierung stets, dass eine eindeutige Stellungnahme zugunsten einer Unterstützung Frankreichs durch Grossbritannien in einem frühen Stadium genügt haben würde, Deutschland abzuschrecken – eine Behauptung, die später von Kritikern Greys, darunter Lloyd George und Lansdowne, sowie von Albertini, dem bedeutendsten Chronisten der unmittelbaren Anlässe des Krieges, wie-

derholt wurde.¹¹⁵ Dagegen spricht die Tatsache, dass die britische Expeditionsmacht nicht gross genug war, um dem deutschen Generalstab Sorgen zu bereiten.¹¹⁶ Wie J.M. Hobson argumentierte, hätte nur eine grössere Verpflichtung auf dem Kontinent – im Sinne einer grösseren regulären britischen Armee – Deutschland abschrecken können, zuerst Frankreich anzugreifen.¹¹⁷ Und alles bündelt sich sozusagen in dem zeitgenössischen Argument für die Wehrpflicht.¹¹⁸ Wie Lloyd George im August 1910 zu Balfour (zum Zeitpunkt ihres ersten Liebäugelns mit dem Gedanken an eine Koalitionsregierung) sagte, kam die Wehrpflicht überhaupt nicht in Frage «wegen der heftigen Vorurteile, die angespornt werden würden, wenn auch nur angenommen würde, dass die Regierung über die Möglichkeit der Durchsetzung von irgendetwas von dieser Art nachdenke».¹¹⁹ Noch am 25. August 1914 trat Churchill im britischen Kabinett für «die Notwendigkeit einer Wehrpflicht» ein, was von allen Anwesenden, einschliesslich Asquith und Lloyd George, abgelehnt wurde, weil «das Volk auf solche Vorschläge nicht hören werde».¹²⁰ Die britische Politik bestand folglich, wie Grey sagte, darin, «eine europäische Politik zu betreiben, ohne eine grosse Armee zu unterhalten».¹²¹ Die Vorstellung, dass dies realisierbar sei, verkörperte möglicherweise die grösste aller britischen Illusionen.

5 Öffentliche Finanzen und nationale Sicherheit

Die Verteidigungslasten

Wenn das militärische Fachpersonal sowohl in Grossbritannien als auch in Deutschland Kenntnis davon hatte, dass es ihnen für ihre Pläne an den notwendigen Ressourcen mangelte, warum wurden dann diese Mängel nicht ausgeglichen? Offenkundig lautet die Antwort darauf, dass innenpolitische Faktoren dem Aufbau grosser Heere, von denen Männer wie Erich Ludendorff und Henry Wilson träumten, im Wege standen. Wie schwer wog in Wirklichkeit die «Belastung» durch die Rüstungsanstrengungen für das jeweilige Land? Wie «gewaltig» waren die Ausgaben? Für Sir Edward Grey waren sie, als er im März 1911 vor dem Unterhaus sprach, bereits dabei, «nicht mehr tolerierbar zu werden» – so unerträglich, dass sie «langfristig gesehen, die Zivilisation zum Zusammenbruch bringen [und] zum Krieg führen müssen».¹ Es gibt jedoch ein scheinbares Paradox, das der Erklärung bedarf: Die Kosten des Rüstungswettlaufs waren in Wirklichkeit nicht besonders hoch.

Es ist ein ausserordentlich schwieriges Unterfangen, vergleichswürdige Zahlen über militärische Ausgaben zu ermitteln, denn die in den verschiedenen Staatshaushalten verwendeten Definitionen beruhen auf unterschiedlichen Berechnungsschlüsseln. Um hierzu ein Beispiel zu geben: Die Schätzungen der deutschen Militärausgaben im Jahr 1913/1914 schwanken je nach Berechnungsmethode zwischen 1664 und 2406 Millionen Mark. Die unten genannte Zahl von 2095 Millionen Mark ist durch Ausschluss von Ausgabepositionen zustande gekommen, die im Haushaltsplan nicht als spezifisch militärischen Zwecken dienend ausgewiesen werden, zum Beispiel Ausgaben für Eisenbahnen und Kanäle, es sind aber andere Positionen eingeschlossen, die nicht in den Armee- und den Marinebudgets auftauchen, aber dennoch ganz offensichtlich den Militärausgaben zuzurechnen sind.² Ähnliche Probleme ergeben

sich für die anderen Länder. In jüngster Zeit haben es Wissenschaftler unternommen, diese Probleme bis ins Detail zu klären, so dass es inzwischen möglich ist, die Kosten des Rüstungswettlaufs recht präzise zu berechnen.³

Ungefähr bis 1890 erforderte der Unterhalt von See- und Heeresstreitkräften keinen unmässig hohen Aufwand, das galt selbst für die Erbauer grosser Reiche wie Grossbritannien. Die Militärbudgets der grossen Mächte waren Anfang der 1890er Jahre nicht viel höher, als sie es in den frühen 1870er Jahren gewesen waren, jedoch änderte sich dies in den beiden Jahrzehnten vor 1914. Fasst man Grossbritannien, Frankreich und Russland zusammen, wuchsen die Verteidigungsausgaben (in Pfund Sterling) insgesamt um 57 Prozent, für Deutschland und Österreich zusammen war der Anstieg noch höher – er betrug etwa 160 Prozent.

In den Jahren vor 1914 lagen das deutsche, französische, russische und britische Militärbudget in absoluten Zahlen nicht weit auseinander (wenn man die Auswirkungen des Burenkriegs und des russisch-japanischen Kriegs herausrechnet). Deutschland überholte Frankreich zwischen 1900 und 1907, was ein Resultat des Flottenwettlaufs mit Grossbritannien war. Nach 1909 ist ein beschleunigter Anstieg der Budgets aller Grossmächte mit Ausnahme Österreich-Ungarns zu verzeichnen. Betrachtet man jedoch die Ausgaben pro Kopf der Bevölkerung, dann lag Deutschland hinter Grossbritannien und Frankreich: Die Verteidigungsausgaben pro Kopf betragen 1913 im Deutschen Reich 28 Mark im Vergleich zu 31 Mark in Frankreich und 32 Mark in Grossbritannien. Deutschland verwendete auch einen geringeren Anteil der öffentlichen Ausgaben für die Verteidigung: 29 Prozent im Jahre 1913, verglichen mit jeweils 43 Prozent in Frankreich und in Grossbritannien.⁴ Noch auffällender ist der Unterschied, wenn man die Budgets von Grossbritannien und Frankreich auf der einen Seite und von Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien auf der anderen Seite addiert. Nimmt man den Zeitraum von 1907 bis 1913, dann gaben die Entente-Mächte im Durchschnitt jährlich 83 Millionen Pfund mehr als die Mächte des Dreibundes aus.

Der korrekte Richtwert für die Verteidigungsbelastung besteht jedoch nicht in den absoluten Gesamtausgaben – oder gar der Pro-Kopf-Ausgaben –, sondern im Anteil des Sozialprodukts, der für die Verteidigung ausgegeben wird.⁵ Im Unterschied zu den «von aussen vorgegebenen Möglichkeiten und Grenzen» der Geographie, die die konservativeren unter den deutschen Historikern faszinieren, ist dieser Faktor keine feste Grösse, sondern über ihn wird poli-

tisch entschieden. In der jüngsten Gegenwart, zum Zeitpunkt der Konfrontation zwischen den Supermächten, gab Grossbritannien 1984 etwa 5,3 Prozent seines Bruttosozialprodukts für die Verteidigung aus, zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Buches, da es keine erkennbare äussere Bedrohung für die Sicherheit Grossbritanniens gibt, ist dieser Prozentsatz auf etwa 3,7 gefallen.⁶ Im Gegensatz dazu beschleunigte die Sowjetunion wahrscheinlich ihren eigenen Zusammenbruch, indem sie 15 Prozent ihrer gesamten Einkünfte für die Verteidigung ausgab.⁷ Die Ausgaben Deutschlands für das Militärwesen haben im letzten Jahrhundert extrem geschwankt, sie liegen zwischen einem Prozent in der Weimarer Republik (und etwas mehr als 1,9 Prozent 1991) und 20 Prozent vor dem Zweiten Weltkrieg.⁸

Die vorliegenden Zahlen wecken starke Zweifel an der Auffassung, dass der Rüstungswettbewerb vor 1914 eine «gewaltige» finanzielle Belastung für jedes Land bedeutete. Das deutsche Reich wendete 1913 – nach der Verabschiedung von zwei Heeresvorlagen – 3,9 Prozent des Nettosozialprodukts für Verteidigung auf. Das war mehr als die Ausgaben des Verbündeten Österreich-Ungarn (2,0 Prozent) und Grossbritanniens (3,2 Prozent), aber beträchtlich weniger als die Frankreichs (4,8 Prozent) und Russlands (5,1 Prozent). Italien hatte ebenfalls eine hohe Belastung durch die Militärausgaben zu tragen, nämlich am Vorabend des Krieges 5,1 Prozent des Nettosozialprodukts.⁹

Historisch betrachtet erscheinen diese Belastungen nicht als exzessiv. Ja, wenn man etwa das Grossbritannien des 18. Jahrhunderts zum Vergleich heranzieht, dann scheinen sie recht niedrig zu sein.¹⁰ Doch die Finanzierung dieser zunehmenden Belastungen zählte zu den zentralen politischen Problemen jener Zeit. Das Wachsen der öffentlichen Ausgaben war seit Ende des 19. Jahrhunderts in Europa eine in allen Ländern sich machtvoll durchsetzende Tendenz; Adolph Wagner sprach in diesem Zusammenhang von einem «Gesetz der wachsenden Staatsausgaben».¹¹

Ob es nun um die Beruhigung politisch machtvoller (oder potentiell gefährlicher) sozialer Gruppen oder um die Steigerung der «nationalen Leistungsfähigkeit» ging, die Regierungen gaben mehr Geld für die Infrastruktur, die Erziehung, die Versorgung der Kranken, Unbeschäftigten, Armen und Alten aus. Wenn auch die Beträge, um die es dabei ging, nach modernen Massstäben bescheiden waren, so lag doch der jeweilige Anstieg der Ausgaben in Verbindung mit anschwellenden Militärausgaben im Allgemeinen über denen des ge-

samen Wirtschaftswachstums. Bethmann Hollweg hat dies in einem Gespräch mit der Baronin Spitzemberg so ausgedrückt: «[Um Englands Weltstellung zu brechen] bedarf es einer Flotte; um sie zu haben, vielen Geldes, und da nur ein reiches Land dies geben kann, soll Deutschland reich werden.»¹²

Wie wir gesehen haben, wurde Deutschland reich. Doch nicht einmal die prosperierende deutsche Wirtschaft war imstande, schneller zu wachsen als der deutsche Staatshaushalt.

Die britischen Staatshaushalte wurden auf eine relativ strenge Weise aufgestellt, so dass der Erste Schatzlord und der Schatzkanzler im Allgemeinen in der Lage waren, eine effektive Kontrolle über die anderen Ressorts der Regierung auszuüben, während die Finanzpolitik einer relativ strengen parlamentarischen Kontrolle ausgesetzt war. Auf Peel zurückgehende Lehren über ausgeglichene Budgets, gesundes Geld und die Ermässigung von Steuern erklären, warum die Bruttostaatsausgaben im Vergleich zum Brutto sozialprodukt während der längsten Zeit des 19. Jahrhunderts in Grossbritannien zum Sinken tendierten und auch nach 1890 nur langsam anstiegen. In der Zeit nach 1870 gab es ein regelmässiges Anwachsen der öffentlichen Ausgaben von nominal ungefähr 70 Millionen Pfund auf rund 180 Millionen am Vorabend des Krieges. Die öffentlichen Ausgaben insgesamt stiegen zwischen 1890 und 1913 mit einer Rate von 3,8 Prozent, und sie wuchsen als Anteil am Brutto sozialprodukt von 9,4 Prozent auf 13,1 Prozent. Dies war nicht nur auf die steigenden Verteidigungskosten des Empire zurückzuführen (insbesondere den Burenkrieg und das Flottenbauprogramm), sondern auch auf die Ausweitung nicht-militärischer Ausgaben. Die Grafschaftsräte, die Salisbury 1899 geschaffen hatte, entwickelten sich dahin, die Verantwortlichkeit für das Wohnungswesen und die Erziehung zu übernehmen. Das neue System einer freien Elementarschulbildung; die Landreform in Irland (Zuschüsse an bäuerliche Landkäufer); das System der beitragsfreien Alterspension, das in den Jahren 1907 und 1908 eingeführt wurde; das subventionierte System der staatlichen Versicherung gegen Krankheit und Arbeitslosigkeit – all diese Faktoren führten zu einem bedeutsamen Ansteigen nicht-militärischer öffentlicher Ausgaben, insbesondere auf der zuvor ganz unbedeutenden örtlichen Ebene. Dennoch waren am Vorabend des Krieges immer noch 55 Prozent der Gesamtausgaben solche der Zentralregierung, und die Verteidigungsausgaben

machten 43 Prozent der gesamten Belastungen der Londoner Regierung aus. Mit anderen Worten: Obwohl politischer Druck zu wachsenden Sozialausgaben führte, geschah dies nicht auf Kosten der Ausgaben für das Militärwesen.¹³

In diesem Zusammenhang sind auch die politischen Schwierigkeiten zu sehen, in die Winston Churchill 1913 wegen seiner Etatvorschläge für die Marine geriet. Die Liberalen hatten sich inzwischen dazu durchgerungen, ihre Wahlversprechen von 1909, die Rüstungsausgaben zu kürzen, nicht mehr einzulösen, was weitgehend auf die Scharfmacher der Presse zurückzuführen war.¹⁴ 1913 verlangte Churchill, obwohl er sich durchaus bewusst war, «welch starke Vorbehalte in der liberalen Partei gegen steigende Verschuldung bestehen», eine Summe von über 50 Millionen Pfund sowie den Bau von vier Grosskampfschiffen in den Jahren 1914/1915.¹⁵ Als Churchill die neuen Zahlen bekanntgab, provozierte er damit eine ausgewachsene Revolte der Parlamentsfraktion und des Kabinetts. Am Ende gelangte man zu einem wackligen Kompromiss. Und Churchill versprach, die Forderungen der Admiralität für die Jahre 1915 und 1916 zu mässigen. Aber die Krise verschärfte sich beinahe bis zu dem Punkt, da entweder Churchills Rücktritt oder andernfalls das Abtreten von Lloyd George notwendig geworden wäre.¹⁶ Der Gang der Ereignisse hätte also in einem «Wendepunkt» kulminieren können, allein die Geschichte hat es versäumt, die Wende zu vollziehen: Wäre Churchill oder Lloyd George gegangen, dann dürfte das Kabinett, wie wir noch sehen werden, sich im August des darauffolgenden Jahres anders verhalten haben. Eine andere Variante bot die Auflösung des Parlaments und Neuwahlen, die die Liberalen damals mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verloren hätten.¹⁷

Über die französischen Militärausgaben an sich gab es im Allgemeinen weniger Auseinandersetzungen als über die Mittelbeschaffung. Unter allen Grossmächten war Frankreich die erfolgreichste im Hinblick auf die Drosselung der öffentlichen Ausgaben auf einen Anstieg von jährlich 1,9 Prozent zwischen 1890 und 1913, womit der Rückgang des Anteils der öffentlichen Ausgaben am Bruttosozialprodukt von einem relativ hohen Niveau von 19 Prozent im Jahre 1890 auf 17 Prozent im Jahre 1913 einherging.¹⁸ Der einzige Sektor des Haushalts, dem keine Zügel angelegt wurden, war das Militärbudget: Zwischen 1873 und 1913 stieg der Anteil an den Gesamtausgaben der Zentralregierung von 25 auf 42 Prozent.¹⁹

Man sollte in diesem Zusammenhang jedoch darauf aufmerksam machen, dass das französische Finanzwesen stärker zentralistisch ausgerichtet war als das britische. Sowohl die Haushalte der Departements als auch der Gemeinden bedurften der Zustimmung der Zentralregierung.²⁰

In Russland stiegen die öffentlichen Ausgaben jährlich im Durchschnitt um 6,1 Prozent zwischen 1890 und 1913, und sie vervierfachten sich damit nominal von etwas über einer Milliarde auf vier Milliarden Rubel. Anteilig am Nationaleinkommen machte dies jedoch ein relativ bescheidenes Anwachsen von ungefähr 17 Prozent auf 20 Prozent aus, und hierin spiegelte sich das schnelle Wachstum der russischen Wirtschaft insgesamt wider.²¹ Das genaue Ausmass der militärischen Belastungen ist kaum zahlenmässig zu erfassen. Nach den Haushaltsstatistiken für die Jahre 1900 bis 1913 erhielten das Heer und die Flotte nur 20,5 Prozent der Ausgaben, aber diese Zahlen berücksichtigen nicht verschiedene militärische Ausgaben, die ausserhalb des Militärbudgets getätigt und als «ausserordentlich» klassifiziert wurden. Tatsächlich wurden etwa 33 Prozent der gesamten Regierungsausgaben für militärische Zwecke eingesetzt²², was nicht viel mehr als bei den anderen grossen Mächten ist. Der grösste Unterschied zwischen Russland und seinen unmittelbaren Nachbarn lag in der stark zentralisierten Ausgabenkontrolle, die hier sogar noch höher war als in Frankreich, so hatten die Lokalverwaltungen nur über 13 Prozent der gesamten Ausgaben der öffentlichen Hand zu bestimmen.

Die Mächte der Entente waren also, wenn auch in verschiedenem Ausmass, zentralisierte Staaten, die ihre finanzwirtschaftlichen Obliegenheiten auf zwei Regierungsebenen entschieden. Zudem hatten Grossbritannien und Russland innerhalb der eineinhalb Jahrzehnte vor 1914 Kriege ausgefochten – und daher ihre finanziellen Reserven stark beansprucht. Grossbritannien hatte für den Burenkrieg (1899-1902) schätzungsweise 217 Millionen Pfund Sterling ausgegeben, was 1912 12 Prozent des Bruttosozialprodukts entsprach. Der russisch-japanische Krieg hatte Russland etwa 2,6 Milliarden Rubel oder ungefähr 20 Prozent des Nettosozialprodukts von 1904 gekostet.²³

Bei den Mittelmächten sowohl in Deutschland als auch in Osterreich-Ungarn galten *bundesstaatliche* Verfassungsordnungen. Bismarcks Bestreben, «staatenbündische Elemente in eine ohnehin nicht sehr stark ausgeprägte bundesstaatliche Verfassung einzufügen»²⁴, führte dazu, dass das Reich bedeutend weniger als die Summe seiner Teile verkörperte, was mit Blick auf die

Finanzen von besonderer Relevanz war. Die Einzelstaaten behielten die Kontrolle über viele Bereiche der Regierungstätigkeit-Erziehung, Polizeiwesen, Volksgesundheit, Steuereinnahme. In keinem Staat verlief das Wachstum der öffentlichen Ausgaben so stetig wie in Deutschland.²⁵ Den neuralgischen Punkt jedoch stellte das Wachstum der nicht-militärischen Ausgaben dar, wobei sich die Gewichtsverteilung der fiskalischen Zuständigkeiten im bundesstaatlichen System zeigte. Die Errungenschaft öffentlicher Auftragstradition hatte dazu geführt, dass die deutschen Einzelstaaten beträchtliche Beträge für Eisenbahnen und andere Infrastrukturmassnahmen ausgaben: Derartige Ausgaben machten beispielsweise ungefähr die Hälfte des preussischen Staatshaushaltes von 1913 aus. In den Einzelstaaten und Kommunen stiegen die Ausgaben für soziale und schulische Einrichtungen fortlaufend und beliefen sich 1913 auf 28 Prozent der öffentlichen Ausgaben. Dagegen sank der Anteil der Verteidigungsausgaben an den öffentlichen Gesamtausgaben von ungefähr 25 auf 20 Prozent. Darin spiegelte sich ganz deutlich der Zugang der Einzelstaaten zu ausdehnungsfähigeren Einkommensquellen wider, denn den grösseren Einzelstaaten floss 1913 zwischen 40 und 75 Prozent aus direkten Steuern der Einkommensteuer zu.²⁶

Daneben zeigten sich in Berlin institutionelle Probleme. Das Reichsschatzamt war unzureichend ausgestattet, um die deutschen Finanzen zu kontrollieren: Es verfügte 1880 nur über 55 Beamte, war lediglich für 30 Prozent der gesamten öffentlichen Ausgaben verantwortlich und besass bloss eine begrenzte Autorität gegenüber den Ressorts, die mit dem Militärwesen befasst waren.²⁷ Zu noch mehr Kontroversen führte die Tatsache, dass nicht eindeutig geklärt war, wie gross das Mass an Kontrolle war, das die zweite Kammer des Parlaments, der Reichstag, über den Prozess der Verabschiedung des Haushalts auszuüben hatte. Unter den Historikern besteht weiterhin eine tiefe Kluft zwischen jenen, die die Macht des Reichstags für ausserordentlich begrenzt halten – in ihm einen Teil des «Scheinkonstitutionalismus» des Reichs sehen –, und jenen, die bereits für die Zeit vor 1914 von einem allmählichen fortschreitenden Prozess der Parlamentarisierung sprechen – wenn sich auch das englische System der Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Parlament noch nicht durchgesetzt hatte.²⁸ Gewiss wäre es höchst seltsam gewesen, wenn ausgerechnet Bismarck, den Wilhelm I. als Reichskanzler ernannt hatte, um gegen jede Beschneidung der Heeresstärke durch den preussischen Land-

tag in den 1860er Jahren Widerstand zu leisten, in den siebziger Jahren dem Reichstag weitgehende Kontrollrechte über das Militärbudget zugestanden hätte. Jene Historiker, die sich an Bismarcks zeitgenössischen linksliberalen Kritikern orientieren, haben die Wirksamkeit der Einschränkungen, die Bismarck im Hinblick auf das Haushaltsbewilligungsrecht des Reichstags durchzusetzen imstande war, häufig übertrieben. Unstrittig sind die Befugnisse, die Artikel 63 der Reichsverfassung dem Kaiser bei der Bestimmung der Friedensstärke und des Heeresaufbaus einräumte. Dennoch bleibt die Frage der Finanzierung, die weit komplexere Antworten verlangt. In den Jahren 1867 bis 1874 wurde die Angelegenheit vertagt, weil zeitweise die Regelung galt, dass die Grösse der Armee einem Prozent der Bevölkerungszahl des Reichs entsprechen sollte. Gleichwohl legte Artikel 62 der Verfassung eindeutig fest, dass Veränderungen im Militärhaushalt der Zustimmung der Legislative bedurften. Die endgültige Entscheidung entsprach ganz und gar nicht dem Ideal des deutschen Monarchen von einem «immerwährenden» Militärbudget: Verschiedene Sieben-Jahres- (später Fünf-Jahres-) Militärbudgets führten zur Ausgliederung der Verteidigungsausgaben aus den jährlichen Haushalten, schafften aber nicht die Kontrolle des Reichstags ab. Der Reichstag konnte folglich die Haushaltsgesetzentwürfe der Regierung abändern, und das tat er auch.²⁹ In der Praxis galt daher: Wenn die Regierungen mehr für die Verteidigung – oder auch für ihre zivilen Aufgaben – ausgeben wollten, dann benötigten sie die Zustimmung des Reichstags für beide Arten von Ausgaben, und wenn diese die vorhandenen Einnahmen überschritten, bedurfte es der Bewilligung der Mittel zu ihrer Finanzierung.

Die Tatsache, dass der Reichstag unter den Parlamenten des kaiserlichen Deutschlands die demokratischste Körperschaft war, während verschiedene Bundesstaaten unterschiedliche Arten von eingeschränktem Wahlrecht beibehielten, brachte eine besonders ausweglose Situation hervor. Eine demokratische Versammlung war gleichzeitig befugt, das Niveau der indirekten Konsumentensteuern zu beeinflussen und militärische Ausgaben zu bewilligen, während quasi vordemokratische Entscheidungsgremien für hauptsächlich zivile Zwecke die direkten Steuern auf Einkommen und Besitz festlegten.

Bismarcks Entscheidung zur Einführung des allgemeinen männlichen Wahlrechts für den Reichstag war in der Absicht erfolgt, den Liberalismus auf

der Grundlage der Annahme zu schwächen, dass unterhalb eines bestimmten Einkommensniveaus neun Zehntel der Bevölkerung konservativ sind. Tatsächlich waren die Nutzniesser aber Katholizismus und Sozialismus. Auf ihre Vorteile erpicht, kritisierten sie die Reichsfinanzpolitik, ob sie nun Sonderrechte für süddeutsche Bauern und kleine Geschäftsleute forderten³⁰ oder ob sie die regressive Besteuerung der Konsumenten aus der Arbeiterklasse anprangerten.³¹ Regierungen, die mehr für die Verteidigung ausgeben wollten, befanden sich daher zwischen der Scylla der partikularistischen Regierungen der Einzelstaaten und der Charybdis der erfolgreichsten Reichstagsparteien, nämlich des Zentrums und der Sozialdemokraten. Bismarck und seine Nachfolger waren höchst erfinderisch, wenn es darum ging, Strategien zur Schwächung dieser «reichsfeindlichen Parteien» zu entwickeln und die eher «staatstragenden» konservativen und nationalliberalen Parteien zu stärken. So war der Appell zum Aufbau der Flotte und zum Erwerb von Kolonien – vermeintlich «nationale Taten», die patriotische Gefühle wecken und ökonomische Unzufriedenheit mildern sollten – verbunden mit kostspieligen Wählergeschenken wie Steuernachlässen und Sozialversicherungsgesetzen. Weit davon entfernt, die Stellung der Regierung zu verbessern, stärkten solche Debatten die Schlüsselstellung der Zentrumspartei im Reichstag. In dem gleichen Masse profitierte die Sozialdemokratie von dem günstigen Klima für erhöhte Staatsausgaben. Dagegen trieb die Notwendigkeit, die Staatseinnahmen zu erhöhen, die Regierungsparteien in eine Zerreißprobe und führte tendenziell zur Spaltung.

Das dualistische System Österreich-Ungarns litt unter ähnlichen Problemen. Im Kern schuf der Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn 1867 eine gemeinsame Aussen- und Verteidigungspolitik. Das Militärbudget nahm mit Abstand den höchsten Stellenwert ein, denn es beanspruchte 96 Prozent des gemeinsamen Haushalts.³² Anteilig am Bruttosozialprodukt stiegen die Gesamtstaatsausgaben sowohl in Österreich als auch in Ungarn von etwa elf Prozent zwischen 1895 und 1902 auf 19 Prozent 1913 – ein stetiges Wachstum von ungefähr 3,2 Prozent jährlich. Doch wuchsen die jeweiligen Staatsausgaben der beiden Länder weit schneller als die «gemeinsamen» Ausgaben: zwischen 1868 und 1913 steigerte sich das gemeinsame Budget um einen Faktor von 4,3, das ungarische Budget aber vervielfachte sich um einen Faktor von

7,9 und das österreichische um einen Faktor von 10,6. Im Gefolge der stark wachsenden Einzel – Haushalte blieben die Militärausgaben als wichtigster Posten im gemeinsamen Haushalt auf verhältnismässig niedrigem Stand. Sie entsprachen 1913 etwa 2,8 Prozent des gemeinsamen Bruttosozialprodukts – trotz der gewachsenen Kosten des Flottenbaus und der Annexion von Bosnien-Herzegowina. Der Anteil des österreichischen Budgets, der für das Militär aufgewandt wurde, fiel von 24 Prozent der Staatsausgaben (1870) auf 16 Prozent (1910).

Steuern

Die wachsenden Ausgaben zu finanzieren, standen zwei Modelle zur Verfügung, in beiden Fällen rief die Anwendung tiefgreifende politische Konsequenzen hervor. Eine Methode zur Steigerung der öffentlichen Einnahmen bestand, wie zu erwarten, darin, die Steuerlast zu erhöhen: Die grosse Frage lautete dann, ob dies über indirekte Steuern (in erster Linie in Form von Abgaben auf Konsumartikel vom Brot bis zum Bier) oder durch direkte Steuern (auf höhere Einkommen oder Eigentum) erfolgen sollte.

Mit der ersten Methode, der Steuererhöhung, war die Frage verknüpft, ob eine Konsumenten- oder eine Besitzsteuer zu erheben war. Im Unterschied zu den meisten europäischen Staaten hatte sich im Grossbritannien des 19. Jahrhunderts bereits eine Einkommensteuer etabliert. Doch 1892 war sie auf sechseinhalb Pence pro Pfund Sterling ermässigt worden, und die Vertreter der reinen Lehre unter den Liberalen (wie der alternde Gladstone) träumten immer noch von der Abschaffung dieser Steuer. Die Besitzsteuer blieb zuerst gering, denn um das Haushaltsdefizit auszugleichen, wurde in Grossbritannien zunächst eine Vermögenssteuer eingeführt und schliesslich 1894 die Erbschaftsteuer durchgesetzt.

Als Folge der Staatshaushalte von 1907 und 1909/1910 stieg der Anteil der Einnahmen der britischen Regierung aus direkten Steuern auf 39 Prozent. Im Jahre 1913 setzte sich das Regierungseinkommen insgesamt beinahe zu gleichen Teilen aus Steuern, Zöllen und Abgaben zusammen, und die neue Einkommensteuer brachte mehr als 40 Millionen Pfund im Jahr ein.

Die Ansicht, rein fiskalisch betrachtet, hätte Grossbritannien es sich leisten können, durch Steuererhöhung eine Wehrpflichtigenarmee von ein bis zwei

Millionen Mann zu schaffen³³, vernachlässigt den politischen Zündstoff, den die liberale Finanzpolitik barg. Wie wir bereits dargestellt haben, waren die Liberalen in Grossbritannien mit dem Versprechen an die Macht gekommen, die Rüstungsausgaben zu reduzieren, und angesichts dessen konnten sie weder ihre Hinterbänkler noch die radikale Presse so ohne Weiteres für die Erhöhung der Mittel für die Marine gewinnen. Obwohl progressiv ansteigende Steuersätze in jenen Kreisen populär waren, hielt sich Lloyd Georges Budget sehr stark zurück, um die Wohlhabenderen unter den Wählern nicht in die Arme der Konservativen zurückzutreiben. Bei den letzten Vorkriegswahlen im Dezember 1910 hatten die Liberalen und die Tories je 272 Unterhausitze gewonnen, so dass die Regierung sich, um eine Mehrheit zustande zu bringen, auf die 42 Abgeordneten der Labour Party stützen musste. Da die Konservativen in der Folgezeit bis zum Juli 1914 16 von 20 Nachwahlen gewannen, reduzierte sich die liberale Regierungsmehrheit auf zwölf Abgeordnete.³⁴

Indessen sind die politischen Konflikte, die aus Debatten um vermehrte Rüstungsausgaben resultierten, in Grossbritannien leichter zu entschärfen gewesen als auf dem Kontinent. Ohnedies fehlen in Grossbritannien Quellenbelege für eine innenpolitische Krise, die die englische Regierung 1914 hätte ermutigen können, sich für einen Krieg zu entscheiden.

In Frankreich dagegen blieb die Besteuerung in ihren Auswirkungen bis zum Vorabend des Krieges in bemerkenswertem Masse regressiv. Dies war teilweise auf die revolutionäre Tradition zurückzuführen, die das Einkommen und den Besitz des Bürgers vor staatlicher Überprüfung schützte, daher zog man es vor, sogenannte *contributions* einzuziehen, und dies geschah auf der Basis von angeblich «objektiven» Einschätzungen der durchschnittlichen Zahlungsfähigkeit. Und teilweise stützte sich die regressive Besteuerung auf das Prinzip der Gleichheit (der Belastung), das progressive Steuersätze ausschloss. Am Vorabend des Krieges sorgten Einfuhrabgaben, die 1872 nach nur zwölf Jahren Freihandelspolitik wieder eingeführt worden waren, für etwa 18 Prozent der Steuereinnahmen der Regierung, Konsumsteuern (hauptsächlich auf Getränke, Salz und Tabak, für die die Regierung ein Monopol besass) kamen für ein Drittel auf. Die zweite Hauptquelle für Einnahmen bestand aus verschiedenen Stempelsteuern, die bei kleinen amtlichen Handlungen zu bezahlen waren. Sie erbrachten ungefähr ein Viertel der Steuereinnahmen von 1913. Direkte Steuern lieferten 1913 14 Prozent des gesamten ordentlichen

Staatseinkommens.³⁵ Versuche zur Einführung einer modernen Einkommenssteuer erlitten angesichts heftiger Opposition im Parlament immer wieder Niederlagen, so 1896, 1907 und erneut 1911. Erst unmittelbar vor Kriegsausbruch konnte dieser Widerstand im Parlament überwunden werden. Im März 1914 wurden die alten Finanzzölle reformiert, und im Juli 1914 wurde schliesslich eine allgemeine Einkommensteuer auf Einkommen von über 7'000 Franc im Jahr eingeführt. Der Ausbruch des Krieges führte jedoch dazu, dass diese Steuer nicht vor Januar 1916 eingetrieben wurde.

Das russische System war in noch grösserem Masse von Einnahmen aus indirekten Steuern abhängig: Nur ein kleiner Anteil der Staatseinkünfte (zwischen 1900 und 1913 rund sieben Prozent) stammte aus direkten Steuern. Der Widerstand der besitzenden Schicht in der Duma führte dazu, dass es keine Einkommensteuer gab. Die Regierungstätigkeit wurde überwiegend aus den Einnahmen staatlicher Unternehmen (die Nettoeinnahmen der Eisenbahn betragen 1913 etwa 270 Millionen Rubel) und durch die Besteuerung wichtiger Konsumgüter wie Kerosin, Streichhölzer, Zucker und Wodka finanziert. Die wichtigste dieser Verbrauchssteuern war zweifellos die auf Wodka erhobene Abgabe, auf den Verkauf dieses Getränks besass der Staat seit den späten 1890er Jahren ein Monopol. Die Nettoeinkünfte aus dem Wodkamonopol waren um etwa das Zweieinhalbfache höher als diejenigen aus den staatlichen Eisenbahnen. Die Bruttoeinnahmen daraus (im Jahre 1913 900 Millionen Rubel) sorgten für mehr als ein Viertel aller Staatseinnahmen.

In Deutschland erfreuten sich die Bundesstaaten eines effektiven Monopols an direkten Steuern, und Versuche Bismarcks, das Kräfteverhältnis zugunsten des Reiches zu verschieben, scheiterten immer wieder.³⁶ Tatsächlich gab es in einigen Jahren Netto transfers vom Reich zu den Einzelstaaten – sie betragen in den 1890er Jahren durchschnittlich pro Jahr 350 Millionen Mark. Während die Länder (und die Gemeinden) ihre fiskalischen Systeme durch Einführung von Einkommensteuern modernisieren konnten³⁷, blieb das Reich dagegen in den 1890er Jahren fast völlig (für 90 Prozent seiner Einkünfte) von den alten Steuern auf Verbrauch und Importe abhängig. Das Reich blieb, wie Bülow einmal im Anschluss an Bismarck formulierte, gleichsam ein «armer Reisender, der mit grosser Hartnäckigkeit als höchst unerwünschter Gast an die Tür der Einzelstaaten klopft, um sich seinen Lebensunterhalt zu fordern».³⁸

Dem Reich waren enge Grenzen gesteckt, es musste das deutsche Heer und die deutsche Flotte durch indirekte Steuern finanzieren, und der Anstieg der Militärausgaben zog steigende Zollabgaben nach sich. Aber die Unzufriedenheit in der Bevölkerung angesichts dieser Kombination von «teurem Brot» und «Militarismus» spielte politisch den Sozialdemokraten in die Hand, die für die Einführung von Besitzsteuern auf Reichsebene eintraten. Im Gegensatz zu weitverbreiteten Annahmen bei der deutschen Rechten konnte die SPD Kapital aus steigenden Ausgaben für Heer und Marine schlagen.³⁹ Auf der Rechten überschritten sich jedoch die ökonomischen Interessen mit den Parteigrenzen, und die Koalitionen, die sich auf wirtschaftliche Allianzen gründeten, neigten dazu, sich von Fragestellung zu Fragestellung zu verschieben – so kam es beispielsweise dazu, dass viele jener Unternehmergruppierungen, die 1912 für eine direkte Besteuerung eintraten, schliesslich 1913 das Endergebnis als in seinen Auswirkungen allzu progressiv ablehnten. Obendrein ging es in der Diskussion untergründig um unterschiedliche Verfassungsvorstellungen – zwischen Partikularisten und den Befürwortern eines stärker zentralisierten Reiches – sowie um monarchische Vorrechte und Ausweitung der parlamentarischen Rechte. Ökonomische Aspekte wurden häufig überspitzt, um verfassungspolitische Standpunkte zu unterstreichen. Zusätzlich war die Auseinandersetzung mit historischen Grundpositionen der unterschiedlichen Parteien befrachtet, die antipreuussische Haltung des Zentrums, der Antimilitarismus der SPD, die Sozialistenfeindschaft der Nationalliberalen und die Regierungsfreundlichkeit der Konservativen wirkten hier zusammen und kamen allesamt beinahe gleichzeitig ins Spiel.

Die deutsche Innenpolitik vor 1912 steckte daher auf vielen Gebieten in einer finanzpolitischen Sackgasse: Die Länder leisteten Widerstand gegen die Ansprüche des Reiches auf einen Anteil an den direkten Einkünften aus Besitzsteuern. Das Reichsschatzamt kämpfte erfolglos darum, die konkurrierenden ausgabefreudigen Ministerien an die Leine zu nehmen, die Regierung war im wachsenden Masse gezwungen, finanzpolitische Fragen im Reichstag zu diskutieren, und die Reichstagsparteien lagen in ihren steuerpolitischen Zielsetzungen weit auseinander. Der hohe Wahlsieg der Sozialdemokraten 1912 und die darauffolgende Einführung von zwei neuen direkten Steuern zur Finanzierung der Wehrvorlage von 1913 sind oft von Historikern als Zuspitzung

dieser völlig verfahrenen Lage interpretiert worden; doch die Meinungen darüber, ob sich das Reich damals an einem «Wendepunkt» befand, ob es in einer «Sackgasse steckte» oder eine «latente Krise» durchlebte, gehen weit auseinander.⁴⁰ Gewiss änderte sich die Atmosphäre durch die Wahl von 1912 – deren Ergebnis von sozialdemokratischer Seite in bezeichnender Weise als Plebiszit gegen indirekte Steuern interpretiert wurde.⁴¹

Im Rahmen einer Neuorientierung verbanden sich die Nationalliberalen mit dem Zentrum, der linksliberalen Fortschrittspartei und der SPD (in der sogenannten Lex Bassermann-Erzberger, die nach den Parteiführern der Nationalliberalen und des Zentrums benannt worden ist) zur gemeinsamen Forderung nach Schaffung einer «Besitzsteuer» auf Reichsebene bis April 1913. Tatsächlich gingen die Nationalliberalen sogar soweit, einen Antrag der SPD zu unterstützen, in dem es hiess, dass die neue Steuer jährlich festgelegt werden sollte, und ebenso stimmten sie einem Antrag der Fortschrittlichen zu, in dem eine erneute Reduktion der Zuckersteuer gefordert und das Inkrafttreten des Gesetzes über die Ausweitung der Erbschaftssteuer von 1909 verlangt wurde.⁴² Eine zweite wichtige Veränderung ergab sich aus der wachsenden Bereitschaft des Zentrums und der Sozialdemokratie, steigende Militärausgaben zu unterstützen. Matthias Erzberger (Zentrum) wandelte sich von einem Kritiker der Kolonialausgaben zum Unterstützer von Marineausgaben, und die Sozialdemokraten liessen 1912 in einer charakteristischen Stellungnahme verlauten:

«Wir Sozialdemokraten bewilligen für den Militarismus (...) keinen Mann und keinen Groschen. Wenn wir aber (...) erreichen können, dass eine indirekte Steuer durch eine direkte ersetzt werden kann, sind wir bereit, für eine solche direkte (...) zu stimmen.»

Die Ereignisse von 1913 können auch als Höhepunkt des Kampfes um die Abschaffung der finanzpolitischen Unterordnung des Reiches unter die Länder gesehen werden. Gewiss zweifelte Bethmann Hollweg nicht daran, dass durch die Lex Bassermann-Erzberger die politischen Hürden höher gelegt worden waren. Die Länder hatten nun die Wahl, entweder die Vermögenszuwachssteuer des Reiches, wie sie nun von der Regierung vorgeschlagen wurde, zu akzeptieren oder «der Reichs- und damit auch der einzelstaatlichen Politik eine Wendung zu geben, die den Zwist unter den bürgerlichen Parteien verschärft und verewigt und zu einem positiven Abschlusse nur führen kann, wenn den radikalen Elementen ein Einfluss auf die Regierung und auf die Po-

litik eingeräumt wird, der mit der Vergangenheit der Politik im Reich und in allen Einzelstaaten bricht».

Darauf konnte der preussische Finanzminister – nach Beratung mit den Führern der Konservativen – erwidern, eine Beendigung des Ländermonopols auf direkte Steuern würde «ein verhängnisvoller Schritt auf dem Wege zur Parliamentsherrschaft sein». Das entscheidende bei all dem sei, dass Preussen Preussen bleiben sollte. Noch unnachgiebiger äusserte sich der sächsische Monarch Friedrich August, der in der Vermögenszuwachssteuer ein Werkzeug des Einheitswillens sah. Als die Massnahme schliesslich gegen die Stimmen Sachsens im Bundesrat und mit den Stimmen der Nationalliberalen und der Sozialdemokraten im Reichstag beschlossen wurde, waren die Reaktionen noch heftiger. Nach Ansicht des konservativen Politikers Graf Westarp befand sich das Reich nun auf dem Wege zu «einem demokratisch regierten Einheitsstaat». Die Oppositionsparteien proklamierten einen «Wendepunkt» und mit beissender Ironie «ein Stück Weltuntergang». ⁴³

Man behauptet, diese innenpolitische Krise habe die herrschenden Eliten des Reichs von der Notwendigkeit überzeugt, einen Krieg zu führen: Hier handelte es sich demnach um eine «Flucht nach vorn», die Flucht vor der ansteigenden Flut der Sozialdemokratie. ⁴⁴ Doch wie wir gesehen haben, spielte all dies in Bethmann Hollwegs Überlegungen keine Rolle. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, dass das finanzpolitische Ringen 1908-1914 keine Bedeutung für die Entstehungszusammenhänge des Weltkriegs hatte. Bei näherem Zusehen mag der wirkliche Stellenwert dieser Vorgänge gerade in ihrer finanziellen Bedeutungslosigkeit liegen, denn unter dem Strich ist wenig Substantielles erreicht worden. Die Wehrvorlage hatte einmalige Kosten von 996 Millionen Mark und einem durchschnittlichen jährlichen Anstieg von 194 Millionen Mark vorgesehen. Die Debatte im Haushaltsausschuss drehte sich ohnehin um die unterschiedliche Behandlung verschiedener wirtschaftlicher Interessengruppen und erst in zweiter Linie um eine konkrete Neubestimmung des Einnahmen- und Ausgaben-Verhältnisses. Den Sieg einer fortschrittlichen Koalition gegen die Kräfte der Reaktion ist aus diesen Vorgängen aber nicht abzuleiten. Die Verabschiedung der Verteidigungs- und Finanzgesetze offenbarte im Grunde das Ausmass der Entzweiung zwischen den Parteien. ⁴⁵ Wenn der sehr geringfügige politische Durchbruch, den die Verabschiedung einer direkten Reichssteuer bedeutete, eine Veränderung einleitete, dann am ehesten

die Neuformierung konservativer Strömungen, wenngleich vieles auf den Fortbestand der hergebrachten Parteienkonstellation hindeutet.⁴⁶ Insofern sind durchaus Zweifel an Eckart Kehrs These anzumelden, nach dem starken Anstieg der Einnahmen im Reich 1912 und 1913 hätten die «militarisierten und feudalisierten» Mitglieder des Reichstags Ludendorffs «grosse Denkschrift», wäre sie ihnen vorgelegt worden, gebilligt.⁴⁷ Die Regierung hätte zur Bewilligung höherer Steuern für das Ludendorff-Projekt eine parlamentarische Mehrheit mobilisieren müssen, wozu ihr eine mehrheitsfähige parlamentarische Plattform fehlte.

Österreich-Ungarn sah sich in Bezug auf die Einnahmen mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie das Reich. Der gemeinsame Haushalt (der vorwiegend der Verteidigung diente) wurde durch die gemeinschaftlichen Einkünfte aus Zöllen und zusätzliche Beiträge der beiden Königreiche finanziert. Andere Regierungsausgaben wurden entweder durch die Königreiche oder durch die ihnen untergeordneten Länder und Kommunen aufgebracht. Aus der Sicht der Zeitgenossen war Österreich der Zahlmeister, einer Berechnung zufolge gingen im Jahre 1900 14,6 Prozent des österreichischen Staatsbudgets und 9,5 Prozent des ungarischen Haushalts in die gemeinsame Staatskasse. In beiden Reichshälften dominierte die indirekte Besteuerung, Hauptquelle der gemeinsamen Einnahmen waren Zollabgaben, die 25 Prozent des gemeinsamen Einkommens im Jahr 1913 einbrachten. Insgesamt kamen in Österreich-Ungarn nur 13 Prozent der gesamten öffentlichen Einnahmen aus direkten Steuern.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass alle Staaten des europäischen Kontinents geschwächt von antiquierten Steuersystemen die Finanzierung ihrer Rüstung und anderer Ausgaben prinzipiell durch regressive Steuern bewerkstelligen mussten. In Deutschland und Österreich-Ungarn jedoch enthielt das politische System mehr Hemmnisse für eine Verbesserung des Systems, was vornehmlich auf die Spannungen zwischen zentralen und regionalen Regierungen des bundesstaatlichen Regierungsmodells zurückzuführen war.

Schulden

Den zweiten Weg, steigenden Kosten für innen- und aussenpolitische Zwecke zu decken, die Kreditaufnahme, beschritten vorzugsweise Deutschland und Russland. In Deutschland stieg die Schuldenbelastung in der Zeit seit 1887

um mehr als das Doppelte, in Russland zwischen 1890 und 1913 um zwei Drittel. In Frankreich war die Kreditaufnahme in absoluten Zahlen von vornherein höher als in Deutschland. Grossbritannien bildete einen ungewöhnlichen Fall im Kreise der grossen Mächte, da es das Niveau seiner Staatsschulden zwischen 1887 und 1913 senkte, trotz der Kosten des Burenkriegs. All das war in einer Phase beispiellosen wirtschaftlichen Wachstums keine erdrückende Belastung. In allen vier Ländern sank die Gesamtverschuldung tendenziell im Verhältnis zum Nettosozialprodukt.

Anteilig am Volkseinkommen gemessen, befand sich die öffentliche Verschuldung Grossbritanniens am Vorabend des Ersten Weltkriegs auf einem historischen Tiefpunkt: Sie betrug 28 Prozent und lag weit unter den entsprechenden Zahlen für die anderen grossen Mächte. Die Gesamtverschuldung umfasste nicht mehr als das Dreifache der Gesamteinnahmen, die Schuldenlast machte zehn Prozent der Gesamtausgaben aus. Hinzu kam, dass Grossbritannien über den grössten und differenziertesten Geldmarkt der Welt verfügte, den die Bank von England und eine informelle Elite in den Privat- und Aktiobanken «managten».

Nach modernen Massstäben verfügte Frankreich über ein einzigartig hohes Niveau an öffentlicher Verschuldung, die 1913 etwa 86 Prozent des Volkseinkommens entsprach und seit 1887 um beinahe 40 Prozent gestiegen war. Unter allen Grossmächten war in Frankreich der Schuldenstand am höchsten, der Schuldendienst hatte den höchsten Anteil an allen Ausgaben der Zentralregierung.⁴⁸ Bei keiner politischen Partei in Frankreich stiess das hohe Haushaltsdefizit auf Widerspruch, es wurde hingenommen. Bis ins 20. Jahrhundert hinein vermochten die Franzosen nur in wenigen Jahren, den Staatshaushalt auszugleichen, so dass die Schulden sich, ausgehend von einem relativ niedrigen Niveau 1815, unaufhaltsam anhäuften. Eine relativ grosse öffentliche Verschuldung kam auch dem Geschmack der französischen Sparer entgegen, die eine Zuneigung zu *rentes perpétuelles* (den unkündbaren französischen Staatsobligationen) entwickelten. Steuervorteile ermutigten auch zu der Gewohnheit, der Regierung im Austausch gegen niedrige, aber verlässliche Zinszahlungen langfristige Kredite zu gewähren. Von der Gepflogenheit im Frankreich des 19. Jahrhunderts, von Kapitalanlagen zu leben, stammt schliesslich die moderne Form der *rentiers*.

In Russland steigerte die Gesamtverschuldung der öffentlichen Hand sich

nominell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenfalls stark: Sie verdoppelte sich zwischen 1886 und 1913 von 4,4 Milliarden auf 8,8 Milliarden Rubel. Das russische Wirtschaftswachstum entwickelte sich so rasant, dass die Schuldenbelastung des Landes von etwa 65 Prozent des Volkseinkommens auf 47 Prozent am Vorabend des Krieges sank. Ferner war das Verhältnis der Gesamtschulden zu den Steuereinnahmen in Russland niedriger (2,6 zu 1) als in Frankreich (6,5 zu 1) oder in Grossbritannien (3,3 zu 1). Der Schuldendienst machte etwa 13 Prozent der Ausgaben der Zentralregierung zwischen 1900 und 1913 aus, dies war etwas weniger als in Grossbritannien.⁴⁹

In Deutschland galt der finanzwissenschaftliche Lehrsatz, dass nicht nur ausserordentliche Ausgaben wie etwa Kriegskosten, sondern auch «produktive» Ausgaben wie Investitionen in Staatsunternehmen eher durch Kredite als durch laufende Einnahmen finanziert werden sollten. Die Ansicht, dass der deutsche Flottenbau in Friedenszeiten Zinsen abwerfen würde, rechtfertigte es, Tirpitz* Flottenbauprogramm auf diese Weise zu finanzieren.⁵⁰ Während die Ausgaben für die Flotte von 86 Millionen Mark jährlich in den fünf Jahren von 1891 bis 1895 auf 228 Millionen Mark in der Zeit zwischen 1901 und 1905 anstiegen, erhöhte sich deshalb auch die Reichsverschuldung von 1,1 Milliarden auf 2,3 Milliarden Mark.⁵¹ Zwischen 1901 und 1907 stammten durchschnittlich etwa 15 Prozent der gesamten Reichseinkünfte aus Krediten, 1905 kam mehr als ein Fünftel der Einnahmen aus dieser Quelle.⁵² Die Kosten des Schuldendienstes wuchsen proportional zu den Gesamtausgaben des Reiches, und dies führte zu politischen Beschwerden über «Tributzahlungen an das Kapital, die zuletzt immer von der schaffenden Arbeit getragen werden müssen».⁵³ Stets neu auf reissende Haushaltslöcher führten im Reich zum Anstieg der Aufnahme von kurzfristigen Krediten, ihr Anteil an der Gesamtverschuldung stieg von vier auf neun Prozent.

Der Anstieg der Kreditaufnahme im Reich ging mit einem gewaltigen Anstieg der Kreditaufnahme durch die Bundesstaaten einher. 1890 betrug die Gesamtschuld des Reiches 1,3 Milliarden Mark, was nur geringfügig die der Kommunen (1,0 Milliarden) überschritt. Die Gesamtschulden der deutschen Länder betragen 9,2 Milliarden Mark, zwei Drittel entfielen auf Preussen. Und hierin kann man durchaus einen Hinweis auf Verdrängung sehen. Zwischen 1896 und 1913 steigerte sich das Volumen der Staatsemissionen um 166 Pro-

1. John Gilmore Ferguson,
gemeiner Soldat
(Personalnummer S/22933)
im 2. Bataillon des
Seaforth Highlanders.
Der Grossvater des Autors
war einer von etwa
500'000 Schotten,
die während des
Ersten Weltkriegs in der
britischen Armee dienten.



2. «Seine Majestät des König und der König von Belgien»; aus dem Album von General R.H. Butler. Offiziell kämpften die Untertanen Georgs V. um die Bewahrung der Neutralität des Königreiches von Albert II. Grossbritannien würde jedoch die Neutralität Belgiens selber verletzt haben, hätten die Deutschen dies nicht getan.





Die Westfront (3,4,) Die mythische Landschaft des Niemandslandes; aus einem Album des akkreditierten australischen Fotografen James Francis (Frank) Hurley. Die Soldaten müssen recht weit von der Front entfernt fotografiert worden sein, da sie sich bei Tageslicht ohne Helm zeigten.

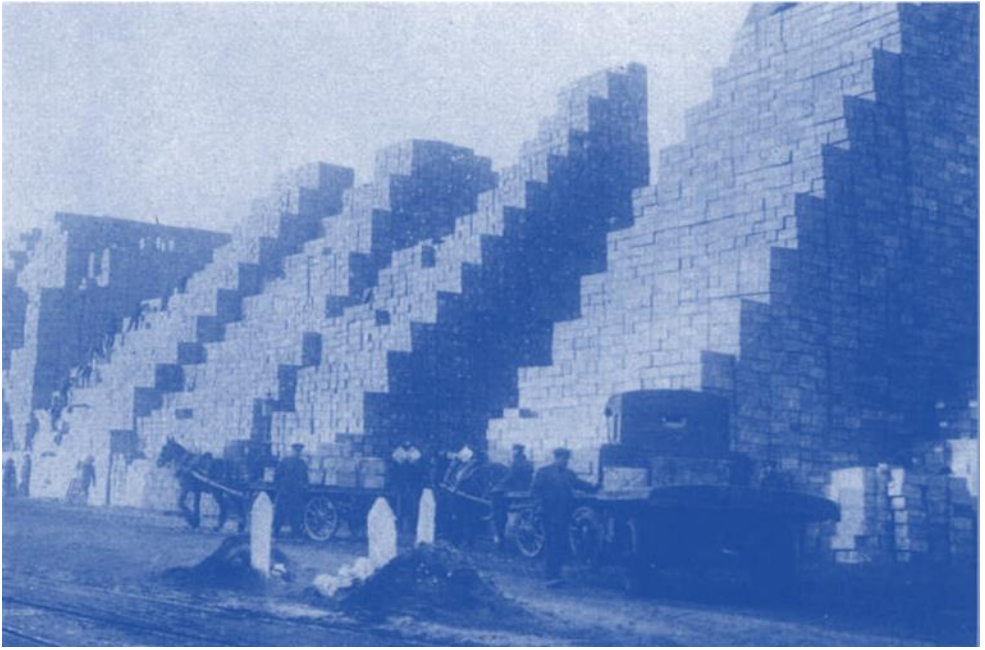


4. Eine idealisierte Darstellung aus dem Album von Frank Hurley. Gute Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten waren zur Aufrechterhaltung der Moral notwendig, aber die von Gleichheit oder gar Freundlichkeit geprägte Beziehung, die dieses Bild andeutet, war ungewöhnlich.



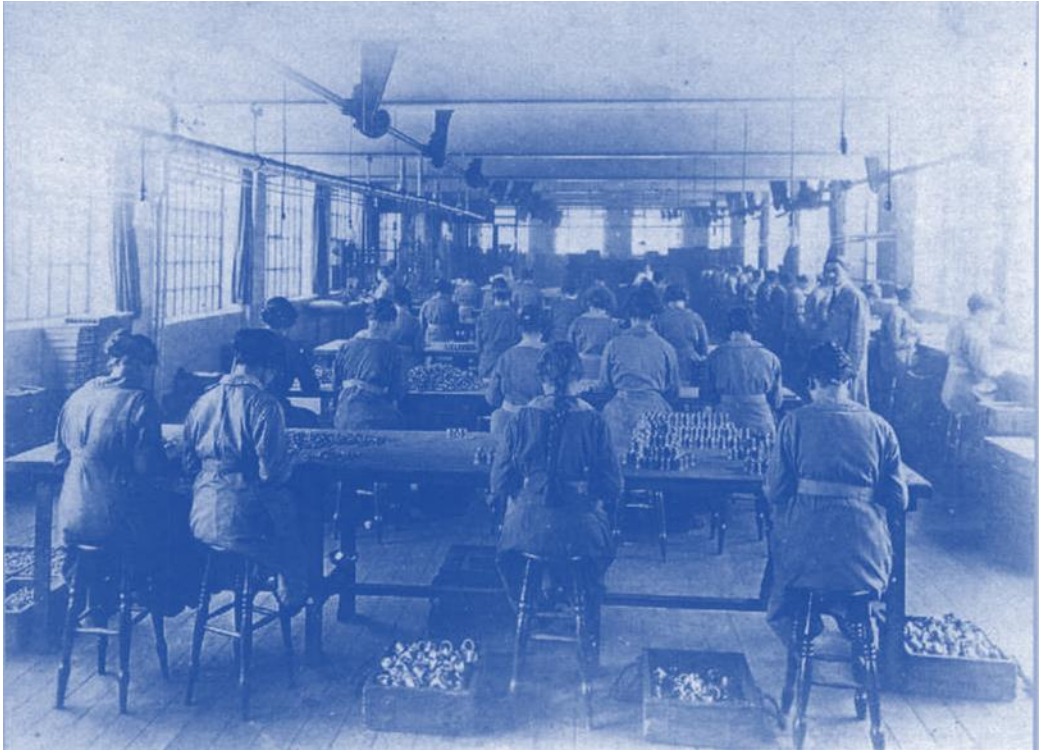
Die Ostfront (5,6) Deutsche Soldaten posieren an einem unbekanntem Ort mit Dorfbewohnern – aus einem deutschen Soldatenalbum.





6. Deutsche als apokalyptische Reiter, aus dem Album eines Soldaten der 84. Infanteriedivision. Die homoerotische Komponente spielt hier wohl keine Rolle. Entscheidend war, dass der Soldat an der Ostfront die Gelegenheit zu einem Ausritt und zu einem Bad hatte.

7. «Stapel an Proviant und so weiter», aus dem Album von Richard Harte Butler, Stellvertretender Stabschef von Douglas Haig. Gute und reichliche Verpflegung war wesentlich für die Aufrechterhaltung der Kampfmoral. Die Mächte der Entente hatten in dieser Hinsicht deutliche Vorteile, wenn auch die Taktik einer Blockade Deutschlands zur Einschränkung seiner Nahrungsmiteleinführen weniger erfolgreich war, als die Anhänger der «Flottenpartei» in der Vorkriegszeit erhofft hatten.



Granaten (8,9,10,11)

«Eichabteilung Nr. 2»:
Frauen bei der Produktion von
Geschützgranaten in
der Firma Suckling Ltd.,
die zu Kingsway House War
Production gehörte.
Man beachte die männlichen
Vorarbeiter.

9. «Ein britischer Unteroffizier überprüft
Granaten bei der Ankunft mit einer Kleinbahn.»
Ein Photo, das vom offiziellen Press Bureau
verbreitet wurde.

10. «Dies spricht für sich selbst», aus dem
Album von Richard Harte Butler. Soldaten auf
beiden Seiten waren oft durch Rachegefühle
motiviert und dies nicht nur um gefallener
Freunde willen. 1915 hatte Kapitän Charles Fryatt
versucht, ein deutsches U-Boot zu rammen, um
sein Schiff, den Kanaldampfer *Brussels*, zu retten.
Er geriet später in Gefangenschaft und wurde
durch ein Kriegsgericht wegen Piraterie verurteilt –
ein in der Presse ausführlich behandeltes Beispiel
deutscher «Grausamkeit».





11. Verbrauchte Granaten;
aus dem Album von Frank Hurley.



12. Die Deutschen bereiten sich darauf vor zurückzuschlagen. Ein deutscher Junge posiert in Uniform vor Granaten, die zur Verwendung bei Ludendorffs Frühjahrsoffensive 1918 vorgesehen sind; aus dem Album eines Kanoniers.



Tod (13,14,15,16,17,18)

«Realistische Reisen, Nr. 152» [Bildunterschrift nicht zu entziffern]: Deutsche Leichen in einem britischen Drahtverhau. Dieses Foto war eines von vielen Werken offizieller britischer Bildberichterstattung, die zu stereoskopischer Betrachtung reproduziert wurden. Die Schrecken des Krieges wurden vom Publikum weniger ferngehalten, als oft angenommen wird.



14. «Realistische Reisen, Nr. 23: Der Preis der Tapferen bei Ypern.» Reproduktion zu stereoskopischer Betrachtung. Die Zahl der britischen Opfer (neun von 17) ist für ein offizielles Foto ungewöhnlich hoch.



15. «Ein toter Hunne, zusammengerollt
in einem Granattrichter, der leicht als Grab
dienen kann.»
Aus dem Album von Frank Hurley.



16. «Toter Schotte bei Fosse 8»; aus dem Album eines deutschen Soldaten. Ordentliche deutsche Soldaten fertigten oftmals Schnappschüsse – vielleicht als Trophäen? – feindlicher Leichen an.

17. *(folgende Seite)* «Eroberte englische Gräben: keine Schiessscharten, wenig Unterstände, schmutzig, unordentlich.» Eine Seite aus dem Album eines deutschen Soldaten, Langemark.

Das Gefühl soldatischer Überlegenheit bei den Deutschen wurde verstärkt, wenn sie sahen, wieviel schäbiger die englischen und französischen Gräben im Vergleich zu ihren eigenen waren.



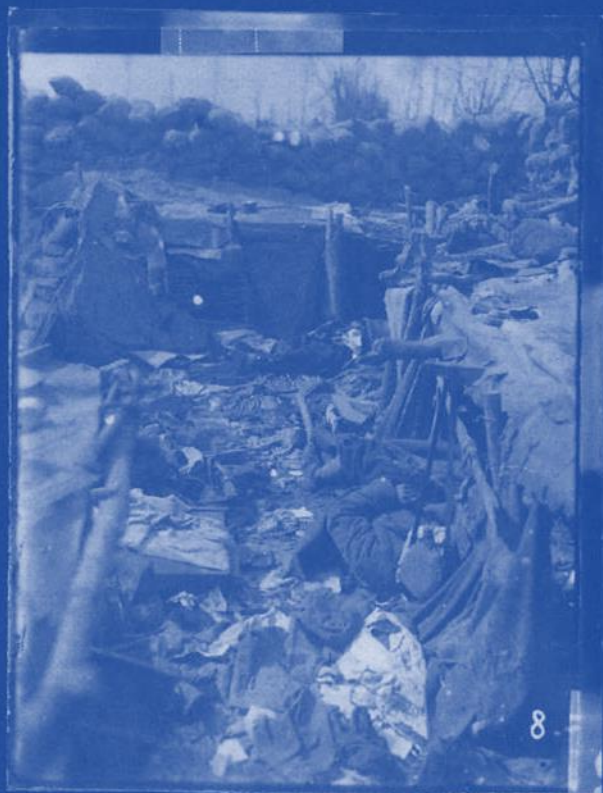
Eroberde englisch

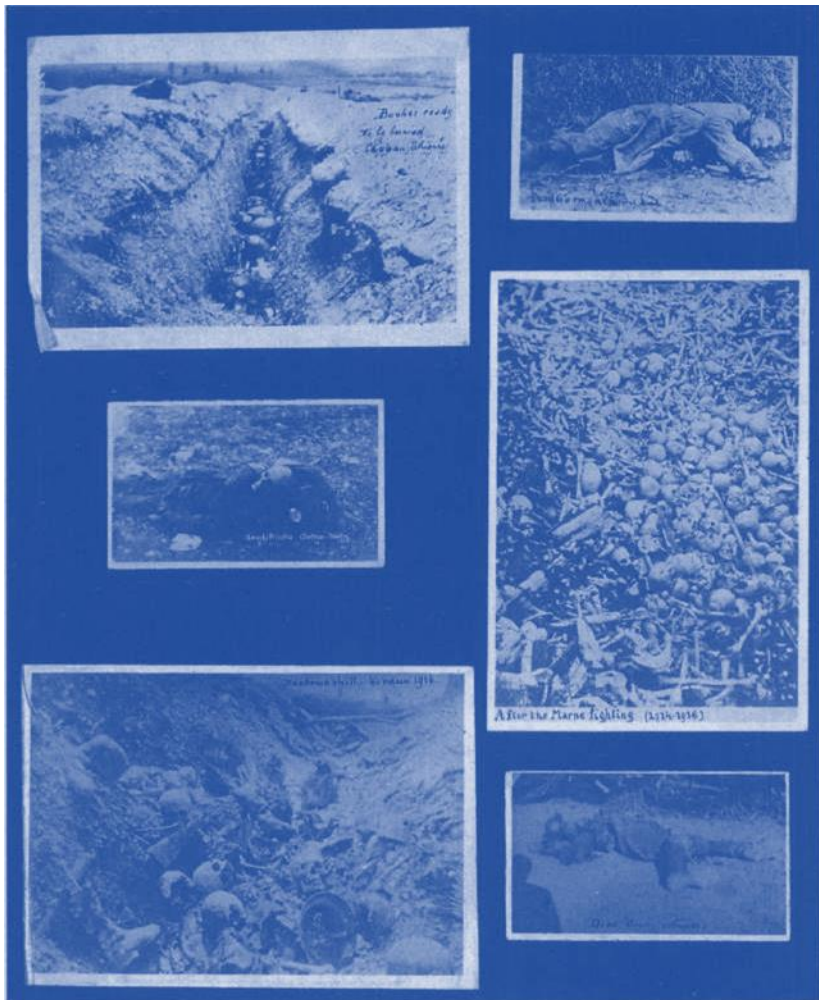




Schiessscharten, wenig Menschenkände,
schmutzig, unordentlich.

raben





18. Postkarten, auf denen «tote Boches» zu sehen sind; aus dem Album eines amerikanischen Matrosen. Soldaten waren vom Tod fasziniert. Fotos feindlicher Leichen waren weit verbreitet und tauchten in vielen solcher Alben auf, doch seltener eine ganze Seite wie hier.

zent, dagegen betrug der Anstieg der Emissionen auf dem Privatsektor nur etwas mehr als 26 Prozent, nach 1901 machten die öffentlichen Emissionen durchschnittlich 45 bis 50 Prozent des nominalen Gesamtwerts aller Börsenemissionen aus.⁵⁴ 1913 wuchs die Verschuldung des öffentlichen Sektors auf 32,8 Milliarden Mark, mehr als der Hälfte davon waren Schulden der Einzelstaaten, im Vergleich dazu betrugen die Verbindlichkeiten des Reiches 16 Prozent, der Rest waren Schulden der Gemeinden.⁵⁵ Im Unterschied zu Grossbritannien und Frankreich war Deutschland zur Finanzierung der Kreditbedürfnisse seines öffentlichen Sektors auf ausländische Kapitalgeber angewiesen. Von der Gesamtverschuldung 1913 bestanden beinahe 20 Prozent in Verpflichtungen gegenüber ausländischen Anlegern. Wie wir noch sehen werden, löste dies auf die Zeitgenossen durchaus Verwirrung aus. Doch es ist wichtig, die Schuldenbelastungen Deutschlands in der richtigen Perspektive zu sehen. Die öffentliche Gesamtverschuldung am Vorabend des Weltkriegs entsprach etwa 60 Prozent des Bruttosozialprodukts, die wachsende Belastung durch den Schuldendienst beanspruchte 1913 elf Prozent der öffentlichen Gesamtausgaben. Setzt man die Schulden der Zentralregierungen der drei Entente-mächte mit den Gesamtschulden des Reichs und der Länder in Relation, dann waren letztere niedriger als die Staatsschulden Russlands und Frankreichs.

Die Bedrohung durch einen bevorstehenden fiskalischen Zusammenbruch weckte auch in Österreich-Ungarn Befürchtungen, die Doppelmonarchie «lebe über ihre Verhältnisse».

Naturgemäss sangen die Österreicher darüber ihr Klagelied, dass die Ungarn ihren Anteil nicht bezahlten. Der ungarische Beitrag zum gemeinsamen Schuldendienst war auf eine feste Summe von 2,9 Millionen Gulden pro Jahr bestimmt worden, was zur Folge hatte, dass die westliche Hälfte der Doppelmonarchie die Belastungen aus jeder zusätzlichen Kreditaufnahme zu tragen hatte. Dennoch scheinen die Befürchtungen der Zeitgenossen wenn nicht grundlos so doch übertrieben, denn die öffentliche Gesamtverschuldung lag 1913 unter 40 Prozent des Staatseinkommens. Im Vergleich zu dem Zeitraum vor 1867 zeigte sich hier eine ausserordentliche fiskalische Enthaltbarkeit. Der Schuldendienst beanspruchte 1907 14 Prozent der Ausgaben Österreichs gegenüber etwa 33 Prozent in den 50er und 60er Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts.⁵⁶

All dies führt zu der Schlussfolgerung, dass die Auswirkungen des Rüstungswettlaufs auf die öffentliche Kreditaufnahme relativ unerheblich waren:

Trotz des Rüstungswettrennens weisen die Schuldenlasten eine abnehmende Tendenz auf. Dennoch bereitete den Zeitgenossen das absolute Anwachsen der Kreditaufnahme durch die Regierungen Kopfzerbrechen. Ein wichtiger Grund dafür lag darin, dass es den Anschein hatte, all dies führe zu einem Ansteigen der *Kosten* für die Kreditaufnahme der Regierungen, wenn man den Preis (oder den Ertrag) von Staatsschuldverschreibungen als Massstab nimmt.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich der internationale Markt für festverzinsliche Papiere zu einem unvergleichlich sensiblen Barometer der ökonomischen und politischen Stimmungen im Kapitalismus entwickelt. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts gab es einen ungeheuren Umsatz an Geldmitteln für Investitionen, angelegt wurden dabei hauptsächlich die Ersparnisse des Besitzbürgertums der westlichen Welt, und angesichts des damals immer noch überproportionalen politischen Einflusses dieser Kreise verdienen die Fluktuationen auf diesem Gebiet sehr viel mehr Aufmerksamkeit, als die Historiker ihnen bislang im Allgemeinen gezollt haben. Es handelte sich hier um einen relativ leistungsfähigen Markt, auf dem bis 1914 die Anzahl der Einzelakteure und Institutionen, die dort als Käufer und Verkäufer auftauchten, sehr gross geworden und die Transaktionskosten relativ bescheiden waren. Dank der gewaltigen Fortschritte der internationalen Kommunikation – vor allem durch den Telegrafen – war es ein Markt, der unmittelbar auf politische Nachrichten reagierte. Der Niedergang der Preise für festverzinsliche Wertpapiere – oder der Anstieg der Erträge –, der sich um das Jahr 1890 zu erkennen gab, wurde weithin als Anzeichen einer fiskalischen «Überspannung» gedeutet.

Die zentrale Ursache für den Niedergang lag in der Beschleunigung der Inflation, was auf den Anstieg der Goldförderung und, was noch wichtiger war, auf die schnelle Entwicklung der Vermittlungstätigkeit der Banken, zurückzuführen war, wodurch sich der Einsatz von Papiergeld und von unbaren Transaktionsmodi (insbesondere durch Verrechnungsvorgänge zwischen den Banken) erhöhte. Die Zeitgenossen interpretierten die steigenden Erträge von festverzinslichen Papieren als Protest des Marktes gegen allzu lasche Praktiken der Finanzpolitik. Bei den Erträgen der Staatsobligationen treten zwischen den verschiedenen Ländern deutliche Unterschiede zutage. Diese Ertragsunterschiede brachten real die auf dem Markt herrschenden Einschätzun-

gen zum Ausdruck, bezogen nicht nur auf die Finanzpolitik, sondern allgemeiner auch auf die politische Stabilität und die Aussenpolitik, unter Einbeziehung der Verflechtung politischer Unbill wie Revolution und Krieg mit der Zahlungsunfähigkeit eines Landes. Auf der Skala der Länder mit einem hohen Kreditrisiko rangierte Russland seit den Erfahrungen des Jahres 1905 ganz oben.

Aufschluss über allgemeine Einschätzungen auch der politischen Kräfteverhältnisse liefert der deutliche Ertragsunterschied deutscher Anleihen im Vergleich mit französischen und englischen. Offenkundig war unter den Investoren die Überzeugung vorherrschend, das wilhelminische Deutschland sei nicht so finanzkräftig wie seine westlichen Rivalen.

Aus historischen Gründen schwankten die Nominalzinsen auf Staatspapiere, die von den Grossmächten ausgegeben wurden. Die britischen Konsols brachten im 19. Jahrhundert lange Zeit drei Prozent Zinsen, diese reduzierten sich 1888 auf 2,75 Prozent und 1903 auf 2,5 Prozent. Bis in die 1890er Jahre hatten die deutschen und französischen Staatsobligationen drei Prozent erbracht, auf die russischen Papiere erhielt man vier Prozent, nach der Revolution von 1905 kamen dort Staatsanleihen heraus, die mit fünf Prozent verzinst wurden. Vorrangiges Interesse der Investoren war der Ertrag, gleichzeitig sorgten sie dafür, dass die Preise sich in Übereinstimmung mit der Zahlungsfähigkeit der jeweiligen Staaten bewegten. Um Vergleiche leichter zu machen, habe ich mich entschieden auf der Grundlage von Ertragsrelationen die Preise von Staatspapieren der wichtigsten Mächte mit einem einheitlichen Zinswert von drei Prozent neu zu berechnen. Zieht man sodann den Vergleich zwischen dem durchschnittlichen Monatspreis britischer Konsols zwischen 1900 und 1914 und den wöchentlichen Abschlusspreis von deutschen und russischen Staatsanleihen, so erzielten die deutschen Staatsanleihen beträchtlich schlechtere Preise – sie lagen im Durchschnitt etwa zehn Prozent niedriger – als die britischen und französischen Papiere. Auch wenn technische Berechnungsfaktoren zum Teil in die Wertung einfließen, spiegelten die unterschiedlichen Preise für Staatspapiere mehr als alles andere die Vorstellung von den Risiken wider, mit denen die deutschen Papiere im Vergleich zu den britischen behaftet zu sein schienen. Die Differenz zwischen den deutschen und russischen Anleihepreisen ist ebenfalls aufschlussreich. Während des russisch-japanischen Krieges und der darauffolgenden Revolution nahm sie stetig zu, bis der Abstand 1910 wieder geringer wurde.⁵⁷

Als Emissionen des Reichs und Preussens in Höhe von 1,28 Milliarden Mark 1909/1910 an der Börse nur unter Schwierigkeiten unterzubringen waren, stimmten viele Beobachter, mit dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Adolf Wermuth, überein, «dass die *finanzielle Rüstung* Deutschlands seiner *militärischen Rüstung* nicht entspreche». ⁵⁸ Das Problem der steigenden Erträge deutscher Papiere beunruhigte in Deutschland internationale Bankiers wie Max Warburg ⁵⁹, der 1903 auf Anregung von Reichskanzler Bülow versuchte, dieses Thema im Anschluss an ein offizielles Diner mit dem Kaiser zu erörtern. Der Kaiser beschied ihn lapidar mit den Worten: «Die Russen gehen demnächst pleite.» ⁶⁰

1912 schrieb Warburg für den Allgemeinen Deutschen Bankierstag eine Arbeit unter dem Titel «Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der Staatspapiere» ⁶¹; und im Jahr darauf trat der Ökonom Otto Schwartz der früheren Behauptung des Kaisers entgegen, indem er feststellte, die Finanzen Deutschlands seien nun schwächer als diejenigen Russlands. ⁶² Als 1908 eine deutsche Staatsanleihe mit hoher Dividende emittiert wurde, wagten Kommentatoren in der Londoner City den Verdacht, es handele sich hier um eine «Kriegsanleihe». ⁶³

Von der fiskalischen Sackgasse zur strategischen Verzweiflung

Die Wahrnehmung der relativen finanziellen Schwäche Deutschlands und Österreich-Ungarns sollte wegen ihrer Auswirkungen auf zukünftige Militärausgaben weitreichende historische Konsequenzen zeitigen. Wie wir gesehen haben, gab es wegen des Einflusses der preussischen Konservativen auf das Kriegsministerium Einschränkungen des Tempos, in dem die deutsche Armee expandieren konnte. Aber selbst wenn man Ludendorff freie Hand zur Durchsetzung einer nahezu vollständigen Wehrpflicht gegeben hätte, ist ungewiss, ob man sich dies hätte leisten können. Denn einer Aufstockung des Verteidigungsbudgets standen vielfache Widerstände entgegen: einerseits solche des bundesstaatlichen Systems, die finanzpolitischen Zentralismus verhinderten, andererseits die Blockade gegen eine höhere Besteuerung im Reichstag und schliesslich die Unmöglichkeit, weitere Kredite aufzunehmen, ohne die Ertragsdifferenzen der Staatspapiere zwischen Deutschland und seinen westlichen Konkurrenten zu vergrössern. Unfähig zur Reduzierung des Bundesstaanteils an den Gesamteinnahmen der öffentlichen Hand, ausserstande ein

Ausmass der direkten Besteuerung, wie es in Grossbritannien existierte, oder einer indirekten Besteuerung, wie es sie in Russland gab, durchzusetzen, ebenso ausserstande, Kredite so billig aufzunehmen, wie Grossbritannien und Frankreich dies tun konnten, schien das Reich dazu verurteilt, den Rüstungswettbewerb aus finanzpolitischen Gründen zu verlieren.

Den Zeitgenossen wurde dieses Problem immer deutlicher. «Was nützt ein schlagfertiges Heer, eine kriegsbereite Marine, wenn die Finanzen versagen?»⁶⁴ fragte Wilhelm Gerloff, ein führender Kenner des Finanzsystems des Reiches, und Bülow forderte, man müsse «dem deutschen Volk (...) klarmachen, dass es sich bei dieser Finanz-Reform moralisch [und] materiell um Sein oder Nichtsein handelt».⁶⁵

Reichsbankpräsident Havenstein äusserte sich nicht weniger drastisch über die finanzielle Grundlage der Abschreckung. Am 18. Juni 1914 erklärte er, Deutschland könne den Frieden nur bewahren, wenn es finanziell ebenso stark wie militärisch sei. Doch die politischen Hindernisse blieben unüberwindlich.

Und Max Warburg sprach im November 1908 die Warnung aus: «Setzen wir aber unsere Finanzpolitik in gleicher Weise fort, so treiben wir in finanzieller Beziehung Raubbau und werden eines schönen Tages die Fehler nicht ohne die allergrössten Opfer, wenn überhaupt gutmachen können.»⁶⁶ Die Finanzreform, so stellte Albert Ballin im folgenden Jahr fest, könne eine grundlegende Wende in der Innenpolitik einleiten.⁶⁷

Die steuerpolitische Sackgasse mündete in einer strategischen Verzweigung. 1912 veröffentlichte die *Ostdeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt* ein Pamphlet, in dem dargelegt wurde, dass Deutschland durch seine Finanzlage daran gehindert werde, seine gesamte Volkskraft für sein Heer zu mobilisieren.⁶⁸ Auch Ballin lamentierte, gegen die viel wohlhabenderen Briten könne sich Deutschland einen Wettlauf im Schlachtschiffbau nicht leisten.⁶⁹ 1909 akzeptierte auch der Kaiser, dass man berechtigte Forderungen «der Front» nicht erfüllen könne.⁷⁰ Selbst Moltke erkannte im Dezember 1912, dass Deutschlands Gegner wegen ihrer besseren finanziellen Ausstattung energischer aufrüsten konnten.⁷¹ Und im gleichen Monat erklärte der Kaiser, das deutsche Volk sei um der Rüstung willen zu allen steuerlichen Opfern bereit,⁷² womit der Kaiser einem für die wilhelminische Periode bezeichnenden Irrtum erlag.

Obwohl die englische Massenpresse Schreckbilder vom Aufschwung der

industriellen und kommerziellen Kraft Deutschlands vor 1914 an die Wand malte, waren informierte Zeitgenossen sich durchaus der Tatsache bewusst, dass die Finanzkraft des Reiches nicht beeindruckend war. Im November 1909 behauptete Winston Churchill der damals das Handelsministerium leitete, dass «die wachsenden Schwierigkeiten der Geldbeschaffung» im Begriff seien, «starke Auswirkungen» als «Hemmschuh der deutschen Flottenexpansion» zu zeigen. In seiner Denkschrift beleuchtete er scharfsinnig und weit-sichtig die innenpolitischen Probleme Deutschlands.

«Die überhöhten Ausgaben des Deutschen Reiches beanspruchen jeden Deich, durch den die soziale und politische Einheit Deutschlands aufrechterhalten wird, auf das Äusserste und gefährden ihn. Die hohen Zollabgaben sind weitgehend durch Handelsverträge nicht anpassungsfähig geworden(...). Die hohen Abgaben auf Nahrungsmittel, aus dem sich der grösste Anteil der Zolleinnahmen ergibt, haben einen tiefen Riss zwischen den Agrariern und den Industriellen verursacht(...). Der grossartige Besitz der staatlichen Eisenbahnen steht unter Druck, weil er ständig zu einem blossen Besteuerungsinstrument herabgesetzt wird. Das Gebiet der direkten Besteuerung ist weitgehend besetzt durch die Systeme der Länder und Gemeinden. Der zu erwartende Angriff des durch allgemeines Wahlrecht zustande gekommenen Parlaments gegen das Reich auf diesem ausgelagten Feld vereinigt die besitzenden Klassen, ob es sich nun um Imperialisten oder um Partikularisten handelt, in einer gemeinsamen Befürchtung, der die Regierenden eine gewisse Sympathie entgegenbringen (...). In der Zwischenzeit hat sich die Verschuldung des Deutschen Reichs in den letzten 13 Jahren ungestörten Friedens mehr als verdoppelt (...). Die Auswirkungen von sich stets wiederholenden Kreditaufnahmen zur Deckung der normalen jährlichen Ausgaben haben die wohltätigen Prozesse von Auslandsinvestitionen blockiert und die Illusion zerstört, (...) dass Berlin London als das Zentrum des Kreditwesens auf der Welt ersetzen könne. Der Kredit des Deutschen Reiches ist auf das Niveau desjenigen Italiens gefallen (...). Diese Umstände zwingen zu der Schlussfolgerung, dass in Deutschland eine Phase starker innerer Spannungen bevorsteht.»⁷³

Nicht nur Churchill erkannte die Finanzschwäche Deutschlands. Bereits im April 1908 hatte Grey persönlich dargelegt, «dass das Finanzwesen Deutschland im Laufe der nächsten paar Jahre ernsthafte Schwierigkeiten bereiten und

auf das Land einen mässigen Einfluss ausüben könne». Graf Metternich, der deutsche Botschafter in London, lenkte im folgenden Jahr Greys Aufmerksamkeit auf den innenpolitischen «Widerstand» gegen die Flottenausgaben.⁷⁴ Sein britischer Kollege in Berlin, Goschen, berichtete von öffentlichem «Murren» gegen die Flottenausgaben 1911 und nahm es stirnrunzelnd hin, als der Kaiser «die allgemeine Vorstellung im Ausland, dass Deutschland kein Geld habe», zurückzuweisen versuchte.⁷⁵ Zur Zeit der Heeresvorlage von 1913 hielt er fest, «jede Schicht sei (...) glücklich mit anzusehen, wie die finanziellen Belastungen den Schultern anderer und nicht den eigenen auf erlegt werden».⁷⁶

Ähnliche Ansichten vertraten Deutschlandkenner in der Londoner City. Sehr schnell nahm Lord Rothschild die Schwäche Deutschlands wahr. «Die deutsche Regierung steckt in gewaltigen Schwierigkeiten», bemerkte Rothschild, als im April 1906 eine weitere Reichsanleihe emittiert wurde.⁷⁷ Er übersah auch nicht die Schwierigkeiten der Reichsbank während der internationalen Finanzkrise von 1907, die in vielfacher Hinsicht ernsthafter waren als alles, was man in London je erlebt hatte.⁷⁸ Rothschild reagierte mit skeptischem Erstaunen auf die für die Deutschen bestehende Notwendigkeit, Staatsanleihen auf ausländischen Kapitalmärkten zu verkaufen, was Grossbritannien und Frankreich in Friedenszeiten hatten stets vermeiden können.⁷⁹ Der Eindruck einer Überbelastung des Reiches wurde weiterhin durch die grosse preussische Anleihe im April 1908 und durch das Defizit des Reichshaushalts bekräftigt.⁸⁰ Die Rothschilds wie auch die Warburgs in Hamburg hegten folglich die Erwartung, dass die deutsche Regierung zu irgendeiner Entscheidung hinsichtlich der Begrenzung des Flottenbaus kommen werde.⁸¹ Die zweite Marokkokrise 1911 unterstrich die Verwundbarkeit des Berliner Marktes angesichts von Rückzugsbewegungen ausländischen Kapitals.⁸² In den Augen der Bankiers war Deutschland also schwach und keineswegs stark. Der amerikanische Diplomat John Leishman war ein anderer ausländischer Beobachter, der die Bedeutung der Heeresvorlage von 1913 richtig zu deuten verstand:

«Obwohl die Meinung durchaus richtig ist, dass Deutschlands Handeln nicht durch irgendwelche versteckten Intentionen bestimmt wurde, irgendeine andere Nation mit Krieg zu überziehen, und wenn auch das Gefühl weiter in den allerhöchsten Bereichen vorherrscht, dass selbst ein erfolgreicher Krieg Deutschland um 50 Jahre in seiner kommerziellen Entwicklung zurückwerfen würde, so wird die Aktion des Kaisers doch ge-

wiss bei den anderen Mächten Verdacht und Zweifel wecken, und auf die Vergrößerung der deutschen Streitkräfte wird sicher ein relatives Anwachsen sowohl der französischen als auch der russischen Armee folgen, und es ist schwierig, sich vorzustellen, wie die deutsche Regierung sich ausmalen kann, überhaupt einen Vorteil aus all dem zu ziehen, der mit den enorm gewachsenen Belastungen vereinbar ist. Noch schwieriger ist es zu verstehen, wie die bereits im Übermass von Steuern belastete Bevölkerung sich derart demütig solch schwer gesteigerten Belastungen unterwerfen könnte. Obwohl Deutschland, aufgrund der Lage, in der es sich befindet, selbstverständlich gezwungen ist, eine gewisse militärische Stärke aufrecht zu erhalten, (...) kann diese Verteidigung oder sogenannte Sicherung nicht zu weit getrieben werden, ohne schwerwiegende ökonomische Störungen zu riskieren (...).»

Dennoch befürchtete Leishman, «eine starke Militärpartei» könne «ein Land trotz der auf den Frieden zielenden Bemühungen der Regierung in einen Krieg stürzen, und ein weniger fähiger und weitsichtiger Monarch, als es der gegenwärtige deutsche Kaiser ist, könne dann in die Lage geraten, dem Druck der Kriegspartei nicht widerstehen zu können».⁸³ Der US-Botschafter Walter Page warnte im Februar 1914 das US-Aussenministerium: «Irgendeine Regierung (möglicherweise die deutsche) wird feststellen müssen, dass sie dem Bankrott ins Auge blickt, und der einfachste Ausweg wird dann ein grosser Krieg sein. Bankrott vor einem Krieg würde als schändlich gelten; doch nach einem Krieg würde er als ‚glorreich‘ betrachtet werden.»

Die Gefahr bestand – nach Churchills Worten – darin, dass die deutsche Regierung, statt danach zu streben, «die innere Lage zu mildern», eher versuchen würde, «einen Ausweg aus dieser Situation durch ein äusseres Abenteuer zu finden». Auch die Rothschilds erkannten, dass finanzielle Zwänge die deutsche Regierung zu einer aggressiven Aussenpolitik ermutigen könnten, und dies selbst angesichts des Risikos, «neue Heeres- und Marineausgaben im grossen Ausmasse auf sich zu laden».⁸⁴ Der SPD-Führer August Bebel sagte in einer bemerkenswerten Reichstagsrede am 9. November 1911 im Wesentlichen dasselbe:

«So wird man eben von allen Seiten rüsten und wieder rüsten, man wird rüsten bis zu dem Punkte, dass der eine oder andere Teil eines Tages sagt: lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Es kann aber auch kommen, wie es zwischen Japan und Russland gekommen ist, eines Tages kann die eine Seite sagen: halt, wenn wir länger warten, dann geht es uns schlecht, dann sind wir der Schwächere statt der Stärkere.

Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der grosse Generalmarsch geschlagen, auf den hin 16 bis 18 Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken. Aber nach meiner Überzeugung steht hinter dem grossen Generalmarsch der grosse Kladderadatsch.»⁸⁵

Nicht umsonst argumentierte Moltke im März 1913, man müsse die Dinge so darstellen, dass der Krieg als Erlösung von grossen Rüstungsanstrengungen, finanziellen Belastungen und politischen Spannungen erscheine.⁸⁶

Nach landläufiger Meinung spricht man heute nicht mehr von den innenpolitischen Ursachen des Ersten Weltkriegs.⁸⁷ Dennoch scheint es legitim, weiterhin von den inneren Ursprüngen des Krieges, wenn auch nicht vom *Primat* der Innenpolitik, zu reden. Die innenpolitisch bestimmten finanziellen Schranken der deutschen Militärfkraft waren 1914 ein – ja vielleicht sogar *der* – entscheidender Faktor in den Überlegungen des deutschen Generalstabs.

Ludendorffs kontrafaktische Überlegungen

Wäre ohne die auf den vorangegangenen Seiten geschilderte Blockade eine effektivere Finanzierung ökonomisch realistisch gewesen? Die Heeresvorlage von 1913 fasste eine Vergrösserung des Heeres um 117'000 Mann bei Kosten von 1,9 Milliarden Mark im Laufe von fünf Jahren ins Auge. Hinzu kam die zusätzliche Belastung durch das Budget von 1913, die 512 Millionen Mark betrug. Gemäss diesen Werten würde nach dem Ludendorffschen Maximalplan in der «Grossen Denkschrift» eine Steigerung um 300'000 Mann im Verlauf von fünf Jahren 4,9 Milliarden Mark gekostet haben. In absoluten Zahlen hätte das deutsche Militärbudget um etwa 33 Prozent über dem russischen gelegen; in relativen Zahlen, ob nun als Anteil am Bruttosozialprodukt (der auf 5,1 Prozent gestiegen wäre) oder im Verhältnis zu den Gesamtausgaben der öffentlichen Hand würden die Ausgaben Deutschlands nicht bedeutend grösser gewesen sein als jene der anderen Mächte.

Es sind durchaus Mittel und Wege denkbar, mit denen dies hätte finanziert werden können. Wenn der Zuwachs nur durch Kredite bezahlt worden wäre, dann wäre die deutsche Verschuldung im Verhältnis zum Bruttosozialprodukt

immer noch geringer gewesen als die französische und die russische, und der Schuldendienst wäre als ein Anteil der nichtörtlichen Ausgaben der öffentlichen Hand geringer gewesen als in Frankreich und Grossbritannien. Wenn dagegen der *Wehrbeitrag* von 996 Millionen Mark auf 2'554 Millionen Mark und die jährlichen Erlöse aus der Kapitalertragssteuer von 100 Millionen Mark auf 469 Millionen Mark erhöht worden wären – oder wenn man zusätzliche Steuern verabschiedet hätte –, dann hätten die erhöhten Ausgaben ausschliesslich durch direkte Steuern finanziert werden können. Mit anderen Worten: obwohl politisch nicht durchsetzbar, lagen die gesteigerten Militärausgaben, wie sie in Ludendorffs «Grosser Denkschrift» gefordert wurden, im Bereich des wirtschaftlich Machbaren, wie es sich an den Staatshaushalten der Konkurrenten Deutschlands zeigt. Ein weiterer Punkt sollte hinzugefügt werden: dass nämlich eine expansivere Geldpolitik der deutschen Reichsbank die Belastung durch die Finanzierung wachsender Militärausgaben kurzfristig hätte mindern können. Die Reichsbank hortete zu einer Zeit wirtschaftlichen Niedergangs Gold; sie hätte mit Leichtigkeit einen substantiellen Anteil an kurzfristigen Schatzanweisungen erstehen können, ohne ihre Mindestreserve zu gefährden.⁸⁸

Ein weiterer Nachweis für diese Hypothese kann erbracht werden, wenn man den Gang der Ereignisse nach 1914 in den Blick nimmt. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, stürzten, wie wir noch sehen werden, sowohl die fiskalischen als auch die monetären Schranken der Verteidigungsausgaben rasch zusammen, und so offenbarte sich, wozu das Reich auch zuvor schon fähig gewesen wäre. Im Jahre 1917 waren die Gesamtausgaben der öffentlichen Hand auf mehr als 70 Prozent des Bruttosozialprodukts gestiegen, Deutschland hatte seinen Anteil an den Staatseinnahmen und –ausgaben erheblich erhöht, und die Reichsbank unterstützte die Kriegsanstrengungen durch kurzfristige Kredite an die Regierung.⁸⁹ Zwangsläufig wiesen der sinkende Produktionsausstoss und die steigende Inflation der deutschen Wirtschaftskraft ihre Grenzen auf. Aber die Tatsache, dass das Reich imstande war, die Kosten für einen totalen Krieg an drei Fronten über drei Jahre hinweg zu tragen, legt nahe, dass es ohne Schwierigkeiten fähig gewesen wäre, die weit geringeren Kosten der *Verhütung* eines Krieges ohne Weiteres aufzubringen. Die Tatsache, dass dies sich ohne die Atmosphäre der nationalen Solidarität, wie sie durch den Krieg geschaffen wurde, als politisch unmöglich

erwies, zeugt von der Schwäche des so sehr kritisierten Militarismus des wilhelminischen Deutschland, wenn es um praktische Dinge ging. Die paradoxe Schlussfolgerung aus all dem lautet, dass höhere Militärausgaben Deutschlands vor dem Juli 1914 – in anderen Worten: ein *stärker* militaristisches Deutschland – keineswegs den Ersten Weltkrieg hätten verursachen müssen, sondern ihn hätte verhüten können.

6 Die letzten Tage der Menschheit: 28. Juni bis 4. August 1914

Warum Bosnien?

Während des gesamten 19. Jahrhunderts spielte Preussen und später Deutschland so gut wie keine Rolle in dem Drama mit dem Titel «Die orientalische Frage». Gemeint ist damit der fortwährende Kampf mit dem Ziel, das Osmanische Reich aus Europa zu vertreiben, ein Kampf, bei dem sowohl Grossmachtrivalitäten als auch der Nationalismus auf dem Balkan eine Rolle spielten. Die entscheidende Frage lautete dabei: Wer sollte am Ende das Erbe der Türken übernehmen? Bismarck war so weise, die Knochen seiner pommerischen Grenadiere für die Verwendung in nördlicheren Klimazonen vorzusehen. Um die Jahrhundertwende kam es allerdings zu einer Neuorientierung. Angesichts des Fehlens einer ernsthaften russischen Flottenpräsenz im Schwarzen Meer verlor Grossbritannien sein Interesse an der Kontrolle über die Meerengen. Deutschland hatte seinerseits begonnen, ein wirtschaftliches und politisches Interesse für die Türkei zu entwickeln, das symbolisch in der geplanten Eisenbahn von Berlin nach Bagdad sichtbar wurde. Entscheidend war, dass die Balkanstaaten, die ihre Unabhängigkeit von der osmanischen Herrschaft im 19. Jahrhundert errungen (oder erhalten) hatten, einsetzten, eine Politik zu betreiben, die gleichzeitig aggressiver und autonomer war. Die serbische Regierung unterwarf sich nie St. Petersburg, und ihre Politik war auf aggressive Weise nationalistisch und expansionistisch. Was Griechenland in den 1820er Jahren auf dem Peloponnes, was Belgien in den 1830er Jahren in Flandern, was Piemont in den 1850er Jahren in Italien und Preussen in den 1860er Jahren in Deutschland getan hatte – das wollten nun die Serben im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts auf dem Balkan vollziehen: nämlich ihr Territorium im Namen eines «südslawischen» Nationalismus ausdehnen.

Der Erfolg oder Misserfolg kleiner Staaten beim Streben nach Unabhängig-

keit oder territorialer Vergrößerung hing stets von der politischen Konstellation der Grossmächte ab. Entscheidend war stets das Gleichgewicht oder der Mangel an Gleichgewicht zwischen Leopold von Rankes «Pentarchie» der Grossmächte. So waren die Griechen und Serben in den 1820er Jahren (teilweise) erfolgreich gegen die Türken – doch nur soweit ihnen die anderen Mächte dies gestatteten. Typisch für die Art und Weise, wie neue Staaten geschaffen wurden, war die internationale Vereinbarung von 1830, durch die Griechenland zu einer zahmen Monarchie mit einem deutschen König an der Spitze wurde. Das gleiche wiederholte sich in den 1830er Jahren, als Belgien sich von den Niederlanden löste: Erst 1839 war es soweit, dass die zueinander im Widerspruch stehenden Interessen der Grossmächte in einer schicksalhaften Vereinbarung harmonisiert werden konnten, die zur Neutralität des neuen Staates führte. Die Schaffung von Rumänien aus den Provinzen Moldawien und Walachei 1856 – die einzige dauerhafte Konsequenz der Verwicklungen auf der Krim – ist ein anderer exemplarischer Fall.

Piemont und Preussen waren dagegen die Nutzniesser von internationalen Streitigkeiten. Cavour erreichte seine norditalienische Föderation mit Unterstützung Napoleon III., die spätere Erwerbung der Staaten Neapel und Siziliens zählte zu den wenigen Gelegenheiten, bei denen eine kleine Schar von wirklichen Nationalisten – in diesem Falle Garibaldi's «Tausend» – den Kampf für sich entscheiden konnte. Preussen dagegen einte das Deutsche Reich teilweise durch Siege über Dänemark, Österreich und Frankreich, eine Ursache des Erfolgs war die Zurückhaltung Grossbritanniens und Russlands. Dass all die genannten neuen Staaten Monarchien und die meisten der neuen Throne mit Abkömmlingen etablierter Königshäuser besetzt wurden, bezeugt, wie weit dem revolutionären Potential des Nationalismus die Erfüllung versagt blieb. Nur zwei Republiken wurden in Europa errichtet: die französische 1870 und die portugiesische 1910 – und in beiden Fällen handelte es sich um seit Langem schon existierende Nationalstaaten.

Keiner der neuen Staaten war ein ethnisch homogener Nationalstaat, wie es der Phantasie eines Mazzini entsprach. Belgien bildete sprachlich einen Flickenteppich, viele Rumänen lebten ausserhalb Rumäniens und kaum ein Italiener bezeichnete sich selbst als Italiener oder fühlte sich als ein solcher, was besonders für den Süden gilt, der zu einer piemontesischen Kolonie wurde. Nahezu zehn Millionen Deutsche lebten ausserhalb der Reichsgrenzen,

gleichzeitig lebten viele Polen und Dänen im Land. Ohnedies kam auf jedes gelungene Projekt der Staatenbildung ein anderes, das scheiterte. Den Iren gelang es nicht einmal, wieder ihr Parlament zurückzuerhalten, obwohl sie kurz vor Erreichung dieses Ziels standen, als der Weltkrieg ausbrach. Die heroischen Bestrebungen der Polen wurden weiterhin von Russland und Preussen niedergehalten: Nachdem das Land viermal geteilt worden war (1772, 1793, 1795 und 1815), unternahm Polen 1830 und 1863 zwei Versuche zur Erlangung der Unabhängigkeit, die von der Armee des Zaren zerschlagen wurden. Die Selbstverwaltung blieb auch für jene Kroaten, Rumänen und Deutschen ein Traum, die den uneingeschränkten Chauvinismus der Madjarenherrschaft in Ungarn ertragen mussten. Andere Minderheiten wurden noch stärker unter russischer Knute geknechtet: Dies gilt für Finnen, Esten, Letten, Litauer, Ukrainer und andere. Und jenseits des Atlantiks entstand ein neuer Staat, der sofort wieder vernichtet wurde: Der Konföderation der Südstaaten gelang es nicht, ihre Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten durchzusetzen. Wenn Bismarck den deutschen «Bürgerkrieg» gewann, dann verlor Jefferson Davis den «Einigungskrieg» des Südens.

Daneben sind vor 1914 die nationalen Minderheiten zu nennen, die keinen starken Unabhängigkeitswillen entwickelten, Minderheiten, die zum Teil erst später ihr Recht forderten. Zu dieser Gruppe zählten Tschechen und Slowaken in Österreich-Ungarn und dort lebende Juden, ausgenommen die Zionisten, Und in einem anderen multinationalen Königreich mangelte es den Schotten, die in ihrer Mehrheit offensichtlich materielle Vorteile aus der Union und dem Empire zogen, an nationalem Empfinden.

Schliesslich sollten wir uns auch an das Fortbestehen «anormaler» Staaten und Kleinstaaten erinnern, deren staatliche Gefüge mit den Prinzipien des Nationalismus überhaupt nicht zu vereinbaren waren: Hier wären die Schweiz, eine vielsprachige Konföderation, oder Luxemburg, ein winziges, aber unabhängiges Grossherzogtum, das sich derselben internationalen Stellung wie Belgien erfreute, zu nennen. Es gab keine zwingende Kraft mit Namen Nationalismus, die besagte, dass Bosnien-Herzegowina nicht bleiben konnte, was es war: eine religiös-heterogene Provinz, früher des Osmanischen Reiches und dann, nach der Entscheidung des Berliner Kongresses von 1878, von Österreich-Ungarn verwaltet und besetzt und schliesslich als Kronland unter der

Kontrolle des «gemeinsamen» Österreich-ungarischen Finanzministeriums der Habsburger Monarchie formell angegliedert.

Die Österreicher schickten in grossen Mengen Soldaten und Bürokraten nach Bosnien, legten verbrecherischen Banden das Handwerk, errichteten 200 Grundschulen, bauten 1'000 Kilometer Eisenbahngleise und 2'000 Kilometer Strassen und versuchten mit geringem Erfolg, die Landwirtschaft zu fördern.

1910 richteten die Österreicher ein bosnisches Parlament ein und versuchten – allerdings vergeblich – die Angehörigen der drei religiösen Gemeinschaften zu bewegen, sich gemeinsam als *Bosniaken* zu verstehen. Zwischen Orthodoxen, Katholiken und Muslimen herrschte nur in einem Punkt Einvernehmen: für die österreichische Herrschaft hatten sie nichts übrig. Beispielsweise setzte sich die *Mlada Bosna* (Jungbosnien), eine studentische Terrorgruppe, aus Mitgliedern aller drei religiösen Gemeinschaften zusammen. Je schärfer die Österreicher vorgingen, umso entschiedener fiel die Reaktion der jungen Terroristen aus.

Als Erzherzog Franz Ferdinand und seine junge Frau Sophie, Herzogin von Hohenberg, beschlossen, am 28. Juni Sarajevo zu besuchen, fassten Angehörige der *Mlada Bosna* den Plan, die beiden zu ermorden. Beim zweiten Versuch und dank einer der berühmtesten falschen Wendungen der Geschichte hatte ein serbischer Student namens Gavrilo Princip dabei Erfolg.¹ Die serbische Regierung hat dieses Attentat nicht geplant, doch hatten Princip und seine Genossen zweifellos Hilfe von der allserbischen Gesellschaft der Schwarzen Hand erhalten, die Verbindungen zum Chef der serbischen Militärsplionage, Oberst Apis, besass. Dessen Vorgesetzte gaben sich nicht der Täuschung hin, dass ihre Chancen, Bosnien-Herzegowina ihrem Königreich anzuschliessen, durch einen Krieg gegen das militärisch überlegene Österreich-Ungarn steigen würden. Auf der anderen Seite nahmen sie an, ein allgemeiner europäischer Krieg könne ihren Zwecken dienlich sein. Diesen Gedanken kleidete ein serbischer Journalist 1898 am Vorabend der Haager Friedenskonferenz gegenüber dem britischen Gesandten in Belgrad in folgende Worte:

«Der Abrüstungsgedanke gefällt unserem Volk überhaupt nicht. Die serbische Rasse lebt zersplittert unter sieben oder acht unterschiedlichen ausländischen Regierungen, und wir können nicht zufrieden sein, solange dieser Zustand anhält. Wir leben in der Hoffnung, aus einem allgemeinen Zusammenstoss etwas für uns herauszuholen, wann auch immer es dazu kommen mag.»²

Der serbischen Aussenpolitik eignete, in nationalistischer Abwandlung etwas vom leninschen Prinzip «je schlimmer, desto besser». Und der serbische Aussenminister befand: «Wenn die Auflösung Österreich-Ungarns zur gleichen Zeit stattfinden könnte wie die Liquidierung der Türkei, würde dies die Bewältigung [des Problems] sehr stark vereinfachen.»³ Damit dies geschehen konnte, musste das Vorgehen Österreichs eine russische Reaktion provozieren.

Zunächst blieb bis zur österreichischen Annexion Bosniens 1908 die Instabilität für die Grossmächte ohne ernsthafte Folgen. Seit 1897 hatten sich Österreich und Russland dahingehend geeinigt, Differenzen, die ihrer Konkurrenz in dieser Region entsprangen, nicht auszutragen. Tatsächlich hatte der österreichische Aussenminister Baron Aehrenthal seinen russischen Kollegen Alexander Iswolsky vor der Annexion Bosniens konsultiert. Sicherlich gab es 1908/1909 ein paar Rauchwölkchen. Iswolsky hatte in der Frage der Meerengen von Österreich Konzessionen als Gegenleistung erwartet. Als nichts in dieser Richtung geschah, forderte er, dass eine internationale Konferenz der Annexion zustimmen müsse. Deutschland, lange Zeit nur Zaungast der Balkanwirren, unterstützte nun mit aller Kraft Wien.⁴ Moltke versicherte dem österreichischen Generalstabschef Conrad, wenn Russland mobil mache, werde Deutschland seine gesamte Armee mobilisieren.⁵

Unmittelbar wirkte die deutsche Einmischung mindernd auf das Kriegsrisiko: Die Russen waren kurz nach ihrer Erniedrigung durch Japan längst noch nicht auf einen weiteren Krieg vorbereitet. Sie gaben nach, sobald deutlich wurde, dass sie weder auf die Sympathien der Briten noch auf jene der Franzosen zählen konnten. Etwas Ähnliches ereignete sich nach dem ersten Balkankrieg im Herbst 1912, als Serbien und Bulgarien mit Unterstützung Montenegros und Griechenlands, die Türken aus dem Kosovo und aus Mazedonien vertrieben, jenen Gebieten also, die nach dem Berliner Kongress 1878 in osmanischen Händen verblieben waren. Allerdings machte Poincaré klar: «Falls Russland in den Krieg zieht, wird es Frankreich auch tun»; und der Leiter der deutschen Aussenpolitik, Kiderlen-Waechter, sagte den Österreichern «uneingeschränkte Unterstützung» zu. In Wahrheit wünschten weder St. Petersburg noch Wien den Krieg. Als Aehrenthals Nachfolger, Graf Berchtold, seine Bedingungen verkündete – ein unabhängiges Albanien (zur höchsten Überraschung der Albaner) und das Verbot der Errichtung eines ser-

bischen Seehafens an der Adria –, sicherte der russische Aussenminister Sasnow den Serben nur eingeschränkte Unterstützung zu. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass die Russen nicht vertraglich verpflichtet waren, Serbien im Kriegsfall zu unterstützen.⁶ Allerdings hatten die Russen ihren Einsatz im Rüstungswettlauf erhöht, indem sie jene Wehrpflichtigen nicht nach Hause entliessen, die ihren Wehrdienst zum Jahresende abgeschlossen hatten, aber die Reaktion war eher kurzfristig und reflexartiger Natur. Ihre wirkliche Sorge ging dahin, dass die Bulgaren – über die sie seit Langem keine Kontrolle mehr ausüben konnten – sie durch einen Vorstoss nach Konstantinopel überumpeln könnten. Bethmann Hollweg sprach sich damals, im Februar 1913, Berchtold gegenüber dagegen aus, zu diesem Zeitpunkt eine Gewaltlösung anzustreben, solange auch nur die geringste Chance bestünde, sich unter günstigeren Umständen auf diesen Konflikt einzulassen.⁷

Weshalb nahmen die Dinge 1914 eine andere Wendung? Ein Teil der Antwort hängt mit direkten deutschen Interessen an einer Konsolidierung des Verhältnisses mit der Türkei zusammen, wie sie durch die deutsche Militärmission nach Konstantinopel unter Führung des Generals Liman von Sanders zum Ausdruck kamen; 1913/14 wurde der deutsche Offizier Generalinspekteur der türkischen Armee und Befehlshaber des Gebietes um Konstantinopel: Dies erschreckte die Russen zutiefst, waren sie doch, so geschwächt ihre eigene Schwarzmeerflotte war, und so kraftlos die Türkei nach dem Balkankrieg aussah, wirtschaftlich davon abhängig, dass ihre Getreideexporte durch die Meerengen verschifft werden konnten. Tatsächlich stellte dies eines der Argumente für die französisch-russische Vereinbarung über den Eisenbahnbau im Januar 1914 und für das Aufrüstungsprogramm, dem die Duma sechs Monate später zustimmte, dar. Zum anderen hatten sich die Dinge nach dem Tod von Franz Ferdinand, der den Feuerkopf Conrad im Zaum gehalten hatte, verändert. Aber wesentlich war das deutsche Handlungsziel, einen österreichischen Militärschlag gegen Serbien zu unterstützen, ja sogar dazu anzustacheln, um der grossserbischen Bedrohung ein Ende zu bereiten, die vom «Piemont der Südslawen» ausging: Nach den Worten von Kaiser Franz Joseph ging es darum, Serbien als politischen Faktor auf dem Balkan auszuschalten. Sowohl der deutsche Kaiser als auch Bethmann Hollweg gaben dem österreichischen Botschafter, Graf Szögyéni-Marich, und dem Grafen Hoyos, den Berchtold eigens geschickt hatte, die klare Versicherung, selbst, wenn es zu

einem Krieg zwischen Österreich und Russland kommen sollte, werde Deutschland Wien zur Seite stehen.⁸ Das Problem der Historiker hat in diesem Zusammenhang stets darin bestanden zu erklären, warum die Regierung in Berlin mit ihrem risikoreichen Unterfangen fortfuhr, obwohl genügend Hinweise darauf vorlagen, dass alles auf einen europäischen Krieg zulief.

Die Spieler

Es stimmt, dass die deutschen Entscheidungsträger im Laufe des Juli 1914 mehrfach der Hoffnung Ausdruck verliehen, der Konflikt könne örtlich eingegrenzt werden. Sie setzten also auf Österreichs Vermögen, Serbien ohne russisches Eingreifen zu besiegen.⁹ Doch es fällt schwer, derartige Bestrebungen mit den anderswo immer wieder auftauchenden Andeutungen der Wahrscheinlichkeit eines allgemeineren Zusammenstosses in Einklang zu bringen. Im Februar 1913 beispielsweise hatte Bethmann Hollweg die Vorstellung eines Präventivkriegs gegen Serbien mit der folgenden Begründung zurückgewiesen:

«Die Folgen eines russischen Eingreifens liegen (...) offen zutage. Sie würden auf einen kriegerischen Konflikt des (...) Dreibundes gegen die Tripel-Entente hinauslaufen, bei dem Deutschland das ganze Schwergewicht des französischen und englischen Angriffs zu tragen hätte.»¹⁰

Bedenkenswert ist auch, dass der deutsche Kaiser Max Warburg gegenüber einen Präventivkrieg erwähnte, wobei der Bankier ganz eindeutig den Eindruck gewann, dass er damit einen Krieg gegen Russland, Frankreich und Grossbritannien meinte – trotz einiger Versuche, eine Annäherung zwischen Deutschland und Grossbritannien in kolonialen Angelegenheiten anzubahnen.

Die Deutschen hatten gute Gründe zu der Befürchtung, ein österreichischer Schritt gegen Serbien könnte, falls er von Deutschland unterstützt würde, zu einem umfassenden europäischen Krieg führen. Von dem Augenblick an, da das österreichische Ultimatum veröffentlicht worden war, machte Sasonow deutlich, dass Russland reagieren würde, während Grey am 25. und 29. Juli 1914 die britische Position von Dezember 1912 bestätigte: Sollte «die Grossmachtstellung Frankreichs» bedroht werden, dann würde England nicht beiseite stehen.¹¹ Die zahlreichen Indizien, dass der Krieg nicht lokalisiert wer-

den könne, gaben Berlin genügend Möglichkeiten zu einem Rückzieher.¹² Doch die ursprünglichen, der Erhaltung des Friedens dienenden Initiativen Grossbritanniens wurden von Deutschland nur höchst unaufrichtig unterstützt.¹³ Die Deutschen trieben die Österreicher zur Eile an, und nach dem 26. Juli wiesen sie jegliche diplomatische Alternative offen zurück.¹⁴ In allerletzter Stunde begann man in Berlin nun die Nerven zu verlieren: zuerst der Kaiser am 28. Juli¹⁵, dann folgte Bethmann Hollweg, der, nachdem er von Greys Warnung gegenüber dem deutschen Botschafter, Fürst Lichnowsky, vom 29. erfahren hatte, die Österreicher stürmisch ermahnte, auf die Bremse zu treten.¹⁶ Berchtold bemühte sich, diesen Wünschen zu entsprechen, doch es waren die deutschen Militärs, die letztlich durch eine Kombination von Überzeugungskraft und Trotz die Mobilisierungsbefehle, Ultimaten und Kriegserklärungen durchsetzten, die den Konflikt entfesselten.¹⁷

Es ist behauptet worden, dass die russische Entscheidung für eine teilweise oder umfassende Mobilmachung bei der Auslösung des Konflikts eine Rolle gespielt habe.¹⁸ Doch der Standpunkt Russlands, die eigene Mobilisierung stelle nicht das gleiche wie die deutsche dar und bedeute noch keinen Krieg, wurde von Moltke und Bethmann Hollweg insgeheim akzeptiert. Am 27. Juli war schliesslich deutlich, dass für die Deutschen das Hauptinteresse darin bestand, wie Admiral Georg Alexander von Müller, der Chef des Marinekabinetts formulierte, Russland ins Unrecht zu setzen und dann nicht vor dem Krieg zurückzuschrecken – mit anderen Worten: die Tatsache der russischen Mobilmachung als Beweis für einen Angriff gegen Deutschland darzustellen.¹⁹

Die deutsche Militärspionage erzielte den ersten Aufklärungserfolg des Krieges, indem sie den Beweis für die russische Mobilmachung erbringen konnte. Erste Anzeichen aus Russland, dass die Kriegsvorbereitungsperiode am Abend des 25. Juli 1914 proklamiert worden war, erreichten Berlin am Montagmorgen, also am 27. Juli, obwohl Bethmann Hollweg bereits in seinem Fernschreiben an Lichnowsky vom vorangegangenen Nachmittag «unbestätigte Nachrichten» darüber «aus einer zuverlässigen Quelle» erwähnt hatte.²⁰ Meldungen über eine Anordnung der allgemeinen Mobilmachung durch den Zaren erreichten Berlin am Abend des 30. Juli, doch erst am folgenden Morgen war Moltke von ihrer Richtigkeit überzeugt. Er bestand darauf, dass man

eines der roten russischen Mobilisierungsplakate beschaffe und ihm dessen Text laut über das Telefon vorlese.²¹ Eine Stunde später proklamierten die Deutschen die «unmittelbar bevorstehende Kriegsgefahr».

Warum haben die Deutschen so gehandelt? Die Antwort der Diplomatienhistoriker verweist auf die Struktur der europäischen Bündnisse, die sich an der Jahrhundertwende ganz eindeutig gegen Berlin verschoben hatte. Russland, Frankreich und Grossbritannien vermochten untereinander über bestimmte strittige Punkte Einigkeit erzielen, aber Deutschland war mehrfach bei dem Versuch gescheitert, Bündnisse einzugehen oder hatte sie nicht schliessen wollen. Die wenigen Verbündeten, die die Deutschen besaßen – das im Niedergang befindliche Österreich, das unzuverlässige Italien –, gaben Anlass zu Zweifeln: Man kann daher behaupten, dass die Deutschen eine Konfrontation auf dem Balkan als ein Mittel betrachteten, ihr eigenes brüchiges Bündnis zu bewahren, möglicherweise sogar, um ein gegen Russland gerichtetes Balkanbündnis zu schaffen und vielleicht sogar die Tripel-Entente zu spalten.²² Derartige Überlegungen waren keineswegs unrealistisch. Wie die Ereignisse zeigten, gab es gute Gründe an der Zuverlässigkeit des Dreibundes zu zweifeln; und die Tripel-Entente war in der Tat brüchig, insbesondere was England anbetraf.²³ Bereits vor Beginn der Julikrise erkannte Oberst House, Woodrow Wilsons Abgesandter in Europa: «Was Deutschland wirklich wünscht, ist, dass England sich von der Tripel-Entente löst.»²⁴ Selbst die Unterstützung Frankreichs für Russland schien am 30. Juli und 1. August zu wanken, obwohl sie mit Begeisterung von Botschafter Maurice Paléologue und von Joffre bekräftigt wurde.²⁵ Es ist daher möglich, dass Bethmann Hollweg und der Leiter des Auswärtigen Amtes Jagow, obwohl sie sich durchaus der Konsequenzen des Krieges im Hinblick auf Belgien bewusst waren, Hinweise auf Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Tripel-Entente entdeckten, womit die Hoffnung auf eine britische Neutralität andauerte. Sie kannten die Risiken im Hinblick auf Belgien: Am 28. April 1913 hatte sich Jagow persönlich geweigert, dem Haushaltsausschuss des Reichstags eine Garantie für die Respektierung der belgischen Neutralität zu geben, da dies Frankreich einen zu deutlichen Hinweis gewähren würde.²⁶ Aber Bethmann Hollweg und Jagow entschieden sich für ein risikoreiches Spiel, um einen diplomatischen Sieg zu erringen.²⁷

Nichts von all dem kann in befriedigender Weise erklären, warum die deutschen Generäle derart entschlossen waren, in den Krieg zu ziehen und den

Kampf fortzusetzen, *selbst wenn die Tripelentente Bestand hatten* und dies ist der entscheidende Punkt, denn sie waren es, die auf eine Mobilmachung drängten, nachdem das diplomatische Vabanque gescheitert war. Aus militärhistorischer Sicht stützte sich der deutsche Generalstab in seiner Argumentation für einen Präventivkrieg auf Berechnungen über die relative und zukünftige Stärke der europäischen Armeen. In den vergangenen Jahren war dieses Denkmodell wiederholt zurückgewiesen worden. Doch im Sommer 1914 stand es wieder auf der Tagesordnung, als Moltke sich auf eine Kampagne mit dem Ziel einliess, den Kaiser, die zivilen Stellen und die Österreicher davon zu überzeugen, dass Deutschland aufgrund neuer Rüstungsprogramme in Frankreich und Russland innerhalb weniger Jahre seinen Gegnern hilflos gegenüberstehen würde. Bessere Aussichten werde Deutschland in Zukunft nie wieder haben, argumentierte der stellvertretende Chef des Generalstabs, Georg Graf Waldersee, am 3. Juli und bezog sich dabei auf die mangelnde Kriegsbereitschaft Russlands. Drei Tage darauf war aus dem Mund des Kaisers dieselbe Ansicht zu hören.²⁸ Am 6./7. Juli hielt der Sekretär Bethmann Hollwegs, Kurt Riezler, in seinem Tagebuch fest, dass die Militärspionage ein erschütterndes Bild vermittele:

«Russlands militärische Macht schnell wachsend; bei strategischem Ausbau [der Eisenbahnen] Polens die Lage unhaltbar. Österreich immer schwächer und unbeweglicher (...). Die Entente weiss, dass wir infolgedessen völlig lahmgelegt (sind).»²⁹

Szögyeni berichtete am 12. Juli an Berchtold über die deutsche Haltung: «Und sollte das Zarenreich sich doch dazu entschliessen [Serbien beizustehen], so ist es zur Zeit noch lange nicht militärisch fertig und lange nicht so stark, wie es voraussichtlich in einigen Jahren sein wird.»³⁰

Ordnungsgemäss leitete Jagow die deutsche Ansicht am 18. Juli an Lichnowsky nach London weiter:

«Einiges Gepolter in Petersburg wird zwar nicht ausbleiben, aber im Grunde ist Russland jetzt nicht schlagfertig (...). In einigen Jahren wird Russland nach aller kompetenten Annahme schlagfertig sein. Dann erdrückt es uns durch die Zahl seiner Soldaten, dann hat es seine Ostseeflotte und seine strategischen Bahnen gebaut.»³¹

Und am 25. Juli erfuhr der Journalist Theodor Wolff von Jagow: «Weder Russland noch Frankreich, noch England wollten den Krieg. Und wenn es sein

müsse (lächelnd) – einmal werde der Krieg ja doch kommen, wenn wir die Dinge gehen liessen, und in zwei Jahren sei Russland stärker als jetzt.»³²

Auch von anderer Seite wurde Wolff versichert: «Wie Jagow sagt er [Wilhelm von Stumm, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt], dass der Krieg in zwei Jahren unvermeidlich sei, wenn wir uns jetzt nicht aus dieser Situation befreien (...). Eine so gute Situation komme nicht wieder.»³³ Als Moltke am nächsten Tag nach Berlin zurückkehrte, war der Boden daher für seine Argumentation vorbereitet, die Situation werde nie wieder so günstig für einen Präventivschlag sein, denn die Erweiterung des französischen und russischen Heeres sei jetzt noch nicht abgeschlossen.³⁴ Und auch Bethmann Hollweg war schliesslich überzeugt worden, dass man besser jetzt als in zwei Jahren zuschlage.³⁵ Wann immer der Kanzler während der nächsten Tage Zeichen von Unsicherheit erkennen liess, schickte Moltke sich an, die Zweifel zu zerstreuen:

«Die militärische Lage wird dadurch für uns von Tag zu Tag ungünstiger und kann, wenn unsere voraussichtlichen Gegner sich weiter in aller Ruhe vorbereiten, zu verhängnisvollen Folgen für uns führen.»³⁶ Was sich ursprünglich als Befürwortung eines Krieges entwickelt hatte, der besser in diesem Jahr als in zwei Jahren beginnen würde, verselbständigte sich nun als Forderung nach einer Mobilmachung, die besser heute als morgen stattfinden solle.

Dass die Deutschen solche Gedanken anstellten, blieb niemandem verborgen. Der britische Aussenminister Grey persönlich äusserte sich im Juli 1914 zweimal zur Logik eines deutschen Präventivschlags gegen Russland und Frankreich, rechtzeitig bevor sich das militärische Gleichgewicht weiterhin zu Ungunsten des Reichs verschoben hätte:

«Die Wahrheit ist folgende: Während die deutsche Regierung früher aggressive Absichten hatte, (...) ist sie jetzt wirklich höchst beunruhigt, wegen der militärischen Vorbereitungen in Russland, wegen der bevorstehenden Vergrösserung der Streitkräfte dieses Landes und insbesondere wegen des beabsichtigten Baus von strategischen Eisenbahnen – auf Insistieren der französischen Regierung und mit französischem Geld –, die an der deutschen Grenze zusammenlaufen (...). Deutschland war in der Vergangenheit nicht furchtsam, weil es überzeugt war, dass sein Heer unverwundbar sei, aber es ängstigte sich davor, dass es sich in einigen Jahren von jetzt aus gesehen wird fürchten müssen (...). Deutschland hatte also Angst vor der Zukunft.»

Greys einziger Irrtum bestand darin, dass er meinte, all dies würde die deutsche Regierung «in einer friedlichen Stimmung» halten.³⁷ Am 30. Juli sagte der deutsche Diplomat Kanitz zum amerikanischen Botschafter, dass «Deutschland in den Krieg ziehen solle, wenn es darauf vorbereitet sei, und nicht warten, bis Russland seinen Plan verwirklicht habe, eine Friedensstärke von 2,4 Millionen Soldaten zu erreichen». Oberst House berichtete am 1. August an Woodrow Wilson, Deutschland wisse, «dass seine grösste Chance darin liege, schnell und kräftig zuzuschlagen»; es könne sich zu einem «präventiven Handeln als Mittel zur Schaffung von Sicherheit» entschliessen.³⁸ Mit Blick auf die allgemeine Lage schrieb House bereits am 29. Mai 1914 an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson:

«Die Situation ist ausserordentlich. Es handelt sich um einen geradezu verrückt gewordenen Chauvinismus. Solange es nicht jemand, der in ihrem Auftrag handelt, schafft, ein anderes Verständnis der Dinge durchzusetzen, wird es eines Tages eine schreckliche Katastrophe geben. Niemand in Europa kann das verhindern. Dort gibt es zuviel Hass, zu viele Eifersüchteleien. Wann immer England dem zustimmt, werden Frankreich und Russland über Deutschland und Österreich herfallen.»

House lehnte später Behauptungen ab, denen zufolge die Briten «für Belgien kämpfen». Grossbritannien habe sich vielmehr «in erster Linie» mit Frankreich und Russland verbunden, «weil Deutschland darauf bestand, ein dominierendes Heer und eine dominierende Flotte zu haben, was Grossbritannien aus eigenem Sicherheitsbedürfnis heraus nicht tolerieren konnte». Und der amerikanische Oberst war keineswegs ein Freund der Deutschen: Nach seinem Besuch in Berlin bemerkte er, er habe «den kriegerischen Geist niemals so gefördert und glorifiziert gesehen, wie es dort geschieht (...). Man denkt dort nur daran, industrielle Fortschritte zu machen und den Krieg zu glorifizieren.» House war ausserdem ein früher Vertreter der Theorie, dass Deutschland unter anderem deshalb in den Krieg gezogen sei, damit die «Gruppe von Militaristen und Finanziers», die das Land beherrschte, «ihre selbststüchtigen Interessen bewahren» könne. Aber seine Analyse liess Platz für die Möglichkeit, dass die Sicherheitsinteressen Deutschlands wirklich bedroht worden seien.³⁹

Es besteht daher keine Notwendigkeit, wie Fritz Fischer schrieb, die Existenz von deutschen Kriegsplänen zur Schaffung von Einflussphären in Mitteleuropa und Afrika, zur Zerstörung Frankreichs als Grossmacht und zur Auf-

gliederung der westlichen Gebiete des russischen Reiches vorauszusetzen.⁴⁰ Die Quellenlage deutet in viel überzeugenderer Weise auf die dominierende Doktrin von einem militärischen «Erstschlag» hin, in der Absicht, einer Verschlechterung der militärischen Stellung Deutschlands zuvorzukommen – wenn dies auch durchaus nicht mit der Vorstellung unvereinbar ist, dass das Ergebnis eines solchen Schlags im Erfolgsfalle eine deutsche Hegemonie in Europa bedeutet haben würde. Die einzig wichtige Frage lautet, ob dieses Kalkül wirklich die entschuldigende Bezeichnung «Präventivkriegsstrategie» verdient.⁴¹ Es zeugt von posthumer Hochnäsigkeit gegenüber den deutschen Entscheidungsträgern, wenn man sie in verzerrender Weise als irrationale Kampfhähne darstellt, die «in einem Anfall von Zorn» um eines veralteten Ehrgefühls willen in den Krieg ziehen. Es ging den Deutschen keineswegs einfach nur darum, nicht das «Gesicht» zu verlieren. Man war vielmehr in tiefer Sorge, der Unterlegene im Rüstungswettlauf zu sein.⁴²

Das Telefon zerschmettern

Die kriegsentscheidende Frage 1914 lautete, was Grossbritannien unternehmen würde. Unterdessen schien dies für viele der wichtigsten Entscheidungsträger auf dem Kontinent bedeutungslos zu sein. Zwar träumte Bethmann Hollweg hin und wieder von der britischen Neutralität, aber die deutschen Generäle legten eine gleichgültige Haltung an den Tag. Sie zweifelten daran, dass das kleine britische Heer den Ausgang eines Krieges beeinflussen könne. Und auch die französischen Generäle trugen Gelassenheit zur Schau. Joffre war starrköpfig genug, um zu glauben, dass er ohne Hilfe von aussen den Krieg im Westen gewinnen könne.

Als unmittelbar nach den Attentaten von Sarajevo in London ins Bewusstsein drang, dass die österreichische Regierung die Absicht hegte «einige Kompensationen» zu verlangen, die Serbien in gewisser Weise «erniedrigen» würden, bestand Greys erster Gedanke darin, sich Sorgen über die Reaktion Russlands zu machen. Da er eine Konfrontation zwischen Österreich und Russland für möglich hielt, versuchte er *via* Berlin indirekten Druck auszuüben, um alle denkbaren Vergeltungsakte Österreichs zu dämpfen, in der Hoffnung, den Erfolg seines diplomatischen Handelns auf dem Balkan vom Vorjahr zu wiederholen. Der russische Botschafter in Wien machte bereits am

8. Juli deutlich, dass «Russland gezwungen sein würde, zur Verteidigung Serbiens zu den Waffen zu greifen», falls Österreich «in einen Krieg stürme».

Von Anfang an zögerte Grey, irgendeinen Hinweis darauf zu geben, wie Grossbritannien möglicherweise auf eine Eskalation des Konflikts reagieren würde. Er wusste: Wenn Österreich mit deutscher Unterstützung extreme Forderungen gegen Belgrad erhob und Russland eine Mobilmachung zur Verteidigung Serbiens durchführte, dann würde wohl auch Frankreich in die Sache hineingezogen werden – dies entsprach dem Wesen der französisch-russischen Entente und der deutschen Militärstrategie, soweit sie in London bekannt war. Ein Teilaspekt von Greys Strategie zu versuchen, die freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich und Russland in ein Bündnis zu verwandeln, hatte darin bestanden, Deutschland davon abzuschrecken, einen Krieg zu riskieren. Nun fürchtete Grey, ein zu starkes Unterstützungssignal für Frankreich und Russland könne die Russen dazu ermutigen, genau dieses Risiko einzugehen. So steckte er taktisch in einer Zwickmühle. An die Adresse Österreichs sprach Grey die Warnung aus, es werde London nicht gleichgültig sein, sollte Frankreich in den Krieg hineingezogen werden. Der britische König vertrat eine ähnlich zweideutige Linie, als er sich am 26. Juli mit dem deutschen Kronprinzen traf:

«Ich weiss nicht, was wir tun sollen, wir haben keinerlei Streit mit irgendjemand, und ich hoffe, wir werden neutral bleiben. Aber wenn Deutschland gegen Russland den Krieg erklärt und sich Frankreich mit Russland verbindet, dann, so fürchte ich, werden wir hineingezogen werden. Aber sie können sicher sein, dass ich und meine Regierung alles tun werden, um einen europäischen Krieg zu vermeiden.»

Der Kronprinz gelangte zu der Schlussfolgerung, dass England zu Anfang neutral bleiben werde, obwohl er daran zweifelte, ob es angesichts seiner Beziehungen zu Frankreich langfristig dazu fähig sein würde.⁴³

Doch war eine kurzfristige Neutralität möglicherweise alles, was die deutsche Regierung benötigte, falls ihr Heer eine ausreichend starke Stellung auf dem Kontinent durchsetzen konnte. Kurzum, die britische Politik war so unklar, dass man sie mehr oder weniger nach Belieben interpretieren konnte. Am Sonntag, den 26. Juli 1914, waren die Franzosen davon überzeugt, auf die Briten zählen zu können, während die Deutschen sich der englischen Neutralität «sicher» waren. Die deutsche Regierung setzte, ohne abgeschreckt zu

werden, ihre Politik fort, sie legte zugleich ein Scheininteresse an Greys Vermittlungsvorschlägen an den Tag, denen zu folgen, sie nicht die Absicht hatte.⁴⁴

Greys Taktik einer wohlüberlegten Zweideutigkeit hätte sich fast ausgezahlt. Die serbische Regierung empfand die Behandlung in einem Masse als Preisgabe, dass sie – trotz Greys Enttäuschung über Wiens «gewaltige» Forderungen – beinahe das österreichische Ultimatum akzeptiert hätte und nur die allerbeschränktesten Modifikationen anstrebte.⁴⁵ Obendrein bejubelte der Kaiser zur Enttäuschung sowohl Bethmann Hollwegs als auch Moltkes, die darauf gedrängt hatten, dass die Österreicher Greys Vermittlungsvorschlag nicht ernst nehmen sollten, die serbische Antwort als diplomatischen Triumph. Davon überzeugt, dass nun «jeder Grund zum Kriege entfällt», drängte er Wien einfach zum «Bleiben in Belgrad», mit anderen Worten dazu, zeitweilig die serbische Hauptstadt zu besetzen, so wie Preussen im Jahre 1870 Nordfrankreich besetzt hatte «als Faustpfand für die Erzwingung und Durchführung der Versprechungen». Dies vergrösserte noch die Verwirrung, die Jagow durch die Feststellung hervorgerufen hatte, Deutschland werde *nicht* handeln, falls Russland nur im Süden mobilisiere (das heisst gegen Österreich, aber nicht gegen Deutschland).⁴⁶ Gleichzeitig änderte der russische Aussenminister Sasonow überraschend seine Auffassung über die Möglichkeit bilateraler Gespräche zwischen Österreich und Russland, eine Idee, auf die Grey sogleich zurückkam, als deutlich wurde, dass die deutsche Regierung nicht wirklich seinen Plan einer Vier-Mächte-Konferenz befürwortete. Nicolson kommentierte dies verärgert: «Man weiss nicht wirklich, woran man mit Herrn Sasonow ist.»⁴⁷ (Aber man wusste auch nicht, woran man mit den Deutschen war: Jagow behauptete nun, eine Vierer-Konferenz würde zu einer Schiedsgerichtsentscheidung führen und Österreich und Serbien auf die gleiche Stufe stellen, während gleichzeitig Bethmann Hollweg es bewusst unterliess, Sasonows Vorschlag für zweiseitige Gespräche gegenüber Lichnowsky zu erwähnen, und dies aus dem Grunde, dass der Botschafter Grey über alles unterrichtete.)⁴⁸

Für einen kurzen Augenblick hatte es den Anschein, als sei ein europäischer Krieg vermieden worden. Allerdings hatte Sasonow nicht die Absicht, die Besetzung Belgrads durch Österreich zu akzeptieren, denn diese würde in seinen Augen einen ernsthaften Rückschlag für den russischen Einfluss auf dem Balkan bedeuten.⁴⁹ Aber er erklärte sich bereit, die Mobilmachung zu stoppen, «wenn Österreich (...) sich bereit erklärt, aus seinem Ultimatum die Punkte zu

entfernen, die den Souveränitätsrechten Serbiens zu nahe treten». Ein immer verzweifelter werdender Bethmann Hollweg stützte sich auf diese Formulierung als Grundlage für Verhandlungen, und tatsächlich akzeptierte die österreichische Regierung Sasonows Gesprächsangebot für den 30. Juli.⁵⁰

Unglücklicherweise trat die militärische Logik nun an die Stelle diplomatischer Überlegungen. Schon vor der österreichischen Beschiessung Belgrads gaben Sasonow und seine militärischen Kollegen Befehle für Teilmobilmachungen heraus, die sie dann hastig in eine volle Mobilmachung umzuwandeln versuchten, als sie die Warnung erhielten, Deutschland beabsichtige, auch im Falle einer russischen Teilmobilmachung zu mobilisieren. Tatsächlich begannen die Russen mit ihrer Mobilmachung in den südlichen Bezirken Odessa, Kiew, Moskau und Kasan am 29. Juli – dies beruhte auf einer Entscheidung, von der der Zar später behauptete, sie sei vier Tage zuvor gefallen –, und damit überzeugte er den deutschen Botschafter davon, dass diese Vorgänge bei Weitem noch keinen Krieg bedeuteten. Doch als die Russen erfuhren, dass Deutschland sich dennoch zur Mobilmachung gezwungen sehe und in diesem Fall sofort zum Angriff übergehen würde, betrachteten sie eine Teilmobilmachung als unzureichend. Es folgte eine Reihe von fieberhaft einberufenen Zusammenkünften und Telefongesprächen, bei denen Sasonow und seine Kollegen den schwankenden Zaren zu überreden suchten, einer umfassenden Gesamtmobilmachung zuzustimmen. Dies tat er schliesslich am 30. Juli um 14 Uhr, und die Mobilmachung begann am nächsten Tag.⁵¹ Dies lieferte Deutschland den notwendigen Vorwand, um seine eigene Mobilmachung nicht nur gegen Russland, sondern auch gegen Frankreich durchzuführen.⁵² Die Idee von österreichisch-russischen Gesprächen war nun vergessen, und es kam zu einem bizarren Taktieren, bei dem Deutschland wegen der öffentlichen Meinung daheim versuchte, Russland dazu zu bringen, zuerst zu mobilisieren. Ein Krieg auf dem gesamten Kontinent war nun mit Sicherheit unvermeidlich. Selbst wenn Bethmann Hollweg in allerletzter Minute begriff, dass Grossbritannien als Reaktion auf einen Angriff gegen Frankreich möglicherweise sofort eingreifen würde, und er die Österreicher an den Verhandlungstisch zu zwingen suchte, weigerte die russische Führung sich, ihre militärischen Operationen zu verschieben.⁵³ Appelle von Monarchen an St. Petersburg, die Mobilmachung zu stoppen, waren ebenfalls vergeblich, da der russische General-

stabschef General Nikolai Januschkewitsch (wie er Sasonow erzählte) beschlossen hatte: «Danach werde ich fortgehen, werde mein Telephon zertrümmern und überhaupt alle Massnahmen treffen, damit ich völlig unauffindbar bin, falls man [beispielsweise der Zar] mir etwa entgegengesetzte Befehle im Sinne eines erneuten Widerrufs der allgemeinen Mobilmachung erteilen will.»⁵⁴ Und wenn Russland mit der Mobilisierung fortfuhr, dann bestanden die Deutschen darauf, dass es für sie keine andere Möglichkeit gebe, als das gleiche zu tun. Und dies bedeutete den Angriff auf Belgien und Frankreich.⁵⁵ Der «Krieg nach Fahrplan» zwischen den vier kontinentalen Mächten lief in dem Augenblick an, da Russland sich für eine Gesamtmobilmachung entschloss. Vermeidbar war nur noch ein Engagement Grossbritanniens, ebenso die Beteiligung der Türkei und Italiens.

Warum Grossbritannien kämpfte

Verständlicherweise schickten sich die französische und die russische Regierung an, Grey dazu zu drängen, die britische Position deutlich zu machen.⁵⁶ Die Franzosen argumentierten, falls Grey «verkünde, dass England im Falle eines aus gegenwärtigen österreichisch-serbischen Streitigkeiten entstehenden Konflikts zwischen Deutschland und Frankreich diesem zu Hilfe kommen werde, so würde es zu keinem Kriege kommen»⁵⁷. Aber Grey, der seit einigen Tagen versucht hatte, dies Lichnowsky vertraulich mitzuteilen, wusste, dass er allein gegenüber Frankreich eine solche Verpflichtung nicht eingehen konnte. Es stimmt zwar, dass hinter ihm die Falken im Foreign Office standen, die argumentierten, durch die Ententen sei «ein moralisches Band geschmiedet worden» (Crowe) und daher solle man «unverzüglich der Armee den Befehl zur Mobilmachung geben» (Nicolson).⁵⁸ Aber wie seit 1911 wiederholt deutlich geworden war, konnte Grey nicht ohne die Unterstützung seiner Kabinettskollegen und seiner Partei handeln – ganz zu schweigen von dem nebulösen und immer wieder ins Feld geführten Phänomen der «öffentlichen Meinung». Und es war keineswegs klar, ob er sich darauf verlassen konnte, dass sie ihn bei einer öffentlichen militärischen Verpflichtungserklärung gegenüber Frankreich unterstützen würden. Daher entschied man sich dafür, nichts zu tun, denn – wie Herbert Samuel es formulierte – «wenn beide Seiten nicht wissen, was wir tun werden, dann werden auch beide weniger bereit sein, Risiken einzugehen».⁵⁹ Das Äusserste, was Grey wieder einmal tun konnte,

war, Lichnowsky *vertraulich* – «um sich für später den Vorwurf der Unaufrichtigkeit zu ersparen» – zu raten, falls Deutschland «und Frankreich hineingezogen würden, so sei die Lage sofort eine andere und die britische Regierung würde sich unter Umständen zu schnellen Entschlüssen gedrängt sehen. Dann sei es nicht mehr möglich abseits zu stehen und zu warten.»⁶⁰ Dass ausgerechnet dies Bethmann Hollweg beeindruckte, während Greys vorangegangene Stellungnahmen es nicht getan hatten, kann damit erklärt werden, dass Grey zum ersten Mal zu verstehen gab, dass irgendeine Art von Handeln Grossbritanniens zur Verteidigung Frankreichs sehr bald zu erwarten sei.⁶¹ Ein ebenso tiefer Eindruck wurde in London durch Bethmann Hollwegs Forderung nach britischer Neutralität erzielt – die der Reichskanzler, kurz bevor er von Greys Warnung an Lichnowsky hörte, erhoben hatte –, denn dies offenbarte Deutschlands Absicht, Frankreich anzugreifen.⁶² Trotz einer scharfen Zurückweisung dieses Vorschlags legte sich London nicht auf eine Verpflichtung zum Eingreifen fest. Churchills begrenzte Flottenvorbereitungen vom 28./29. Juli hatten gewiss nicht die gleiche Bedeutung wie die Mobilisierungsbefehle an die Heere auf dem Kontinent⁶³: Im Gegenteil, nachdem er seine vertrauliche Warnung ausgesprochen hatte, nahm Grey eine auffällig *weichere* offizielle Linie gegenüber Deutschland ein, ein letzter Versuch, die Idee einer Vier-Mächte-Vermittlung wiederzubeleben.⁶⁴ Noch am Vormittag des 31. Juli bekannte Grey gegenüber Lichnowsky:

«Wenn Deutschland mit irgendeinem vernünftigen Vorschlag hervortreten könnte, der es deutlich machte, dass Deutschland und Österreich sich um die Erhaltung des europäischen Friedens bemühten, während Frankreich und Russland den Vorschlag zurückwiesen, so würde ich ihn in St. Petersburg und Paris unterstützen und die Erklärung wagen, dass, wenn Russland und Frankreich ihn nicht annähmen, Seiner Majestät Regierung mit den Folgen nichts mehr zu tun haben werde.»

Der «vernünftige Vorschlag», an den Grey dachte, besagte, dass «Deutschland bereit sein würde, Frankreich nicht anzugreifen, falls Frankreich neutral bliebe [oder] im Falle eines Krieges zwischen Russland und Deutschland seine Truppen auf seinem eigenen Territorium beliesse».⁶⁵ Selbst der pessimistische Lichnowsky neigte, als er das hörte, zu der Annahme, dass London in einem möglichen Kriege eine abwartende Haltung einnehmen könne.⁶⁶

Greys Verhalten war in diesen entscheidenden Tagen durch innenpolitische Überlegungen bestimmt. Wie wir gesehen haben, gab es eine beträchtliche Gruppierung von liberalen Politikern und Journalisten, die strikt gegen eine englische Verpflichtung waren.⁶⁷ Am 30. Juli liessen 22 liberale Hinterbänker, die dem auswärtigen Ausschuss angehörten, verlautbaren, dass «jede Entscheidung für eine Teilnahme an einem europäischen Krieg nicht nur auf die stärkste Ablehnung stossen, sondern auch bedeuten würde, dass man sogleich die Regierung nicht mehr unterstütze».⁶⁸ Der britische Premierminister Herbert H. Asquith schätzte, dass ungefähr drei Viertel der Parlamentsfraktion seiner Partei für «absolutes Nichteingreifen um jeden Preis» eintrat.⁶⁹ Im Grossen und Ganzen waren innerhalb des Kabinetts die Ansichten in gleicher Weise wie in der Regierungsfraktion verteilt, das heisst, die Befürworter eines Engagements auf dem Kontinent waren immer noch in der Minderheit. Die 19 Männer, die am 31. Juli zur Kabinettsitzung zusammentrafen, zerfielen in drei ungleiche Gruppen: jene, die in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Partei für eine sofortige Neutralitätserklärung waren, jene, die für eine Intervention waren (dazu zählten nur Grey und Churchill), und jene, die sich noch nicht entschieden hatten.⁷⁰ Das Kabinett gelangte zu folgender Übereinstimmung: «Die britische öffentliche Meinung wird es uns jetzt nicht gestatten, Frankreich zu unterstützen (...); wir können im Moment nichts sagen, was uns verpflichtet.»⁷¹

Die Blockade war auch noch nicht wirklich überwunden, als am Abend des 1. August Churchill das Einverständnis von Asquith erlangte, auf die Nachricht von einer deutschen Kriegserklärung gegen Russland hin die Marine zu mobilisieren.⁷² Aber das Äusserste, worauf man sich in der ersten Sitzung des entscheidenden Sonntags einigen konnte, hiess: «Falls das deutsche Geschwader den Kanal durchqueren oder die Nordsee hinauffahren sollte, um die Britischen Inseln zu umfahren, in der Absicht, die französischen Küsten oder die französische Kriegsflotte anzugreifen und die französische Handelsflotte zu beunruhigen, so würde das englische Geschwader eingreifen, um der französischen Marine seinen vollen Schutz angedeihen zu lassen.»⁷³ Selbst dies – was angesichts der Tatsache, dass ein derartiges Handeln der deutschen Flotte höchst unwahrscheinlich war, bei Weitem noch keine Kriegserklärung darstellte – war zuviel für John Burns, den Handelsminister, der daraufhin zurücktrat.

Bei einem gemeinsamen Lunch bei Beauchamp an jenem Tag brachten sieben Minister, darunter Lloyd George, selbst gegen diese begrenzten Massnahmen der Marine Bedenken vor. Warum kam es in dieser Situation nicht zu einem Sturz der Regierung? Die traditionelle Antwort auf diese Frage lautet: Belgien.

Ganz gewiss war man sich im Foreign Office seit Langem darüber im Klaren, dass die Entscheidung, zugunsten Frankreichs einzugreifen, «leichter würde gefällt werden können, falls deutsche Aggressivität (...) eine Verletzung der Neutralität Belgiens einschloss».⁷⁴ Und Lloyd George und andere bezeichneten später die Verletzung der belgischen Neutralität als den ausschlaggebenden Grund für ihren persönlichen Richtungswechsel – und denjenigen der «öffentlichen Meinung» – zugunsten des Krieges.⁷⁵ Auf den ersten Blick erscheint dies unwiderlegbar. Am 6. August 1914 bildeten Grossbritanniens «feierliche internationale Verpflichtungen», die belgische Neutralität im Namen von Recht und Ehre aufrechtzuerhalten und «die Verteidigung des Prinzips, (...) dass kleine Nationen nicht vernichtet werden dürfen», die beiden zentralen Themen von Asquiths Rede im Unterhaus zum Thema: «Wofür kämpfen wir?»⁷⁶

Dennoch gibt es gute Gründe zur Skepsis. Wie wir gesehen haben, hatte das britische Aussenministerium im Jahre 1905 die Ansicht vertreten, dass der Vertrag von 1839 Grossbritannien nicht verpflichtete, die belgische Neutralität «unter allen Umständen und angesichts jeden Risikos» aufrechtzuerhalten. Als das Thema im Jahre 1912 erneut auf die Tagesordnung gekommen war, hatte Lloyd George die Sorge geäussert, im Kriegsfall könne die Erhaltung der belgischen Neutralität die britische Blockadestrategie unterminieren. Als das Thema am 29. Juli im Kabinett zur Sprache kam, entschied man sich dafür, jede Reaktion auf eine deutsche Invasion gegen Belgien «politisch» und nicht mit «rechtlichen Verpflichtungen» zu begründen.⁷⁷ Die politische Linie der Regierung lief darauf zu, die Deutschen indirekt zu warnen, dass eine Verletzung der Souveränität Belgiens die britische öffentliche Meinung zu «einem Umschwenken» veranlassen könne. Somit konnte Grey auf deutsche Winkelzüge mit einer einstimmig vom Kabinett gebilligten Warnung reagieren: «Sollte (...) die belgische Neutralität durch einen der Kriegführenden verletzt werden (...) würde es ausserordentlich schwierig sein, die öffentliche Meinung in England zu beschwichtigen.»⁷⁸ Damit verpflichtete sich das Kabinett in keiner Weise direkt. Dies überrascht nicht, da eine Reihe der Minister tatsächlich

entschieden bestrebt war, sich der Garantieverpflichtung gegenüber Belgien zu entziehen.

Lloyd George zählte zu jenen, die, wie Beaverbrook sich erinnerte, zu argumentieren versuchten, die Deutschen würden «nur die äusserste südliche Ecke [Belgiens] durchqueren», und dies würde nur «eine geringfügige Verletzung der Neutralität [bedeuten]. ‚Sehen Sie‘, würde er sagen [und dabei auf die Karte zeigen], ‚das ist nur ein kleines Stückchen, und die Deutschen werden jeden Schaden, den sie anrichten, ersetztem.»⁷⁹ Es wurde jedenfalls weithin (wenn auch zu Unrecht) erwartet, dass die Belgier nicht nach britischer Hilfe verlangen, sondern einen formalen Protest bei einem Durchbruch der Deutschen durch die Ardennen abgeben würden. Die deutsche Forderung nach Neutralität Grossbritanniens vom 29. Juli hatte ganz eindeutig die Absicht angedeutet, nach Belgien einzudringen; aber selbst am Morgen des 2. August, nachdem Jagow sich geweigert hatte, die belgische Neutralität zu garantieren, stimmten viele Minister im britischen Kabinett darin überein, dass sie sich einen Krieg nur im Falle eines «*umfassenden* Angriffs auf Belgien» vorstellen könnten.⁸⁰ Von daher wird die vorsichtige Formulierung des Kabinettsbeschlusses an jenem Abend verständlich: «Eine *substantielle* Verletzung der Neutralität [Belgiens] würde uns in eine Situation versetzen, wie sie von Mister Gladstone im Jahre 1870 für möglich gehalten wurde, als wir zu der Ansicht gelangten, dass eine Einmischung uns zum Eingreifen zwingen würde.»⁸¹

Die Nachricht vom deutschen Ultimatum an Belgien löste folglich eine Art Erleichterung bei Asquith aus, als er am Morgen des 3. August davon erfuhr. Moltke forderte einen ungehinderten Durchzug durch *ganz* Belgien. Der darauffolgende Appell des belgischen Königs Albert, in dem zu verstehen gegeben wurde, dass Belgien beabsichtige, gegen jede Verletzung seiner Neutralität Widerstand zu leisten, und der deutsche Angriff am nächsten Tag trugen, wie es Asquith formulierte, entschieden dazu bei, «die Dinge zu vereinfachen». Versuche Moltkes und Lichnowskys, in letzter Minute die Integrität Belgiens für die Nachkriegszeit zu garantieren, waren daher ebenso sinnlos wie zynische Lügen von deutscher Seite über französische Vorstösse nach Belgien.⁸² Als Bethmann Hollweg sich gegenüber Goschen beklagte, dass «England über [Deutschland] herfalle, um der Neutralität Belgiens willen» – also wegen «*eines Fetzen Papiers*» – da übergang er den entscheidenden

Punkt. Indem der Schlieffenplan einen deutschen Vorstoss durch ganz Belgien vorsah, trug er dazu bei, die liberale Regierung in London zu retten.⁸³

Es war nicht so sehr die deutsche Drohung gegen Belgien, die die Entscheidung für eine Intervention im Kabinett möglich gemacht hatte, als die Bedrohung für Grossbritannien, die von Deutschland ausging, wenn Frankreich besiegt sein sollte. Dies geht aus einer schriftlichen Mitteilung von Asquith an seine Geliebte Venetia Stanley vom 2. August hervor, in der er die sechs Prinzipien festhielt, von denen er sich lenken liess: Nur der sechste dieser Grundsätze bezog sich auf Grossbritanniens «Verpflichtung gegenüber Belgien». Im vierten und fünften Punkt hiess es, zwar habe Grossbritannien keine Verpflichtungen, Frankreich zu helfen – aber: «Es verstösst gegen britische Interessen, dass Frankreich als Grossmacht verschwindet»; und: «Wir können Deutschland nicht gestatten, den Ärmelkanal als Basis für feindselige Aktionen zu benutzen.»⁸⁴ Das war auch das Hauptargument von Grey in seiner berühmten Rede vor dem Unterhaus am 3. August, bevor die Nachricht vom deutschen Ultimatum an Belgien eintraf.⁸⁵ Die strategischen Risiken des Nichteingreifens – nämlich isoliert und ohne Freunde dazustehen – überwogen die Gefahren, die mit einem Eingreifen verbunden waren.

Es existierte jedoch ein weiterer und möglicherweise sogar wichtiger Grund, warum Grossbritannien am 4. August 1914 um 23.00 Uhr in den Krieg eintrat. Während der entscheidenden Tage vom 31. Juli bis 4. August gab es vor allem einen Faktor, der dafür sorgte, dass die Einigkeit des liberalen Kabinetts gewahrt blieb: nämlich die Furcht davor, der konservativen Opposition Tür und Tor zu öffnen.⁸⁶ Man muss sich in Erinnerung rufen, welche scharfe Zuspitzung die Beziehungen zwischen den beiden wichtigsten Parteien 1914 erfahren hatten: Nach den Schlachten um die Budgets von Lloyd George und die Kompetenzen des Oberhauses erregte die Entscheidung der Liberalen, noch einmal zu versuchen, die auf Selbstverwaltung abzielende «Home Rule» für Irland zu verabschieden, die Gefühle der Unionisten. Der plötzliche Ausbruch einer grossen diplomatischen Krise in Europa diente, wie Asquith bemerkte, dazu, Öl auf die stürmischen irischen Wogen zu giessen. Gleichzeitig versorgte die Entwicklung die Tories mit einem neuen Knüppel, mit dem sie auf die Regierung einschlagen konnten. Denn es war seit Langem offensichtlich, dass die konservative Führung die deutsche Gefahr ernster nahm als die meisten liberalen Minister. 1912 hatte beispielsweise Balfour einen Artikel

über anglo-deutsche Beziehungen veröffentlicht, in dem er die deutsche Regierung explizit anklagte, einen Angriffskrieg zu planen, ihr Ziel sei dabei die Wiedererrichtung des Heiligen Römischen Reiches auf dem Kontinent und die Ausdehnung ihres Imperiums in Übersee.

Das Stichwort für das Handeln der Tories wurde durch die auf Messers Schneide verlaufende Kabinettsitzung vom 2. August geliefert. Am Morgen jenes Tages machten einige Tories ihre Ansichten in einem Schreiben an Asquith deutlich, dass «jedes Zögern im Hinblick darauf, jetzt Frankreich und Russland zu unterstützen, für die Ehre und die zukünftige Sicherheit des Vereinigten Königreiches fatal sein würde». Die «politische Gemeinsamkeit», die der Führer der Konservativen Bonar Law «für alle Massnahmen [anbot], die durch Englands Eingreifen in den Krieg notwendig werden», bedeutete nichts weniger als eine verschleierte Drohung, dass die Konservativen willens sein würden, die Geschäfte von den Liberalen zu übernehmen, falls die Regierung sich über derartige Massnahmen nicht einigen könne.⁸⁷ Nach Jahren kampflustiger Kritik von Seiten der Torypresse war das genau der richtige Weg, um Asquiths Entschlossenheit zu festigen. Ein Rücktritt, so sagte er dem Kabinett, mochte wohl als der normale Schritt für eine Regierung erscheinen, die in sich derart gespalten sei. Aber, so fuhr er fort, «die Lage der Nation ist vom Normalzustand weit entfernt, und ich kann mich selbst nicht zu der Ansicht durchringen, dass die Gegenpartei von Männern geführt wird oder solche enthält, die in der Lage sind, damit fertig zu werden».⁸⁸

Die heterogenen politischen Strömungen in der britischen Regierung traten auch in dem von Asquith einberufenen Kriegsrat vom 5. August zutage. Unter den versammelten Generälen und Ministern herrschte Verwirrung, und man wollte keine Entscheidung treffen, solange die Konsultationen mit einem Vertreter des französischen Generalstabs nicht abgeschlossen waren. Am nächsten Tag beschloss das Kabinett, vier Infanteriedivisionen und die Kavalleriedivision nach Amiens zu schicken, während General Sir Henry Wilson, der «Director of Military Operations», bereits lange zuvor fest entschlossen gewesen war, alle sieben Divisionen nach Maubeuge zu entsenden und den Franzosen zu helfen. Erst sechs Tage später fand Earl Kitchener, der in aller Eile aus Ägypten zurückgerufen und zum Kriegsminister ernannt worden war, sich bereit, Maubeuge stärker zu schützen, und erst am 3. September stimmte das

Kabinetts dem Vorschlag zu, die letzte noch verbliebene Division nach Frankreich zu schicken.⁸⁹

Stimmte nun, was Major A.H. Ollivant in einer Denkschrift für Schatzkanzler Lloyd George am 1. August behauptete: «Die Anwesenheit oder Abwesenheit der britischen Armee wird (...) sehr wahrscheinlich das Schicksal Frankreichs entscheiden»?⁹⁰ Der Schlieffenplan war selbst ohne das Eingreifen der britischen Expeditionstreitmacht sowieso zum Scheitern verurteilt, so stark waren die Mängel der Planung Moltkes. Möglicherweise wären die Franzosen daher imstande gewesen, den deutschen Angriff ohne Hilfe von aussen zum Stillstand zu bringen, hätten sie selber nicht versucht, ihre eigene beinahe selbstmörderische Offensive einzuleiten, statt sich auf die Verteidigung zu konzentrieren. Selbst angesichts der deutschen Fehler scheint es wahrscheinlich, dass trotz des ursprünglichen verzweifelten Rückzugs aus Mons und des Scheiterns des Ablenkungsangriffs auf Ostende die Gegenwart der britischen Truppen bei Le Cateau am 26. August und an der Marne (6. bis 9. September) *tatsächlich* die Aussichten auf einen deutschen Sieg bedeutend verringerten.⁹¹ All dies reichte aber unglücklicherweise nicht aus, um eine deutsche Niederlage herbeizuführen. Nach dem Fall von Antwerpen und der ersten Schlacht um Ypern (20. Oktober bis 22. November) kam es zu einem blutigen Patt, das an der Westfront dreieinhalb Jahre lang andauern sollte.

Die europäische Union des Kaisers

Die Möglichkeit, das Engagement Grossbritanniens in einem Kontinentalkrieg zu begrenzen, bestand durchaus. Asquith und Grey haben dies später selber in ihren Memoiren eingestanden. Beide betonten, dass Grossbritannien in keiner Weise vertraglich gegenüber Frankreich verpflichtet gewesen sei. «Wir haben uns die Freiheit vorbehalten, gegebenenfalls zu entscheiden, ob wir in den Krieg eintreten sollten oder nicht», schrieb Asquith.⁹² Und Grey machte kein Geheimnis aus der politischen Opposition innerhalb seiner eigenen Partei, die ihn daran gehindert hatte, im Juli eine Verpflichtung gegenüber Frankreich einzugehen.⁹³ Was sprach aber gegen die Neutralität? Dagegen sprach nach Grey im Kern: Grossbritannien könne einen deutschen Sieg nicht riskieren, weil solch ein Sieg Deutschland zur «Vormacht auf dem gesamten europäischen Kontinent und in Kleinasien» gemacht haben würde.⁹⁴

War das wirklich das Ziel der Deutschen? War der Kaiser wirklich ein Napoleon? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, welche Ansicht man im Hinblick auf die deutschen «Kriegsziele» von 1914 vertritt. Nach Fritz Fischer und seiner Schule waren diese so radikal, wie es die Feinde Deutschlands in Grossbritannien befürchteten. Der Krieg war demnach ein Versuch Deutschlands, seine politischen Ambitionen auf eine Hegemonialrolle in Europa durchzusetzen. Diese Ziele umfassten nach Fischer Annexionen französischen, belgischen und möglicherweise auch russischen Territoriums, die Gründung einer mitteleuropäischen Zollunion und die Schaffung von neuen polnischen und baltischen Staaten unter direkter oder indirekter Kontrolle Deutschlands. Ausserdem sollte Deutschland neue Territorien in Afrika erwerben, so dass seine Kolonialbesitzungen zu einem zusammenhängenden Gebiet in Zentralafrika konsolidiert werden konnten. Darüber hinaus sollte es konzentrierte Bemühungen geben, das Britische und das Russische Reich durch Revolutionen aufzubrechen.⁹⁵

Doch Fischers Gedankengang weist einen fundamentalen Mangel auf, nämlich die Annahme, dass die deutschen Kriegsziele, wie sie nach Kriegsbeginn formuliert worden sind, die gleichen waren, wie die deutschen Ziele vor Beginn des Kampfes.⁹⁶ Viele Historiker sind Fischer darin gefolgt. So wird Bethmann Hollwegs «Septemberprogramm» – die «vorläufige Aufzeichnung über die Richtlinien unserer Politik beim Friedensschluss», dessen Thema ein Separatfrieden mit Frankreich ist und das unter der Voraussetzung eines schnellen deutschen Siegs im Westen formuliert wurde – manchmal so dargestellt, als handle es sich hier um die erste öffentliche Verkündung von Zielen, die bereits vor Ausbruch des Krieges existiert hätten.⁹⁷ Wäre dies richtig, dann wäre das Argument, dass der Krieg vermeidbar war, entkräftet, denn es ist unstrittig, dass keine britische Regierung die territorialen und politischen Forderungen des Septemberprogramms gegenüber Frankreich und Belgien hätte akzeptieren können. Diese entsprachen in der Tat dem «napoleonischen Alptraum», da sie Deutschland die Kontrolle über die belgische Küste verschafft hätten. Aber es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, dass Fischer und seine Schüler niemals irgendwelche Quellenbelege dafür gefunden haben, dass diese Ziele *vor* dem Eintritt Grossbritanniens in den Krieg existierten. Theoretisch ist es möglich, dass all dies niemals zu Papier gebracht wurde oder dass die in diesem Zusammenhang relevanten Dokumente zerstört wurden oder

verlorengehen oder dass die Beteiligten später lieber die Unwahrheit sagten, als die Berechtigung des Kriegsschuldparagraphen des Versailler Vertrags einzugestehen. Aber dies scheint unwahrscheinlich. Alles, auf das Fischer in diesem Zusammenhang verweisen kann, sind ein paar Traumvorstellungen, die in der Vorkriegszeit von den Alldeutschen und Geschäftsleuten erdacht wurden, von denen keiner irgendeine amtliche Stellung innehatte, hinzu kommt das gelegentliche Säbelrasseln des Kaisers, einer Persönlichkeit, deren Einfluss auf die Politik weder widerspruchsfrei noch so gross war, wie er es selber gerne annahm.⁹⁸ Es ist natürlich richtig, dass der Kaiser gelegentlich napoleonischen Phantasien anhing⁹⁹ und dass er, als es ihm am 30. Juli allzu spät dämmerte, dass Grossbritannien eingreifen würde, den wildesten Weiteroberungsplänen freien Lauf liess:

«Unsere Konsuln in der Türkei und Indien, Agenten usw. müssen die ganze mohamedanische Welt gegen dieses verhasste, verlogene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstande entflammen; denn wenn wir uns verbluten sollen, dann soll England wenigstens Indien verlieren.»¹⁰⁰

Auch Moltke erwog grosse Pläne: «Es müssen Versuche gemacht werden, einen Aufstand in Indien zu entfachen, wenn England als unser Gegner auftritt. Dasselbe ist in Ägypten zu versuchen. Ebenso in den südafrikanischen Domänen.»¹⁰¹

Das sollte man nicht im Ernst als die deutschen Kriegsziele betrachten. Vor dem Krieg war der Kaiser genauso geneigt, britische Diplomaten an gemeinsame Kämpfe bei Waterloo ein Jahrhundert zuvor zu erinnern.¹⁰² Entscheidend war schliesslich Folgendes: Hätte Grossbritannien nicht sogleich in den Krieg eingegriffen, dann würden sich Deutschlands Kriegspläne bedeutend von jenen des Septemberprogramms unterschieden haben. Bethmann Hollwegs Stellungnahme gegenüber Goschen vom 29. Juli 1914 zeigt, dass er bereit war, die territoriale Unversehrtheit sowohl Belgiens als auch Frankreichs (sowie Hollands) im Gegenzug zu einer britischen Neutralitätsverpflichtung zu garantieren.¹⁰³ Moltkes berüchtigte «Gesichtspunkte militärpolitischer Art» vom 2. August brachten das gleiche zum Ausdruck, nämlich die Versicherung: «Sollte England seine Neutralität in dem deutsch-österreichisch-russisch-französischen Kriege von der Zusicherung Deutschlands, dass es bei einem Siege über Frankreich massvoll vorgehe (...) abhängig machen, so kann ihm diese Zusicherung unbedingt in bündigster Form gegeben werden» – und dies ver-

bunden mit Garantien für die Integrität Belgiens.¹⁰⁴ Wäre Grossbritannien tatsächlich draussen geblieben, dann wäre es verrückt gewesen, solch eine Chance nicht zu ergreifen. Deutschlands Ziele hätten mit der vorangegangenen Entwicklung nicht die territorialen Veränderungen umfasst, wie sie im Septemberprogramm genannt sind (mit Ausnahme vielleicht jener, die sich auf Luxemburg bezogen, an dem Grossbritannien kein Interesse hatte); und sie würden ganz gewiss nicht die Vorschläge für die Kontrolle der belgischen Küste durch Deutschland enthalten haben, die keine britische Regierung hätte tolerieren können. Das Äusserste, was in diesem Fall übriggeblieben wäre, stellten die folgenden Vorschläge dar:

«[1] Frankreich (...). Ferner eine in Raten zahlbare Kriegsentschädigung; sie muss so hoch sein, dass Frankreich nicht imstande ist, in den nächsten achtzehn bis zwanzig Jahren erhebliche Mittel für Rüstung aufzuwenden. Des Weiteren: ein Handelsvertrag, der Frankreich in wirtschaftliche Abhängigkeit von Deutschland bringt, es zu unserem Exportland macht (...). Dieser Handelsvertrag muss uns finanzielle und industrielle Bewegungsfreiheit in Frankreich schaffen – so, dass deutsche Unternehmungen nicht mehr anders als französische behandelt werden können.

[2] Es ist zu erreichen die Gründung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes durch gemeinsame Zollabmachungen, unter Einschluss von Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Österreich-Ungarn, Polen und eventuell Italien, Schweden und Norwegen. Dieser Verband, wohl ohne gemeinsame konstitutionelle Spitze, unter äusserlicher Gleichberechtigung seiner Mitglieder, aber tatsächlich unter deutscher Führung, muss die wirtschaftliche Vorherrschaft Deutschlands über Mitteleuropa stabilisieren.

[3] Die Frage der kolonialen Erwerbungen, unter denen in erster Linie die Schaffung eines zusammenhängenden mittelafrikanischen Kolonialreiches anzusehen ist, desgleichen die Russland gegenüber zu erreichenden Ziele werden später geprüft (...).

[4] Holland. Es wird zu erwägen sein, durch welche Mittel und Massnahmen Holland in ein engeres Verhältnis zu dem Deutschen Reich gebracht werden kann. Dies enger Verhältnis müsste bei der Eigenart der Holländer von jedem Gefühl des Zwanges für sie frei sein, an dem Gang des holländischen Lebens nichts ändern, ihnen auch keine veränderten militärischen Pflichten bringen, Holland also äusserlich unabhängig belassen, innerlich aber in Abhängigkeit von uns bringen. Vielleicht ein die Kolonien einschliessendes Schutz- und Trutzbündnis, jedenfalls enger Zollanschluss.»¹⁰⁵

Zu diesen Punkten – sie entsprachen praktisch dem Septemberprogramm ohne Annexion französischer und belgischer Gebiete – sollte man die detaillierten Pläne hinzufügen, die später im Hinblick auf Russland entwickelt wurden: «Russlands Gesicht muss (...)gewaltsam wieder nach Osten umgewandt und dazu muss es im Wesentlichen in die Grenzen vor Peters des Grossen Zeit zurückgeworfen werden.» Dies bedeutete die Schaffung eines neuen polnischen Staates (in Verbindung mit dem habsburgischen Galizien) und die Abtrennung der Ostseeprovinzen (die entweder unabhängig oder Teil des neuen Polen oder Deutschland selber angeschlossen werden würden).¹⁰⁶ Selbst diese revidierte Version des Septemberprogramms geht augenscheinlich recht weit über die Vorkriegsziele der deutschen Führung hinaus.

Hätten die oben dargelegten begrenzten Kriegsziele eine direkte Bedrohung britischer Interessen dargestellt? Implizierten sie eine napoleonische Strategie? Das ist wohl kaum zu bejahen. Alles, was die ökonomischen Teile des Septemberprogramms verlangten, war – wohl um etwa 80 Jahre verfrüht – die Schaffung einer von Deutschland beherrschten europäischen Zollunion.

Mit Deutschlands europäischem Projekt hätte Grossbritannien mit seinem maritimen Empire leben können.

Natürlich sollte es nicht so kommen: Das Gebot britischer Neutralität wurde verworfen. Doch die deutschen Historiker waren allzu schnell bereit, Bethmann Hollwegs Vorschlag als Fehlkalkulation abzutun; oder sie argumentierten sogar, dass die Deutschen selber nicht wirklich erwarteten, die britische Neutralität abzusichern. Die Quellenlage bestätigt dies nicht. Im Gegenteil zeigt sich, dass Bethmann Hollwegs Berechnungen überhaupt nicht unvernünftig waren. Man kann ihm verzeihen, dass er nicht vorhersah, dass in allerletzter Minute die Argumente von Grey und Churchill über die zahlenmässig stärkeren Gruppierung der Nicht-Interventionisten die Oberhand gewinnen würden; und er konnte auch nicht wissen, dass die Mehrheit der britischen Parlamentsabgeordneten akzeptieren würde, was sich als die irreführendste aller Behauptungen des Aussenministers erweisen sollte: «Wenn wir uns an einem Krieg beteiligen, dann werden wir nur wenig mehr zu leiden haben, als wir ohnehin zu leiden haben, wenn wir draussen bleiben.»¹⁰⁷

7 Augusttage: Mythos «Kriegsbegeisterung»

Zwei Freiwillige

Es zählte lange zu den Axiomen der Geschichtsschreibung, dass die Völker Europas den Ausbruch des Weltkrieges mit wilder, patriotischer Begeisterung begrüßten. Die folgende Passage kann man als typisch für die Art von Quellen ansehen, die gewöhnlich als Beleg zitiert werden:

«Der Kampf des Jahres 1914 wurde den Massen, wahrhafter Gott, nicht aufgezwungen, sondern von dem gesamten Volke selbst begehrt.

Man wollte einer allgemeinen Unsicherheit endlich ein Ende bereiten. Nur so kann man auch verstehen, dass zu diesem schwersten Ringen sich über zwei Millionen deutscher Männer und Knaben freiwillig zur Fahne stellten, bereit sie zu schirmen mit dem letzten Tropfen Blutes.

Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, dass er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen.

Ein Freiheitskampf war angebrochen, wie die Erde noch keinen gewaltigeren bisher gesehen (...). Die überwältigende Mehrheit der Nation war des ewigen unsicheren Zustandes schon längst überdrüssig (...). Zu diesen Millionen gehörte auch ich (...). So quoll mir, wie Millionen anderen, denn auch das Herz über vor stolzem Glück (...).

So (...) begann nun auch für mich die unvergesslichste und grösste Zeit meines irdischen Lebens. Gegenüber den Ereignissen dieses gewaltigen Ringens fiel alles Vergangene in ein schales Nichts zurück (...). Eine einzige Sorge quälte zu dieser Zeit mich wie so viele andere auch, ob wir nicht zu spät zur Front kommen würden.»¹

Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass irgendein Gefühl, das Adolf Hitler verspürte, so allgemein verbreitet war, wie er es selbst behauptete. Das wenige, was wir über Hitlers Karriere als Soldat in der bayerischen Armee wissen, be-

stätigt, dass er kein typischer Freiwilliger war; seine Kameraden in der bayerischen Infanterie empfanden ihn als komischen Kauz – derart humorlos und patriotisch, dass er die inoffizielle «Waffenruhe» von Weihnachten 1914 strikt ablehnte.²

Man vergleiche Hitlers rückblickende Darstellung seiner Meldung als Freiwilliger mit jener von Harry Finch, einem englischen Gärtner, der diesen Vorgang in seinem Tagebuch festhielt:

«1915. 12. Januar, Dienstag. Ich ging an jenem Morgen nach Hastings ins Rekrutierungsbüro in der Havelock Road und liess mich für den Kriegsdienst in Kitcheners Armee eintragen. Ich wurde ärztlich begutachtet, und dann wies man mich in die Erste Kompanie, 12. Bataillon, The Royal Sussex Regiment (2. South Downs) ein. Dann ging ich wieder nach Hause mit dem Befehl, mich am 18. bei meinem Bataillon in Bexhill vorzustellen. Das Rekrutierungsbüro war voller Männer, die sich freiwillig meldeten.

18. Januar, Montag. Ich meldete mich heute beim Kompanie-Hauptfeldwebel Carter (...). Erhielt Drahtmatratzen und Strohbett mit drei Decken. Mein erster Eindruck war, dass die Sprache des Kasernenraums ein wenig schlüpfrig klingt. Mein Bett schien sehr hart zu sein, und ich schlief nicht viel. Und da ich ein Anfänger war, musste ich bald feststellen, dass mein Bett kaputt war.»³

Die Gegensätzlichkeit dieser beiden Texte soll durchaus keinen Unterschied der N^{at}/o^{at}-charaktere nahelegen. Obzwar es viele Versuche von Kulturhistorikern gegeben hat, einen Kontrast in der Art und Weise zu suggerieren, wie Deutsche und Briten auf den Ausbruch des Krieges reagierten⁴, sollen die im folgenden präsentierten Quellen zeigen, wie verschiedenartig die Reaktionen innerhalb aller beteiligten Staaten waren. Der Unterschied zwischen Hitler und Finch stellt einen Gegensatz der persönlichen und nicht der nationalen Charaktere dar.

Massen und Impotenz

Es gab gewiss eine Menge Enthusiasmus. Wir mögen das Zeugnis Hitlers mit Vorsicht betrachten, aber es gibt viele weit zuverlässigere Zeugen. Im Jahre 1945 äusserte sich der liberale Historiker Friedrich Meinecke in einer Art und Weise, die gleichsam ein Echo auf Hitlers Erinnerungen darstellt:

«Die Erhebung der Augusttage 1914 gehört für alle, die sie miterlebt haben, zu den unverlierbaren Erinnerungswerten höchster Art (...). Alle Risse, die im deutschen Men-

schentum sowohl innerhalb des Bürgertums wie zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft bisher bestanden hatten, überwölbten sich plötzlich durch die gemeinsame Gefahr.»⁵

1914 hatte Meinicke sogar in aller Eile ein Buch über das Thema «Die deutsche Erhebung» veröffentlicht.⁶

Die beschworene Erhebung war ein Phänomen der Massen.⁷ Hitlers Darstellung in «Mein Kampf» wird in einprägsamer Weise durch das Foto einer Menschenmenge auf dem Münchener Odeonsplatz bestätigt, auf dem man sein ekstatisch verzücktes Gesicht erkennen kann. In Wien war Stefan Zweig erschüttert, als er sich als Teil einer patriotischen Masse wiederfand; und am 26. Juli war Josef Redlich von Arbeitern beeindruckt, die für einen Krieg gegen Serbien demonstrierten.⁸ Am Abend zuvor hatten in Berlin die ersten nationalistischen Demonstrationen stattgefunden, die am 26. wiederholt wurden.⁹ In ähnlicher Weise sammelten sich ab dem 25. Juli in Hamburg Menschenmengen beim Alsterpavillon auf dem Jungfernstieg.¹⁰ Diese Stimmung sollte während der ersten Monate des Kriegs anhalten, die Züge an die Front gingen mit Blumen geschmückt ab, und Menschenmengen versammelten sich vor der Börse, um den Sieg von Tannenberg zu feiern.¹¹ Es spielte sich, so erinnerte sich Lloyd George auf der anderen Seite das Ärmelkanals, immer wieder «eine Szene der Begeisterung ab, wie sie in neuerer Zeit nicht ihresgleichen hatte».¹²

Selbst jene, die selber keine Begeisterung verspürten, beobachteten und kommentierten das Geschehen. Karl Kraus' Portrait der Massen in Wien ist besonders zynisch – es bedarf schon der Vorstellungskraft eines Zeitungsreporters, um Horden fremdenfeindlicher Trunkenbolde in eine patriotische Schar zu verwandeln –, aber dies bedeutet nicht, dass diese Masse nicht da war.¹³ Sogar der führende SPD-Politiker Friedrich Ebert konnte nicht leugnen, dass die Stimmung der Reservisten, die er beim Besteigen der Züge nach der Mobilmachung beobachtete, von Zuversicht geprägt war und dass die Massen sie mit starker Begeisterung verabschiedeten.¹⁴ Bertrand Russell erlebte «jubelnde Massen (...) in der Nähe des Trafalger Square» und «entdeckte zu meinem Entsetzen, dass Durchschnittsmänner und -frauen angesichts der Aussicht auf einen Krieg erfreut waren».¹⁵

Während der Julikrise beriefen sich – insbesondere in Grossbritannien – die Politiker immer wieder auf die «öffentliche Meinung». Am 25. Juli 1914 sagte Sir Edward Grey zu seinem Botschafter in Russland, «die öffentliche Mei-

nung würde [es nicht] (...) billigen, wenn wir wegen einer Auseinandersetzung um serbische Angelegenheiten in den Krieg zögen», und diese Ansicht gab auch Francis Bertie in Paris wieder.¹⁶ Sechs Tage später notierte Pease in seinem Tagebuch die Schlussfolgerung des Kabinetts, dass die «öffentliche Meinung uns nicht gestatten würde, Frankreich zu unterstützen». Doch «eine Vergewaltigung Belgiens könne [jene] Meinung ändern». Diese Erklärung las Grey dem deutschen Botschafter Lichnowsky vor.¹⁷ Die britische öffentliche Meinung, so berichtete Jules Cambon nach Paris, «spielt eine so wichtige Rolle bei dem, was geschieht, dass jede Anstrengung unternommen werden sollte, es zu vermeiden, vor den Deutschen zu mobilisieren.»¹⁸ Zu einem späteren Zeitpunkt im Jahre 1915 bemerkte Grey, «eines seiner stärksten Gefühle» im Hinblick auf die Ereignisse vom Juli und August des vergangenen Jahres sei gewesen, «dass er selber keine Macht habe, über die Politik zu entscheiden, sondern nur das Sprachrohr Englands sei».¹⁹ Wenn die öffentliche Meinung so begeistert war, wie es die zahllosen Beschreibungen des Massenverhaltens nahezu zulegen scheinen, dann beginnen die verschiedenen Entscheidungen für einen Krieg weniger vermeidbar auszusehen, als im vorangegangenen Kapitel angedeutet worden ist.

Doch findet sich zunehmend Quellenmaterial, das die These von der Kriegsbegeisterung der Massen entweder einschränkt oder gar widerlegt. Zwar mag es Menschenmengen gegeben haben, aber ihre Stimmung mit den Begriffen «Begeisterung» oder «Euphorie» zu beschreiben, ist irreführend. Unter den gegebenen Umständen waren Gefühle der Angst, des Entsetzens und selbst chiliastischer Religiosität gleichermassen verbreitete allgemeine Reaktionen auf den Ausbruch des Krieges.

Es fällt auf, dass auch jene Politiker und Generäle, die den Krieg begannen, nicht sehr viel Kriegsbegeisterung verspürten. Bethmann und Moltke waren – vom Kaiser ganz zu schweigen – sehr pessimistisch. Tatsächlich befand sich Moltke, als die deutsche Offensive begann, immer noch buchstäblich am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Als der deutsche Außenminister Jagow am 4. August die Nachricht der englischen Kriegserklärung erhielt, da drückten, so erinnert sich ein Zeuge, seine Gesichtszüge Angst aus.²⁰

Am Abend zuvor hatte Grey in einer berühmten Formulierung den Krieg gleichnishaft mit den Worten charakterisiert: «In Europa gehen die Lichter aus»; und er fügte einem Freund gegenüber hinzu: «In unserem Leben werden

wir sie nie wieder brennen sehen.» – Dies war geradezu das Epitaph eines Zeitalters.²¹ Als sie zu einem früheren Zeitpunkt dieses Nachmittags in seinem Büro im Unterhaus miteinander allein waren, konnten Asquith und seine Frau «vor lauter Tränen nicht sprechen», nachdem er ihr gesagt hatte: «Es ist alles vorbei.»²² Nur Churchill stellte eine Ausnahme dar. Er sagte am 22. Februar 1915 zu Violet Asquith:

«Ich denke, auf mir lastet ein Bannfluch – denn ich liebe diesen Krieg. Ich weiss, er zertrümmert und erschüttert das Leben Tausender in jedem Augenblick – und doch – ich kann nicht anders – ich geniesse jede Sekunde davon.»²³

Churchill war jedoch im Grunde seines Herzens ein unverbesserlicher Optimist, der nie ganz aufhörte zu glauben, man könne den Krieg auf leichte Weise gewinnen. Allem Anschein nach teilte seine Ehefrau seinen Enthusiasmus nicht.²⁴

Selbstverständlich betrachteten viele Mitglieder sozialistischer und pazifistischer Organisationen den Ausbruch des Krieges mit Entsetzen – und dies war angesichts der sozialistischen Wahlerfolge von 1914 nicht unerheblich. Doch nach allen Debatten und Resolutionen löste sich die Zweite Internationale im Grunde, als der Krieg kam, in ihre nationalen Bestandteile auf. Die Befürworter eines Generalstreiks gegen den Militarismus fanden sich von Appellen beiseite gedrängt, einen Krieg zu unterstützen, den alle am Kampf beteiligten Regierungen als Verteidigungskrieg darzustellen imstande waren. Der Weg der SPD ist der bekannteste, wenn auch die britische Labour Party sich ähnlich verhielt.

Fast den ganzen Juli über brachte der *Vorwärts*, das Organ des SPD-Parteivorstands, schwere Bedenken gegen die österreichischen Serbienpolitik zum Ausdruck, und das Blatt drängte die Reichsregierung zu einer «Verständigung» mit Frankreich und Grossbritannien.²⁵ Friedrich Ebert und Otto Braun verliessen am 30. Juli Deutschland und reisten in die Schweiz aus Angst, dass sich die Regierung dazu entscheiden könnte, gegen die Partei vorzugehen. Am Tage zuvor hatten Ebert und seine Parteigenossen der Regierung versichert, dass von der SPD keine Aktionen (wie etwa ein Generalstreik, Teilstreiks, Sabotage oder dergleichen) geplant oder zu befürchten seien. Am 4. August wurde gar beobachtet, wie eine Anzahl von SPD-Reichstagsabgeordneten – allen voran der Revisionist Eduard David – Bethmann Hollwegs Rede im Reichstag Beifall zollten. Gerade 14 von HO sozialdemokratischen Abgeord-

neten waren gegen die Zustimmung der Parlamentsfraktion zu den Kriegskrediten (unter ihnen befand sich der heftigste Widersacher des Militarismus, Karl Liebknecht, der nur zwei Wochen zuvor eine sehr gut aufgenommene Rede – in französischer Sprache – vor ungefähr 10'000 französischen Sozialisten in Condé-sur-Escaut gehalten hatte).²⁶ Neun Tage später hielt Ebert unkritisch in seinem Tagebuch die Behauptung der deutschen Regierung fest, dass Frankreich und Italien bereits am 23. Juli damit begonnen hätten, gegen Deutschland mobil zu machen.²⁷ Und wie die meisten anderen SPD-Führer akzeptierte auch er die Regierungslinie, derzufolge der Krieg notwendig sei, um Deutschland gegen die Aggression des autokratischen Russland zu verteidigen, und auch er ergriff den Ölzweig des *Burgfriedens*, den Bethmann Hollweg angeboten hatte, in der Hoffnung, die inoffiziellen reformistischen Ziele auf diese Weise zu fördern.²⁸ Im gleichen Geiste handelnd, trat Arthur Henderson – der gemeinsam mit Keir Hardie im August 1914 einen leidenschaftlichen kriegsgegnerischen *Appeal to the Working Class* veröffentlicht hatte – im Mai 1915 zusammen mit zwei anderen Labour-Abgeordneten, die untergeordnete Regierungsämter übernahmen, in die Regierung Asquith als Erziehungsminister ein.

Dennoch waren Vertreter der Linken, die weiterhin trotz allen Geredes von nationaler Einheit gegen den Krieg auftraten, mehr als bloss eine unbedeutende Minderheit. Es ist kaum anzunehmen, dass «fast eine halbe Million Menschen», die «zwischen dem 26. und 30. Juli an sozialdemokratischen Friedenskundgebungen teilnahmen, die sich in vielen Fällen zu spontanen Strassendemonstrationen ausweiteten», eine Woche später in einer Wolke von Kanonenrauch verschwanden.²⁹ Das gleiche gilt für die 10'000 Pariser Sozialisten, die Liebknechts Rede am 13. Juli gehört hatten.³⁰ Jene deutschen Sozialdemokraten, die im August nicht mit der Parteilinie übereinstimmten, waren nicht ohne Rückhalt in der Bevölkerung.

Als Liebknecht und seine Gesinnungsgenossen 1915 eine gegen den Krieg auftretende Zeitschrift unter dem Titel *Die Internationale* gründeten, waren sie imstande, 5'000 Exemplare zu verkaufen, bevor der Staat eingriff, um die noch übriggebliebenen 4'000 Stück zu beschlagnahmen.³¹ Auch in Grossbritannien erfreute sich die Independent Labour Party (ILP) einer bescheidenen, aber entschiedenen Unterstützung in der Bevölkerung – und dies insbesondere in Schottland, wo Führer wie James Maxton an der Konfrontation mit den Be-

hörden Geschmack gefunden zu haben scheinen, selbst wenn dies Gefängnisstrafen zur Folge hatte. In der Labour Party zählte Ramsay MacDonald zu jenen, die nach Greys Rede am 3. August im Unterhaus ausdrücklich gegen den Krieg auftraten. Der Aussenminister, so erklärte MacDonald, habe ihn «nicht überzeugt», dass «das Land in Gefahr» sei. Er lehnte auch Greys Appell an die Ehre der Nation ab: «Von Staatsmännern dieser Sorte ist noch nie ein Verbrechen begangen worden, ohne dass sie an das Ehrgefühl ihrer Nation appellierten. Wir fochten den Krimkrieg um der Ehre willen aus. Und auch die Ehre brachte uns nach Südafrika.» MacDonald attackierte daraufhin Greys gesamte Bündnispolitik:

«Der sehr ehrenwerte Gentleman hat über Russland überhaupt nichts gesagt. Wir wollen aber auch zu diesem Punkt Bescheid wissen. Wir wollen versuchen herauszufinden, was im Hinblick auf die Machtstellung Russlands in Europa passieren wird, wenn all dies vorbei ist (...). Soweit es um Frankreich geht, so sagen wir feierlich und bestimmt, dass keine derartige Freundschaft, wie sie der sehr ehrenwerte Gentleman beschreibt, zwischen einer Nation und einer anderen, es jemals rechtfertigen könnte, dass eine dieser Nationen im Namen der anderen in einen Krieg eintritt.»

Am 5. August gelang es MacDonald nach der Kriegserklärung gegen Deutschland sogar, in der nationalen Exekutive seiner Partei eine Resolution durchzusetzen, die Greys Handeln verurteilte und den Wunsch der Labour-Bewegung erklärte, «den Frieden im frühestmöglichen Augenblick zu sichern». Obwohl es ihm nicht gelang, die Parlamentsfraktion der Labour Party auf seine Seite zu ziehen – sie stimmte am gleichen Tag für die Kriegskredite –, applaudierten Mitglieder der Indépendant Labour Party seinen Angriffen auf Grey.³²

In Deutschland wurde im Herbst 1914 der *Bund neues Vaterland* als Nachfolgeorganisation der entkräfteten *Deutschen Friedensgesellschaft* gegründet. Deutsche Pazifisten waren auch an einer gesamteuropäischen Organisation für einen dauerhaften Frieden beteiligt, die auf neutralem Territorium zusammentrat.³³ In Grossbritannien wurden im Juli 1914 zwei Gruppen geschaffen, die sich der Intervention widersetzen: die *British Neutrality League*, gegründet von Norman Angell und anderen, und das *British Neutrality Committee*, zu dessen Mitgliedern J.A. Hobson zählte.³⁴

Später kamen das *Stop the War Committee* und die *No-Conscription Fel-*

lowship hinzu. Auf seine ganz eigentümliche Weise widersetzte sich George Bernard Shaw dem Krieg aus Gründen, die sich wenig von jenen unterschieden, die von diesen (im weitesten Sinn) radikalen Gruppen propagiert wurden.³⁵

Sigmund Freud warf dem Staat vor, er gestatte sich im Kriege Untaten, die über den Einzelmenschen Schande bringen würden:

«Der einzelne Volksangehörige kann in diesem Krieg mit Schrecken feststellen, was sich ihm gelegentlich schon in Friedenszeiten aufdrängen wollte, dass der Staat dem Einzelnen den Gebrauch des Unrechts untersagt hat, nicht weil er es abschaffen, sondern weil er es monopolisieren will wie Salz und Tabak. Der kriegführende Staat gibt sich jedes Unrecht, jede Gewalttätigkeit frei, die den Einzelnen entehren würde.»³⁶

In Berlin zählten Albert Einstein und Georg Friedrich Nicolai, der Autor der *Biologie des Krieges*, zu den Unterzeichnern eines «Manifests an die Europäer», das eine Zurückweisung der pathetischen, den Krieg begrüßenden Adresse an die Welt der Kultur darstellen sollte und das von 93 deutschen Intellektuellen unterzeichnet wurde.

Von der Schweiz aus kritisierte Romain Rolland den Krieg als «Zusammenbruch der Zivilisation, (...) die grösste Katastrophe in der Geschichte, (...) den Ruin unserer heiligsten Hoffnungen auf Brüderlichkeit unter den Menschen»³⁷. Das Engagement des Cambridger Philosophen Bertrand Russell für die *Union of Democratic Control* (UDC) und die *No-Conscription Fellowship* fand öffentliche Aufmerksamkeit. Nach Russell war Grey ein «Kriegstreiber», und der Krieg stellte das Ergebnis des Unvermögens dar, eine rationale Politik der Beschwichtigung gegenüber Deutschland durchzuführen.³⁸ Professor J.J. Thomson zählte zu jenen, die im Jahre 1914 öffentlich gegen die britische Interventionspolitik auftraten, ebenso der Historiker F.J. Foakers-Jackson, einer der Unterzeichner des Gelehrtenprotests vom 1. August. G.M. Trevelyan war ein weiterer Historiker, der öffentlich gegen «die Teilnahme Englands am europäischen Verbrechen» Stellung nahm.³⁹ Nur wenige grosse Universitätslehrer waren von Anfang an so eifrige Feinde der Deutschen wie Henry Jackson vom Trinity College. John Maynard Keynes⁴ Vater Neville war möglicherweise eher typisch für die Stimmung in Cambridge: Traurig spielte er Golf, um sich von den Schrecken «dieses entsetzlichen Krieges» abzulenken.⁴⁰ Allerdings änderten viele der frühen Kritiker einer Intervention ihre Einstellung nach dem 4. August.⁴¹ In einem Brief vom 13. August vertrat Trevelyan die

Ansicht, dass «der gegenwärtige schreckliche Kampf darum geht, England, Belgien und Frankreich vor den Junkern zu retten und unsere Inselzivilisation mit ihrer feinen Struktur vor dem Zusammenbruch zu schützen».⁴² Aber dies war doch noch weit von jeglicher Kriegsbegeisterung entfernt.

Zwei Dons aus dem eher konservativen Oxford zählten zu jenen, die den Gelehrtenprotest gegen den Krieg mit Deutschland unterzeichneten, der in einem Leserbrief an die *Times* vom 1. August veröffentlicht wurde und in dem es hiess:

«Wir betrachten Deutschland als eine Nation, die in den Geistes- und Naturwissenschaften führend ist, und wir haben alle von deutschen Gelehrten gelernt und lernen weiterhin von ihnen. Ein Krieg gegen dieses Land im Interesse Serbiens und Russlands würde eine Sünde gegen die Zivilisation darstellen (...). Wir halten uns für berechtigt, dagegen zu protestieren, in den Kampf mit einer Nation hineingezogen zu werden, die der unseren so nahesteht und mit der wir so viel gemeinsam haben.»⁴³

Diese Ansicht wurde auch durch Vizekanzler T.B. Strong von Christ Church in seiner Rede zu Beginn des Herbstsemesters 1914 bekräftigt, in der er Deutschland als «diejenige Macht in Europa, der wir am nächsten stehen», bezeichnete. Das *Oxford Magazine* erwies ehemaligen deutschen Oxford-Studenten, die im Krieg den Tod fanden, die letzte Ehre und veröffentlichte im Januar 1915 einen Brief von Kurt Hahn – einem früheren Christ-Church-Studenten –, in dem Greys Aussenpolitik für den Kriegsausbruch verantwortlich gemacht wurde. Gewiss spielten Historiker aus Oxford eine führende Rolle in der antideutschen Propaganda, und das Studentenmagazin *Varsity* entwickelte im weiteren Verlauf des Krieges einen im wachsenden Masse deutschfeindlichen Ton. Aber mehr als hundert Menschen unterzeichneten einen Protestbrief gegen die Hetzjagd des Magazins auf den Deutsch-Professor H.G. Fiedler (die ihren Höhepunkt in einem Boykottaufruf gegen Deutschprüfungen fand).⁴⁴ Es lag möglicherweise eine gewisse Ironie darin, dass der Vizekanzler der Universität 1916 verkündete, Oxford würde sich zukünftig «an unseren eigenen Massstäben orientieren und nicht versuchen, deutsche Methoden und deutsche Strenge in unser System einzuführen»; geschah es doch während des Krieges, dass der akademische Grad des Doktors der Philosophie in bewusster Nachahmung des deutschen Systems eingeführt wurde.⁴⁵

Viele britische Liberale, die den Krieg unterstützten, taten dies ohne jegliche Begeisterung. William Beveridge und John Maynard Keynes engagierten sich für die Dauer des Krieges im Dienste der britischen Kriegswirtschaft; doch persönlich hielten sie beide den Krieg für einen Fehler. Keynes versuchte vergeblich, seinen Bruder Geoffrey und seinen ungarischen Freund Ferenc Békássy davon abzuhalten, Soldaten zu werden. Als sein Freund Freddie Hardman im Oktober 1914 fiel, schrieb er an Duncan Grand: «Ich fühle mich unglaublich erbärmlich und sehne mich danach, dass der Krieg unter fast allen Umständen möglichst schnell enden sollte. Ich kann es einfach nicht ertragen, dass er gestorben sein soll.»⁴⁶ Die darauffolgenden Todesfälle von Rupert Brooke, einem anderen Freund aus Cambridge, und Békássy verstärkten noch seinen Schmerz.⁴⁷ Im Februar 1916 bestand Keynes trotz seiner Freistellung vom Waffendienst darauf, seine Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer zu beantragen. Ottoline Morrell schrieb er, er wünsche «einen Generalstreik und einen wirklichen Aufstand, um diesen blutigen Menschen, die uns wütend machen und erniedrigen, eine Lehre zu erteilen». Im Dezember 1917 teilte er Duncan Grant mit: «Ich arbeite für eine Regierung, die ich verachte, und für Zwecke, die ich für kriminell halte.»⁴⁸

Wie ernst sollte man die Kriegsgegner nehmen – die fraglos nur eine kleine Minderheit darstellten? Die Regierungen nahmen sie ernst genug. Unter dem preussischen Gesetz über den Belagerungszustand von 1851 (das im ganzen Reich ausser in Bayern Anwendung fand und mit dem Ausbruch des Krieges in Kraft trat) wurden in Deutschland unabhängige Sozialisten und Pazifisten systematisch verfolgt. Die Friedensgesellschaft aus der Vorkriegszeit musste erleben, dass ihre Zeitschrift verboten wurde und ihr Anführer Ludwig Quidde nicht mehr tätig sein durfte. Der Bund Neues Vaterland wurde 1915 der Zensur unterworfen und 1916 verboten.

In Grossbritannien verloren jene, die vor dem Krieg für die Gegenspionage zuständig gewesen waren, keine Zeit, ihren Wirkungskreis so auszudehnen, dass er nun auch die Beschäftigung mit den Kriegsgegnern im Inneren des Landes umfasste. Die Postzensur, die ursprünglich eingeführt worden war, um deutsche Spione zu entlarven, gestattete es, Listen von 34'500 britischen Bürgern mit angeblichen Verbindungen zum Feind zusammenzutragen, hinzu kamen weitere 38'000, die «unter Verdacht wegen einer feindlichen Tätigkeit oder Verbindung zum Feind» standen, sowie schliesslich 5'246 Briten, die mit

«Pazifismus, Antimilitarismus und so weiter zu tun hatten». Darüber hinaus wurden die ILP, das *Stop the War Committee* und die *No-Conscription Fellowship* Gegenstand offizieller Überwachung.⁴⁹ Der Defence of the Realm Act (DORA – Reichsverteidigungsgesetz) wurde nicht nur benutzt, um ILP-Führer wie Maxton hinter Gitter zu bringen, sondern auch einzelne Personen, deren Bedenken gegen den Krieg ethischer oder religiöser und nicht politischer Natur waren. Im Dezember 1915 beispielsweise erhielten zwei Männer eine Haftstrafe von jeweils sechs Monaten für die Veröffentlichung eines Flugblattes, in dem die christliche Auffassung vom Krieg im Sinne der Bergpredigt dargelegt wurde.⁵⁰ Bertrand Russell wurde im Juni 1916 angeklagt, da er eine Broschüre gegen die allgemeine Wehrpflicht verfasst hatte, und 1918 wegen «Beleidigung eines Verbündeten» zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Schliesslich wurden einmal 34 Wehrdienstverweigerer nach Frankreich geschickt und dort vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Die Urteile wurden später nach Protesten von Russell und anderen in Zwangsarbeit umgewandelt.⁵¹ Der einzige Grund, warum es dazu in Deutschland oder Österreich-Ungarn keine Parallelen gab, war der, dass dort keine offizielle Möglichkeit zur Kriegsdienstverweigerung bestand.

Panik

Nicht nur jene, die sich politisch artikulieren konnten, betrachteten den Krieg mit Furcht. In Gegenden, wo die Zivilisten mit dem Eindringen des Feindes zu rechnen hatten, gab es panikartige Reaktionen. Der Massenexodus aus Paris begann bereits vor der ersten Beschiessung der Stadt (30. August 1914); es kamen Erinnerungen an die Belagerung von 1870 auf. Bis September waren etwa 700'000 Zivilisten aus Paris geflohen, davon etwa 220'000 Kinder unter 15 Jahren; unter den Erwachsenen war die gesamte Regierung und die Beamtschaft, die in Bordeaux ein sicheres Unterkommen fanden.⁵² Ähnliche Flüchtlingsströme gab es auch an der Ostfront. Die Pionierarbeit des Historikers Jean-Jacques Becker hat gezeigt, wie ambivalent die Stimmung in Frankreich 1914 selbst in jenen Gegenden war, die nicht direkt vom Krieg bedroht wurden.⁵³ Es ist ein Glücksfall für Historiker, dass der französische Erziehungsminister, Albert Sarraut, an die Lehrer der Grundschulen einiger Departements einen Fragebogen schickte, der unter anderem fragte: «Mobilisierung.

Wie lief das ab? Öffentliche Stimmung, typische Ausdrücke, die man immer wieder hören konnte.» Beckers Analyse der Reaktion der Lehrer aus sechs Departements zeigt, dass Begeisterung nicht die wichtigste Reaktion ganz gewöhnlicher Franzosen auf den Krieg darstellte. Bevor die Nachricht vom Kriegsausbruch einging, bemerkte ein Lehrer in Mansie, «sagte jeder, dass niemand so verrückt oder kriminell sein würde, uns solch eine Heimsuchung aufzubürden». Die am häufigsten zu hörende Reaktion auf die Nachricht von der Mobilmachung in den mehr als 300 Gemeinden, aus denen Berichte aus dem Departement Charente vorliegen, war «Bestürzung», darauf folgte «Überraschung». Aus der Analyse der spezifischen Formulierungen, die benutzt wurden, um die allgemeine Stimmung zu beschreiben, schloss Becker, dass 57 Prozent negativ sowie 20 Prozent «ruhig und gelassen» waren und nur 23 Prozent eine patriotische Begeisterung zum Ausdruck brachten. Innerhalb der negativen Kategorie waren die am häufigsten erwähnten Reaktionen auf die Mobilmachung «Weinen» und «Verzweiflung».

Trotz alledem gab es keinen Widerstand gegen die Mobilmachung (wie es in Russland der Fall war); und die Stimmung wurde zweifellos zu dem Zeitpunkt positiver, da die Truppen abzureisen begannen – die Erwähnungen von «Enthusiasmus» stiegen an. Aber selbst hier handelte es sich um eine eingeschränkte Begeisterung, und die Menschen waren kaum von den Motiven für den Krieg bewegt, die die Historiker für Frankreich zu nennen pflegten: Rache für den Krieg von 1870/1871 und der Wunsch nach Rückeroberung von Elsass-Lothringen. Das wichtigste Grundmotiv war, wie anderswo auch, Verteidigung. Ein typischer Stimmungsbericht formulierte: «Frankreich wollte keinen Krieg; es ist angegriffen worden; wir werden unsere Pflicht tun.» Darüber hinaus deutet der Vergleich mit fünf anderen Departements darauf hin, dass die Begeisterung im Departement Charante möglicherweise überdurchschnittlich war. In Côtes du Nord waren ungefähr 70 Prozent der Reaktionen auf die Mobilmachung negativ.⁵⁴ Es gibt keine auf vergleichbarem Material beruhende Untersuchung über die Stimmung in Grossbritannien, doch es gibt ähnliche Hinweise auf sehr gemischte Stimmungslagen in Deutschland.⁵⁵

Beckers Quellen beziehen sich grösstenteils auf das ländliche Frankreich, während verstreute Berichte eher nahelegen, dass die patriotische Masse im Jahre 1914 ein städtisches Phänomen war. Doch selbst hier gibt es Anlass zur Skepsis. Die unmittelbarste Auswirkung des Kriegsausbruchs auf die Wirt-

schaft war in den Städten ein Sturz in die Rezession. In Berlin stieg die Arbeitslosigkeit unter Gewerkschaftsmitgliedern von sechs Prozent im Juli 1914 auf 19 Prozent im August, sie erreichte im folgenden Monat mit beinahe 29 Prozent ihren Höhepunkt. In London stiegen die Arbeitslosenraten für Beschäftigte, die an der staatlichen Versicherung teilhatten, von sieben auf zehn Prozent. Die Unterbeschäftigung war sicherlich noch höher, da Gelegenheitsarbeiter (die meist weder Gewerkschaften angehörten noch versichert waren) früher entlassen wurden. Am schlimmsten betroffen war Paris, und dies nicht zuletzt deshalb, weil so viele Unternehmer aus der Hauptstadt flohen. Die Gesamtzahl der Beschäftigten in der Pariser Region fiel im August um etwa 71 Prozent. Obwohl ein grosser Teil dieses Rückgangs auf den Abgang von Arbeitern zur Armee zurückgeführt werden muss, waren dennoch im Oktober mindestens 300'000 Einwohner von Paris als arbeitslos registriert: Dies entsprach 14 Prozent der Gesamtzahl der Arbeitskräfte der Stadt.⁵⁶ Während die Arbeitslosigkeit wohl hauptsächlich die Arbeiterklasse tangierte; erwecken fotografische und andere Quellen den Eindruck, dass die Mehrheit der patriotischen Demonstranten im Jahre 1914 den Mittelschichten angehörten. Rund um Hitler sind auf dem Odeonsplatz in der Masse keine Arbeitermützen zu sehen, Strohhüte und Panamahüte herrschen vor. Auch in Berlin bestand die Masse, die nach einem Bericht des *Vorwärts* am 26. und 27. Juli die Strassen beherrschte, meist aus jungen Männern in neuer, modischer Kleidung, was eher auf nationalistische Studenten und Angestellte hindeutet.⁵⁷ Zeitungsberichte lassen vermuten, dass die Menge um den Buckingham Palace und Whitehall am 3. August – deren Grösse die *Daily Mail* auf 60'000 schätzte, obwohl es eher 20'000 gewesen sein werden – in erster Linie aus Angehörigen der Mittelschichten, die in den Vororten lebten, bestand.⁵⁸

Wenn auch unter den Bankangestellten vom Südufer der Themse im August 1914 einiger Chauvinismus zu beobachten war, so war eine Kriegsbegeisterung auf den Finanzmärkten, wo sie ihre Beschäftigung fanden, nicht festzustellen. Vor 1914 hatten Autoren wie Ivan Bloch und Norman Angell argumentiert, die finanziellen Konsequenzen eines grossen europäischen Krieges würden so gewaltig sein, dass sie ihn praktisch unmöglich machten. Bloch hatte die Kosten eines grossen Krieges für fünf kriegführende Nationen auf vier Millionen Pfund täglich eingeschätzt:

«Aber könnte man nicht Kredite aufnehmen und Papiergeld in Umlauf bringen?» [wurde Bloch von seinem englischen Herausgeber gefragt]. «Sicherlich», entgegnete Bloch, «das wird man zweifellos versuchen, aber die unmittelbaren Konsequenzen des Krieges werden dazu führen, dass die Wertpapiere um 25 bis 50 Prozent fallen. Bei solch einem zusammenbrechenden Markt wäre es schwierig, Anleihen unterzubringen. Man müsste also zu Zwangsanleihen und zu nicht konvertierbarem Papiergeld Zuflucht nehmen (...). Die Preise (...) würden enorm steigen.»⁵⁹

Dieses Problem würde für jene Länder besonders drückend sein, die sich teilweise auf ausländische Kreditgeber stützen mussten, um ihre Vorkriegsschulden zu finanzieren. Angell argumentierte, «die tiefen Veränderungen, die durch Kredite ausgelöst wurden» und die «empfindliche gegenseitige Abhängigkeit im internationalen Finanzwesen» führten dazu, dass ein Krieg mehr oder weniger unmöglich werden würde: «Keine physische Gewalt kann die Macht des Kreditwesens beiseite schieben.» Wenn ein Schlachtschiff einer fremden Macht die Themse hinaufdampfe, dann wäre es die Wirtschaft dieses fremden Landes, die leiden würde, und nicht die britische, wenn die Investoren die Staatsanleihe des Angreifers zu Schleuderpreisen verkauften.⁶⁰ Und der französische Sozialist Jean Jaurès paraphrasierte Angell, als er erklärte, die «internationale Bewegung des Kapitals sei der grösste einzelne Garant des Weltfriedens».

Die Vorstellung, es gebe ökonomische Hindernisse für einen Krieg, wurde weithin geteilt, und dies nicht nur auf der politischen Linken. Schlieffen hatte seinen Plan genau auf diese Annahme gegründet. 1910 schrieb er dazu, lange Kriege seien zu einer Zeit unmöglich, da die Existenz jeder Nation sich auf den ununterbrochenen Fortschritt des Handels und der Industrie gründe: «Ermattungsstrategie lässt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert.»⁶¹

Der russische Geschäftsträger in Berlin warnte einen deutschen Diplomaten bereits am 22. Juli, dass «deutsche Aktienbesitzer (...) mit ihren eigenen Wertpapieren den Preis für die Methoden zahlen müssten, die von österreichischen Politikern angewandt würden».⁶² Am nächsten Tag sagte Sir Edward Grey (in einem Gespräch mit dem österreichischen Botschafter Graf Mensdorff) voraus, der Krieg werde «die Ausgabe einer so grossen Geldsumme und so grosse Eingriffe in die Wirtschaft notwendig machen, dass er von einem totalen Zusammenbruch des Kreditwesens und der Industrie in Europa begleitet sein

oder dieser auf ihn folgen würde»⁶³. Ein Krieg auf dem Kontinent, so sagte er Lichnowsky am 24. Juli, würde «absolut unberechenbare (...) Ergebnisse [haben]: totale Erschöpfung und Verarmung; Industrie und Handel würden ruiniert und die Macht des Kapitals zerstört werden. Revolutionäre Bewegungen wie jene des Jahres 1848 werden sich aufgrund des Zusammenbruchs der industriellen Aktivitäten ergeben.»⁶⁴ Am 31. Juli ging Grey, wie Paul Cambon nach Paris berichtete, so weit, dieses Argument zugunsten der britischen Nicht-Intervention einzusetzen:

«Man nimmt an, dass der kommende Konflikt die Finanzen Europas erschüttern wird, Grossbritannien sich einer ökonomischen und finanziellen Krise ohne Beispiel gegenüber sehen wird und die britische Neutralität der einzige Weg sein könnte, einen totalen Zusammenbruch des europäischen Kreditwesens zu verhindern.»⁶⁵

Obwohl sie sich mittelfristig als falsch erweisen sollten, waren diese Voraussetzungen sowohl kurzfristig wie auch langfristig richtig. Die Wiener Börse war bereits am 13. Juli ins Taumeln geraten. In Hamburg hatte Max Warburg unmittelbar nach den Attentaten von Sarajevo damit begonnen, zu Geld zu machen, was verkauft werden konnte, und seine Engagements zu reduzieren. Am 20. Juli mussten die wichtigsten Hamburger Banken die ersten Massnahmen ergreifen, um sich einer Panik an der Börse zu widersetzen.⁶⁶ Dass die Krise sich in Hamburg so früh zeigte, war möglicherweise auf eine Reihe offizieller Hinweise, dass der Krieg unmittelbar bevorstehe, zurückzuführen. Am 18. Juli verlangte der Kaiser, dass der Reeder Albert Ballin über die mögliche Mobilmachung informiert werden solle; drei Tage später schrieb die Reichskanzlei an den Hamburger Senat und wies auf die Notwendigkeit hin, dass die örtlichen Arbeitsämter für den Kriegsfall Arbeitskräfte zur Verfügung stellen müssten; und am 23. Juli schickte das Aussenministerium einen Beamten mit einer Kopie des österreichischen Ultimatums an Serbien nach Hamburg.⁶⁷ Als am 28. Juli die Nachricht Hamburg erreichte, dass die deutsche Regierung Greys Vorschlag einer Aussenministerkonferenz in London zurückgewiesen hätte, gab es an der Hamburger Börse eine so deutliche Panik, dass Warburg sich gezwungen sah, Kontakt zur Wilhelmstrasse aufzunehmen. Er wurde autorisiert, verlauten zu lassen, wenn auch die deutsche Regierung die vorgeschlagene Konferenz nicht als angemessen erachte, so würden doch die Ver-

handlungen auf Regierungsebene fortgesetzt, die bereits mit Erfolg eingeleitet worden seien. Obwohl die unaufrichtige Stellungnahme mit Beifall begrüsst wurde, hat man die Börse an jenem Abend nicht wieder eröffnet.⁶⁸

In London wurde die Krise bis zum 27. Juli, dem Tag vor der österreichischen Kriegserklärung an Serbien, nicht deutlich sichtbar, als deutsche Banken begannen, Depots abzuziehen und Positionen zu räumen.⁶⁹ Dass dies nur der Beginn war, wurde im Laufe der nächsten Tage deutlich, als Lord Rothschilds Pariser Vettern – für ihn völlig überraschend – ein verschlüsseltes Telegramm schickten, in dem der Verkauf «einer gewaltigen Menge von Konsoln hier für die französische Regierung und die Sparkassen» gefordert wurde. Lord Rothschild weigerte sich zunächst mit der rein technischen Begründung, «dass es beim gegenwärtigen Zustand unserer Märkte ganz unmöglich ist, überhaupt etwas zu unternehmen»; dann fügte er das politische Argument hinzu, dass es eine «beklagenswerte Auswirkung haben würde, (...) falls wir Gold an eine kontinentale Macht schicken würden, um diese in einem Augenblick zu stärken, da ‚Krieg‘ in jedermanns Mund ist»⁷⁰. Trotz seiner Versicherung gegenüber den französischen Rothschilds, dass ihre Telegramme mit äusserster Diskretion behandelt würden, warnte Rothschild seinerseits sogleich Asquith vor dem, was geschehen war. Mit geradezu heroischer Untertreibung bezeichnete Asquith dies gegenüber Venetia Stanley als «seltsam»⁷¹. Und in seinem Tagebuch äusserte er sich offener: «Die City (...) befindet sich in einem schrecklichen Zustand der Depression und der Paralyse (...). Die Aussichten sind sehr finster.»⁷²

Das erste wirkliche Krisensymptom bestand in einem heftigen Kurssturz der Staatsschuldverschreibungen – dem üblichen Anzeichen einer internationalen Krise. Am 29. Juli stürzten die Konsoln von über 74 auf 69,5; nach Wiedereröffnung des Marktes fielen sie weiter. Der Absturz um fünf Punkte am 1. August war dem *Economist* zufolge beispiellos, und ebenso aussergewöhnlich war die Erweiterung der Kluft zwischen Nachfrage und Angebot (die Differenz zwischen den Preisvorstellungen von Käufern und Verkäufern) um einen ganzen Punkt, verglichen mit dem historischen Durchschnitt von einem achteil Punkt. Die Obligationen der anderen Mächte stürzten noch tiefer.⁷³ Blochs Vorhersage eines Kurssturzes der Staatspapiere von 25 bis 50 Prozent hatte begonnen, Realität zu werden. Dieser Preissturz wirkte sich auch auf die Aktienkurse aus, selbst auf jene nicht-europäischer Unternehmen. Keynes

hatte am 28. Juni einige «mutige» Käufe von Rio-Tinto- und Canadian-Pacific-Aktien auf der Basis der Annahme durchgeführt, dass Russland und Deutschland sicher nicht in einen österreichisch-serbischen Krieg «eintreten würden». ⁷⁴ Er war nun einer unter vielen Investoren, die schwere Verluste zu erwarten hatten.

Da es bis zum 3. August ungewiss blieb, ob Grossbritannien wirklich in den Krieg eintreten würde, erlaubt uns die Kursentwicklung bis zum 1. August Schlussfolgerungen darauf, was von der City für den Fall eines rein auf den Kontinent beschränkten Konflikts erwartet wurde. Zwischen dem 18. Juli und 1. August (dem letzten Tag, für den Notierungen veröffentlicht wurden) fielen die Staatspapiere aller grossen Mächte sehr stark, aber einige tiefer als andere. Russische Vier-Prozenter fielen um 8,7 Prozent, dreiprozentige französische Anleihen um 7,8 Prozent – doch deutsche dreiprozentige Anleihen fielen nur um vier Prozent. Solange der Eintritt Grossbritanniens in den Krieg nicht feststand, setzte die City ihr Geld, so wie sie es 1870 getan hatte, auf Moltke. Doch die britische Entscheidung, zugunsten Frankreichs zu intervenieren, gab allem nun einen anderen Anstrich. Denn sie bedeutete einen lang dauernden und weltweiten Krieg. Wären die europäischen Börsen nach dem 1. August nicht geschlossen worden, dann würden die Preise für alle Staatsanleihen weiter gefallen sein, vermutlich stärker als jemals zuvor in den vergangenen hundert Jahren.

So wie es Jaurès und andere vorhergesagt hatten, versuchten 1914 die Bankiers daher, soweit sie es konnten, einen Krieg zu vermeiden: Sie sahen deutlicher als die Politiker, dass der Ausbruch eines grossen Krieges ein finanzielles Chaos herbeiführen würde. So teilte Lord Rothschild am 27. Juli seinen Vettern mit: «Niemand in der City denkt und redet über irgendetwas anderes als über die europäische Lage und die Konsequenzen, die sich ergeben könnten, wenn keine ernsthaften Schritte unternommen werden, um eine europäische Katastrophe zu vermeiden.» ⁷⁵ Am 30. Juli schrieb er: «So ungeschickt sich Österreich auch gezeigt haben mag, so wäre es doch äusserst verbrecherisch, wenn *Millionen von Menschenleben* geopfert würden, um [den] Mord zu sanktionieren, einen brutalen Mord, den die Serben sich haben zuschulden kommen lassen.» ⁷⁶ Am nächsten Tag drängte er seine französischen Vettern konkret, dafür zu sorgen, dass «der russischen Regierung folgendes nachdrücklich nahegelegt» werde:

«1. dass das Ergebnis eines Krieges, ein wie mächtiges Land der Verbündete auch sein mag, immer zweifelhaft ist; aber was immer das Ergebnis sein wird, die Opfer und die Leiden, die damit Zusammenhängen, werden horrend und unermesslich sein. In diesem Fall würde das Elend grösser als alles je zuvor Erlebte sein.

2. Frankreich ist Russlands grösster Kreditgeber, und tatsächlich sind die finanziellen und ökonomischen Zustände der beiden Länder aufs Engste miteinander verbunden, und wir hoffen, Ihr werdet Euer Bestes tun, um allen Einfluss geltend zu machen, den Ihr habt, um Euren Staatsmännern auch in letzter Minute klarzumachen, [dass sie alles zu tun müssen] diesen abscheulichen Kampf zu verhindern und Russland deutlich zu machen, dass es dies Frankreich schuldig sei.»⁷⁷

Am 31. Juli beschwor Rothschild die *Times*, den Ton ihrer Leitartikel zu mässigen, die «das Land in den Krieg hetzten»; aber sowohl der Auslandsredakteur Henry Wickham Steed als auch sein Verleger Lord Northcliffe hielten dies für eine «schmutzige deutsch-jüdische internationale Finanzverschwörung, um uns dazu zu zwingen, für Neutralität einzutreten», und sie gelangten zu dem Schluss, dass «die angemessene Antwort morgen ein noch schärferer Leitartikel sein würde». Rothschild versuchte über Paul Schwabach seine Kommunikationskanäle nach Berlin offenzuhalten⁷⁸; er schickte sogar einen persönlichen Friedensappell direkt an den Kaiser.⁷⁹ Wie Asquith Venetia Stanley mitteilte, strebte man «in der City besonders nachdrücklich [danach], (...) uns um jeden Preis draussen zu halten».⁸⁰ Cambon informierte den Quai d'Orsay über die «ausserordentlichen Bemühungen, (...) die durch die Geschäftswelt unternommen werden, die Regierung davon abzuhalten, gegen Deutschland einzugreifen. Die Finanzleute der City, die Gouverneure der Bank von England, die mehr oder weniger unter der Vorherrschaft von Bankiers deutscher Herkunft stehen, führen eine sehr gefährliche Kampagne durch.»⁸¹

Doch plötzlich wurde deutlich, dass die Bankiers tatsächlich machtlos waren: Die Banken konnten einen Krieg nicht verhindern – aber ein Krieg konnte den Banken Einhalt gebieten. Dies lag an den paralyisierenden Auswirkungen, den ein Krieg, an dem Grossbritannien beteiligt war, auf den Handel mit dem Kontinent hatte. Man wusste genügend über britische Kriegspläne, um anzunehmen, dass aller Handel wirksam zum Erliegen gebracht würde, und dies bedeutete: keine weitere Lieferung deutscher Güter nach Grossbritannien, keine weitere Lieferung britischer Güter nach Deutschland. Doch Zahlungen für die Schiffe, die jetzt nicht mehr in See stechen würden, waren auf die Er-

stellung von Rechnungen hin im Voraus erfolgt. Die Wechselbanken, die diesen Handel durch Diskontierung derartiger Rechnungen finanziert hatten, befanden sich daher in einer ernsten Notlage. Sie hatten ungefähr 350 Millionen Pfund an Aussenständen in Form von angenommenen Wechseln und ein beträchtlicher Anteil davon würde mit grösster Wahrscheinlichkeit platzen.⁸²

Wie Keynes darlegte, hatte dies Rückwirkungen auf das Bankensystem insgesamt: «Die Clearing-Institute hängen von den Wechselbanken und von den Diskonthäusern ab. Die Diskonthäuser hängen von den Wechselbanken ab, und die Wechselbanken sind von ausländischen Klienten abhängig, die nicht imstande sind, Geld zu überweisen.» Nun tauchte die Möglichkeit auf, dass eine von den Wechselbanken ausgehende akute Liquiditätskrise das gesamte britische Finanzsystem bedrohen könnte. Am 30. hatte die Bank von England 14 Millionen Pfund an den Diskontmarkt und einen ähnlichen Betrag an die Banken vorgestreckt. Sie war aber gezwungen, die eigenen Reserven zu schützen (die von 51 Prozent aller Schuldposten auf gerade einmal 14,5 Prozent gefallen waren), indem sie den Diskontsatz von drei auf vier Prozent erhöhte. Bereits am 27. Juli sah sich die russische Zentralbank gezwungen, den Goldstandard vorläufig aufzuheben. Als die Bank von England am 31. Juli versuchte, denselben Schritt durch Verdopplung ihres Diskontsatzes auf acht Prozent zu vermeiden, worauf dann eine weitere zweiprozentige Erhöhung am Tag darauf folgte, brach der Markt zusammen. Zur Vermeidung eines vollständigen Fiaskos musste die Börse am 31. Juli geschlossen werden, das gleiche ereignete sich auch in Berlin und Paris. Zu Schliessungen der Börse war es in Paris schon früher gekommen (beispielsweise 1848); aber nicht einmal die schlimmste Krise des 19. Jahrhunderts hatte es je notwendig gemacht, in London eine derart drastische Massnahme zu ergreifen. Am nächsten Tag kam es (wie 1847, 1857 und 1866) dazu, dass Lloyd George dem Gouverneur der Bank von England einen Brief zukommen liess, durch den er ihm gestattete, falls dies notwendig sein sollte, den Notenumlauf, der vom Bank Charter Act begrenzt worden war, zu erhöhen. Zufällig war der 1. August ein Sonntag und der darauffolgende Montag ein Bankfeiertag; weiterer Spielraum wurde dadurch geschaffen, dass man die Bankschliessung auf den Rest der Woche ausdehnte. Die Börse blieb «bis auf Weiteres» geschlossen. Wie auch in Paris gab es ein vorläufiges Schuldenmoratorium (eine Massnahme, die in Berlin erfolgreich vermieden wurde).⁸³

Unter Bankiers herrschte eine düstere Stimmung. In Hamburg trieb der Eintritt Englands in den Krieg Ballin zur Verzweiflung, was selbst Warburg erstaunte. Im September hatte jedoch auch er jede Hoffnung auf einen schnellen Sieg aufgegeben.⁸⁴ «Keine Regierung hat sich jemals eine ernstere und schmerzhaftere Aufgabe gestellt», schrieb Alfred de Rothschild an seine Vettern in Paris am 3. August, als ihm deutlich wurde, dass Grossbritannien eingreifen würde. Er konnte überhaupt nicht «ohne Schaudern an das militärische und moralische Schauspiel denken, das wir vor uns liegen haben mit all den schmerzlichen Details, die in der Ferne lauern»⁸⁵. Es mag in der Tat im Jahre 1914 Menschen gegeben haben, die ernsthaft glaubten, dass der Krieg eine kurze und süsse Angelegenheit sein würde. Aber die Bankiers zählten nicht dazu – genausowenig wie der deutsche Generalstab.

Soldat werden

Der deutlichste Nachweis einer Kriegsbegeisterung besteht in der Kampfbereitschaft von Männern. Auf dem Kontinent hatten sie kaum eine Wahl. Jene, die ihre Militärdienstzeit gerade absolvierten oder sie unlängst hinter sich gebracht hatten, wurden bei Ausbruch des Krieges sogleich mobilisiert. Es ist jedoch bemerkenswert, dass es wenig Widerstand gegen Mobilmachungen gab, selbst dort nicht, wo sie (wie in Teilen Frankreichs) mit gedämpfter Begeisterung aufgenommen wurden. Nur in Russland gab es einen gewalttätigen, wenn auch nur sporadischen Widerstand eines Teils der Bauern, die die Einmischung der Militärbehörden am Vorabend der Ernte ablehnten.⁸⁶ Darüber hinaus war es auch in jenen Ländern, in denen Militärdienstpflicht bestand, für jene, die nicht in Friedenszeiten «gedient hatten», noch möglich, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, was viele taten, so auch Adolf Hitler und Ernst Jünger. Wie der Schriftsteller sich erinnert, wurden die Kriegsfreiwilligen von den alten Soldaten nicht gerade liebenswürdig behandelt: «Die alten Leute nahmen vielmehr jede Gelegenheit wahr, uns ordentlich hochzunehmen, und jeder lästige oder unerwartete Auftrag wurde selbstverständlich den Kriegsmutwilligen zugeteilt.»⁸⁷ In Hamburg und anderswo war es die Mittelklasse, deren Angehörige freiwillig zu den Fahnen eilten: Knaben wie der 15-jährige Percy Schramm, der aus einer bedeutenden Hamburger Kaufmannsfamilie stammte⁸⁸, oder der junge Frankfurter Jude Herbert Sulzbach, der bereits

am 14. Juli 1914 mit dem Gedanken spielte, «mit meinem Militärdienst zu beginnen, statt zur Kaufmannsausbildung nach Hamburg zu gehen»; nach einigem Zögern meldete er sich dann am 1. August freiwillig.⁸⁹

In Grossbritannien und im Empire wurde die Militärdienstpflicht nicht vor Beginn des Jahres 1916 eingeführt. Alle, die vorher in das Heer eintraten, taten dies freiwillig. Am 25. August 1914 verkündete Kitchener seine Ziele für die Rekrutierung von Freiwilligen: Er verlangte zunächst 30 Divisionen, und diese Zahl stieg ständig an, bis sie ein Jahr später bei 70 angelangt war. Die Gesamtzahl der Männer, die er in den ersten Monaten des Krieges benötigte, betrug 200'000.⁹⁰ Es meldeten sich jedoch nicht weniger als 300'000.

In einer einzigen Woche (30. August bis 5. September) traten 174'901 Männer unter die Fahne.⁹¹ Die tägliche Gesamtzahl stieg von 10'019 am 25. August bis auf ein Maximum von 33'000 am 3. September.⁹² Insgesamt meldeten sich etwas weniger als 2,5 Millionen Männer, um in der britischen Armee zu kämpfen. Dies waren etwa 25 Prozent derjenigen, die dafür in Frage kamen. Von diesen traten 29 Prozent in den ersten acht Kriegswochen in die Streitkräfte ein. Beinahe ebenso viele Männer, wie später nach Einführung der Wehrpflicht eintraten, gingen freiwillig zur Armee. Tatsächlich nahm die Gesamtzahl der jährlichen Zugänge trotz Wehrpflicht tendenziell ab.⁹³ Bei einem Versuch, das frühe «Wettrennen» zu verlangsamen, erhöhte das Kriegsministerium die körperliche Mindestgrösse für Rekruten am 11. September, wenn es auch dieses Mass Ende Oktober wieder herabsetzen musste und man am 14. November zum alten Mass zurückkehrte.⁹⁴ Bis zur Schlacht an der Somme kämpften die britischen Soldaten in den meisten Fällen, weil sie dies wünschten, und nicht, weil sie es mussten.

Nicht alle Briten waren jedoch begeistert zum Kämpfen bereit. Es stimmt gewiss nicht, dass (wie nach dem Kriege behauptet wurde) «alle Klassen (...) in gleicher Weise ihren Anteil geleistet haben»⁹⁵. Ebenso wenig ist es richtig, dass die neue Armee aus «der gleichen Art von Durchschnittsrekruten [zusammengesetzt war], wie es dem Durchschnittsandrang von regulären Rekruten» vor dem Krieg entsprach.⁹⁶ Wie viele Zeitgenossen, darunter der grosse Rekrutenwerber Lord Derby, bemerkten, meldeten sich viele Männer aus der Mittelschicht – also potentieller Offiziersnachwuchs –, um als einfache Sol-

daten am Kampfeschehen teilzuhaben. «Da gab es Anwälte, Bankangestellte, qualifizierte Ingenieure», erinnerte sich einer, der dem Regiment «City of Birmingham» beitrug, doch entsprach auch eine grosse Anzahl von Rekruten dem traditionell schlecht ernährten Typus aus der Arbeiterklasse.⁹⁷ Innerhalb der Arbeiterschaft waren Textilarbeiter unterrepräsentiert, während Bergarbeiter (vom Standpunkt der Kriegswirtschaft unvernünftigerweise) im Übermass vertreten waren: 115'000 Bergleute meldeten sich im ersten Kriegsmonat freiwillig, das entsprach etwa 15 Prozent der Mitgliederzahl der Gewerkschaft der Bergleute (Miner's Federation), und im Juni 1915 hatte ihre Zahl 230'000 erreicht. In einigen Bergarbeiterstädten gab es buchstäblich keine jungen Männer mehr.⁹⁸ Das auffallendste Ungleichgewicht bestand in dem hohen Anteil der Männer, die im Dienstleistungssektor beschäftigt waren, im Vergleich zu jenen aus der Industrie: 40 Prozent der Männer im Finanzwesen, im Handel und in den qualifizierten freien Berufen hatten sich bis Februar 1916 freiwillig gemeldet, verglichen mit einem Anteil von 28 Prozent der in der Industrie Beschäftigten.⁹⁹ Dies hing teilweise damit zusammen, dass die Angestellten in der Regel grösser und gesünder waren; teilweise war es aber darauf zurückzuführen, dass versucht wurde, besonders wichtige Industriearbeiter in ihren Stellungen zu halten. Doch insgesamt waren die Mittelschichten auch kriegsbegeisterter.

Auffallend sind die nationalen Unterschiede innerhalb Grossbritanniens und des Britischen Empire. Die Schotten, die in der Vorkriegsarmee etwas unterrepräsentiert waren, waren am stärksten dazu bereit, sich für den Krieg zu melden. Im Dezember 1915 hatten sich etwas weniger als 27 Prozent aller schottischen Männer im Alter zwischen 15 und 49 Jahren freiwillig gemeldet.¹⁰⁰ Auch die Australier waren sehr kampflustig: Der «fünfte Kontinent» war der einzige Teil des Empire, wo nicht die Wehrpflicht eingeführt zu werden brauchte.¹⁰¹ Die Iren waren dagegen verhältnismässig zögerlich: Nur elf Prozent derjenigen, die in Frage kamen, meldeten sich aus eigenem Antrieb, doch auch hier gab es erhebliche regionale Unterschiede, und insbesondere war man nach 1916 recht zurückhaltend.¹⁰² Ähnliche politische Faktoren beeinflussten die Rekrutierung in Kanada – das von allen Dominions die grösste Zahl an Soldaten schickte (641'000). Darunter waren trotz der Tatsache, dass diese 40 Prozent der Bevölkerung ausmachten, nur fünf Prozent französisch sprechende Kanadier.¹⁰³

Warum traten Männer in die Streitkräfte ein? In der Mehrheit der Fälle ge-

schah dies sicher nicht, um die Einhaltung des Vertrages von 1839 über die Neutralität Belgiens durchzusetzen (noch viel weniger, um Serbien wegen des Attentats von Sarajevo gegen habsburgische Vergeltung zu verteidigen). Gewiss berühren einige der berühmten Erinnerungen von Kriegsteilnehmern die belgische Frage. Graves erinnert sich, «wegen der zynischen Verletzung der belgischen Neutralität durch die Deutschen in Wut geraten zu sein»; Sassoon las in den Zeitungen, «dass deutsche Soldaten belgische Babys kreuzigten»¹⁰⁴. Sir William Lever versicherte einem Mitglied der belgischen Exilregierung, dass «alle Soldaten» der neuen Armee «voller mutiger Bereitschaft seien, an die Front zu gelangen und wegen der Übel, die Belgien zugefügt worden sind, Rache zu üben».¹⁰⁵

Eine weniger präzise Form von «Vaterlandsliebe» wird üblicherweise als das typische Motiv der Freiwilligen erachtet.¹⁰⁶ Der patriotische «Geist von 1914» so wird argumentiert, war das Produkt von Jahren der Indoktrination – auf Schulen, Universitäten, in nationalistischen Verbänden und (auf dem Kontinent) im Militär. Die Massen – zumindest die Mittelschichten – waren «nationalisiert» worden, weil sie endlos nationalistischer Musik, nationalistischer Dichtung, nationalistischer Kunst, nationalistischen Denkmälern und nationalistischer Geschichtsschreibung ausgesetzt waren. Selbst einige der kulturellen Tendenzen, die wir heute als «modernistisch» ansehen, trugen zur Kriegsbegeisterung bei, indem sie den Krieg als Triebkraft der spirituellen Erneuerung und eine Form des Widerstands gegen die Vernichtung darstellten.¹⁰⁷

Kenneth Kershaw beschreibt seinen Eintritt in die Gordon Highlanders im Juni 1915 als «den glücklichsten Tag meines Lebens ohne jede Ausnahme. Ich bin endlich auserwählt, für mein Land zu kämpfen, dies war meine ganze und einzige Bestrebung im Leben.»¹⁰⁸ Es fällt auf, wie nebelhaft diese Vaterlandsliebe war: Was hatte das Kämpfen in Belgien oder Nordfrankreich mit dem Kämpfen für Grossbritannien (oder gar für das schottische Hochland) zu tun? Für viele Freiwillige, die aus Privatschulen kamen, führten die Auswirkungen ihrer Erziehung dazu, das Interesse an den Gründen des Krieges zu verkleinern. Sir John Frenchs ideale neue Offiziere – «Männer vom Lande (...) gewohnt an Jagd, Polo und andere Spiele im Freien» – waren geneigt, den Krieg als «das grösste Spiel» zu betrachten. In Sassoons Worten: «... ein Picnick zu Pferde bei perfektem Wetter.»¹⁰⁹ Für Männer wie Francis Grenfell

waren deutsche Soldaten nicht mehr als eine Art Füchse oder Bären, die man aus Jagdleidenschaft hetzte.

Einer von jenen, die freiwillig dienten und nicht privilegierter Sprössling einer Privatschule war, erinnerte sich später an seine Annahme, es sei das Ziel der britischen Landungsarmee, die Deutschen daran zu hindern, Grossbritannien zu überfallen:

«Wir kämpften nicht für König und Vaterland, weil wir den König nie kennengelernt hatten. Ich denke, es war einfach so: Es war Krieg, und jeder hatte das Gefühl, dass wir etwas unternehmen könnten. Es lag uns ein anderes Heer gegenüber, und wir wollten nicht, dass dieses nach England eindringe, und wir dachten, der beste Weg, sie aufzuhalten, bestehe darin, sie dort zu festhalten, wo sie sich befanden, nämlich in Frankreich.»¹¹⁰

Dies war ebenso plausibel wie irrig, denn es gab keinen deutschen Plan für eine Invasion der Britischen Inseln. Doch wurde das Gefühl der Selbstverteidigung sicherlich ernsthaft verspürt: Der Höhepunkt der Rekrutierungswelle fiel mehr oder minder mit der schweren Krise der britischen Expeditionstreitkräfte (dem Rückzug aus Mons) zusammen, als die Deutschen nahe daran zu sein schienen, Paris zu nehmen.

Andere wiederum, die aus dem gleichen sozialen Milieu stammten, dachten weniger strategisch. George Coppard, ein 16jähriger Knabe aus Croydon, der nur eine Grundschulausbildung besass, «wusste nichts» über das, was in Frankreich los war, als er sich am 27. August freiwillig meldete.¹¹¹ Harry Finch kam nicht einmal auf den Gedanken, irgendein Motiv für seine Entscheidung zu erwähnen, im Januar 1915 ins Heer einzutreten; sein Bruder war bereits vor dem Krieg in der Armee gewesen, und daher wäre er möglicherweise selbst dann eingetreten, wenn der Frieden erhalten geblieben wäre.

Warum meldeten sich junge Briten in solch hoher Zahl zum Kriegsdienst? Fünf Motive sind in diesem Zusammenhang zu nennen:

1. *Erfolgreiche Rekrutierungstechniken.* Die Bemühungen des Parlamentarischen Rekrutierungsausschusses (PRC) dürften bei der Steigerung der Rekrutierung durchaus erfolgreich gewesen sein. Man baute eine beeindruckende Organisation von 2'000 Freiwilligen auf, der es gelang, 12'000 Veranstaltungen zu organisieren, bei denen etwa 20'000 Reden gehalten wurden. 8 Millionen Briefe wurden verschickt und nicht weniger als 54 Millionen Plakate, Broschüren und andere Publikationen verteilt. Jedoch wurde das PRC nicht vor dem 27. August gegründet, seine erste Veranstaltung fand nicht vor

dem 31. August statt, und es wurde erst nach der grössten Rekrutierungswelle wirklich aktiv.¹¹² Zahlreiche Autobiographien legen nahe, dass die schwungvolle Musik der Militärkapellen, die vor den Rekrutierungsbüros spielten, in den allerersten Stadien des Krieges wirksamer als alle Reden von lokalen Würdenträgern war.¹¹³ Auch gab es ganz sicher zahlreiche Leitartikel wie jenen im *Newcastle Daily Chronicle* vom 1. September, in dem heftig gedrängt wurde: «Wir brauchen mehr Männer aus Grossbritannien – unsere Alliierten haben ihre jungen Männer bereits in vollem Ausmass zur Verfügung gestellt.»¹¹⁴

2. *Weiblicher Druck.* Es gibt viele Belege dafür, dass Frauen solchen Männern, die keine Uniform trugen, weisse Federn als Symbol ihrer Feigheit überreichten. Die Regierungspropaganda machte sich dies zunutze. Das clevere Plakat des PRC fragte: «Wenn der Krieg vorbei ist und jemand fragt deinen Gatten oder Sohn, was er während des grossen Krieges getan hat, soll er dann seinen Kopf hängenlassen, weil du ihm nicht erlaubt hast davonzuziehen?» Noch gröber, aber vielleicht wirkungsvoller war die Unterstellung, dass jene Männer, die nicht kämpften, wohl auf andere Weise auf die schiefe Bahn geraten würden: «Trägt dein lieber Kerl jetzt eine Khakiuniform? (...) Wenn dein junger Mann seine Pflicht gegenüber König und Vaterland vernachlässigt, dann kommt auch die Zeit, wo er *dich* vernachlässigen wird.»¹¹⁵ Selbst führende Suffragetten, wie Emmeline und Christabel Pankhurst, schlossen sich der allgemeinen Linie an und argumentierten, dass Deutschland «eine männliche Nation» sei und dass ein deutscher Sieg «ein katastrophaler Schlag gegen die Frauenbewegung» sein würde. Fanatisch drängten sie auf Einführung der Wehrpflicht und begrüsstes es, dass Frauen als Arbeitskräfte in die Munitionsfabriken strömten.¹¹⁶

3. *Gruppendruck unter Gleichrangigen.* Es gibt keinen Zweifel an der Bedeutung der sogenannten «Kumpelbataillone», in denen sich Gruppen von Freunden, Nachbarn oder Kollegen gemeinsam zum Wehrdienst meldeten. Die ersten dieser Einheiten – das Börsenmaklerbataillon der Royal Fusiliers (gegründet am 21. August), das «Bataillon der Männer aus kaufmännischen und freien Berufen» des Gloucester Regiments und die drei Bataillone von Büroangestellten aus Liverpool – zeugen von dem Wunsch, nicht nur örtliche und regionale Bindungen, sondern auch zivile Beschäftigungsstrukturen (und vermutlich auch Klassenstrukturen) in das Leben in der Armee hinein zu über-

tragen.¹¹⁷ Als wolle man die britische Grundthese bestätigen, dass der Krieg eine Art Sport oder Spiel darstellte, gab es sogar ein Fussbatterbataillon und eine Boxerkompanie.¹¹⁸ Sogar Exklusivität war anfangs möglich: Einige Bataillone verlangten eine Eintrittsgebühr von bis zu fünf Pfund.¹¹⁹ Im Frühjahr 1915 hatten Verluste die Ränge der «Kumpels» ausgedünnt, und die Soldaten mussten sich daran gewöhnen, Seite an Seite mit Fremden zu kämpfen, die aus ganz anderen sozialen Verhältnissen stammten.¹²⁰ Jetzt war das Thema der «Kumpels» weniger ein spontanes, sondern eher ein auf subtile Weise zwingender Beiklang der PRC-Propaganda: «Selbstverständlich bist du stolz auf deine Kumpels in der Armee! Aber was werden deine Kumpels von DIR halten?»¹²¹

4. *Ökonomische Motive.* Einige Historiker haben sich sehr skeptisch hinsichtlich der Bedeutung ökonomischer Faktoren für die Entscheidung, in die Streitkräfte einzutreten, geäußert. Dewey konnte keinerlei Korrelation zwischen niedrigen Löhnen und Eintritt in das Heer feststellen; eher war das Gegenteil der Fall.¹²² Doch fiel der Gipfel der Einschreibungen in Grossbritannien mit dem Höhepunkt der Arbeitslosigkeit zusammen, die durch die finanzielle und wirtschaftliche Krise des Monats August verursacht worden war. Neun von zehn Arbeitern, die im ersten Kriegsmonat in Bristol arbeitslos geworden waren, traten ins Heer ein¹²³; die Anwerbungsraten waren eindeutig niedriger in jenen Gegenden, wo sich das Wirtschaftsleben sehr schnell wieder erholte. In seinem Pamphlet «How to Help Lord Kitchener», bemühte sich A.J. Dawson zu zeigen, dass «für viele arbeitende Männer (...) der Eintritt in das Heer ganz gewiss keinen Verlust an Geld bedeuten würde».¹²⁴ Als die Cardiff Railway Company ihren Mitarbeitern Arbeitsplatzsicherheit, Waisen- und Witwenrenten versprach, falls sie sich freiwillig meldeten, da war die Resonanz so stark, dass das Angebot zurückgenommen werden musste.¹²⁵

Auch Arbeitgeber konnten, Druck ausüben. Am 3. September verabschiedete der Verband der Kohlenbergwerksbesitzer von West Yorkshire den Beschluss, unter den Mitarbeitern seiner Mitgliedsunternehmen ein Bataillon auszuheben; dasselbe tat die Handelskammer von Newcastle.¹²⁶ Am gleichen Tage verkündete die Börsenmaklerfirma Foster & Braithwaite: «Die Firma erwartet, dass alle unverheirateten Mitarbeiter unter 35 Jahren (...) sogleich dem Heer von Earl Kitchener beitreten, und sie fordert auch jene, die verheiratet und geeignet sind, auf, das gleiche zu tun.»¹²⁷

5. *Impulsives Handeln*. Schliesslich muss man, wie Avner Offer dargelegt hat, auch anerkennen, dass einige Männer sich aus einem Augenblicksentschluss heraus freiwillig meldeten und sich dabei kaum Gedanken über die Konsequenzen für sich persönlich und noch weniger über die Ursachen des Krieges machten.¹²⁸

Offenbarungen

Keine allgemeine Theorie der Motivation im Jahre 1914 wird auf alle Fälle anwendbar sein. Nachdem Ludwig Wittgenstein am 7. August 1914 in die österreichische Armee eingetreten war, schrieb er nach der ersten Feindberührung in sein Tagebuch:

«Jetzt wäre mir Gelegenheit gegeben, ein anständiger Mensch zu sein, denn ich stehe dem Tod Aug in Auge.» Fast zwei Jahre später musste er zu den Aufklärern an die Front und dachte an den spirituellen Wert der Erfahrung. «Vielleicht bringt mir die Nähe des Todes das Licht des Lebens. Möchte Gott mich erleuchten.»

Wittgenstein erhoffte vom Krieg, ein anderer Mensch zu werden, eine religiöse Erfahrung zu machen, die sein Leben unwiderruflich verändern würde.¹²⁹ Wittgenstein zog nicht enthusiastisch, sondern mit tiefem Pessimismus in den Krieg. Bereits am 25. Oktober artikulierte er heimlich seine tiefe Sorge über «unsere – der deutschen Rasse – Lage! Denn dass wir gegen England nicht aufkommen können, scheint mir so gut wie gewiss. Die Engländer – die beste Rasse der Welt – *können* nicht verlieren. Wir aber können verlieren und werden verlieren, wenn nicht in diesem Jahr, so im nächsten! Der Gedanke, dass unsere Rasse geschlagen werden soll, deprimiert mich furchtbar, denn ich bin ganz und gar deutsch!»

Da er sich von seinen groben Mannschaftskameraden an Bord eines Schiffs auf der Weichsel, wo er die erste Kriegsphase verbrachte, abgestossen fühlte, dachte Wittgenstein zeitweise an Selbstmord.¹³⁰

Der hochintelligente, gepeinigte, in Cambridge ausgebildete Jude Wittgenstein mag als Ausnahme angesehen werden. Er stand jedoch nicht allein, wenn er den Krieg unter religiösen Aspekten betrachtete. Der Kriegsausbruch brachte einen Aufschwung religiöser Aktivitäten in fast allen am Krieg beteiligten Ländern mit sich. Bei einem interkonfessionellen Gottesdienst vor dem Berliner Reichstag sang eine Gemeinde in der Woche der Kriegserklärung gemeinsam protestantische und katholische Kirchenlieder.¹³¹ Selbst in Hamburg

wurden die Menschen von religiösem Eifer ergriffen. Percy Schramms Schwester Ruth frohlockte: «Ist es nicht herrlich, dass unser Volk zu Gott gekommen ist?»¹³²

In Frankreich, wo der Antiklerikalismus sich jahrelang im politischen Aufstieg befunden hatte (und auch während des Krieges keinesfalls verschwand), begrüßte die katholische Kirche «die grosse Rückkehr zu Gott unter den Massen und unter den Kämpfenden».¹³³

Bekanntlich förderten viele Geistliche die Vorstellung, dass es sich bei diesem Waffengang um einen Heiligen Krieg handele, auf oftmals groteske Art und Weise. Selbst liberale Theologen wie Otto Baumgarten waren bereit, einen «Jesu Patriotismus» zu beschwören, und es war Martin Rades *Christliche Welt*, die kurz nach Kriegsbeginn eine groteske Verballhornung des Vaterunser veröffentlichte, in der es hiess:

«Ist auch kärglich des Krieges Brot
Schaff uns täglich den Feinden Tod.»¹³⁴

Auch französische Priester zögerten nicht, ihren Schäflein zu versichern, dass Frankreich einen gerechten Krieg kämpfe.¹³⁵ Ein Beispiel militaristischen Priestertums in England ist die Adventspredigt, die A.F. Winnington-Ingram, Bischof von London, 1915 hielt und die 1917 veröffentlicht wurde:

«[Es ist] ein grosser Kreuzzug, um – wir können es nicht leugnen – Deutsche zu töten: sie nicht um des Tötens willen zu töten, sondern um die Welt zu erretten; die Guten genauso zu töten wie die Schlechten, die jungen Männer zu töten wie die alten, jene, die sich anständig gegenüber unseren Verwundeten verhalten hatten, genauso wie jene Unholde, die einen kanadischen Sergeanten gekreuzigt haben, die die armenischen Massaker beaufsichtigten, die die Lusitania versenkten und die in Aershott und Löwen Maschinengewehre auf Zivilisten richteten – und sie zu töten, damit nicht die Zivilisation in dieser Welt selber getötet wird.»¹³⁶

Gewiss versuchte Winnington-Ingram in sehr grober Weise deutlich zu machen, dass der Krieg «einen Ausbruch übler Leidenschaften darstelle, übler, als sie die Welt seit 1'000 Jahren erlebt hat»; aber er bestand darauf, dass Grossbritannien «einen Krieg für Reinheit, für Freiheit, für internationale Ehre und für die Prinzipien des Christentums [kämpfe], (...) und jeder, der dabei stirbt, ist ein Märtyrer».¹³⁷ Dies war nicht weit entfernt von Horatio Bottomleys Behauptung, wonach «jeder Soldat ein Heiliger» sei. Gegenüber dem *Guardian* ging Winnington-Ingram noch weiter:

«Die Kirche kann der Nation vor allem helfen, indem sie es ihr ermöglicht zu erkennen, dass sie einen Heiligen Krieg führt (...). Am Karfreitag starb Christus für die Freiheit, für die Ehre und die Ritterlichkeit, und unsere Jungs sterben genau für die gleichen Dinge (...). Sie bitten mich in einem Satz zusammenzufassen, was die Kirche unternehmen soll. Ich antworte: Die Nation für einen Heiligen Krieg mobilisieren.»¹³⁸

Auch Generäle und Politiker stellten den Krieg gern in religiösen Begriffen dar. Für Churchill, darin ein Kind des 19. Jahrhunderts, musste sich das Wirken der «Vorsehung» hinter der «ausserordentlich willkürlichen und zufälligen Art und Weise [verbergen], wie Tod und Zerstörung ausgeteilt werden: Es *kann einfach nicht* soviel ausmachen, wie man annehmen möchte, ob man lebt oder tot ist. Die *absolute* Planlosigkeit lässt einen hier annehmen, dass anderswo ein grösserer Plan aufgestellt worden ist.»¹³⁹

Der Protestantismus scheint einige Menschen mit hohen Verlusten versöhnt zu haben. Doch gab es einen ungeheuren Unterschied zwischen dem Kanonen segnenden Christentum eines Winnington-Ingram und der chiliastischen Verzweiflung eines Theosophen wie Moltke. Womöglich war die Haltung des letztgenannten typischer für die religiöse Atmosphäre des Jahres 1914. Die Art und Weise, wie Percy Schramms Tante Emmy auf den Ausbruch des Krieges reagierte, spielte deutlich auf das Kommen der letzten Tage an:

«Es muss ja alles so kommen; denn es ist in der Bibel vorausgesagt, und wir können Gott nur danken, wenn Satans Herrschaft nun in absehbarer Zeit zerbrochen wird. Dann kommt endlich das wahre Friedensreich mit unserem Herrn Jesus Christus als Herrscher.»¹⁴⁰

«1914» hatte, wie Klaus Vondung behauptet, in Deutschland apokalyptische Eigenschaften. Am 4. August 1914 warnte der Rektor von St. Mary's in Newmarket seine Gemeinde, dass «die Schrecken des Krieges in uralten Zeiten nichts seien, verglichen mit den Schrecken des Krieges von heute (...). Alle Mittel der Wissenschaft sind eingesetzt worden, um die Waffen zur Vernichtung der Menschheit zu perfektionieren. Heutzutage sei England nicht länger isoliert, wie dies einmal der Fall gewesen sei (...). Der Himmel sei offen für Angreifer mit einer Flotte von Flugzeugen. Keine Stadt in England sei länger mehr sicher. Zur Nacht kann sie in rauchende Ruinen und ihre Einwohner in angekohlte Leichen verwandelt werden.»¹⁴¹

Vielleicht hatte die Welt in diesem Sinne das biblische Armageddon, die

Offenbarung, die Apokalypse, erreicht. Dass dies der Fall sei, war möglicherweise die machtvollste unter allen «Ideen von 1914».

«Da geschahen Blitze und Stimmen und Donner, und es gab ein grosses Erdbeben, wie es noch nie gewesen war, seitdem Menschen auf der Erde leben – so ein grosses Erdbeben! Und aus der grossen Stadt wurden drei Teile, und die Städte der Heiden stürzten ein. Und Gott erinnerte sich an Babylon, die grosse Stadt, und gab ihr den Kelch mit dem Wein seines grimmigen Zorns. Und alle Inseln verschwanden, und es gab keine Berge mehr. Und ein grosser Hagel wie Zentnergewichte fiel vom Himmel auf die Menschen; und die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels, denn diese Plage ist sehr gross.»¹⁴²

8 Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit: Der vergeudete Vorteil

Das grosse Ungleichgewicht

Für den Wirtschaftshistoriker stellt sich das Ergebnis des Ersten Weltkriegs so dar, als habe es von dem Augenblick an festgestanden, da das Kabinett Asquith sich zur Intervention entschloss. Ein langer und teurer Krieg hätte durch jedes beliebige Bündnis gewonnen werden müssen, an dessen Seite Grossbritannien stand. Frankreich und Russland verfügten gemeinsam über ein Volkseinkommen, das schätzungsweise um 15 Prozent unter demjenigen von Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen lag. Mit Grossbritannien sahen die Verhältnisse völlig anders aus: Die Staaten der Triple-Entente verfügten über ein kombiniertes Volkseinkommen, das 60 Prozent höher lag als jenes der Mittelmächte. Auf die Mittelmächte kamen 19 Prozent der Weltindustrieproduktion im Jahre 1913; auf die die Triple-Entente 28 Prozent. In Bezug auf Arbeitskräftepotentiale schien die Überlegenheit der alliierten Seite noch erheblicher. Die Gesamtbevölkerung der Mittelmächte (einschliesslich der Türkei und Bulgariens) betrug zu Kriegsbeginn etwa 144 Millionen Menschen; die Gesamteinwohnerzahl des British Empire, Frankreichs, Russlands, Belgiens und Serbiens lag bei etwa 656 Millionen: ein Verhältnis von 4,5 zu 1. Auch in finanzieller Hinsicht stellte Grossbritannien den entscheidenden Faktor dar. Im Jahre 1913 waren die kombinierten Militärbudgets von Russland und Frankreich nicht viel umfangreicher als jene von Deutschland und Österreich-Ungarn zusammengenommen. Kam jedoch Grossbritannien hinzu, betrug der Unterschied nahezu 100 Millionen Pfund.¹

Während des Krieges passierte nichts, was diese Lücke hätte schliessen können. Im Gegenteil, die Mittelmächte litten unter wirtschaftlichen Engpässen, während die wichtigsten Volkswirtschaften der Entente Wachstum erzielten. Betrachtet man die inflationsbereinigten Schätzungen des Netto- oder Bruttosozialprodukts vier entscheidend am Krieg beteiligter Staaten, so zeigt

sich, dass Deutschlands Nettosozialprodukt um etwa ein Viertel sank.² Österreich-Ungarn erging es vermutlich noch schlechter. Grossbritannien und Italien dagegen erreichten zwischen 1914 und 1917 ein reales Wachstum in der Grössenordnung von zehn Prozent. Bis zum revolutionären Zusammenbruch stand Russland sogar noch besser da; im Jahre 1916 war sein gesamter Ertrag mehr als ein Fünftel höher als 1913.

Zwangsläufig schufen die Unterbrechung des Handels und die Umstellung der Produktion auf die Kriegswirtschaft auf beiden Seiten Probleme für die Industrie. Doch in Deutschland wog das Problem fallender Industrieerträge besonders schwer.

Der Index für Grossbritannien zeigt einen Fall in der Grössenordnung von zehn Prozent zwischen 1914 und 1916; für Deutschland beträgt die entsprechende Zahl 25 Prozent.³ Russland dagegen gelang es (im Gegensatz zu der Ansicht, dass der Zarismus ökonomisch zum Untergang verurteilt war), die industrielle Leistung zwischen 1914 und 1916 um 17 Prozent zu steigern.

Von den Nichteisenmetallen (die Deutschland immer schon importiert hatte) abgesehen, sank der Ertrag aller wichtigen deutschen Industrien zwischen 1913 und 1918 – so bei Kohle um 17 Prozent und bei Stahl um 14 Prozent. In Grossbritannien dagegen stieg die Stahlproduktion um ein Viertel, obwohl die Kohlenproduktion um etwas mehr als 20 Prozent sank. Darüber hinaus hatte Russland es bis 1916 zu einem Anstieg der Kohlenproduktion um 16 Prozent gebracht sowie eine siebenprozentige Steigerung der Erträge an Petroleum erzielt (ein Rohstoff, der auf Seiten der Mittelmächte stets knapp war); hinzu kam ein minimaler Anstieg der Ausbeute an Stahl. Die Elektrizitätserträge Deutschlands steigerten sich zwischen 1913 und 1916 um beträchtliche 62 Prozent; aber Grossbritannien und Italien gelang eine Verdoppelung ihrer Erträge, und sogar Frankreich schaffte einen Anstieg um 50 Prozent.⁴

Zwar verlor Frankreich mehr als die Hälfte seiner Kapazitäten an Kohle und zwei Drittel jener an Stahl, die sich beide im umkämpften Norden des Landes konzentrierten.⁵ Doch 1917 betrug die Kohlenproduktion schliesslich wieder 71 Prozent des Vorkriegsniveaus und die Stahlproduktion 42 Prozent. Der Zusammenbruch und die Revolution führten in Russland 1917 zu Rückschlägen, die grösser waren als die grossen Fortschritte in der Produktion, die seit 1914 erreicht worden waren, aber der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg

glich diesen Verlust mehr als aus. Die Stahlproduktion in den Vereinigten Staaten stieg zwischen 1913 und 1917 um 235 Prozent.⁶ Die Deutschen hatten den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg herbeigeführt, indem sie sich auf eine uneingeschränkte Kriegführung einliessen. Aber sie konnten nicht so schnell Unterseeboote bauen, wie die Alliierten gesunkene Handelsschiffe ersetzen konnten. 1917 war der Produktionsausstoss der deutschen Werften auf etwa ein Fünftel des Vorkriegsniveaus gefallen; im Vergleich dazu stand er im britischen Empire bei 70 Prozent. In Amerika vervierfachte sich dagegen die Produktion an Schiffen zwischen 1914 und 1917; und im letzten Kriegsjahr hatte sie auf das 14fache zugenommen.⁷

Die deutsche Landwirtschaft erzielte einige Erfolge, jedoch nicht bei den wichtigsten Grundnahrungsmitteln. Die Tabakproduktion stieg, und auch jene von Wein erhöhte sich um 170 Prozent, während die Erträge an Zucker weniger stark fielen als jene an Roheisen.⁸ Die Gesamtproduktion an Getreide sank jedoch zwischen 1914 und 1917 nahezu um die Hälfte (die Produktion von Hafer fiel um 62 Prozent).⁹ Der Niedergang der Hektarerträge für alle wichtigen Feldfrüchte war in erster Linie auf das Abdrosseln der Lieferung von Düngemitteln durch die britische Blockade zurückzuführen. Die Bedeutung der Düngemittel hatte das Reichsinnenministerium vor dem Krieg weit unterschätzt. Die gesteigerte Verwendung von Pottasche und Nitraten im Rahmen des Haber-Bosch-Verfahrens konnte dies nicht ausgleichen.¹⁰ Es gab in Deutschland auch eine drastische Reduzierung des Bestandes an Schweinen und Geflügel, eine Verringerung der Zahl der Rinder sowie auch Verminderungen der Durchschnittserträge an Schlachtfleisch und Milch.¹¹ Es handelte sich zwar für die meisten Länder um witterungsmässig ungünstige Jahre, doch es gelang Ungarn und Grossbritannien, die Weizenproduktion zu steigern, und in Russland und Italien gab es nur geringe Rückgänge.

Die Handelsbeschränkungen führten zu weiteren Nachteilen für die Mittelmächte: Sie waren nicht in der Lage, so viel aus neutralen Ländern zu importieren, wie ihre Gegner dies tun konnten. Das deutsche Schifffahrtsblatt *Hansa* sah bereits am 1. August 1914 voraus: Wenn Grossbritannien in den Krieg eintrete, dann werde das Wirtschaftsleben einen geschichtlich einzigartigen Zusammenbruch erleben.¹² Diese Prognose sollte sich bestätigen. Die deutsche Marine war nicht in der Lage mit ihren Überwasserfahrzeugen den Kampf um die Kontrolle über die Nordsee zu führen. Also musste sich die deutsche Handelsschifffahrt, was jene Schiffe anging, die sich bei Ausbruch

des Krieges in heimischen Häfen befanden, während der gesamten Dauer des Krieges fast ausschliesslich auf die Ostsee beschränkt.¹³ Dies führte dazu, dass die deutschen Importe bereits 1915 auf etwa 55 Prozent des Vorkriegsniveaus gefallen waren.

Trotzdem erwies sich die Seeblockade als weit weniger effektiv, als die britische «Flottenpartei» angenommen hatte. Es wurde zunächst kein Versuch unternommen, dem Strom von Gütern in neutrale Länder Einhalt zu gebieten, die möglicherweise ihren Weg nach Deutschland finden würden. Während der ersten neun Kriegsmonate wuchsen die britischen Exporte und Re-Exporte an neutrale Länder im Norden von zehn auf 24 Prozent aller Exporte.¹⁴ Vieles davon ging nach Deutschland. Die Mächte der Entente brauchten einige Zeit, um ein System auszuarbeiten, das Verkäufe über neutrale Länder an den Feind verhinderte.¹⁵

Deutschland war, obwohl die Hälfte (nämlich 48 Prozent) seiner Vorkriegsimporte aus Ländern gekommen war, gegen die es nun Krieg führte, imstande, andere Importquellen zu finden; und es gelangte zu einem Gesamthandelsdefizit mit seinen skandinavischen und kontinentaleuropäischen Nachbarn von 15 Milliarden Mark, das entspricht ungefähr 46 Prozent seiner gesamten Importe in der Kriegszeit.¹⁶

Während des Krieges konnte Deutschland erheblich weniger Importe finanzieren als Grossbritannien, vor allem weil Deutschland nicht im erforderlichen Umfang über die unsichtbaren Einkommen, die Reserven an Anlagen in Übersee und den Kredit im Ausland zur Finanzierung eines grossen Handelsdefizits verfügte. Während des Krieges verdiente Grossbritannien 2,4 Milliarden Pfund aus «unsichtbaren» Faktoren (hauptsächlich Schifffahrt), veräusserte Anlagen im Ausland im Wert von insgesamt 236 Millionen Pfund und liess sich dort 1,285 Milliarden. Deutschland konnte dem nichts Entsprechendes entgegensetzen, und dies nicht zuletzt aufgrund von Massnahmen der gegnerischen Seite, die in vielfacher Hinsicht erfolgreicher als die Blockade selber waren. Im Jahre 1914 verfügte Deutschland über Überseeinvestitionen, deren Wert zwischen 980 Millionen und 1,370 Milliarden Pfund betrug, diese gelangten zu beträchtlichen Teilen nach Kriegsausbruch unter Kontrolle der Gegnermächte. Als Ergebnis gesetzgeberischer Massnahmen in Grossbritannien, Frankreich, Russland und ab Oktober 1914 den USA wurden mindestens 60 Prozent dieser Vermögenswerte beschlagnahmt.¹⁷ Deutsche Handelshäuser

mit Zweigstellen auf britischem Territorium wurden enteignet. Besonders hart traf es die Schifffahrtslinien. Durch Versenkungen oder Konfiszierungen verloren die deutschen Reeder 639 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 2,3 Millionen Bruttoregister-tonnen – 44 Prozent der Gesamtstärke der Handelsflotte vor dem Kriege.¹⁸ Deutschland verfügte damit über keine nennenswerten unsichtbaren Einnahmen mehr und reagierte, indem es durch den Verkauf von ausländischen Wertpapieren etwa 147 Millionen Pfund aufbrachte. Auch nahm die Reichsregierung kaum Kredite im Ausland auf, zunächst, weil sie die Notwendigkeit dazu nicht empfand, und später, weil es nicht mehr möglich war. Zur Finanzierung des Zahlungsbilanzdefizits musste sich Deutschland schliesslich dazu entschliessen, Edelmetalle im Werte von 48 Millionen Pfund (doppelt soviel wie Grossbritannien) zu verkaufen, und kurzfristige Kredite im Ausland aufnehmen.¹⁹

Hase und Igel

Trotz der massiven ökonomischen Vorteile der Ententemächte während des Krieges haben sich Historiker besonders mit der mangelhaften Organisation der deutschen Kriegswirtschaft beschäftigt. Obwohl die Differenz der Ressourcen bereits eine Erklärung dafür zu sein scheint, warum die Mittelmächte den Krieg nicht gewonnen haben, wurde immer wieder darauf hingewiesen, die deutsche Regierung habe diese auch falsch zugeteilt.

Nach vorherrschender Meinung haben die Deutschen bei der ökonomischen Mobilmachung ein grösseres Durcheinander angerichtet als ihre Gegner. Doch deutsche Geschäftsleute und Politiker waren ideologisch stärker als ihre britischen Kollegen darauf vorbereitet, staatliches Eingreifen grossen Umfangs ins Wirtschaftsleben zu akzeptieren. Sowohl Zeitgenossen als auch einige Historiker in späterer Zeit versuchten, die deutsche Kriegswirtschaft als eine Art von neuer Wirtschaftsordnung darzustellen: sie sprachen von «Planwirtschaft», «Staatssozialismus», «Gemeinwirtschaft», «staatsmonopolistischem Kapitalismus» oder «organisiertem Kapitalismus».²⁰ Doch die Realität war von all diesen Formeln weit entfernt. Tatsächlich wurde die deutsche Kriegswirtschaft durch bürokratisches Ungeschick und mangelnden Realismus auf Seiten der militärischen Führung untergraben, was sich exemplarisch am groben und erfolglosen Dirigismus des Hindenburgplans zeigt.²¹

Britische Historiker unterstützten diese Auffassungen durch eigene Ergänzungen. Es stimmt sicher, dass die Briten den Krieg mit fröhlicher Naivität, sozusagen nach dem Motto «business as usual» begannen – eine Haltung, die sich weniger auf das Laissez-faire-Dogma stützte als auf die Annahme, dass Grossbritannien eine traditionelle Art von Seekrieg durchzustehen hätte. Weder die Preise noch die Exporte, noch die Schifffahrt sollten kontrolliert werden.²² Die Erschütterungen des Jahres 1915 hätten die Briten aufgeweckt. Unter Führung von Lloyd George und organisiert durch sein Geschöpf, das Munitionsministerium, passten sich die Briten in grossartiger Weise den Anforderungen des totalen Krieges an – ihre einzige Sünde bestünde in der Eile, mit der sie die sich daraus ergebenden Lehren vergassen, sobald der Krieg vorbei war.²³ Der angenehm paradoxe Schluss daraus: Britische Amateure ertasteten, erstümperten und erstolperten sich einen improvisierten Sieg über die professionell arbeitenden Deutschen.²⁴ Jay Winter zufolge unternahmen Grossbritannien und Frankreich «ein einzigartiges, ungeplantes Experiment in Staatskapitalismus», das «relativ erfolgreich» war:

«In Grossbritannien war der Staat der Kriegszeit niemals ein ‚Unternehmerstaat‘. Denn die Erträge an Kriegsmaterial wurden innerhalb eines Netzwerks gesichert, das nationale Interessen höher als diejenigen von Unternehmern einordnete (...). Für die Masse der britischen Bevölkerung (...) hatte der Staat der Kriegszeit dort Erfolg, wo es entscheidend war, nämlich bei der Bereitstellung der notwendigen Güter sowohl für die Soldaten als auch für die Zivilbevölkerung. [Deutschland dagegen führte ein «korporatistisches» System ein, das] das Management der Wirtschaft einer verwickelten Bürokratie überliess, die über grosse Unternehmen und das Heer arbeitete. Das Ergebnis war Chaos. Der Mangel an Arbeitskräften blieb chronisch, während die grossen Unternehmen blühten (...). Profite wuchsen ins Unermessliche, (...) und dies führte zu einer fortschreitenden Beschleunigung der Inflationsspirale in Kriegszeiten, einem tiefen Sturz der Reallöhne und einer Versorgungskrise, die die politische Ordnung untergrub. Die deutsche Kriegswirtschaft (...) stellte eines der frühesten und am wenigsten erfolgreichen Beispiele eines ‚militärisch-industriellen Komplexes‘ in Aktion dar. Die ‚korporatistische‘ Lösung der Probleme der deutschen Wirtschaft stellte überhaupt keine Lösung dar (...). Den führenden Persönlichkeiten Deutschlands gelang es niemals, eine wirksame politische Kontrolle über die Kriegswirtschaft durchzusetzen (...).

Sie konnten daher nicht darauf hoffen, die Forderungen konkurrierender Sektoren nach knappen Ressourcen ausbalancieren zu können. Das Ergebnis (...) war eine gewaltige allgemeine ‚Rauferei‘. Praktisch löste sich der deutsche Staat unter dem Druck der industriellen Kriegführung auf (...). Die Situation war auf der anderen Seite der Frontlinie ganz anders.»²⁵

An anderer Stelle ist Winter sogar so weit gegangen, folgende Vermutung auszusprechen: «Falls deutsche Arbeiter in den Jahren 1917/1918 über die Realeinkommen ihrer britischen Kollegen verfügt hätten und wenn ihre Familien imstande gewesen wären, den Ernährungsstandard [der britischen Familien] zu erreichen, hätte das Ergebnis des Krieges ganz anders aussehen können.»²⁶ In Deutschland, so argumentierte Winter (auf der Grundlage einer detaillierten Studie über Berlin), habe es einen Mangel «bürgerlicher Partizipation» gegeben. Dagegen sorgte in Paris und London das Vorhandensein staatsbürgerlicher Rechte dafür, dass die sich im Krieg befindlichen Gesellschaften eine ausgeglichene Verteilung notwendiger Güter und Dienstleistungen zwischen zivilen und militärischen Anforderungen durchsetzten (...). In Berlin (...) stand das Militär an allererster Stelle, und die Wirtschaft war ‚dazu da‘, ihm zu dienen, und dies zerstörte das komplizierte ökonomische Gleichgewicht in der Heimat vollständig.»

Kurzum: Das alliierte System sei «gerechter und effizienter» zugleich gewesen.²⁷

Diese Geschichte erinnert stark an die Fabel von Hase und Igel. Falls die Ententemächte wirklich effizienter als die Mittelmächte gewesen *und gleichzeitig* bei Weitem besser mit Ressourcen ausgestattet gewesen wären, dann gäbe es heute keinen Grund, über den Krieg der Jahre 1914 bis 1918 zu schreiben: Der Krieg wäre dann im Winter 1916/1917 vorbei gewesen, als die Knappheit in Deutschland am grössten war.

Durch die vergleichende Perspektive wird deutlich, dass die Hypothese von den «Organisationsmängeln» nicht mehr als eine etwas respektablere Version der *Dolchstosslegende* darstellt, die von der extremen Rechten und der deutschen Militärführung während und nach der deutschen Niederlage verbreitet wurde. Wenn man bloss den Vorwurf von den sogenannten «Novemberverbrechern» (Sozialisten und Juden) auf die deutsche Führung der Kriegszeit verlagert, dann wird die These nicht wahrer, dass der Krieg an der Heimatfront verlorenging. Im Gegenteil: Es gibt Gründe zu der Annahme, dass die Deut-

schen angesichts der begrenzten Ressourcen, mit denen sie arbeiten mussten, besser als die westlichen Mächte imstande waren, ihre Wirtschaft für den Krieg zu mobilisieren.

Zum Teil ist die negative Beurteilung der deutschen wirtschaftlichen Mobilisierung auf enttäuschte Erwartungen aus jener Zeit zurückzuführen. In der Vorkriegszeit hatte man allgemein angenommen, dass die deutschen Militärbehörden an Effizienz nicht zu übertreffen seien. Erfahrungen mit anderen Teilen des Regierungsapparats erschütterten diese Zuversicht auf der Stelle. Am 6. August wurden Albert Ballin und Max Warburg nach Berlin gebracht, um die Fragen der Nahrungsmittelimporte mit Beamten des Innenministeriums, des Finanzministeriums, des Auswärtigen Amts und der Reichsbank zu erörtern. Dem chaotischen Verlauf dieser Reise (bei der sie mehrfach durch bewaffnete Zivilisten auf der Suche nach Spionen angehalten wurden) entsprach die Verwirrung bei der Besprechung, die sich auf die Annahme des Vertreters des Auswärtigen Amts stützte, dass Deutschland in der Lage sein würde, sich der amerikanischen Handelsmarine zu bedienen.²⁸ Während der Krieg weiterging, geriet Ballin in immer stärkere Zweifel, als er darum kämpfte, sich einige ökonomische Kompensationen für die gewaltigen Verluste zu sichern, die sein Reedereiunternehmen durch alliierte Hand erlitten hatte. Er war verärgert, als die Regierung es ihm untersagte, Schiffe zu verkaufen, die in neutralen Häfen herumlagen. In einer Ansprache vor Reichstagsabgeordneten der nationalliberalen Partei im Februar 1918 klagte Ballin über «die gefährliche Absicht, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft im Kasernenhof zu treiben». Und er forderte schliesslich: «Los von der Berliner Zentralwirtschaft.»²⁹

Walther Rathenau hatte sich bereits frühzeitig zu der Auffassung bekannt, der Krieg würde die Umformung der deutschen Wirtschaft von einem System der freien Marktwirtschaft in eine quasi-sozialistische Ordnung erforderlich machen, die sich auf korporatistische Strukturen und Planung gründen müsse. Am 14. August 1914 kritisierte er in seiner Denkschrift, in der er die Schaffung einer Kriegsrohstoffabteilung vorschlug, aufs Heftigste den Individualismus und die anderen wirtschaftlichen «Götter (...) welche die Welt vor dem August 1914 anbetete».³⁰ Später legte er in seinem Buch «Von kommenden Dingen» (1917) seine utopische Version einer deutschen «Gemeinwirtschaft» dar. Doch als Rathenau im Jahre 1915 in Kaunas mit Hindenburg zusammentraf, war er enttäuscht:

«Hindenburg ist gross, etwas verfettet, seine Hände sind ungewöhnlich dick und weich, der Unterteil des Kopfes entspricht den Bildnissen, der obere weicht vollkommen ab. Die Stirn ist gut, der Nasenansatz und besonders die Nase sehr schwächlich und weichlich, die Augen geschwollen und erloschen (...). Die Unterhaltung wurde in herzlicher und wohlwollender Weise geführt, blieb aber ertraglos. Seine Äusserungen hatten wenig Farbe, und gegen Schluss, als ich ihm von der grossen Einmütigkeit der Volksstimmung erzählte, die seit Luthers und Blüchers Zeiten in Deutschland nicht eingetroffen sei, erwiderte er in seiner bescheidenen und freundlichen Art, dass er diese Begeisterung nicht verdiene, wohl aber fürchten müsse, dass sie Neid und Ubelwollen im Land erwecken könnte. Ich war über diese Besorgnis etwas erstaunt und suchte abzulenken; er kam nochmals darauf zurück.»³¹

Wie viele andere Geschäftsleute übertrug Rathenau daraufhin seine Heldenverehrung für Hindenburg auf dessen «zweiten Mann», Ludendorff, der sich aber ebenfalls als dickköpfig erwies. Im Juli 1917 versuchte Rathenau, Ludendorff davon zu überzeugen, dass Deutschland, von einem streng wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, sehr bald innenpolitische Reformen und einen Verhandlungsfrieden benötige. Die Machtverhältnisse des Landes, so beklagte sich Rathenau, seien unglaublich chaotisch:

«Die Unterstaatssekretäre können nichts machen, weil vor ihnen der Kanzler steht. Der Kanzler kann nichts machen, wenn er nicht die Bestätigung des Hauptquartiers hat. Im Hauptquartier sei Ludendorff gehemmt durch Hindenburg. Dieser wiederum schwenke ein, sobald ihm der Kaiser auf die Schulter klopfte. Der Kaiser selbst fühlt sich konstitutionell, und somit ist der Zirkel geschlossen.»

Über Annexionen zum Schutz der deutschen Industrie im Rhein-Ruhr-Gebiet bräuchte man sich keine Gedanken zu machen, denn, sollte der Krieg noch zwei Jahre weitergehen, werde die westdeutsche Industrie möglicherweise deshalb keine Sorgen mehr bereiten, weil sie gar nicht mehr existiere. Doch Ludendorff begriff nicht.³²

Ballin und Rathenau standen nicht allein. Deutsche Unternehmer – insbesondere solche, die nicht in Berlin ihren Sitz hatten – beklagten sich stets und ständig über die Art und Weise, wie der Krieg geführt wurde. Selbst im Lager der Schwerindustrie gab es im letzten Kriegsjahr kritische Stimmen, insbesondere die von Hugo Stinnes.³³ Die deutschen Landwirte hörten niemals auf,

darüber zu klagen, wie die Regierung die Verteilung von Nahrungsmitteln regelte.³⁴

Historiker haben diese Klagen vielfach allzu wörtlich genommen. Wenn man die Erfahrungen anderer Kriegswirtschaften in Betracht zieht, dann wird deutlich, dass sie es alle mit ähnlichen Problemen zu tun hatten. Angesichts der beschränkteren Rohstoffbasis, über die die Deutschen verfügten, ist nicht deren Ineffizienz, sondern im Gegenteil ihre Leistungsfähigkeit bemerkenswert. Tatsächlich handelten die Entente-Mächte ineffizient bei der Mobilisierung ihrer Wirtschaft. Gewiss gab es in Deutschland ein beträchtliches Mass an bürokratischem Durcheinander; aber davon war in Grossbritannien, Frankreich und Russland noch mehr vorhanden. Die Tatsache, dass Deutschland am Ende den Krieg verloren hat, verschleiert dies.

Beschaffung und Rohstoffe

In jedem Land verstrich einige Zeit, bis die fundamentale Voraussetzung in Frage gestellt wurde, dass dem gewaltig angewachsenen Bedarf der Streitkräfte genügt werden könne, indem man Verträge mit profitorientierten Privatunternehmen abschloss. Es war typisch für die Probleme, die das deutsche Beschaffungswesen in der Kriegszeit prägten, dass das Kriegsministerium dazu überging, Verträge proportional zu der Bevölkerungszahl der verschiedenen Staaten des Reiches abzuschliessen, um die konkurrierenden Interessen der Einzelstaaten auszubalancieren.³⁵ Das britische und das französische System waren jedoch noch schlechter. Der Geschäftsmann George Booth wollte gar nicht glauben, in welcher dilettantischen Weise das Kriegsministerium in der ersten Kriegsphase die Versorgung organisierte, ebensowenig konnte er das Misstrauen verstehen, mit dem er und andere Geschäftsleute, die ihre Hilfe anboten, von Asquith betrachtet wurden. Zunächst wurden nicht genügend Ausrüstung bestellt, dann zuviel, und dies zu überhöhten Preisen.³⁶ Am Ende war die Armee wahrscheinlich mit Kleidung übertversorgt.³⁷ Was die Munition anging, so sind die Schwierigkeiten, die das Beschaffungswesen der Entente in den Jahren 1914/1915 beherrschten – die britische «Granatenkrise», die im Juni 1915 zur Schaffung des Munitionsministeriums führte, ihr russisches Gegenstück und die gleichzeitigen Auseinandersetzungen zwischen Albert Thomas und den französischen Waffenproduzenten –, in der Literatur ausgie-

big behandelt worden.³⁸ Aber die darauffolgenden Verbesserungen beeindruckten nur durch den Vergleich mit den vorherigen Mängeln. Die französische Granatenproduktion übertraf die britische beträchtlich, was die Vermutung nahelegt, dass Grossbritannien das Gewicht seiner Industrie immer noch nicht voll einsetzte; aber die Bemühungen Frankreichs um Vergrösserung der staatlichen Produktion durch Errichtung eines riesigen Arsenal in Roanne Ende 1916 sollten zu einem der grossen ökonomischen Fiaskos des Krieges führen. 103 Millionen Francs wurden ausgegeben, aber die Anlage lieferte nur brauchbare Produkte im Werte von 15 Millionen Francs.³⁹

Bei den Deutschen gab es zu keinem Zeitpunkt eine ernsthafte Knappheit an Granaten⁴⁰; obwohl die Alliierten 1918 schliesslich eine Überlegenheit von 30 Prozent in Hinblick auf Schusswaffen aller Kaliber und eine 20prozentige Überlegenheit bei Flugzeugen hatten, waren diese Unterschiede nicht der Grund, warum Ludendorffs Frühjahrsoffensive fehlschlug. Die ernsthaftesten Schwächen der Deutschen bestanden im Mangel an Panzern und gepanzerten Fahrzeugen, von denen sie gerade einmal zehn besaßen gegenüber 800 der Alliierten, und an Lastkraftwagen (23'000 zu 100'000). Es ist nicht ganz sicher, ob dies das Ergebnis von Knappheit an Brennstoff (und Gummi) oder von «Maschinenskepsis» in der Obersten Heeresleitung war.

Besäßen Geschäftsleute, wie behauptet wurde, in der deutschen Kriegswirtschaft besonders viel Macht? Eine der wichtigsten Neuerungen der Kriegsjahre auf der Angebotsseite bestand in der Delegation monopolistischer Kontrollen über die Verteilung von Rohmaterialien an Trusts, die durch industrielle Abnehmer gebildet wurden, die sogenannten «Kriegsgesellschaften», über die eine neue offizielle Körperschaft, die Kriegsrohstoffabteilung (KRA), die Oberaufsicht innehatte. Bei Kriegsende gab es schliesslich 25 Kriegsgesellschaften, die die Verteilung sämtlicher Rohstoffe von Metallen bis zum Tabak kontrollierten. Mehr Kritik löste die deutsche Praxis aus, die Festsetzung gewisser industrieller Produktionsziele an industrielle Kartelle wie das Rheinisch-Westfälische Kohlesyndikat zu delegieren.⁴¹ Dies gestattete es den Industriekonzernen und ihren Tarnorganisationen nicht nur, die Produktion wichtiger Materialien zu regulieren, sondern auch ihre Preise zu kontrollieren. Es ist keine Frage, dass dieses Verfahren es für die Regierung schwierig machte, Preise von knappen Gütern zu überwachen, und es förderte

hohe Unternehmerprofite. Auch wurde Unternehmervereinigungen wie dem Centralverband deutscher Industrieller und dem Bund der Industriellen, die während des Krieges eine gemeinsame Dachorganisation bildeten, möglicherweise zuviel Beachtung geschenkt.

Doch gab es überhaupt eine andere Möglichkeit, als sich auf die grossen Unternehmer zu stützen? In allen Ländern wurde schnell deutlich, dass die Menschen, die am ehesten imstande waren, mit den organisatorischen Problemen der Kriegswirtschaft fertig zu werden, Geschäftsleute mit Erfahrungen in Grossunternehmen waren. Bürokraten wie William Beveridge mochten über die Dominanz von «Amateuren» in der britischen Kriegswirtschaft spötteln⁴², doch offenkundig standen Versuche zur direkten staatlichen Kontrolle der Produktion, wo immer sie unternommen wurden, im Allgemeinen unter schlechten Vorzeichen. Die Frage lautet, welches Land am ehesten ein Gleichgewicht zwischen den privaten Interessen der Unternehmer und den Notwendigkeiten der Kriegswirtschaft insgesamt erreichte. Dem deutschen System kommt zumindest das Verdienst einer Institutionalisierung der Beziehungen zwischen Unternehmertum und Staat zu.

In Frankreich dagegen betrachteten Geschäftsleute bis zu einem relativ späten Zeitpunkt des Krieges den Staat weiterhin eher als Kunden denn als Partner.⁴³ Die Kampagne zur Entlassung von Thomas wegen der Roanne-Affaire, die Ende September 1917 zur Ernennung des Geschäftsmanns Louis Loucheur zum Munitionsminister führte, war teilweise ein Reflex der Abneigung, die einige Interessenvertreter des Unternehmertums gegenüber der Idee eines staatlichen Arsenalens hegten.⁴⁴ Erst Ende 1917 wurden in Frankreich geeignete Institutionen zur Koordinierung der Zuteilung von Rohstoffen eingerichtet, und dies nur, um Frankreichs Verbündete zu beruhigen. Obwohl Clémentel dies im Juni 1918 leugnete, unterschieden sich die französischen Konsortien zur Verteilung von Rohstoffen kaum von den deutschen Gesellschaften; sie entstanden nur später.⁴⁵ In diesem Lichte betrachtet, erscheint die vergleichbare Schnelligkeit, mit der ein «korporatistisches» System in Deutschland entwickelt wurde, als ein Zeichen von Stärke und nicht von Schwäche.

Auch in Grossbritannien wurden Geschäftsleute eher in improvisierter Weise für die Kriegsanstrengungen herangezogen. Statt institutionelle Mechanismen der Zusammenarbeit zu schaffen, zog es Lloyd George vor, Geschäftsleute aus ihren Unternehmen herauszuziehen und ihnen die Leitung von Mini-

sterien zu übertragen. Eine Art von Legende umgibt diese Rekrutierung von «Männern mit Schwung und Energie» für den Staatsdienst. Zweifellos leisteten Persönlichkeiten wie George Booth oder Alfred Mond auf ihren Gebieten bedeutsames, wenn auch für Beamte haarsträubend. Doch den grossen britischen Gesellschaften, die den Waffenmarkt beherrschten, wurden keineswegs in stärkerem Masse als ihren deutschen Konkurrenten in ihrer Preispolitik Zügel angelegt.⁴⁶ Während D. A. Thomas (später Lord Rhondda) sich von Anfang an für eine öffentliche Kontrolle der Kohlenindustrie aussprach, teilten nicht alle Grubenbesitzer seine Ansicht, und einige setzten bis 1917 ihren Widerstand gegen Kontrollen fort.⁴⁷ Schliesslich wurde die Kohle effektiv unter direkte Staatsaufsicht gestellt, als 1917 das Amt des «Coal Controller» geschaffen wurde. Aber es gibt kaum Hinweise darauf, dass dies zur Steigerung der Produktivität beitrug. Das Kontrollsystem auf dem Kohlensektor ist als ein System zur Garantie der Profite der Grubenbesitzer bezeichnet worden.⁴⁸

In den Jahren 1917/1918 ergab sich das gleiche Problem in den Vereinigten Staaten. Der im Juli 1917 unter dem Bankier Bernard M. Baruch gegründete «War Industries Board» erwies sich als unfähig, die Aufgabe zu bewältigen, die Wirtschaft zur direkten Teilnahme am Krieg zu mobilisieren. «Heute», so beklagte sich eines seiner Mitglieder im Januar 1918, «gibt es keine Körperschaft (...) in unserer Regierung, deren Aufgabe es ist zu entscheiden, was geschehen soll.»⁴⁹

In Russland hingegen gewann das Grossunternehmertum seine Auseinandersetzung mit Kriegsminister Wladimir Suchomlinow, der dem Druck widerstanden hatte, die Waffenproduktion des Privatsektors anzukurbeln: Er wurde entlassen, und im Mai 1915 verhaftet. In Petrograd wurde ein «Sonderkomitee für die Untersuchung und Harmonisierung von Massnahmen, die zur Verteidigung des Landes erforderlich sind», gegründet, in dem die Petrograder Industrie dominierte. Wie in Deutschland gab es Klagen, Verschwendung, Missbrauch und hohe Profite.⁵⁰ Doch das System lieferte, was von ihm erwartet wurde, wie die Zahlen der Waffenproduktion bezeugen: Die russische Artillerieproduktion war 1916/1917 nahe daran, die britische und französische zu überflügeln, und bis November 1918 hatte sich eine Reserve von 18 Millionen Granaten angesammelt.⁵¹

Ein entscheidender Aspekt internationalen Vergleichs ist das Niveau der

von den Unternehmen erzielten Profite. Der Bereich des Schiffbaus bietet eine gute Veranschaulichung für die Leistungen der deutschen Industrie während der Kriegszeit. Die Nettoprofite des Werftunternehmens Blohm & Voss (das während des Krieges Aufträge für 97 U-Boote erhielt) stiegen fortwährend von 1,4 Millionen Mark 1914/1915 auf 2,7 Millionen Mark für 1917/1918. Als Prozentsatz vom Gesamtkapital stiegen die Gewinne jedoch nur von 11,4 Prozent auf 13,5 Prozent. Für die deutsche Industrie insgesamt stiegen die Profite als Prozentsatz des Kapitals und der Reserven von acht Prozent im Jahre 1913/1914 auf gerade einmal 10,8 Prozent 1917/1918. Insgesamt hatte die deutsche Eisen- und Stahlindustrie schwere Rückschläge hinzunehmen⁵², und den Hansestädten ging es – von den Werften abgesehen – besonders schlecht.⁵³ Der Wert des Gesamtkapitals im Reich fiel während des Krieges real um 14 Prozent, in Hamburg um über ein Drittel.⁵⁴

Die Lage war in anderen Volkswirtschaften kaum anders. Munitions – und Waffenhersteller in Frankreich, Grossbritannien und insbesondere Russland stellten einen erheblichen Anstieg der nominalen Profite fest, und diese wurden möglicherweise in den veröffentlichten Bilanzen noch heruntergespielt.⁵⁵ In Grossbritannien verdreifachten sich die Profite des Unternehmens Nobels' Explosives, dagegen schaffte das Chemieunternehmen Brunner, Mond nur einen 50prozentigen Anstieg, und die Profite im Schiffahrtsbereich stiegen nach Steuern nur ein um ein Drittel. Der Bergbau insgesamt erlebte während des Krieges eine Verdreifachung der Profite.⁵⁶ In Russland waren sie möglicherweise noch höher. Die Bruttogewinne in der russischen metallurgischen Industrie wuchsen von 26 Prozent des Kapitals 1913 auf 50 Prozent 1916; entsprechende Zahlen für metallverarbeitende Unternehmen lauten 13,5 und 81 Prozent.⁵⁷

Die Schwierigkeiten der Ententemächte bei der Regelung ihrer gegenseitigen Handelsbeziehungen – dem Schlüssel für ihr ökonomisches Überleben – zeigen besonders deutlich die organisatorische Schwäche, unter der sie litten. In Grossbritannien hatte die Handelskontrolle mit der Einschränkung von Kohlenimporten begonnen, die im Sommer 1915 eingeführt wurde. Darauf folgte Ende 1916 die Einführung eines Systems von Importlizenzen, die durch ein neues «Import Restriction Department» beim «Board of Trade» (Handelsministerium) ausgegeben wurden. Bis zu diesem Punkt hatte es eine beinahe unbegrenzte Freiheit für Einkäufe in den Vereinigten Staaten gegeben, wobei

die Admiralität und das Kriegsministerium beide Widerstand gegen Bemühungen der «Treasury» (Finanzministerium) leisteten, diese dem New Yorker Bankunternehmen J.P. Morgan zu unterstellen, das ansonsten auf Anleiheemissionen spezialisiert war. Das Monopol der Firma für die britische Importfinanzierung versprach hohe Profite – zwischen ein und zwei Prozent von 18 Milliarden Dollar, wie sich herausstellte.⁵⁸

Durch seine Handelsflotte und seine überlegenen finanziellen Ressourcen wurde Grossbritannien zum Quartiermeister der Ententemächte, und J.P. Morgan diente als sein Bankier.⁵⁹ Doch im November 1917 wurde eine integrierte anglo-französische Schifffahrtsgemeinschaft geschaffen. Und erst im letzten Kriegsjahr kam es unter amerikanischem Druck dazu, dass zur Koordinierung aller Importe ein Interalliiertes Rat für Kriegseinkäufe und Finanzen gegründet wurde.

Arbeitskräfte: Das britische Problem

Die Zuteilung von Arbeitskräften war vielleicht das schwierigste wirtschaftliche Problem, das die am Krieg beteiligten Staaten zu lösen hatten. Überall erwies es sich als mühsam, ein Gleichgewicht zwischen den Notwendigkeiten der Streitkräfte und den Bedürfnissen der heimischen Produktion an Nahrungsmitteln und Material herzustellen. Viele qualifizierte Arbeiter meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst oder wurden eingezogen. Falls sie getötet wurden, bedeutete dies für die Wirtschaft einen permanenten Schaden; aber selbst wenn sie überlebten, lieferten sie nicht ihren optimalen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen.

In Deutschland stieg die Zahl der unter Waffen stehenden Männer von 2,1 Millionen im ersten Kriegsmonat auf 4,4 Millionen zu Jahresbeginn 1915 und auf über sieben Millionen auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung Anfang 1918. Insgesamt dienten 13 Millionen Mann in den Streitkräften.⁶⁰ Viele der Kämpfenden waren Industriearbeiter. Doch die Deutschen ergriffen rasch Massnahmen, um wichtige Arbeiter in ihren Stellungen zu belassen. Anfang 1916 waren insgesamt 1,2 Millionen Arbeiter offiziell vom Wehrdienst freigestellt, von diesen hatten sich 740'000 als kriegsverwendungsfähig erwiesen. Zwei Jahre später waren 2,2 Millionen Arbeiter freigestellt, von denen 1,3 Millionen kriegsverwendungsfähig waren.⁶¹ Um die Knappheit an männlichen Arbeitskräften auszugleichen, steigerte man die Beschäftigung von Frau-

en (von ihnen kamen zusätzlich 5,2 Millionen auf den Arbeitsmarkt). Etwa 900'000 Kriegsgefangene mussten arbeiten, und es wurden bis zu 430'000 ausländische Arbeiter ins Land geholt, darunter viele widerstrebende Belgier.⁶² All dies führte dazu, dass die Zahl der zivilen Arbeitstätigen im Juli 1918 nur etwa sieben Prozent niedriger lag als im Jahre 1914.⁶³

Die Allokation von Arbeitskräften in den Staaten der Entente gelang nicht besser. Die Gesamtbeschäftigung von Zivilisten in Grossbritannien fiel ungefähr im gleichen Masse wie in Deutschland (um 6,5 Prozent), aber es mussten weniger Männer kämpfen: Insgesamt traten 4,9 Millionen ins Heer ein, weniger als die Hälfte der entsprechenden Zahl in Deutschland. Die Arbeitsplätze der Soldaten wurden von 1,7 Millionen Arbeitnehmern übernommen, die erstmalig in den Arbeitsmarkt eintraten, hinzu kam ein Anwachsen der Zahl der weiblichen Arbeitskräfte auf 1,6 Millionen.⁶⁴ In Grossbritannien und Frankreich machten Frauen gegen Kriegsende etwa 36 bis 37 Prozent der Industriearbeiterschaft aus, im Vergleich zu 26 bis 30 Prozent vor dem August 1914. In Deutschland erhöhte sich der Frauenanteil im entsprechenden Zeitraum von 35 auf 55 Prozent.⁶⁵ Das britische Rekrutierungssystem zog nicht nur für den Arbeitsmarkt eher entbehrliche Angestellte und Akademiker an, sondern auch kaum ersetzbare qualifizierte Arbeiter. Ende 1914 waren 16 Prozent aller Arbeitnehmer in Fabriken zur Herstellung von kleinen Waffen und 25 Prozent der Arbeiter in der Chemie- und Sprengstoffindustrie in die Streitkräfte eingetreten. Und dies war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass viele von ihnen im ersten chaotischen Kriegsmonat entlassen worden waren.⁶⁶ Das Kriegsministerium zu veranlassen, qualifizierte Arbeiter wieder vom Militärdienst freizustellen, erwies sich als schwierig, und solche Massnahmen wie das 1915 eingeführte «Kennzeichnen» der Munitionsfreiwilligen und «kollektive Freistellungen» stellten nur halbherzige Massnahmen dar.⁶⁷ Als im Januar 1916 ein Kabinettsausschuss versuchte, «militärische und finanzielle Bemühungen zu koordinieren», verwies der Abschlussbericht auf das Problem widersprüchlicher Prioritäten der einzelnen Ministerien.

Aus dem Bereich der Landwirtschaft wurden qualifizierte Arbeiter nicht vor Juli 1917 freigestellt, Bergleute wurden im Januar 1918 immer noch rekrutiert, und im April wurden die Schutzbestimmungen für ganze Gruppen von Beschäftigten im Rahmen der Panik aufgehoben, die durch die deutsche Frühjahrsoffensive ausgelöst worden war.⁶⁸

Was dies kurz- und langfristig zu einem ernsten Problem machte, war die starke Abhängigkeit der britischen Wirtschaft von qualifizierten Arbeitskräften. Zu Kriegsbeginn waren 60 Prozent der Arbeiter in der britischen Maschinenbauindustrie als Facharbeiter klassifiziert. Der Tod eines sehr grossen Teils der britischen Facharbeiter hinterliess eine Lücke, die nicht leicht zu schliessen war. Dieser Teil der Arbeiterschaft blutete gleichsam aus. Wo zuvor qualifizierte Arbeiter tätig gewesen waren, beschäftigte man nun ungelehrte Kräfte.

Gregorys Annahme, das britische Freiwilligensystem habe für eine gleichmässige Verteilung der Kriegskosten gesorgt, als dies bei einem Wehrpflichtsystem der Fall gewesen wäre, ist problematisch; zu behaupten, dass dies «dazu beitrug, politische Stabilität zu sichern», ist verfehlt.⁶⁹ Die wichtigste Konsequenz des britischen Systems war die, dass es zum Tod von Facharbeitern führte, die man besser weiter an ihren normalen Arbeitsplätzen eingesetzt hätte. Diese «verlorene Generation» war eine, die wirklich wichtig war; die bekanntere, die sich aus Adligen, Absolventen von Public Schools und der Universitäten Oxford und Cambridge zusammensetzte⁷⁰, war viel leichter zu ersetzen und wurde in Offizierstätigkeiten womöglich nutzbringender eingesetzt als mit jeder anderen Beschäftigung. Angell hatte bereits davor gewarnt, dass der Krieg «das Überleben der Untauglichen» fördere; in Grossbritannien waren es die Unqualifizierten und Ungebildeten, die überlebten.⁷¹

In Frankreich, wo Arbeitskräfte knapper waren als in allen übrigen betroffenen Volkswirtschaften, wurden diese aus anderen Gründen ineffizient eingesetzt, vor allem wegen der Forderung nach der «Gleichheit des Opfers». Die volkstümliche Ansicht lief darauf hinaus, dass (wie in den 1790er Jahren) die Blutsteuer – *Vimpôt du sang* – von allen, also auch von den qualifizierten Arbeitern getragen werden sollte. Jene, die von der Front zurückgeholt wurden, um 1915 über die Knappheit an Granaten hinwegzukommen – und diese Fachleute stellten Ende des Jahres fast die Hälfte aller Munitionsarbeiter dar – wurden als Drückeberger (*embusqués*) verspottet.⁷² Männer, die (abgesehen von den Verwundeten) aus den Streitkräften entlassen wurden, sorgten für ungefähr 30 Prozent des Anstiegs der Zahl der Arbeitskräfte in der französischen Rüstungsindustrie während des Krieges.⁷³

In den Volkswirtschaften aller am Krieg teilnehmenden Länder löste die Knappheit an Arbeitskräften ähnliche Probleme aus: Arbeiter waren in der La-

ge, höhere Löhne durchzusetzen und/oder ihre Produktivität durch «langsames Arbeiten» herabzusetzen oder zu streiken, wenn die Betriebsleitungen ihren Lohnforderungen Widerstand entgegensetzten. Die Erfahrungen einer einzigen, nicht untypischen Firma mögen illustrieren, wie sich diese Probleme in Deutschland zeigten. Zunächst versuchte die Unternehmensführung der Hamburger Werft Blohm & Voss die Knappheit an Arbeitskräften durch Verlängerung der Arbeitszeit und Verstärkung der Intensität der Arbeit auszugleichen und machte sich dabei die Schwäche der Gewerkschaften zunutze. Im März 1916 musste man schliesslich Formulierungen verbieten, in denen der «Schützengraben» als Drohmittel gegen ungehorsame Arbeiter eingesetzt wurde. Ein Jahr später wurden Schichten, die 24 Stunden dauerten, als übermässig verboten.⁷⁴ Die Arbeiter reagierten auf unterschiedlichste Art, oftmals entschlossen sie sich eher zu individuellen und spontanen Handlungen als zu kollektiven Streikaktionen.⁷⁵ Es gab immer wieder Probleme mit der Disziplin: Frühstückspausen wurden verlängert, man arbeitete nur mit halbem Herzen oder blieb ganz fort, und immer wieder wurden Materialien gestohlen (meistens zur Verwendung als Brennholz). Vor allem machten sich die Arbeiter die Nachfrage nach ihren Leistungen zunutze, um häufig die Stellung zu wechseln: Die traditionell bereits hohe Fluktuation von Arbeitskräften erreichte eine beispiellose Stufe, so dass in dem Jahr nach Oktober 1916 10'000 Arbeiter ersetzt werden mussten – ein Problem, das das *Hilfsdienstgesetz* von Dezember 1916 noch weiter verschärfte, das Arbeitern das Recht zuerkannte, um eines höheren Lohnes willen die Stellung zu wechseln.⁷⁶ All dies führte dazu, dass die Vereinbarung, auf Streiks zu verzichten, die im August 1914 geschlossen worden war, sich schrittweise auflöste. Als die Firma Blohm & Voss im Oktober 1916 eine Lohnforderung zurückwies, führte dies zum ersten grossen Streik während des Krieges. Vier Monate später und erneut im Mai 1917 gab es grosse Streiks auf der Vulkanwerft (einen Monat nach dem grossen Berliner Streik, der durch eine Reduzierung der Mehrlation ausgelöst wurde); und im Januar 1918 ergriff eine das ganze Land umfassende Streikwelle, die in Berlin begonnen hatte, auch die Werften. Diese Streiks werden gewöhnlich als Vorboten der Revolution vom November 1918 betrachtet – als Symptom, wenn nicht eine Ursache für die Unvermeidlichkeit der Niederlage Deutschlands.⁷⁷

Es ist wiederum fraglich, ob die Dinge in den Ententeländern besser lagen.

Ein häufig bemühter Indikator für die allgemeine «Qualität» der Kriegführung von Nationen und ihren Volkswirtschaften sind Lohnsteigerungen. Dabei werden Reallohnzuwächse als positiv beurteilt. Auf den Nachweis, dass die Dinge sich in Grossbritannien in diesem Sinne «besser» entwickelten als in Deutschland, ist eine Menge Mühe verwendet worden. Doch wäre es eine Katastrophe für die deutsche Kriegswirtschaft gewesen, wenn die Löhne dort genauso schnell gewachsen wären wie in Grossbritannien. Bei solchem Vergleich sollte gefragt werden, ob die Reallöhne sich im Gleichschritt mit der Produktivität steigerten oder nicht. Je mehr die Löhne real stärker als die Produktionserträge wuchsen, umso *weniger* effizient arbeitete die Wirtschaft insgesamt, denn höhere Lebensstandards für Arbeiter stellten nicht die erste Priorität für die Wirtschaft im ganzen dar.

In dieser Hinsicht besass Grossbritannien und nicht Deutschland die weniger effektive Kriegswirtschaft. Vorsichtige Schätzungen legen den Schluss nahe, dass britische Arbeiter Lohnzuwächse durchsetzten, die grösser als die Produktivitätssteigerung waren, während in Deutschland die Löhne beinahe in Übereinstimmung mit den industriellen Erträgen real fielen.

Solche Durchschnittszahlen sagen jedoch wenig über Lohnunterschiede, die sich während des Krieges stark veränderten. In allen Ländern verlieh Arbeitskräfteknappheit in strategisch entscheidenden Sektoren Gruppen Verhandlungsmacht, die sich traditionell am unteren Ende der Einkommenskala befanden. Vier traditionelle Lohngefälle konnten abnehmen: jene zwischen Arbeitern in verschiedenen Sektoren; diejenige zwischen Hilfsarbeitern und Facharbeitern; die zwischen weiblichen und männlichen Arbeitern; und schliesslich jene zwischen jüngeren und älteren Arbeitern. In Deutschland stieg zwischen Juni 1914 und Oktober 1918 der Stundenlohn des männlichen Durchschnittsarbeiters bei Blohm & Voss nominell um 113 Prozent, während ein Jugendlicher, der in der gleichen Werft arbeitete, 85 Prozent mehr verdiente, als er im Frieden erhielt, und ein Textilarbeiter 74 Prozent mehr bekam. Im Vergleich dazu erhielt ein jüngerer Büroangestellter nur 62 Prozent mehr, ein Buchhalter 37 Prozent und ein Chefkassierer lediglich 30 Prozent zusätzlich. Das heisst, dass Arbeiter besser als Angestellte abschnitten.⁷⁸ Diese Verringerung von Unterschieden bedeutete, dass nach Berücksichtigung der Inflation ein Werftarbeiter real weit weniger (neun Prozent) als ein

höherer Beamter (52 Prozent) einbüsste.⁷⁹ Diese Zahlen berücksichtigen noch nicht die Sonderzahlungen und Kindergeldleistungen, die an bestimmte Kategorien von Arbeitern gingen und die bei Ende des Krieges bis zu einem Drittel des Einkommens eines ungelernten Arbeiters betragen konnten.⁸⁰ Vergleiche zwischen den zur Verfügung stehenden Lohnstatistiken verschiedener Länder sind schwierig. Eine Vermutung besagt, dass sich in London die Einkommensunterschiede während des Krieges stärker verringerten als in Berlin; es gibt aber auch Zahlen, die auf das Gegenteil hindeuten.⁸¹

Änderungen des Lohnniveaus und der Einkommensunterschiede hingen im Wesentlichen von der relativen Stärke der organisierten Arbeiterschaft ab. Angesichts der Ereignisse vom November 1918 neigten deutsche Historiker gelegentlich zu der Annahme, dass die Arbeiterbewegung in ihrem Lande besonders militant gewesen sei. Nach 1916 stellte es nur eine leichte Übertreibung dar, wenn man sagte, dass die britischen Unternehmer Schritt für Schritt die Kontrolle in Lohnfragen verloren, entscheidend war nun eine Kombination von Druck der Arbeiterschaft und staatlicher Zustimmung.⁸² Eine mögliche Erklärung für diese Entwicklung liegt darin, dass die deutschen Gewerkschaften durch den Krieg schwerer getroffen wurden als die westeuropäischen Arbeitnehmerorganisationen. In Grossbritannien, Frankreich und Deutschland unterstützten die Gewerkschaftsführer gleichermassen die Kriegsbemühungen in der Hoffnung, so ihre Gleichrangigkeit gegenüber den Arbeitgebern zu verankern; und überall waren die gewöhnlichen Gewerkschaftsmitglieder den Konzessionen abgeneigt, die ihre Führer machten. Dennoch zeigt sich, dass die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften sich in Grossbritannien und Frankreich beinahe verdoppelten, während sie in Deutschland um mehr als ein Viertel sanken. Auch in den Vereinigten Staaten stiegen sie um etwa 85 Prozent.⁸³

Schliesslich zeigen die Streikstatistiken ebenfalls, dass Deutschland auf diesem Gebiet nicht besonders anfällig war. Es gab beträchtlich mehr Streikaktivitäten in Grossbritannien, wo Versuche, Streiks durch Zwangsschlichtungen zu verhindern, fehlschlagen. Keine deutsche Gewerkschaft hielt in der Weise «die Privilegien der qualifizierten Arbeiter beinahe für ein Heiligtum», wie es etwa die Amalgamated Society of Engineers (ASE) tat.⁸⁴ Der grosse Metallarbeiterstreik von Mai 1917 endete mit einem entscheidenden Sieg für die ASE: Wie sich Beveridge erinnerte, errang die Gewerkschaft «das wich-

tigste Zugeständnis, das sie verlangt hatte (...) ohne im Gegenzug irgendetwas von dem zu geben, worum die Regierung gebeten hatte».⁸⁵ Im April 1918 traten 22'000 Metallarbeiter in den Streik, während die Deutschen 80 Kilometer vor Paris standen. Die Instruktionen des Kriegskabinetts an seine Verhandlungsführer waren knapp und bündig: «Falls ein unmittelbarer bevorstehender Streik unvermeidlich erscheint, sollte man alle verlangten Konzessionen machen.»⁸⁶ Der Gegensatz zu der Art und Weise, wie die deutsche Regierung im Januar 1918 den Streik in Berlin nach einer Woche brach, könnte nicht stärker sein.⁸⁷ Es war eher ein Glücksfall für Grossbritannien, dass Lloyd George unrecht hatte, als er den Krieg in einer Kriegsrede vor dem Gewerkschaftsdachverband TUC als einen «Konflikt zwischen den Facharbeitern Deutschlands und Österreichs auf der einen Seite und den Facharbeitern Grossbritanniens und Frankreichs auf der anderen» darstellte.⁸⁸ Von Russland abgesehen, waren die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Grossbritannien die schlechtesten des ganzen Krieges: Weder Deutschland noch Italien, noch Frankreich hatte derart viele Streiks zu ertragen.⁸⁹

Hunger, Gesundheit, Ungleichheit

War Hunger Ursache für Deutschlands Niederlage? Diese Vorstellung hält sich in der modernen europäischen Geschichtsschreibung hartnäckig⁹⁰, ist jedoch sicherlich unzutreffend.

Der Verbrauch an Nahrungsmitteln in Deutschland sank zwar, aber das geschah auch in Grossbritannien. Alternativen Berechnungen zufolge war der deutsche Pro-Kopf-Verbrauch an Kartoffeln und Fisch 1918 höher als 1912/1913.⁹¹ Das deutsche System der Nahrungsmittelrationierung in Kriegzeiten ist kritisiert worden; aber man kann durchaus die These vertreten, dass die uneingeschränkte *Laissez-faire-Politik* der Briten noch verschwenderischer und ineffizienter war. Die Deutschen führten im Januar 1915 die Brot-rationierung ein und schufen im Mai 1916 ein Kriegsernährungsamt. Dagegen wurde das britische Ernährungsministerium erst im Dezember 1916 gegründet und war bis Juni 1917 bemerkenswert leistungsschwach. Alarmiert durch das Auftauchen von Schlangen vor Nahrungsmittelgeschäften in vielen Städten führte die Regierung nun die Rationierung von Zucker ein und begann ein

System der regionalen und lokalen Nahrungsmittelverteilung aufzubauen; aber erst im April 1918 war ein das ganze Land umfassendes System der Fleischrationierung durchgesetzt. Drei Monate später waren alle Grundnahrungsmittel rationiert.⁹² Nachdem Frankreich Mitte 1915 mit derartigen Massnahmen begonnen hatte, bewegte es sich sehr viel schneller auf die Requirierung von Getreide und die Kontrolle der Verteilung von Nahrungsmitteln zu, aber erst unter anglo-amerikanischem Druck wurden Schritte in Richtung auf eine umfassende Rationierung unternommen. Noch im Oktober 1918 gab es einen grossen Skandal wegen Wuchergeschäften durch das Konsortium, das für die Versorgung mit pflanzlichen Fetten verantwortlich war.⁹³ Klagen über Knappheit, Preise und Fehlverteilung von Nahrungsmitteln gab es überall.⁹⁴

Gewiss hungerten viele Deutsche. Aber der Beweis, dass irgendetwas verhungerte, lässt sich nicht erbringen – obwohl immer noch in der Literatur gelegentlich Hunderttausende von Hungertoten auftauchen.⁹⁵ Es stimmt, dass die Sterblichkeit unter den Frauen sich von 14,3 Promille im Jahre 1913 auf 21,6 steigerte. Dies war ein auffallend grösserer Anstieg als in England (von 12,2 auf 14,6 Promille).⁹⁶ Einer Schätzung zufolge starb ungefähr ein Drittel der gesamten Vorkriegsbevölkerung der deutschen psychiatrischen Anstalten an Hunger, Krankheit oder Vernachlässigung.⁹⁷ Auch starben mehr Menschen als sonst an Lungenkrankheiten (Zunahme von 1,19 auf 2,46 Promille), und es war ein scharfer Anstieg der Todesfälle im Wochenbett zu registrieren.⁹⁸ Aber die Kindersterblichkeit sank deutlich (ausser in Bayern, wo sie 1918 anstieg, und unter in Berlin ausserordentlich geborenen Kindern).⁹⁹ In Frankreich hingegen lag die Kindersterblichkeit 1918 21 Prozent über dem Niveau der Jahre 1910 bis 1913.¹⁰⁰ Winter hat vermutlich die Verbesserungen des zivilen Gesundheitszustands in Grossbritannien während des Krieges etwas übertrieben. Es gab auch in England und Wales einen 25prozentigen Anstieg von Todesfällen durch Tuberkulose, und das scheint zum Teil die Folge von schlechter Ernährung gewesen zu sein.¹⁰¹

Die entscheidende Herausforderung für die Kriegswirtschaften stellte die Aufgabe dar, knappe Ressourcen angemessen zu verteilen. In der klassischen Studie von Kocka wird die deutsche Kriegswirtschaft so dargestellt, als habe sie die Klassenkonflikte und andere soziale Abgrenzungen verschärft und damit den Weg für die Revolution von 1918 geebnet.¹⁰² Der deutsche Staat habe

während des Ersten Weltkriegs durch seine Eingriffe die Ungleichheit verstärkt, er habe einige soziale Gruppen bevorzugt, andere benachteiligt.

Doch die Diagnose, Deutschland sei in den Jahren zwischen 1914 und 1918 zu einer weniger gleichen Gesellschaft geworden, ist problematisch. Berechnungen des sogenannten «Pareto-Koeffizienten» für Preussen legen nahe, dass im Jahre 1918 die Einkommensverteilung ungleicher als jemals seit 1850 war.¹⁰³ Aber diese Zahlen können durch die hohen Einkommen verzerrt sein, deren sich relativ wenige Unternehmer erfreuten. Andere Quellen deuten darauf hin, dass der stärkste relative Abstieg im Lebensstandard nicht von den Arbeitern, sondern von Gruppen in jenem breiten sozialen Spektrum, das wir die Mittelschichten nennen, erlitten wurde. Darüber hinaus tendierten die Kontrollen während der Kriegszeit dazu, Arbeiterhaushalte auf Kosten der verschiedenen besitzenden Schichten der Gesellschaft zu bevorzugen. In den ersten Monaten des Krieges wurden schnell Gesetze gegen überhöhte Preise verabschiedet, und die ersten Höchstpreise hat man Anfang 1915 festgesetzt. Aber erst im September 1915 erliess der Bundesrat eine Verordnung zur Schaffung von Preisprüfungsstellen, aus der sich eine zusammenhängende Politik der Preiskontrolle ergab.¹⁰⁴ Obwohl eine Reihe neuer Straftatbestände geschaffen wurde (zum Beispiel «Kettenverkäufe») beschäftigten sich die Preisprüfungsstellen hauptsächlich damit, Ladenbesitzer zu verfolgen, die Höchstpreisregelungen verletzten.¹⁰⁵ Die im Oktober 1916 in Hamburg geschaffene Prüfungsstelle liefert eine gute Illustration der Arbeitsweise dieser Institution. Allein im Jahre 1917 gab es 1'538 erfolgreiche Verfahren, die zur Schliessung von 5'551 Firmen führten, Freiheitsstrafen von insgesamt 12'208 Tagen und Geldstrafen in Gesamthöhe von 92 300 Mark wurden verhängt.¹⁰⁶ Ladeninhaber waren nicht in der Lage, die steigenden Grosshandelspreise an die Endverbraucher weiterzugeben. Etwas Ähnliches passierte auf dem Lande, wo die Kontrollen (im sogenannten «Rübenwinter») 1916/1917 ständig verschärft wurden: Hier waren die Bauern Hausdurchsuchungen und Konfiszierungen ausgesetzt.¹⁰⁷

Ähnliche Opfer wurden etwa den städtischen Hauseigentümern abverlangt. Trotz des Exodus von Männern an die Front gab es weiterhin Wohnungsmangel, weil der Bau von Häusern wegen des Krieges fast vollständig eingestellt worden war: Zwischen 1915 und 1918 wurden in Hamburg 1923 neue Wohnungen fertiggestellt, verglichen mit 17780 in den letzten beiden Vorkriegsjahren.¹⁰⁸ Je mehr Menschen in die grossen Städte zogen, um in den Kriegs-

industrien zu arbeiten, desto stärker stieg die Nachfrage nach Wohnungen an. Aber eine Kette von Massnahmen zur Kontrolle von Mieten hinderte die Vermieter daran, Vorteile daraus zu ziehen. Im Gegenteil, die Mieten wurden eingefroren, so dass sie real gesehen sanken. Der Verband der Hamburger Grundeigentümer schätzte die Kosten des Krieges für seine Mitglieder auf 80 Millionen Mark, vor allem als Folge von Zwangsmietsenkungen, die in Hamburg während des Krieges für etwa die Hälfte der bestehenden Mietverträge durchgesetzt wurden. Ende 1918 waren die Monatsmieten auf fast die Hälfte ihres Niveaus von Juli 1914 gesunken.¹⁰⁹ Ähnliche Kontrollen wurden in Grossbritannien durchgesetzt, wo die Mieten 1914/1915 zu steigen begannen und sich später eine Knappheit an Wohnraum entwickelte.¹¹⁰ Die Hausbesitzer in Deutschland waren eine der am stärksten geschädigten Mittelschichten, die nach dem Krieg über ihre «Proletarisierung» klagten.¹¹¹

Es deutet einiges darauf hin, dass der Krieg die sozio-ökonomische Macht von den Mittelschichten und insbesondere dem Mittelstand hin zur Arbeiterklasse und zum Grossunternehmertum verlagert hat.¹¹² Die Kontrolle von Preisen und Mieten wurde benutzt, den Lebensstandard der Arbeiterklasse auf Kosten des Handels und der Vermieter zu subventionieren; die Gehälter der Beamten wurden niedrig gehalten, während die nominellen Löhne der Arbeiter in strategischen Sektoren steigen durften. Die Erfahrungen der Familie Schramm – einer Hamburger Senatorenfamilie – veranschaulicht das Trauma der Verarmung der Bourgeoisie. Für Ruth Schramm bedeutete der Krieg mehr als bloss materielle Verarmung; es war eine Zeit moralischer und kultureller Erniedrigung. Das «schwerfällige und unfreundliche Publikum», die Kriegsgewinnler, die Korruption des Jahres 1917 – all dies stellte eine groteske Parodie auf die Ideale des drei Jahre zuvor verkündeten Burgfriedens dar. Symbolisch für den Niedergang Hamburgs war der Zwang, Fleischpaste von Alsterschwänen zu essen; Nahrungsmittel auf dem schwarzen Markt kaufen zu müssen, bedeutete einen tiefen Bruch mit «den Grundsätzen, die für mich vor 1914 festgestanden hatten».¹¹³ Als Ruths Bruder im Dezember 1918 von der Front zur Familie nach Hause zurückkehrte, musste er feststellen, dass die Eltern im zweiten Stock einen Untermieter aufgenommen und das Erdgeschoss abgeschlossen hatten, um Heizkosten zu sparen. Obwohl man immer noch mit silbernen Löffeln ass, erkannte er, dass dies «das Ende des grossbürgerlichen Lebensstils» bedeutete.¹¹⁴

Diese Art Verarmung jedoch führt nicht notwendigerweise zu innerem Zusammenbruch und noch weniger zur Revolution. Im Gegenteil: Genau die gesellschaftlichen Gruppen, die relativ gesehen am schwersten durch den Krieg getroffen wurden, waren die entschiedensten Befürworter der offiziellen Kriegsziele. Eine Erklärung der deutschen Niederlage, die zuviel Gewicht auf den Zusammenbruch an der Heimatfront legt, reicht nicht aus. Zu keiner Zeit, einschliesslich der Streikphasen im April 1917 und Januar 1918, kam die innere Moral in Deutschland einem Zusammenbruch so nahe, wie er sich in Russland ereignete und beinahe auch in Frankreich stattgefunden hätte.¹¹⁵ Rein chronologisch gesehen, war es die Westfront und nicht die Heimatfront, die zuerst zusammenbrach; und als die Revolution im November 1918 ausbrach, da handelte es sich um eine Revolution, die nicht von den ökonomischen Verlierern des Krieges ausging, sondern von seinen relativen Gewinnern: von den Soldaten und Matrosen, die besser gepflegt worden waren als die Zivilisten, und von den Industriearbeitern, deren Reallöhne am wenigsten stark gefallen waren.

9 Strategie, Taktik und Verluste

Strategien

Carl von Clausewitz' Werk «Vom Kriege» enthält jene berühmte Definition des Krieges als Fortsetzung «*des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel*». Während des Krieges habe die deutsche Führung diese Regel fatalerweise vergessen, wurde oft behauptet. In dem Masse, wie sich Deutschland mehr und mehr zu einer Militärdiktatur entwickelte, wurde die Politik zu einem von vielen Mitteln, die mit der alles überragenden Aktivität der Kriegführung vermischt waren. Daraus ergaben sich strategische Fehler, die letztendlich zur Niederlage des Landes führten.

Die deutsche Strategie war von Beginn der Kämpfe an ausserordentlich risikoreich. Man mag dem entgegenhalten, dass die Deutschen selbst von der eigenen relativen Unterlegenheit auf lange Sicht überzeugt waren und sich deshalb auf riskante Strategien verlegten, um schnelle Siege zu erzielen. Zumindest einige der strategischen Spielzüge der Deutschen waren leichtsinnig, denn sie stützten sich auf Kosten-Nutzen-Analysen, die offensichtlich – nicht nur im Rückblick – unrealistisch waren.

Das deutsche Vabanquespiel, das die meiste Kritik auf sich gezogen hat, war die uneingeschränkte U-Boot-Kriegführung. Dazu gehörte, dass man ohne Warnung Schiffe versenkte, von denen man annahm, sie würden kriegswichtige Güter nach Grossbritannien bringen. Man hoffte, auf diese Weise Grossbritannien besiegen zu können, bevor die Vereinigten Staaten einen wirkungsvollen militärischen Beitrag zum Krieg leisten könnten. Diese Strategie wurde dreimal erprobt: Zwischen März und August 1915, als die *Lusitania* und die *Arabic* versenkt wurden; zwischen Februar und März 1916; und schliesslich ab dem 1. Februar 1917, als der Admiralstab versprach, Grossbritannien würde innerhalb von fünf Monaten um Frieden bitten. Zwar konnten

die U-Boote zu Anfang das ursprüngliche Ziel der Versenkung von 600'000 Tonnen monatlich übertreffen. Aber die Berechnungen der Planer waren in jeder denkbaren Hinsicht falsch. Sie hatten folgende Faktoren unterschätzt:

1. die Fähigkeit Grossbritanniens, seine Weizenproduktion zu erhöhen;
2. die normale Grösse der amerikanischen Weizenernte (1916 und 1917 waren besonders schlechte Jahre);
3. die Fähigkeit Grossbritanniens, knappes Holz vom Hausbau auf die Produktion von Stützbalken für den Bergbau umzudirigieren;
4. die Grossbritannien zur Verfügung stehende Tonnage;
5. die Fähigkeit des britischen Staates, knappe Nahrungsmittel zu rationieren;
6. die Effektivität von Konvois; und
7. die Fähigkeit der Royal Navy, Techniken zur Bekämpfung von U-Booten zu entwickeln.

Darüber hinaus hatten die Deutschen sogar die tatsächliche und mögliche Zahl ihrer U-Boote überschätzt: Zwischen Januar 1917 und Januar 1918 wurden 87 neue U-Boote gebaut, aber 78 gingen verloren. Die Gesamtstreitmacht hatte zu Beginn der Schlusskampagne etwa 100 U-Boote betragen, von denen nie mehr als ein Drittel gleichzeitig in britischen Gewässern patrouillieren konnte.¹ 1918 war die Verlustrate unter den Konvois auf unter ein Prozent gesunken. Bei den U-Booten betrug die entsprechende Zahl mehr als sieben Prozent.²

Die deutsche Seekriegführung war voller solcher Fehlschlüsse. Es wurde behauptete, der Krieg auf den Ozeanen sei deshalb ergebnislos verlaufen, weil die britische und die deutsche Flotte auf der Wasseroberfläche niemals eine entscheidende Begegnung ausfochten; die Gefechte auf der Doggerbank und um Jütland seien unentschieden verlaufen. Doch der Royal Navy ist es gelungen, ihre Aufgabe zu erfüllen, den Bewegungsraum der deutschen Schlachtflotte auf die Nordsee zu beschränken. Es war Tirpitz und nicht Jellicoe, der bei einer uneingeschränkten Seeschlacht etwas zu gewinnen hatte. Die gesamte Vorkriegsstrategie Tirpitz' war davon abhängig gewesen, dass die britische Flotte Deutschland angriff; Tirpitz realisierte nicht, dass die Briten angesichts der Tatsache, dass sie bereits die hohe See beherrschten, lediglich abwartend in Scapa Flow liegen würden.³ Darüber hinaus gewann die Royal Navy nach der Niederlage von Coronel die Schlacht bei den Falkland-Inseln. Es gelang ihr, die deutsche Handelsschiffahrt in der ersten Phase des Krieges

lahmzulegen, was einen schweren Schlag gegen die deutsche Zahlungsbilanz darstellte. Zwar konnten die deutschen U-Boote vor der Einführung des Konvoi-Systems viele britische und amerikanische Schiffe versenken, aber die Verlustrate war kleiner als der Anteil der deutschen Handelsschiffe, die durch die Briten gekapert oder versenkt wurden.

Es fällt auf, wie wenig Stimmen sich in Deutschland gegen das Vabanquespiel eines uneingeschränkten U-Boot-Krieges erhoben. Max Warburg war einer von wenigen einflussreichen deutschen Geschäftsleuten, die gegen die Aufhebung der Einschränkung des U-Boot-Krieges waren, vor allem, weil sie das Risiko, sich die Vereinigten Staaten zum Feind zu machen, als viel zu schwerwiegend ansahen, wie gross auch immer die Auswirkungen auf die britische Nahrungsmittelversorgung sein mochten. Am 26. Januar 1917 brachte Warburg eine Überzeugung zum Ausdruck, die als geradezu prophetisch erscheint: «Kommen wir mit Amerika zum Kriege, so heben wir die moralische, finanzielle und wirtschaftliche Kraft unseres Feindes derartig, dass wir von der Zukunft nichts mehr zu erhoffen haben; das ist meine feste Überzeugung.»⁴

Doch Warburgs Stimme verhallte ungehört (nicht zuletzt, weil man ihm Voreingenommenheit unterstellte, da zwei seiner Brüder in den Vereinigten Staaten lebten): Die Einschränkungen des U-Boot-Krieges wurden aufgehoben, und etwas mehr als zwei Monate später erklärten die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg. Hier, so lässt sich argumentieren, liegt ein klassisches Beispiel für eine Entscheidung vor, die sich auf eine «Teiltrationalität» gründete: Die Deutschen führten ihre Berechnungen der wahrscheinlichen Auswirkungen eines uneingeschränkten U-Boot-Krieges durch, ohne ungünstige Tatsachen und Möglichkeiten mit ins Kalkül zu ziehen.⁵ Für diesen groben Fehler wurden sie letztendlich durch die Niederlage bestraft; denn nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, konnte Deutschland nicht mehr auf einen Sieg hoffen – so lautet jedenfalls die herkömmliche Argumentationsweise.

Auch bei der Landkriegführung, so wird behauptet, hätten sich die Deutschen auf ein riskantes Spiel eingelassen. Im August 1914 setzten sie auf Sieg in einem Zwei-Fronten-Krieg in der Annahme, falls sie länger warten würden, gäbe dies Russland und Frankreich die Möglichkeit, eine unanfechtbare Überlegenheit zu erreichen. Gleichzeitig gingen die Deutschen ein Risiko ein, indem sie darauf vertrauten, dass Österreich-Ungarn im Osten einen wirkungs-

vollen Beitrag zum Krieg liefern würde. Es wurde nichts unternommen, um zu prüfen, ob man sich darauf verlassen könne, oder um festzustellen, welche Form der Beitrag des Habsburgerreiches annehmen würde.⁶ Keine dieser Annahmen zahlte sich aus. Der Schlieffenplan, von dem erwartet wurde, dass er einen schnellen militärischen Sieg im Westen gewährleisten würde, erwies sich als Fehlschlag, der durch die logistischen Mängel des Plans von vornherein unvermeidlich war.⁷ Auch das risikoreiche Spiel einer Allianz mit Österreich brachte keinen Erfolg. Immer wieder mussten die Deutschen Soldaten an die Fronten im Osten schicken, um die österreichisch-ungarische Armee vor dem Schlimmsten zu bewahren: so 1915, als die russische Galizienoffensive Falkenhayn zu einem Gegenangriff bei Gorlice zwang, und dann erneut 1916 im Gefolge der Brussilow-Offensive.⁸ Ein anderes immer wieder kritisiertes Spekulationsgeschäft stellte Falkenhayns Entscheidung dar, den Versuch zu unternehmen, den Feind an einem «entscheidenden Punkt», nämlich im «Fleischwolf» von Verdun, «ausbluten zu lassen». Dies kostete die Deutschen schliesslich fast genauso viele Soldaten wie die Franzosen (337'000 Verluste gegenüber 377'000); und das ursprüngliche Ziel geriet völlig ausser Sichtweite, als die Deutschen zu der Ansicht gelangten, dass sie tatsächlich die Festung erobern müssten.⁹

Schliesslich hat man Ludendorff den Vorwurf gemacht, mit der Operation Michael im Frühjahr 1918 eine Art strategischen Selbstmord begangen zu haben. Mit brillanter Militärtaktik trieb er die Alliierten um etwa 65 Kilometer zurück und eroberte 3'100 Quadratkilometer Gelände. Die Offensive der Deutschen war dennoch von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil es ihnen an den erforderlichen Reserven und an Versorgungsstrukturen fehlte, um ihre Gewinne zu konsolidieren. Durch Ausdehnung der Frontlinie überbeanspruchten die Deutschen ihre eigenen Streitkräfte bis zum Zerreißen, so dass alliierte Gegenoffensiven fast gewiss mit Erfolg rechnen konnten.¹⁰

Es hat eine gewisse Plausibilität zu behaupten, dass die Deutschen den Krieg genau deshalb verloren, weil sie ihn bereits beinahe gewonnen hätten. Der Sieg über Russland führte dazu, dass nach Brest-Litowsk, also zu einer Zeit, da sie im Westen benötigt wurden, ungefähr eine Million Soldaten in dem in Osteuropa herrschenden Chaos nutzlos umherirrten. Es war der gewaltige Raum, der von den Deutschen im Frühjahr 1918 beherrscht wurde, der sie die grössten Verluste seit 1914 kostete: Mehr als ein Fünftel der anfangs 1,4 Millionen Mann starken Streitmacht ging zwischen dem 21. März und

dem 10. April verloren.¹¹ Darüber hinaus führte die Offensive im Westen dazu, dass Deutschlands Verbündete im Südosten und Süden in fataler Weise preisgegeben wurden¹²; und so begann am 28. September die Niederlage der Mittelmächte mit der bulgarischen Bitte um einen Sonderwaffenstillstand. Je länger der Krieg andauerte und je grössere Opfer er mit sich brachte, umso grösser wurden in Deutschland die Erwartungen auf den am Ende stehenden Lohn. Die Formulierung der Kriegsziele, die als ein Vorspiel zu möglichen Verhandlungen begann, weitete sich schnell zu einer öffentlichen Debatte aus, in der es um wirtschaftliche Interessen, Innenpolitik und Strategie ging. Je länger diese Debatte anhielt, desto mehr entfernte sie sich von der Realität. Gleichzeitig griffen die deutschen Generäle wiederholt in die Geschäfte der Diplomatie ein – beispielsweise, indem sie dafür sorgten, dass Jagow als Ausssenminister 1916 durch Arthur Zimmermann ersetzt wurde, der jenes berühmte Telegramm an Mexiko richtete, das Hilfe bei der Rückeroberung von New Mexico, Texas und Arizona anbot. Die deutsche Niederlage kann daher eher als eine Konsequenz von politischen als von materiellen Faktoren angesehen werden.

Die Deutschen versuchten bereits 1915, den Zaren für einen Separatfrieden zu gewinnen¹³; wäre dies gelungen, hätte Deutschland den Krieg gewinnen können (und Russland wäre sicher der Bolschewismus erspart geblieben). Als die Russen diese Annäherungsversuche zurückwiesen, kämpften die Deutschen weiter und fügten Russland schliesslich eine völlige Niederlage zu. Diese Leistung sollte nicht unterschätzt werden. Der Krieg war vom Generalstab eingeleitet worden, um einer relativen Verschlechterung der strategischen Stellung Deutschlands gegenüber Russland zuvorzukommen. 1917 war dieses Ziel erreicht worden. Wie Norman Stone einmal gesagt hat, stellte Brest-Litowsk eher eine «Möglichkeit» als eine Phantasie dar, und Grossbritannien hätte sich durchaus bereit finden können, die deutsche Hegemonie in Osteuropa als Bollwerk gegen den Bolschewismus zu akzeptieren, wenn Deutschland kein anderes Ziel gehabt hätte. Am 5. November 1916 – nahezu zweieinhalb Monate bevor Woodrow Wilson seine berühmten Forderungen nach «Frieden ohne Sieg» auf der Basis der Selbstbestimmung aussprach – hatten die Deutschen durch die Proklamierung der Unabhängigkeit Polens die Initiative ergriffen. Infolge des Vertrags von Brest-Litowsk gewannen auch Finnland und Litauen ihre Unabhängigkeit, wenn auch Lettland, Kurland, die Uk-

raine und Georgien (in Warburgs Worten) unter dem Anschein der nationalen Selbstbestimmung Opfer einer «schlecht verhehlten Annexion [wurden], zu der das Selbstbestimmungsrecht der Völker eine nur zu durchsichtige Fassade abgeben sollte.¹⁴

Dies war einer der Momente, da die Deutschen die Möglichkeit gehabt hätten, nach einem Verhandlungsfrieden im Westen zu streben, bevor die amerikanischen Streitkräfte zahlenmässig stark genug waren, das militärische Gleichgewicht umzukippen.

Doch fast von dem Augenblick an, da Bethmann Hollwegs Septemberprogramm die Möglichkeit territorialer Annexionen in Frankreich und Belgien aufwarf, bestand diese Option nicht mehr. Einige der Ziele der deutschen Politik in Westeuropa waren für Grossbritannien nicht völlig inakzeptabel, etwa das Projekt eines Mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes. Doch das Verlangen nach Territorien im Westen wie im Osten gleichermaßen stellte ein fatales Hindernis für einen Verhandlungsfrieden dar. Tirpitz, sein Stellvertreter Konteradmiral Paul Behncke und andere Angehörige des Reichsmarineamtes sprachen sich bereits im September 1914 für die Annektierung belgischen Gebiets aus, und diese Forderung wurde bei zahllosen Gelegenheiten wiederholt, nachdem Henning von Holtzendorff 1916 Tirpitz' Stellung übernommen hatte.¹⁵ Beginnend mit dem Memorandum von Hermann Schumacher im Herbst 1914 argumentierten die Schwerindustriellen, Deutschland müsse einen Teil Belgiens und das an Eisenerz reiche französische Gebiet um Briey/Longwy erhalten. Im Mai 1915 tauchten diese Forderungen in der Liste der Kriegsziele auf, die von sechs grossen Wirtschaftsverbänden vorgelegt wurde und die auch die Annexion der Region Pas-de-Calais, der Festungen Verdun und Beifort und eines Streifens der nordfranzösischen Küste bis zur Mündung der Somme in Betracht zog.¹⁶

Immer wieder verhinderte die belgische Frage, dass es zu Verhandlungen kommen konnte: so bereits im November 1914, als Falkenhayn in realistischer Sicht der Dinge Bethmann Hollweg warnte, Deutschland könne nicht hoffen, einen Frieden mit grösseren Annexionen zu erreichen; im Januar 1916, als Oberst House einen Frieden auf der Basis des *status quo ante* vorschlug; im Dezember 1916, als Bethmann an Konzessionen dachte, aber Hindenburg ihn durch Einschüchterung davon abbrachte; ferner im Juli 1917, als Papst Benedikt XV. zu vermitteln versuchte.¹⁷ Als Aussenminister Richard von Kühl-

mann sich im September 1917 dafür aussprach, Belgien aufzugeben, waren die Generäle und Admiräle dazu nicht bereit. Hugo Stinnes hielt unnachgiebig bis in die allerletzten Wochen des Krieges daran fest, dass Deutschland danach streben müsse, Territorien im Westen zu annektieren, um eine «Pufferzone» zum Schutz der im Westen gelegenen Eisen- und Stahlfabriken zu erhalten.

Dass Stinnes auch nach dem Fehlschlag von Ludendorffs Westoffensive weiterhin diese Haltung vertrat, verdeutlicht, wie sich die deutsche Kriegszieldebatte immer mehr von den diplomatischen und strategischen Realitäten entfernte. Und Stinnes stellte keineswegs eine Ausnahme dar; der Marineoffizier Kapitän von Levetzow schlug noch am 21. September 1918 vor, Deutschland solle nach dem Kriege Konstantinopel, Valona, Alexandrette und Bengasi erwerben.¹⁸

Die Anhänger einer Annexionspolitik unterschätzten die Vorteile, die Deutschland aus einer Zustimmung zur Wiederherstellung Belgiens hätte ziehen können; es hätte dann sicher durch Verhandlungen ein Ende des Krieges erreichen können, ehe es selber zusammenbrach. Die deutschen Pläne für koloniale Erwerbungen auf Kosten Grossbritanniens und Frankreichs – wie sie sich an den zahlreichen Wunschlisten von Hamburger Unternehmerverbänden demonstrieren lassen – waren weniger bedeutsam, zeugten aber ebenfalls angesichts der eindeutigen Unterlegenheit Deutschlands zur See von einem Mangel an Realismus in der Kriegszieldebatte.¹⁹ Das gleiche kann man von den Tagträumen deutscher Admiräle sagen, die sich auf Stützpunkte in Valona (Albanien), Dakar, den Kapverdischen Inseln, den Azoren, Tahiti und Madagaskar richteten; ganz zu schweigen von einem ersehnten afrikanischen Reich.²⁰

Die Schwächen in der deutschen Strategie hatten ihre Ursprünge in Mängeln der politischen Struktur des Reiches. Die Autorität sowohl des Reichskanzlers als auch des Kaisers verringerte sich im Laufe des Krieges; das Militär übernahm die Macht, und die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff übte nach 1916 eine «stille» (also inoffizielle) Militärdiktatur aus.²¹ In der Praxis bestimmte Ludendorff allein über die deutsche Strategie und viele andere Bereiche. Teilweise aus diesem Grund war es unvermeidlich, dass die Kriegszieldebatte untrennbar mit der Auseinandersetzung über die deutsche Verfassungslage verknüpft war. Jene, die das Gefühl hatten, dass aussenpolitische Chancen nicht ausreichend wahrgenommen würden, stellten nicht nur das Niveau des Auswärtigen Amtes in Frage, sondern kritisierten

auch das Ausmass der Unterwerfung des Reichskanzlers unter das Militär. Jene, für die Bethmann Hollweg ein «Verräter» und ein «Verbrecher gegen das Vaterland» war, wünschten demgemäss, dass die Macht der Generäle erweitert würde. Kriegsziele wurden in wachsender Masse mit innenpolitischen Zielen verknüpft – mit Diktatur, mit einem bestimmten Grad von Parlamentarisierung oder mit sozialistischer Revolution.

Das Geschehen der Monate Februar bis September 1917 machte die Alternativen deutlich. Nach der Februarrevolution in Russland verlieh die Gründung der USPD in Gotha der Idee eines «Friedens durch Demokratisierung» organisatorische Substanz, und das drängte die Mehrheitssozialdemokraten in die gleiche Richtung. Im Reichstag verbanden die Letztgenannten sich mit der Zentrumspartei und den Fortschrittlern, um eine Resolution zu verabschieden, die einen «Frieden ohne Zwangsabtretungen» forderte. Aber Bethmann Hollweg, der den Kaiser dazu gebracht hatte, die Demokratisierung des preussischen Wahlrechtes zu akzeptieren, wurde von Hindenburg und Ludendorff aus dem Amt gedrängt und durch Georg Michaelis ersetzt.

Es kam zu einer Polarisierung in der deutschen Politik. Jene, die für einen Verhandlungsfrieden eintraten, mussten sich Gedanken über innenpolitische Reformen, machen, selbst wenn es nur darum ging, die Macht des Reichskanzlers gegenüber der Militärführung zu stärken und die Stärke der schwerindustriellen Lobby zu mindern. Doch diese Elemente gewannen in Deutschland erst im Oktober 1918 die Oberhand, nachdem Ludendorff auch die Reste deutscher Verhandlungsmöglichkeiten auf der Grundlage einer militärischen Machtstellung vergeudet hatte.

Ein dritter Aspekt deutscher «Fehlleistung» war die relative Langsamkeit, mit der das Reich zur Anwendung militärtechnischer Fortschritte imstande war. Die Deutschen waren die Pioniere bei hochwertigen Grabenbefestigungen, bei Geschossen mit Stahlkernen, die feindliche Brustwehren durchdringen konnten, und bei Brandgeschossen gegen Beobachtungsballons. Sie waren auch bekanntlich das erste Heer, das Chlorgas auf dem Schlachtfeld einsetzte (bei Ypern am 22. April 1915).²² Auch Flammenwerfer stellten eine deutsche Erfindung dar (sie wurden im Juli 1915 bei Hooge erstmals eingesetzt); desgleichen entwickelten sie Minenwerfer und Stahlhelme.²³ Aber auf drei entscheidenden Gebieten waren die Deutschen ihren Gegnern unterlegen. Wie Herwig dargelegt hat, lagen die Deutschen bei den Luftstreitkräften zu-

rück, obwohl das bloss Zählen der zur Verfügung stehenden Flugzeuge im Frühjahr 1918 (3'670 gegenüber 4'500) möglicherweise die Leistungsfähigkeit der Zeppelinflotte und der Gotha-Bomber unterschätzt.²⁴ Das gleiche gilt auf dem Sektor des motorisierten Transports. 1918 verfügten die Deutschen über etwa 30'000 Fahrzeuge, überwiegend mit Stahl- oder Holzreifen ausgestattet; dagegen standen 100'000 Kraftfahrzeuge auf alliierter Seite, die meist über Gummireifen verfügten. Schliesslich produzierten die Deutschen nicht genug Panzer. Von den 20 im Jahre 1918 fertiggestellten waren die meisten defekt; die Alliierten besaßen zu diesem Zeitpunkt bereits 800 Tanks.²⁵ Es erscheint paradox, dass das vor dem Krieg technisch führende Land mit den besten industriellen Anlagen nicht in der Lage war, die *Materialschlacht* zu gewinnen. Ein anderer technischer Mangel bestand darin, dass die Deutschen nicht fähig waren, der britischen Spionage gleichwertiges entgegenzusetzen. Insbesondere waren die Deutschen sich der Tatsache nicht bewusst, dass die meisten Funksprüche an ihre Flotte von der britischen Admiralität aufgefangen und entschlüsselt wurden.²⁶

Die Strategie der Entente und der Alliierten

Verschiedene Autoren behaupten, dass die Strategie der Ententemächte nicht besser als die der Mittelmächte war.²⁷ Liddell Hart vertrat die Ansicht, Deutschland hätte besiegt werden können, ohne dass Grossbritannien in eine lang dauernde und blutige Pattsituation auf dem Kontinent hineingezogen worden wäre, hätte man mehr Truppen für indirekte Aktionen wie ähnlich dem Angriff bei den Dardanellen zur Verfügung gestellt.²⁸ Alan Clark behauptete, dass Grossbritannien es hätte vermeiden können, überhaupt Truppen einzusetzen, stattdessen hätte es sich auf seine Seemacht verlassen können, um Deutschland durch Hunger zum Nachgeben zu zwingen.²⁹

Seit dem offiziell bestellten Historiker Edmonds hat keiner seiner Fachkollegen mehr geleistet, diese Auffassung zurückzuweisen, als John Terraine, der nahezu 40 Jahre lang behauptet hat, Grossbritannien hätte den Krieg unter den gegebenen Umständen nicht besser führen können. Nach Terraine gab es keine Alternative dazu, die britischen Landungsstreitkräfte über den Ärmelkanal zu schicken; gab es keine anderen Möglichkeiten, als die Offensiven an der Somme und bei Passchendaele einzuleiten; und es sei daher «unergiebig nach Gründen für die [hohen britischen] Verluste zu suchen, die über die Stärke des

Feindes (...) und den technischen Charakter des Krieges selber weit hinausreichen».³⁰ Corelli Barnett zählt zu den Anhängern dieser Auffassung, obwohl auch er behauptet, der Sieg habe nichts dazu beigetragen, den langfristigen ökonomischen und strategischen Niedergang Grossbritanniens aufzuhalten.³¹

Es ist schwierig, ein plausibles alternatives Szenario zum Sieg der Entente an der Westfront aufzustellen. Vor allem konnte nichts mit grösserer Wahrscheinlichkeit zu einem deutschen Sieg in Frankreich beitragen, als die Abzweigung einer grossen Menge britischer Streitkräfte für einen langen Feldzug gegen die Türkei. Der Nutzniesser eines britischen Sieges bei Gallipoli wäre Russland gewesen; es wäre der Realisierung seines alten Traums von der Herrschaft über Konstantinopel einen Schritt nähergekommen. In der Zwischenzeit wären die Franzosen ohne genügend britische Soldaten in grosse Gefahr geraten.³²

Eine reine Flottenstrategie hätte ebenfalls nicht ausgereicht, den Sieg über Deutschland zu garantieren. Trotz der Tatsache, dass Deutschland den Krieg verlor, gelang es der britischen Seestrategie nicht, die deutschen Zivilisten, wie beabsichtigt, durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen: Die wichtigsten Opfer der Blockade in Deutschland zählten zu jenen gesellschaftlichen Gruppen, die für die Kriegsbemühungen nicht entscheidend waren. Wenn Grossbritannien in diesem Kriege nur zur See gekämpft hätte, würde es die Herrschaft über die Gewässer rund um Europa sichergestellt haben, doch ohne die Armeen, die Kitchener aufstellte, würde Deutschland den Landkrieg gewonnen haben.

Der Krieg konnte nur an der Westfront und nirgendwo sonst gewonnen werden. Aber das bedeutet nicht, dass die grundlegende Strategie, die dort angewandt wurde – der Zermürbungskrieg – uneingeschränkt als richtig akzeptiert werden sollte.

Die Ursprünge der Zermürbungstaktik lassen sich bis in den Oktober 1914 zurückverfolgen, als Kitchener zu Esher sagte: «Ehe Deutschland den Kampf aufgibt, wird es jede denkbare Möglichkeit ausschöpfen, Soldaten zu rekrutieren.» Zunächst hoffte Kitchener auf eine lange Kriegsdauer, er baute die *New Army* in der Absicht auf, (ähnlich Wellington) erst dann entscheidend einzugreifen, wenn die Franzosen die schmutzigerere Arbeit erledigt und die Deutschen zermürbt hätten. Sir Charles Callwell, Director of Military Operations, versetzte im Januar 1915 jedermann auf seiner Seite in Hochstimmung, indem er in einem Bericht «bewies», dass bei den Deutschen «in ein paar Mo-

naten» Knappheit an Soldaten herrschen würde. Wenige Monate später sagte Brigadier Frederick Maurice, Callwells Nachfolger, immer noch zuversichtlich voraus, falls die Armee «weiter drauflos hämmern [können], (...) werden wir Deutschland zermürben, und der Krieg wird in sechs Monaten vorbei sein». Kitcheners Ansicht lief darauf hinaus, dass die «Zermürbung» die deutschen Reserven an Menschenmaterial nicht vor «etwa Anfang 1917» erschöpfen würde; dennoch trat er dafür ein, die Deutschen «sich durch kostspielige Angriffe gegen unsere Linien gänzlich ausbrennen» zu lassen-daher kam es zwischen Balfour und Churchill im Juli 1915 zu einem Gespräch über eine «aktive Verteidigung, die dem Feind durch ein Nagen und Sich-Einfressen an der ganzen Front so grosse Verluste wie möglich zufügt». Der Feind solle «bis zu dem Punkt geschwächt werden, da weiterer Widerstand unmöglich wird» (Selborne); er müsse «erschöpft» und «verbraucht» werden (Robertson und Murray); seine Reserven müssten «aufgebraucht» werden (Robertson). Die Generäle legten sogar Ziele fest: 200'000 Mann Verluste der Deutschen durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft im Monat lautete (im Dezember 1915) eines davon.³³ Die Überlegungen der Franzosen gingen weitgehend in die gleiche Richtung. Im Mai 1915 gelangte ihr Generalstab zu dem Schluss, ein «Durchbruch mit anschliessender Ausnutzung» würde nicht möglich sein, «solange der Feind nicht so erschöpft sei (...), dass er über keine Reserven zur Schliessung der Bresche mehr verfüge».³⁴

«Aktive Verteidigung» ging allmählich in Angriff über. Sir Henry Rawlinsons Konzept für den Angriff an der Somme verlangte, «so viele Deutsche wie möglich mit den geringsten Verlusten für uns selber zu töten». Dies sollte erreicht werden, indem man Punkte von taktischer Bedeutung einnahm und auf den deutschen Gegenangriff wartete.³⁵ «Wir kämpfen hauptsächlich, um die deutschen Armeen und die deutsche Nation zu aufzureiben», vertraute Brigadegeneral Sir John Charteris am 30. Juni 1915 seinem Tagebuch an. Feldmarschall Haig hielt jedoch weiterhin an der Auffassung, es könne ein Durchbruch zuwege gebracht werden, fest und fürchtete, «durch eine *Zermürbungsschlacht* würden unsere Truppen gleichwohl und möglicherweise stärker als jene des Feindes aufgebraucht werden».³⁶ Dies war zwar richtig, aber die von Haig bevorzugte Option bestand in einem massiven Angriff auf die deutschen Frontlinien, und das war noch kostspieliger: Am ersten Tag der Schlacht an

der Somme musste die britische Armee eine Verlustziffer von 60'000 Mann hinnehmen; der volle Stellenwert dieser Zahl wird anschaulich, wenn man sich vor Augen führt, dass die deutschen Verteidiger nur 8'000 Mann verloren. Als der Durchbruch schliesslich misslang, zogen sich alle auf das Argument von der Ermattung des Gegners zurück und machten sich Illusionen, dass «die Deutschen nun mit letzter Verzweiflung sowie fast ohne Reserven kämpften und Zweifel daran hätten, ob sie einer Niederlage entgehen können – das gilt selbst für ihre in Gefangenschaft geratenen Offiziere».³⁷ Es handelte sich, wenn man die offiziellen britischen Zahlenangaben über die deutschen Verluste an der Somme von 680'000 akzeptiert, gerade einmal um ein Unentschieden (die Briten verloren 419'654, die Franzosen 204'253 Mann). Wenn die deutschen Verlustzahlen (450'000), wie zu vermuten ist, richtig sind, dann hatte die Zermürbungsstrategie zu einer Niederlage der *eigenen* Seite geführt. Selbst Haig begann zu vermuten, die Deutschen seien nun, indem sie in der Defensive blieben, diejenigen, die «unsere Truppen mürbe machen»³⁸; das zeigte sich deutlich bei der Nivelle-Offensive von April 1917. Bis 15. Mai hatten die Franzosen 187'000 Mann Verluste erlitten, die Deutschen dagegen 163'000.

Als es bei den Franzosen zur Meuterei kam, bestand Haigs Rezept dagegen in noch mehr Zermürbung: Wenn auch die britische Offensive bei Arras (April und Mai 1917) Gewinne erzielte, sie konnten den Verlust von 159'000 Mann in nur 39 Tagen nicht ausgleichen. Im Mai setzten sich Robertson und Haig immer noch einmütig dafür ein, «den Widerstand des Feindes zu zermürben und zu erschöpfen»; jedoch der Angriff bei Messines im folgenden Monat kostete die Briten 25'000 Tote, Verletzte und Gefangene gegenüber 23'000 Opfern auf deutscher Seite. Die Zermürbungmaxime wurde wiederum zur Rechtfertigung der dritten Schlacht um Ypern in Anspruch genommen.³⁹ Haig träumte nach wie vor von einem Durchbruch, aber nun gab selbst Robertson zu, dass er an dieser Strategie «festhalte, weil ich nichts Besseres sehe und weil mein Instinkt mir rät, daran festzuhalten», doch besitze er kein «überzeugendes Argument» für diese Strategie.⁴⁰ Beide Seiten verloren jeweils ungefähr 250'000 Mann. Lloyd George urteilte danach: «Haig ist es völlig gleichgültig, wie viele Soldaten er verliert, er verschwendet einfach das Leben dieser Jungs.»⁴¹ Der Premierminister machte einen bitteren und treffenden Witz: «Wenn ich mir diese schreckenerregenden Opferlisten anschau, dann wün-

sche ich manchmal, es wäre nicht nötig, so viele [grosse Siege] zu erzielen.»⁴² Die höchsten Opferzahlen, die das deutsche Heer hinzunehmen hatte, gab es im Frühjahr 1918, als Ludendorff *seine* Offensive in Gang setzte. Die deutschen Gesamtverluste am Ende der Operation Michael betragen 250'000 gegenüber 178'000 Opfern auf britischer und 77'000 auf französischer Seite; Ende April lauteten die entsprechenden Zahlen 348'000 respektive 240'000 und 92'000. Was die Gesamtzahl der Ausfälle anging, so war das Resultat erneut ein «Unentschieden», aber die Entente konnte ihre Verluste besser verkraften, da ihr nun amerikanische Verstärkungen zur Verfügung standen. Erst im Juni 1918 erkannten britische Befehlshaber, dass «die Bemühungen] um [die] Zermürbung» des Feindes sich nur rentierten, wenn es «ausreichende Überlegungen und artilleristische Vorbereitungen gab, um einen sparsamen Umgang mit Soldaten zu sichern».⁴³

Eine Auswertung des verfügbaren Zahlenmaterials zeigt, dass die Mittelmächte, obwohl ökonomisch im Nachteil, weit erfolgreicher als die andere Seite waren, wenn es darum ging, ihre Feinde zu töten. Nach den zuverlässigsten verfügbaren Zahlen für militärische Verluste durch Tod während dieses Krieges verloren 5,4 Millionen Soldaten, die für die Ententemächte und ihre Verbündeten kämpften, ihr Leben, und die überwältigende Mehrheit dieser Menschen wurde vom Feind getötet. Dagegen betrug die Gesamtzahl der Verluste der Mittelmächte etwas mehr als vier Millionen.⁴⁴ Mit anderen Worten: Wenn es um Massenschlächtereien ging, dann waren die Mittelmächte etwa um ein Drittel effektiver als ihre Gegner.

Eine noch grössere Diskrepanz existiert im Hinblick auf das zweite effektive Mittel, den Feind ausser Gefecht zu setzen: die Gefangennahme. Zwischen 3,1 und (höchstens) 3,7 Millionen Soldaten, die für die Mittelmächte kämpften, wurden während des Krieges gefangenengenommen, dem standen zwischen 3,8 und (höchstens) 5,1 Millionen Soldaten der Entente und ihrer Verbündeten gegenüber. Die «Nettoverlustzählung» fällt hier stark zugunsten der Mittelmächte aus, denen es gelang, zwischen 25 und 38 Prozent mehr Gefangene zu machen als ihre Gegner.

Zugegebenermassen stellt die blosse Addition der Nettoverluste einen groben Massstab militärischer Effektivität dar; Michael Howard hat gemeint, dass «das Reduzieren der Kriterien militärischen Erfolgs auf diese Art von Leichenzählerei eine *reductio ad absurdum*» sei.⁴⁵ Es gibt jedoch kaum alternati-

ve Kriterien zur Beurteilung der Leistungen von Heeren im Ersten Weltkrieg. Wenn man versucht, den Erfolg von Offensiven nach der Grösse des eroberten Territoriums einzuschätzen, bestätigt sich nur, dass während des grössten Teils der Phase von 1915 bis 1917 der Krieg an der Westfront ein Nullsummenspiel war.

Man könnte natürlich argumentieren, relativ gesehen sei die Ermattungsstrategie wegen der weit grösseren Menge an Personal, das den Generälen der Entente zur Verfügung stand, erfolgreich gewesen. Sie konnten sich höhere Verluste als die Mittelmächte leisten: Was zählte, war nicht die absolute Zahl der feindlichen Soldaten, die getötet oder gefangengenommen wurden, sondern deren Anteil an der zur Verfügung stehenden Personalstärke. Betrachtet man die Zahlen, wird deutlich, dass die Mittelmächte relativ betrachtet in der Tat vom Krieg stärker betroffen waren, verloren sie doch 11,5 Prozent all ihrer erwachsenen Männer, und dem steht eine Zahl von gerade einmal 2,7 Prozent auf der anderen Seite gegenüber.

Doch betrachtet man für einen präziseren Vergleich nur die beiden Gegner Deutschland und Frankreich, dann wird deutlich, dass es den Deutschen in jeder Hinsicht gelang, ihren Gegnern schwerere Verluste zuzufügen. Franzosen und Deutsche mobilisierten einen mehr oder weniger gleich hohen Bevölkerungsanteil; aber die Deutschen töteten mehr Franzosen, als die Franzosen imstande waren, Deutsche zu töten. Schlimmer noch: Den Franzosen standen Jahr für Jahr weit weniger junge Männer für den Kampf zur Verfügung als den geburtenreicheren Deutschen.

Die französische Armee brach jedoch nicht zusammen (obwohl sie 1917 eine schwächende Krise der Kampfmoral erlitt). Es war vielmehr die russische Armee – deren relative Verluste im Verhältnis zur Zahl der mobilisierten Soldaten gering und sehr niedrig in Relation zu allen erwachsenen Männern waren –, die zuerst zusammenbrach. Wie bereits dargelegt wurde, stellten die Schotten (nach den Serben und den Türken) jene Soldaten, die die höchste Todesrate erlitten; doch die schottischen Regimenter kämpften bis zum Schluss. Eine mechanistische Erklärung der Niederlage der Mittelmächte von der Art, wie sie Befürworter der Theorie der Zermürbung vertreten, wird daher nicht ausreichen. Die hier vorgelegten Ergebnisse der Nettoverlustberechnung geben wenig Anhaltspunkte dafür, warum und wodurch Deutschland und seine Verbündeten den Ersten Weltkrieg verloren.

Verknüpft man die zur Verfügung stehenden französischen, britischen und deutschen Zahlen für Verluste an der Westfront, so kann man zeigen, dass es von August 1914 bis Juni 1918 keinen Monat gab, in dem es die Deutschen nicht schafften, mehr Soldaten der Entente zu töten oder gefangenzunehmen als sie ihrerseits Kämpfer verloren. Allerdings wuchs während dieser ganzen Zeitspanne die britische Armee an der Westfront zahlenmässig, so dass die auf die eigene Streitkraft bezogene anteilige Verlustrate sowohl an Offizieren als auch an Soldaten fiel. Wenn man die britischen Zahlen mit den französischen zusammenfügt und mit dem Gesamtverlust der Deutschen an der Westfront vergleicht, so hat es den Anschein, dass die Armeen der Entente ihre Schlagkraft allmählich verbesserten. Doch kehrte sich die Nettoverlustbilanz erst im Sommer 1918 zu ihren Gunsten um; das spiegelte jedoch in erster Linie den starken Anstieg der Zahl jener Deutschen wider, die kapitulierten, und weist keineswegs auf eine bedeutsame Steigerung der Nettotötungszahlen auf Seiten der Alliierten hin.

J.E.B. Seely, der Kommandeur der kanadischen Kavalleriebrigade, fasste die Absurdität des Zermübungskriegs zusammen, als er im Jahre 1930 bemerkte: «Einige dumme Menschen auf alliierter Seite dachten, der Krieg würde an der Westfront beendet, indem man die Deutschen alle umbringt. Natürlich konnte diese Methode nur Erfolg haben, wenn wir sehr viel mehr von ihnen töteten, als wir selber verloren.»⁴⁶ Dies gelang den Briten jedoch nur, als sie wegen der Offensive Ludendorffs gezwungen waren, sich selbst zu verteidigen. Ihre eigenen Offensivoperationen offenbarten mit bemerkenswert wenigen Ausnahmen die Tendenz, bei ihren eigenen Streitkräften genau so viele, wenn nicht gar mehr Verluste wie beim Feind herbeizuführen. Kurzum, die Deutschen erreichten am entscheidenden Kriegsschauplatz während der längsten Zeit des Krieges ein höheres Niveau an militärischer Effektivität. Dies lässt die Annahme, sie hätten den Krieg trotz der ökonomischen Mängel auf ihrer Seite gewinnen können, viel weniger phantastisch erscheinen.

Ausreden

Wie können wir die immense Diskrepanz sowohl an Effektivität als auch an Effizienz zwischen der Entente und den Mittelmächten im ausschlaggebenden Landkrieg erklären?

Die noch immer populärste Erklärung ist die, dass die Generäle der Entente «Dummköpfe» waren, die im britischen Fall «als Ergebnis ihrer engstirnigen Erziehung» durch eine «pedantische und eifersüchtige Rigidität der Ansichten [und] eine stumpfsinnige Psychologie» geprägt waren.⁴⁷ Derlei Ansichten finden sich auch bei modernen Autoren wie Laffin, für den die britischen Generäle nur «Schlächter und Stümper» wie der berühmte Colonel Blimp waren.⁴⁸ Stärker wissenschaftlich orientierte Autoren haben in letzter Zeit versucht, diese Kritik zu differenzieren. Die Generäle, so wird behauptet, begriffen die Eigenarten des Grabenkriegs nur sehr langsam, sie befahlen Angriffe, die ungenügend vorbereitet waren oder unzureichend durch die Artillerie unterstützt wurden und denen es an klarer Zielsetzung mangelte; sie setzten die Attacken fort, nachdem jegliche Erfolgchance längst verronnen war; sie strebten stur danach, durch die deutschen Linien zu brechen, statt dem Gegner vor allem maximale Verluste zuzufügen; und sie versuchten unabhängig von dessen taktischem Wert Gelände zu erobern, während es ihnen gleichzeitig nicht gelang, den Wert von Standorten für die Artilleriebeobachtung richtig einzuschätzen. Nach Bidwell und Graham mangelte es der Armee der Vorkriegszeit an einer wirklichen Kriegsdoktrin, und sie brachte es nicht fertig, ihre Taktiken der neuen Technologie des Krieges anzupassen⁴⁹; diese Ansicht ist auch von Travers bestätigt worden.⁵⁰

Zur Verteidigung der immer wieder geschmähten «Kommissköpfe» sind mehrere Erklärungen für die relativ hohen britischen Opferzahlen geliefert worden: Erstens: Die britische Armee musste angreifen, während die Deutschen (und in Gallipoli die Türken) nur zu verteidigen brauchten. Die moderne Feuerkraft hatte die Soldaten vom Schlachtfeld in Grabensysteme und Erdlöcher hineingetrieben. Verfügte man über genügend Artillerie und Granaten, dann konnten Breschen in diese Verteidigungsstellungen geschlagen werden, aber solche Durchbrüche liessen sich nicht ausnutzen. Die gleiche Artillerie, die diese günstige Konstellation herbeiführte, zerstörte sie auch wieder, indem die Granaten den Boden aufwühlten, wodurch es schwierig wurde, die Kanonen nach vorn zu schaffen und den Vorstoss unter deren Schutzfeuer wieder aufzunehmen. Während Angriffe immer wieder steckenblieben, konnten die feindlichen Reserven rasch per Eisenbahn nach vorne geschafft werden. Terrain hat die angreifende Armee mit einem Berufsboxer, der ein Bein in Gips trägt, verglichen (stark, aber langsam).⁵¹

Zu den übrigen, eher technisch bedingten Problemen zählten schlechte Führung, Kontrolle und Kommunikation.⁵² 1914 mussten die britischen Expeditionsstreitkräfte noch angemessene Methoden der Flugbeobachtung, der Luftfotografie und des Funkverkehrs entwickeln. Die Karten waren ungenau. Die Kommunikationsnetzwerke hörten an der Frontlinie auf; sobald die Truppen sie hinter sich liessen, war ihre Position nicht mehr bekannt. Während der Schlacht wurden die Verbindungen mit hoher Wahrscheinlichkeit durch feindliches Granatfeuer abgeschnitten – trotz sorgfältiger Vorbereitung wie dem Verlegen von Kabeln unter der Erde in dreifacher Ausführung entlang verschiedener Routen. Die Generäle mussten sich daher auf fragmentarische Berichte von Meldegängern stützen.⁵³ Erst 1918 entwickelten die Armeen ausgefeiltere Funkdienste und konnten drahtlose Übertragungsmittel verwenden. Der Zustand der Fernmeldetechnik ist ein wichtiges Element für die Erklärung der hohen Verluste der angreifenden Seite.⁵⁴ Holmes hat dies wie folgt ausgedrückt: «Es war nicht in erster Linie das Anwachsen der Vernichtungskraft, das der Westfront ihren besonderen Charakter verlieh; es war vielmehr die Tatsache, dass die Kommunikation ständig hinter der Bewaffnung her hinkte. Es war für einen Verteidiger, der auf seine eigenen Kommunikationslinien zurückgetrieben wurde, stets leichter, seinen Misserfolg auszugleichen, als es für einen Angreifer, dessen Kommunikationswege sich über den unübersichtlichen Rand des Schlachtfeldes hinweg erstreckten, war, seinen Erfolg auszubauen.»⁵⁵

Zweitens: Die Briten waren wegen der besonderen Zwänge eines Koalitionskrieges wiederholt zu verfrühten Offensiven gezwungen. Die britischen Expeditionsstreitkräfte würden die voreiligen Offensiven von 1915 nicht begonnen haben, wäre es (nach Kitcheners Worten) nicht «zweifelhaft [erschieden], wieviel länger [die russische Armee] den deutschen Schlägen würde widerstehen können».⁵⁶ Er warnte die Regierung auch, man «könne die Zusammenarbeit, die Joffre erwartet, nicht ohne eine ernsthafte oder vielleicht fatale Schädigung der Allianz zurückweisen».⁵⁷ Als die Franzosen im März 1915 einen Angriff auf Vimy Ridge absagten, der mit dem britischen Angriff auf Neuve Chapelle zusammenfiel, liess Sir John French dennoch vorstossen, um seine Bereitschaft zu beweisen, «loyal und in der allerherzlichsten Art und Weise zu kooperieren».⁵⁸ Erst bei Messines (Juni 1917) konnte die britische Armee die strategische Initiative übernehmen und entscheiden, wann und wo

man angriff. Aber das Handeln auf eigene Faust war keine geeignete Methode, den Krieg zu gewinnen. Erforderlich war vielmehr eine effektive Koordinierung der alliierten Bemühungen. Erst angesichts der deutschen Offensive von 1918 akzeptierte die britische Armee die notwendigen Konsequenzen eines Engagements auf dem Kontinent, ein einheitliches Kommando unter französischer Führung.⁵⁹

Drittens: Im Unterschied zum deutschen Heer war das britische nicht für einen Kontinentalkrieg geschaffen. Im Juni 1919 erinnerte Haig daran, dass «wir unvorbereitet in diesen Krieg zogen, (...) während des ganzen Verlaufs des Krieges unternahmen wir verzweifelte Nachholbemühungen.»⁶⁰ So war während der Friedenszeit nur ein Divisionsstab aufrechterhalten worden, teilweise aufgrund finanzieller Knappheit, hauptsächlich aber, weil es keine Absicht gab, irgendwelche Befehlsstufen zwischen Generalstab und britischen Expeditionsstreitkräften zu haben.⁶¹ Allenby, der die Kavalleriedivision kommandierte, musste feststellen, dass er nur über zwei Stabsoffiziere verfügte. Er erhielt dann weitere, die jedoch unerfahren waren.⁶² Britische Generäle waren daher von Anfang an zur Improvisation gezwungen.

Das wesentliche Problem bestand darin, dass sich die gesamte Kultur der britischen regulären Armee gegen effektive Improvisationen auswirkte. Die Befehlsstruktur basierte auf Gehorsam gegenüber Vorgesetzten und Misstrauen gegenüber Untergebenen; im Heer konnte man immer noch infolge von Beziehungen vorankommen; und Befehlshaber konnten immer noch wegen persönlicher Auseinandersetzungen «auf den Bauch fallen».⁶³ Dies konnte ernsthafte Auswirkungen haben: Als Haig Rawlinsons ursprünglichen Plan für die Sommeschlacht in Zweifel zog, sah sich letzterer ausserstande, seinen Standpunkt zu behaupten, was dazu führte, dass Haig auf dem selbstmörderischen Ziel eines Durchbruchs bestehen konnte. Dazu meinte Rawlinson: «Es ist ein Hasardspiel, eine uneingeschränkte Offensive durchzuführen, aber wenn D. H. das wünscht, dann bin ich bereit, in vernünftigem Rahmen alles zu unternehmen.»⁶⁴ Ein Armeekommandeur nahm es sich nicht heraus, einen Oberkommandierenden zu korrigieren, selbst wenn es hier um das Leben Zehntausender Soldaten ging.⁶⁵ Ähnliche Hemmungen existierten auf allen Ebenen. Befehle wurden ganz oben ausgegeben und dann die Befehlspyramide hinab weitergeleitet; es gab kaum einen Informationsfluss in der Gegenrichtung. Dies führte schliesslich dazu, dass Offiziere, Unteroffiziere und

Mannschaften sich daran gewöhnten, «auf Befehle zu warten». In Kampfsituationen, so hat J.M. Bourne bemerkt, «setzte Lähmung ein, wenn deutsche Granaten die Kommunikation unterbrachen». Man hat auf Moral, Mut und Disziplin zuviel Gewicht gelegt und die Bedeutung von Feuerkraft und Taktik nicht ausreichend hervorgehoben.⁶⁶

Und diese Probleme wurden nicht geringer, als die Armee durch neue Männer aufgefrischt wurde; eher war das Gegenteil der Fall: Mehr Grösse bedeutete mehr Bürokratie. Die Führung selber wurde, wie Martin van Creveld dargestellt hat, bürokratisch: «Die Kriegführung reichte vom Schlachtfeld zurück in die Fabrik und in das Büro», und unmerklich sickerten «die Methoden des Büros und der Fabrik» retour, «um das Schlachtfeld zu beherrschen».⁶⁷ Nach Dominic Graham war es genau diese organisatorische Tendenz, die dazu führte, dass die Lernkurve der britischen Expeditionstreitkräfte zwischen Neuve Chapelle und Cambrai so betrüblich flach verlief.⁶⁸ So lernten die britischen Streitkräfte auf dem Kontinent zwar aus der Defensive zu kämpfen, doch es gelang ihnen nur ganz langsam zu erkennen, wie man am besten angriff; sie schafften es nicht, den Einsatz ihrer verschiedenen Waffen zu koordinieren; sie scheiterten, wenn es darum ging, das Zusammenspiel von Feuerkraft und Bewegung zu meistern.⁶⁹

Man sah in Waffengattungen wie der Artillerie und den Panzern blosses Beiwerk zur Infanterie und nicht selbständige Teile eines verbundenen Systems. So kam es dazu, dass 13 Monate vergingen, bis der Prototyp eines Panzers vom Kriegsministerium akzeptiert wurde, es dauerte weitere sieben Monate, bis Panzer im Kampf zum Einsatz kamen (bei Flers-Courcelette im September 1916), und nochmals 14 Monate vergingen bis zum ersten nennenswerten Panzerangriff. Als schliesslich einsatzfähige Panzer zur Verfügung standen, tendierten die Armeebefehlshaber dazu, Ratschläge von Experten, wie man denn dieses neue Kampfgerät einsetzen könne, zu ignorieren.⁷⁰ Selbst nach Amiens wies Haig die Vorstellung einer mechanisierten Kriegführung zurück und glaubte weiterhin, dass Personalstärke der Schlüssel zum Sieg sei.⁷¹

Der Einsatz von Artillerie spielte in dem Zermürbungskrieg in vielfacher Hinsicht die Schlüsselrolle.⁷² Von 1914 bis zur Schlacht an der Somme waren die Briten einer überlegenen Artillerie des Gegners ausgesetzt. Es fehlte ihnen an Kanonen, die stark genug waren, und angemessenen Vorräten an Granaten

(hochexplosiver Sprengstoff war besonders knapp).⁷³ Die Artillerie stützte sich in erster Linie auf «Beobachtung», und dies bedeutete, dass Kanoniere ihre Ziele nur treffen konnten, wenn sie sichtbar waren (dies schloss sowohl indirektes als auch Gegenfeuer aus). Es wurden kaum Karten benutzt, und die Batterien standen weit verstreut, so dass eine Konzentration des Feuers schwierig war. Bei der Schlacht von Loos im September 1915 gab es auf britischer Seite etwa 60'000 Tote, Verletzte und Gefangengenommene, nachdem man der Infanterie ohne genügende Artillerieunterstützung den Angriff befohlen hatte. Nur langsam dämmerte es den entscheidenden Militärs, dass Artillerie und Infanterie ihre Bemühungen aufeinander abstimmen mussten.

Ende 1915 hatten britische Kanoniere einiges über indirektes Feuer gelernt, man fing an, von der Luftaufklärung Gebrauch zu machen. Mehr und mehr tauchten schwere Geschütze (insbesondere Haubitzen und Kanonen mit grossem Kaliber) auf, ebenso grosse Mengen von Munition, die dem höheren Feuertempo entsprachen. Zu Beginn der Beschiessung wurde die Artillerie zentral kontrolliert. Es wurden die ersten Experimente mit Sperrfeuer unternommen. Doch verblassten diese wenigen Fortschritte angesichts der Unzulänglichkeiten, die die Sommeoffensive prägten, zur Bedeutungslosigkeit. Die Befehlshaber der Entente waren nun davon überzeugt, dass die Bombardements in die Länge gezogen werden sollten, da das Ziel der Artillerie darin bestehe, die Verteidigungsanlagen des Gegners zu zerstören. Dazu meinte Sir John French: «Wenn genügend Munition herangeschafft wird, dann kann man sich einen Weg durch die [feindliche] Linie freischiessen.»⁷⁴ Und Pétain formulierte dies so: «Die Artillerie erobert jetzt Stellungen, und die Infanterie besetzt sie dann.» Die Wucht der Granaten sollte den Mangel an Genauigkeit ausgleichen. Doch Haigs Entscheidung, die zweite Linie der Deutschen genauso wie die erste zu beschiessen, halbierte die Kraft der Beschiessungen. Noch ernsthaftere Folgen hatte es aber, dass die Munition von schlechter Qualität war (bis zu 30 Prozent explodierte nicht), und ein Viertel der Kanonen war durch Überbeanspruchung defekt. Es gab immer noch zu wenig hochexplosive Granaten und zu viele technische Mängel.⁷⁵ Die Beschiessungen von 1916 verfehlten nicht nur ihr primäres Ziel, Zerstörungen anzurichten (Haig unterschätzte die Stärke der deutschen Verteidigung), sondern behinderten auch das darauffolgende Vorstossen der Infanterie. Die Notwendigkeit, durch

kürzere Beschiessungen für Überraschung zu sorgen, war immer noch nicht erkannt worden, während das Festhalten an einem rigiden Feuerplan die Ausnutzung von Anfangserfolgen verhinderte.⁷⁶

Das deutsche Heer war operativ und taktisch fortschrittlicher. Michael Geyer hat behauptet, die Reorganisation der deutschen Armee durch Ludendorff im Jahre 1916 stelle die Wasserscheide des Ersten Weltkriegs dar. Sie habe «die gut eingeübte hierarchische Kontrolle von Menschen über Menschen durch eine funktionale Organisation der Gewalttätigkeit» ersetzt.⁷⁷ Wo die Briten die neuen Waffen einer bestehenden Struktur und ihren unveränderten Konzepten gleichsam bloss aufpfropften und sich in erster Linie mit der Bereitstellung von «Menschenmaterial» beschäftigten, passten die Deutschen ihre taktische Vorgehensweise einer neuen Technologie an.⁷⁸

Die klassischen Fortschritte der Deutschen bestanden in der Entwicklung einer «Verteidigung in der Tiefe» (das Konzept war einem eroberten französischen Dokument entnommen)⁷⁹; hinzu kamen Oberst Georg Bruchmüllers Entwicklung der «Feuerwalze» und die «Sturmbeschiessung»⁸⁰; sowie schliesslich der Entwicklung von Stosstrupps, speziell ausgebildeten, hochmobilen und stark bewaffneten Einheiten, deren Aufgabe es war, in die feindlichen Linien einzusickern und sie auseinanderzureissen. Das Konzept der Verteidigung in der Tiefe lief darauf hinaus, dass die Deutschen das System einer langen Linie, die frontal feuerte, durch kleine Gruppen ersetzten, die die Flanken des Angreifers beschossen.⁸¹ Die Frontlinie (die das erste Ziel der feindlichen Artillerie war) wurde mit relativ schwachen Kräften gehalten, aber dahinter befand sich eine kontinuierlich verteidigte Zone mit verstreuten Aussenposten und Maschinengewehrnestern, wodurch Kraft für den Gegenangriff aufgespart wurde.⁸² Erst Anfang 1918 begannen die Alliierten, allerdings stets unvollkommen, die Tiefenverteidigung nachzuahmen. Auch bei der Stosstrupptaktik lag das Schwergewicht auf kleinen Einheiten, die mobil und flexibel agierten.

Die taktischen Stärken der Deutschen wurzelten in einer besonderen militärischen Dogmatik. Martin Samuels weist auf eine spezifisch deutsche Philosophie des Gefechts hin, die dessen chaotische Grundzüge anerkannte.⁸³ Dies beeinflusste wiederum die Art und Weise, wie sich die Befehlsstrukturen entwickelten. Die Deutschen bevorzugten die Auftragstaktik (eine an Aufgaben orientierte und dezentralisierte, auf allen Ebenen flexible Entscheidungs-

fällung), während die Briten der «Befehlstaktik» den Vorzug gaben, die bewusst von jeglicher Initiative abschreckte.⁸⁴ Daraus ergaben sich unterschiedliche Ausbildungsmethoden. Die «Chaostheorie» der Deutschen machte ein hohes Niveau an Ausbildung erforderlich, um das Anpassungsvermögen zu fördern; der britische Ansatz verlangte dagegen nur Gehorsam. Darüber hinaus hörte der deutsche Offizier nicht zu lernen auf, nachdem er einmal sein Offizierspatent erhalten hatte; das Offizierskorps war nach Leistung und Verdienst gegliedert, und Versager unter den Offizieren wurden rücksichtslos entfernt.⁸⁵ Gudmundsson zeigte in seiner Arbeit über die Stosstrupptaktik, dass sie nur erfolgreich sein konnte, weil es ein «sich selbst erziehendes Offizierskorps» gab.⁸⁶

Vor dem Krieg pflegten Kritiker des preussischen Militarismus zu behaupten, dieser trichtere den Soldaten einen *Kadavergehorsam*, also eine zombieartige Unterwerfungshaltung, ein. Lord Northcliffe postulierte, der britische Soldat verfüge dank der britischen Tradition des Individualismus und des Mannschaftssports über einen grösseren Sinn für die Initiative als der deutsche. In Wirklichkeit war die grösstenteils von Amateuren geprägte britische Armee durch exzessive Rigidität ihrer Befehlsstruktur und eine Kultur gedankenlosen Gehorsams unterhalb der Unteroffizierebene gekennzeichnet. Im Gegensatz dazu ermutigten die Deutschen ihre Soldaten während des gesamten Krieges, auf dem Schlachtfeld die Initiative zu ergreifen, sie hatten (wie Clausewitz es gelehrt hatte) erkannt, dass «Friktion» und Zusammenbrüche des Nachrichtenwesens detaillierte Operationspläne sehr schnell ausser Kraft setzten.

Im Felde unbesiegt?

Apologeten der britischen Kriegführung erinnern stets daran, dass «Grossbritannien schliesslich den Krieg gewann» (oder zumindest auf der Seite der Sieger stand). Dagegen setzen sich nur wenige Historiker, die sich mit der deutschen Geschichte beschäftigen, rein militärgeschichtlich mit der berühmten Behauptung von Friedrich Ebert auseinander, der am 11. Dezember 1918 zu heimkehrenden Truppen sagte: «Kein Feind hat Euch überwunden.»⁸⁷ Doch die vergleichenden Analysen lassen es verständlicher erscheinen, warum so viele Deutsche dies glaubten.

Die deutsche Niederlage lässt sich schliesslich nach Paddy Griffith dadurch erklären, dass die britischen Expeditionstreitkräfte ihre Kampfweise langsam verbesserten. Bis 1918 hatten die Briten gelernt, Panzer, Flugzeuge und gepanzerte Fahrzeuge einzusetzen und vor allem ihre Infanterie und ihre Artillerie aufeinander abzustimmen. Gleichzeitig hatte sich die Infanterie neue Taktiken angeeignet.⁸⁸

Auch die Artillerie vervollkommnete sich mit der Zeit. Neben technischen und taktischen Fortschritten setzte sich die Erkenntnis durch, dass die Hauptaufgabe der Artillerie nicht in der Vernichtung der feindlichen Verteidigungsanlagen und Geschütze lag, sondern darin, diese lange genug zu neutralisieren, damit die Infanterie vorstossen könne. Dies verringerte nicht nur das Ausmass der physischen Zerstörung der Landschaft, sondern bedeutete auch die Wiederherstellung des Elements der Überraschung, das bislang bei den meisten britischen Offensiven vollständig gefehlt hatte.

Der Höhepunkt dieser Fortschritte, so wird behauptet, sei 1918 der Triumph der sogenannten «100 Tage» des Jahres gewesen. Angriffe wie jene bei Beaumont-Hamel und vor allem Amiens zeigten, dass die Briten erfolgreich Infanterie, Artillerie, Panzer und Flugzeuge in einer Weise zu einer Einheit verbanden, die die Militärhistoriker als Präludium zur Kampfweise des Zweiten Weltkriegs betrachten. Griffith sprach von einer «wirklichen Revolution der Technik».⁸⁹ Damit scheint Terraines Aussage gerechtfertigt: «Der Feind wurde im Grunde durch das britische Waffensystem überflügelt.»⁹⁰

Doch der deutsche Rückzug im Sommer 1918 war keine Flucht. Die Deutschen waren immer noch höchst leistungsfähig, wenn es darum ging, den Feind zu töten. Zwar entwickelten sich in den Monaten August bis Oktober 1918 die Nettoverlustzahlen zum erstenmal während des Krieges zuungunsten der Deutschen. Doch ein grosser Teil der deutschen Verluste bestand aus Soldaten, die sich ergeben hatten. Offizielle britische Statistiken zeigen, auch wenn sie unvollständig sind, dass die Nettotötungsbilanz immer noch in der Grössenordnung von etwa 35 300 Mann zugunsten der Deutschen ausfiel. Nach diesem Massstab allein betrachtet, lag der Tiefpunkt des Geschicks der deutschen Armee nicht im August, sondern im April 1918, als es nach britischen Schätzungen 28'500 mehr tote Deutsche als Briten gab.

Diese Zahlen sind mit grösster Vorsicht zu betrachten, denn viele Soldaten,

von denen es heisst, sie seien in den entscheidenden Monaten des Jahres 1918 vermisst gemeldet worden, waren gefallen. Verschiedene Aspekte deuten darauf hin, dass der Schlüssel zum Sieg der Alliierten nicht in der Verbesserung ihrer Fähigkeit lag, Feinde zu töten, sondern eher auf einen plötzlichen Anstieg der Bereitschaft deutscher Soldaten, sich zu ergeben, zurückzuführen ist. Wie in den beiden nächsten Kapiteln noch dargelegt werden wird, ist es nicht eindeutig, dass der Niedergang des Kampfgeistes der Deutschen auf die Verbesserung der britischen Taktik zurückzuführen war; es ist zumindest möglich, dass dieser Niedergang der Moral vielmehr ein endogenes Phänomen war. Ähnliches lässt sich über den österreich-ungarischen Zusammenbruch an Grappa und Piave sagen. Zwischen dem 26. Oktober und dem 3. November 1918 machten die Italiener 500'000 Gefangene, töteten oder verwundeten jedoch nur 30'000 Gegner.⁹¹ Diese Entwicklung ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass es auf österreich-ungarischer Seite zu einem Zusammenbruch der Disziplin kam, da nicht-deutsche Soldaten nicht mehr bereit waren, für das kollabierende Habsburgerreich zu kämpfen.

Es wurde lange und beharrlich behauptet, dass die Amerikaner «den Krieg gewannen». Doch die amerikanischen Landungsstreitkräfte erlitten überdurchschnittlich hohe Verluste, vor allem, weil Pershing immer noch an Frontalangriffe glaubte, die britischen und französischen Trainingsmethoden als übervorsichtig abtat und darauf bestand, grosse und schwerfällige Divisionen beizubehalten. Die Operationen der Ersten Amerikanischen Armee gegen die Hindenburglinie (Kriemhilde-Stellung) im September/Oktober 1918 waren taktisch rückständig und verschwenderisch. Erst in der letzten Oktoberwoche wurden die deutschen Verteidigungsstellungen nach einer Reihe von Frontalangriffen durchdrungen, die ungefähr 100'000 Opfer kosteten. Trask hat die Schlussfolgerung gezogen, «die wichtigste Leistung der amerikanischen Expeditionstreitkräfte» habe darin bestanden, «in Frankreich aufzutauchen»; sie waren eher nützlich, wenn es darum ging, britischen und französischen Truppen Erleichterung in ruhigen Frontabschnitten zu verschaffen und den Deutschen die unerschöpflichen Menschenreserven deutlich zu machen, die den Alliierten zur Verfügung standen.⁹² Wenn es dies war, was deutsche Soldaten veranlasste, sich zu ergeben, dann handelte es sich nicht um den Durchbruch einer revolutionären Taktik.

Ende Oktober 1918 wurde das Vordringen der Alliierten immer langsamer;

als die Deutschen sich ihrer Heimat näherten, kehrte ihre Kampfschlossenheit zurück. Austen Chamberlain fragte seine Frau: «Wieviel weitere Männer werden wir in einem Jahr verloren haben?»⁹³

Nicht die taktische Überlegenheit der Alliierten beendete den Krieg, sondern eine Krise der Kampfmoral auf deutscher Seite. Und dies kann nur zum Teil der von aussen einwirkenden Kraft der alliierten Infanterie und Artillerie zugeschrieben werden. Jene Deutschen, die weiterhin kämpften, waren immer noch besser imstande, den Gegner zu töten, als umgekehrt. Es waren jene Deutschen, die sich zur Kapitulation – respektive zur Desertion oder zum Streik – entschlossen, die den Krieg beendeten. Zweifellos wurden sie bei ihrer Entscheidung durch die gesteigerte Kampffähigkeit des Feindes beeinflusst; die Ereignisse des 8. August vor den Toren von Amiens waren «die grösste Niederlage, die die deutsche Armee seit Kriegsbeginn erlitten hatte».⁹⁴ Darüber hinaus gestand die Oberste Heeresleitung tatsächlich ihre Niederlage ein. Ludendorff gelangte zu dem Schluss, dass das Heer kollabieren würde, wenn er nicht für einen Waffenstillstand Sorge; es scheint jedoch eher, dass sein Wunsch nach einem Waffenstillstand gerade das Debakel herbeiführte. Haig glaubte, dass deutsche Heer sei «fähig, sich an [die] Grenzen [des eigenen Landes] zurückzuziehen und diese Linie zu halten».⁹⁵ Dies war auch die Ansicht von Julian Bickersteth, einem britischen Feldgeistlichen an vorderster Front, der am 7. November (dem Tag, da der Waffenstillstand unterzeichnet wurde) schrieb:

«Der Feind (...) kämpft eine schlaue Rückzugsaktion durch, und ich sehe nicht, wie wir ihn dazu bringen können, sich schneller zu bewegen (...). Wir alle, vielleicht mit Ausnahme der Stabsoffiziere, die nichts von der Kampfweise oder der Moral der Deutschen zu sehen bekommen, erwarten weitere Kämpfe, die zumindest sechs Monate dauern werden.»⁹⁶

10 «Maximales Blutbad zu minimalen Kosten»: Kriegsfinanzierung

Finanzen und Krieg

Bertrand Russell hat einmal das Ziel der Kriegswirtschaft als Durchführung eines «maximalen Blutbads zu minimalen Kosten» definiert. Auch wenn man diesen Massstab verwendet, ergibt sich für die Mittelmächte im Ersten Weltkrieg eine Überlegenheit.

Will man den Umfang der Überlegenheit der Mittelmächte in diesem Krieg erfassen, dann ist es notwendig, nicht nur die militärische Schlagkraft, sondern auch die ökonomische Effizienz in Betracht zu ziehen. Kapitel 8 orientierte sich an früheren Wirtschaftshistorikern, indem es die Kriegswirtschaft der teilnehmenden Staaten in mehr oder weniger vollständiger Isolation vom tatsächlichen Geschäft der Zerstörung betrachtete. Wie Russell dargelegt hat, besteht das Endziel aller Wirtschaftsaktivitäten zu Kriegszeiten im Niedermetzeln des Feindes. Jede Einschätzung von Effizienz in Kriegszeiten muss daher das Gemetzel in Betracht ziehen, so wie jede Einschätzung von militärischer Schlagkraft die damit verbundenen Kosten berücksichtigen muss.

Auch gegen Kriegsende steuerten die meisten Staaten ihre Wirtschaftstätigkeit immer noch prinzipiell über den Marktmechanismus und verliessen sich auf Preisregulierungen, um den schlimmsten Auswüchsen Einhalt zu gebieten. Nirgends handelte der Staat so, als gehörten ihm Materialien, Unternehmen oder Menschen (wie es die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg tun konnte): Alles musste bezahlt werden. Dies bedeutete, dass traditionelle Methoden der Kriegsfinanzierung ebenso entscheidend für die ökonomische Mobilisierung waren wie andere bürokratische Mittel zur Allokation von Ressourcen.

Vor 1914 ist oft behauptet worden, man könne sich einen Krieg zwischen den grossen europäischen Mächten überhaupt nicht leisten; jeder dementsprechende Versuch würde mit einem Zusammenbruch enden.

Als der Krieg ausbrach, schienen die unmittelbaren wirtschaftlichen Auswirkungen diese Voraussagen zu bestätigen. Am 10. August 1914 erklärte Keynes Beatrice Webb aufgeregt:

«Er sei ganz gewiss, dass der Krieg nicht länger als ein Jahr dauern könne (...). Die Welt, so erklärte er, sei enorm reich, aber ihre Reichtümer seien glücklicherweise so beschaffen, dass man sie nicht auf die Schnelle für Kriegszwecke verfügbar machen könne: Die Art der Kapitalausstattung für die Produktion von Gütern sei für die Kriegführung unbrauchbar. Wenn aller zugängliche Reichtum verbraucht sei – was, wie er meinte, ein Jahr dauern würde – dann würden die grossen Mächte einfach Frieden schliessen müssen.»¹

Solches Denken war in London 1914 weit verbreitet. Asquith verbürgte sich gegenüber George Booth, der Krieg werde «in ein paar Monaten» vorbei sein.² Sir Archibald Murray, der Generalstabschef der britischen Expeditionstruppen, versicherte Esher, es würde «drei Monate [dauern], wenn alles gutläuft und vielleicht acht Monate, wenn die Dinge sich nicht zufriedenstellend entwickeln. Darüber hinaus, halte er es für unmöglich, die Heere im Feld und die betroffene Bevölkerung zu ernähren. Und die finanzielle Belastung würde erheblicher sein, als Europa sie ertragen könne.»³

Die Finanzkrise vom August 1914 verhinderte oder verkürzte den Ersten Weltkrieg nicht. Der amerikanische Diplomat Lewis Einstein hatte dies bereits im Januar 1913 vorausgesehen. In einem Artikel unter dem Titel «The Anglo-German Rivalry and the United States» im *National Review* argumentierte er scharfsinnig gegen die Ansicht, dass ein finanzieller Zusammenbruch einen Krieg sehr schnell beenden würde:

«Es ist eher anzunehmen, dass eine Auseinandersetzung lange dauert (...) und keine [Seite] dabei einen entscheidenden Sieg erringen kann. Trotz aller Begründungen auf dem Papier, dass ein längerer Krieg heutzutage eine ökonomische Unmöglichkeit darstellt, liegen keine praktischen Belege für diese Theorie vor, und es gibt Ökonomen von hohem Rang, die überzeugt sind, dass das moderne Kreditsystem in besonderer Weise geeignet ist, die Verlängerung eines Kriegs zu erleichtern.»⁴

Kitchener stellte im August 1914 zur Beunruhigung seiner optimistischen gestimmten Kollegen die gleiche Behauptung auf. Der Krieg, so warnte er Esher, könne «mindestens zwei oder drei Jahre dauern», weil «kein finanzieller Druck jemals einen Krieg, der bereits im Gange war, aufgehalten hat».⁵ So beispiellos hoch die Kriegskosten nominell auch waren, so waren doch die eu-

ropäischen Steuerzahler und, was wichtiger ist, die internationalen Kapital- und Geldmärkte imstande, drei Jahre der Metzereien durchzuhalten, bevor schliesslich eine Art Zusammenbruch eintrat.

Aber traf dieser Zusammenbruch, wie oft behauptet wurde, Deutschland? Wirtschaftshistoriker kritisierten an der deutschen Kriegsfinanzierung, dass die Reichsregierung die direkten Steuern nicht in genügendem Masse erhöht habe und sich zu stark auf inflationär wirkende Formen der Kreditaufnahme verliess.⁶ Selbst Theo Balderston sucht bei seinem Vergleich der britischen und der deutschen Finanzen nach einer Erklärung für das Versagen Deutschlands bei der Kontrolle der Inflation. Balderston macht deutlich, dass Deutschland keinen substantiell kleineren Anteil der öffentlichen Ausgaben in Kriegszeiten als Grossbritannien durch Steuern finanzierte. Aber seine Schlussfolgerung gründet sich dennoch in erster Linie auf eine wenig leicht erkennbare deutsche Schwäche: Es war (unter anderem) die relativ geringe Fähigkeit der deutschen Finanzmärkte, den kurzfristigen Kreditaufnahmen der Regierung gewachsen zu sein, die in Deutschland zu einem weit grösseren monetären Überhang als in Grossbritannien führte.⁷ Die unterdrückte Inflation – die nur durch ein komplexes System von Preiskontrollen in Schach gehalten werden konnte – führte zur Entwicklung eines Schwarzmarkts. Dies, so wird behauptet, verschärfte ein bereits bestehendes Problem der Zuteilung von Ressourcen und trug zu jenem Niedergang der Effizienz bei, der der deutschen Kriegswirtschaft insgesamt unterstellt wird.

Die Geschichte der deutschen Kriegsfinanzen wird daher gerne wie folgt erzählt: Der Krieg kostete mehr, als sogar die Pessimisten erwartet hatten. Die öffentlichen Ausgaben, einschliesslich jener der Kommunen und des Sozialversicherungssystems steigerten sich von etwa 18 Prozent des Nettosozialprodukts vor dem Krieg auf 76 Prozent auf dem Gipfelpunkt 1917.⁸ Nur ein begrenzter Teil dieser Ausgaben wurde durch Steuern gedeckt.⁹ Die Unfähigkeit der Regierung, höhere direkte Steuern durchzusetzen, zeugte von der politischen Machtstellung des Unternehmertums; denn es waren die Unternehmen und insbesondere die Industrie, die während des Kriegs die grössten Zuwächse an Einkommen und Vermögen verbuchen konnten. Bezeichnend war der Widerstand gegen die Umsatzsteuer, die 1916 eingeführt wurde. Stattdessen wurden die meisten Ausgaben durch Kredite finanziert; und da Deutsch-

land nur einen begrenzten Betrag im Ausland leihen konnte, wurde der grösste Teil der Kreditbelastungen dem deutschen Kapitalmarkt aufgebürdet. Als sich das Defizit des öffentlichen Sektors spiralförmig nach oben bewegte, schwand die Bereitschaft des Publikums, der Regierung langfristige Kredite zu gewähren. Im November 1918 hatte die schwebende Schuld des Reiches 51,2 Milliarden Mark erreicht, das sind 34 Prozent der Gesamtschulden des Reiches.¹⁰ Das hohe Niveau öffentlicher Kreditaufnahme führte wiederum zu einer schnellen monetären Expansion infolge der (illegalen) Einstellung von Barzahlungen durch die Reichsbank am 31. Juli 1914. Die gesetzgeberischen Massnahmen vom 4. August 1914 schufen durch eine Anzahl von Modifizierungen der Bestimmungen der Reichsbank über die Mindestreserven die Möglichkeit eines unbegrenzten Geldwachstums.¹¹ Danach wuchs das Volumen des im Umlauf befindlichen Bargeldes jährlich um durchschnittlich 38 Prozent.¹² Diese Ausdehnung der Geldmenge führte ihrerseits zur Inflation, doch wurde diese durch Preiskontrollen gedämpft.¹³ Doch verzerrten die Preiskontrollen den Markt, da sie künstliche Differenzen schufen¹⁴, dies führte zur Entwicklung von Schwarzmärkten für knappe Güter und verschärfte die Knappheit auf dem offiziellen Markt.¹⁵ Der wachsende Überhang an unbefriedigter Kaufkraft reduzierte seinerseits die ökonomische Effizienz, und dies trieb Deutschland in eine Abwärtsspirale in Richtung auf inneren Zusammenbruch und Niederlage.

Das Pendant zu dieser Argumentationskette besteht in der Behauptung, Grossbritanniens finanzielle Überlegenheit habe dem Land den Sieg gesichert. So dachte vor allem Lloyd George. Eine ernste Bankenkrise gleich zu Beginn des Krieges konnte überwunden werden. Die Goldwertkonvertibilität blieb erhalten und die bedrängten Wechselbanken blieben liquide. Auch Keynes, der später ein Erzpessimist wurde, wenn es um dieses Thema ging, vertrat zu Anfang des Krieges die gleiche optimistische Haltung. Im Januar 1915 versicherte er seinen Freunden, Leonard und Virginia Woolf: «Wir sind zum Siegen bestimmt – und das in grossartigem Stil, haben wir doch im letzten Augenblick all unseren Verstand und unser Vermögen für dieses Problem eingesetzt.»¹⁶

Die Kosten des Tötens

Wiederum stellt sich eine einfache Frage: Wenn das deutsche Finanzwesen so unzulänglich war, warum brauchten dann die Mächte der Entente, die durch das überlegene britische Finanzsystem unterstützt wurden, so lange, um den Krieg zu gewinnen?

Der Kernpunkt, wenn es um die Finanzierung des Ersten Weltkriegs geht, ist der, dass es weit mehr – ungefähr das Doppelte – kostete, diesen Krieg zu gewinnen, als ihn zu verlieren. Es sind verschiedene Versuche gemacht worden, die Kosten des Krieges für alle an ihm teilnehmenden Staaten in Dollar zu ermitteln. Nach einer Reihe von Berechnungen belief sich die Gesamtheit der «Kriegsausgaben» (das heisst, das Anwachsen der öffentlichen Ausgaben über die Vorkriegs»norm» hinaus) auf 147 Milliarden Dollar für die alliierten Mächte (Frankreich, Grossbritannien, das Britische Empire, Italien, Russland, die Vereinigten Staaten, Belgien, Griechenland, Japan, Portugal, Rumänien und Serbien) verglichen mit einer Steigerungssumme von 61,5 Milliarden Dollar für die Mittelmächte (Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien).¹⁷ Eine andere Schätzung gelangt zu unterschiedlichen Zahlen, nämlich 140 Milliarden und 83 Milliarden Dollar.¹⁸ Meine eigenen groben Berechnungen bestätigen diese Grössenordnungen: Grossbritannien (45 Milliarden) gab etwa das Eineinhalbfache wie Deutschland (32 Milliarden) aus.¹⁹

Indem es sich hauptsächlich auf Kredite verliess, um diese Summen aufzubringen, handelte Deutschland nicht anders als die übrigen am Krieg beteiligten Staaten. Wie Balderston gezeigt hat, verringern sich die grossen Unterschiede, die von Knauss und anderen festgestellt wurden, beträchtlich, wenn man die Haushalte der deutschen Einzelstaaten zu denen des Reiches hinzufügt – was angemessen ist, wenn man Vergleiche mit nicht föderal gegliederten Staaten wie Grossbritannien, Frankreich und Russland unternimmt.²⁰ Wenn Deutschland im Kriege zwischen 16 und 18 Prozent der öffentlichen Ausgaben durch Steuern finanzierte, dann war dieser Anteil nicht bedeutend geringer als in Grossbritannien (wo er 23 bis 26 Prozent betrug). Auch war die britische Steuerpolitik nicht wesentlich progressiver als die deutsche: Der effektive Einkommensteuersatz für Spitzenverdiener und Einkünfte im mittleren Bereich stieg während des Krieges in beiden Ländern ungefähr in gleichen Masse an, und Sondersteuern auf exzessive Profite wurden in Grossbri-

tannien nur von Unternehmen verlangt (während in Deutschland auch Einzelpersonen diese zahlen mussten).²¹ Durchschnittlich 13,9 Prozent der deutschen Ausgaben während der Kriegszeit wurden aus direkten Steuern beglichen; die entsprechende britische Zahl lag bei 18,2 Prozent.²² Tatsächlich schneidet die deutsche Steuerpolitik im Vergleich zur französischen, italienischen und russischen eher günstig ab. Preussen besass wie die meisten der grösseren deutschen Staaten bereits vor Kriegsbeginn eine effektive Einkommensteuer, während ihr in Frankreich am Vorabend des Krieges beschlossenes Pendant nicht vor 1916 in Kraft trat und relativ wenig erbrachte.²³ Die französische Kriegsgewinnsteuer war relativ unbeträchtlich und nicht schwer zu umgehen.²⁴ Im Durchschnitt beglich Frankreich nur 3,7 Prozent der gesamten Ausgaben während der Kriegszeit aus direkten Steuern, eine Zahl, die sogar noch unter jener für Italien (5,7 Prozent) liegt.²⁵ In Russland zählte das Wodkamonopol zu den wichtigsten Einkommensquellen des Zarenregimes; aber die Regierung schaffte den Handel mit Spirituosen für die Dauer des Krieges ab. Die Einkommensteuer und die Abgaben auf übermässige Profite, die 1916 eingeführt wurden, erbrachten zusammen 186 Millionen Rubel: «Weniger als genug, um auch nur für ein Wochenende des Krieges zu zahlen.»²⁶ Kurzum, alle kriegführenden Staaten gerieten in tiefe Defizite und steigerten ihre jeweiligen Staatsschulden beträchtlich.

Bemerkenswert ist weniger, dass die deutschen Defizite im Verhältnis zu den Staatsausgaben grösser waren als jene der Ententemächte, sondern vielmehr, wieviel mehr die Staaten der Entente absolut gesehen an Kredit aufnehmen mussten. Ich habe den Wert der Gesamtnettosumme der Staatsschulden in Dollar bei Kriegsende errechnet. Hier zeigt sich, dass der reale Anstieg der Staatsschulden in Deutschland weniger als halb so gross war wie in Grossbritannien.

Alle Länder waren in starkem Masse von der Bereitschaft ihrer Bürger abhängig, den Krieg durch Kredite zu finanzieren, indem sie Kriegsanleihen erwarben. Wie wir gesehen haben, wurde die Aufrechterhaltung dieser Bereitschaft zu einem der Hauptziele der Kriegspropaganda.

Der amerikanische Finanzminister William Gibbs McAdoo erklärte 1917: «Ein Mann, der seiner Regierung nicht 1,25 Dollar zum Zinssatz von vier Prozent leihen kann, hat nicht das Recht, ein amerikanischer Bürger zu sein.»²⁷ Es gab keine grossen Unterschiede zwischen den Staatsanleihen. In Grossbritannien gab es drei Kriegsanleihen in den Jahren 1914, 1915 und 1917; 1919

folgte darauf eine «Siegesanleihe».²⁸ In Frankreich kam es zu vier nationalen Verteidigungsanleihen.²⁹ In Russland gab es unter dem Zarenregime sechs Anleihen und eine siebente, die «Freiheitsanleihe», unter der provisorischen Regierung³⁰; auch in den USA schätzte man die Bezeichnung «Freiheitsanleihe» sehr, da sie die Bürger ermutigte, ihre Tresore zu öffnen. Die neun deutschen Anleihen waren zahlreicher als jene der Entente, aber auch sie erfüllten ihre Aufgabe.³¹ In allen Ländern mussten die Investoren im weiteren Verlauf des Krieges durch etwas höhere Erträge angelockt werden. Insbesondere galt dies, wenn der Krieg sich ungünstig entwickelte: Der Rückgang der französischen Anleihezeichnungen Ende 1917 illustriert das.³² Das deutsche System, bei dem Kriegsanleihen als Sicherheit für Darlehenskassen benutzt werden konnten, so dass diese Anleihen in der Praxis die Liquidität nicht aufsaugen konnten, hatte in Russland eine exakte Parallele.³³ In Frankreich geschah weitgehend dasselbe.³⁴

Es war nicht ungewöhnlich, dass Deutschland nur einen begrenzten Anteil seiner Kredite durch Verkauf langfristiger Anleihen finanzieren konnte. Die Tatsache, dass durchschnittlich 32 Prozent der deutschen Schulden zwischen März 1915 und März 1918 kurzfristige waren, während es bei den Briten gerade einmal 18 Prozent waren, reflektiert³⁵, wie Balderston dargelegt hat, strukturelle Differenzen der Geldmärkte in Berlin und London; sie ist aber auf die Tatsache zurückzuführen, dass das britische Finanzministerium grosse Emissionen von mittelfristigen Papieren durchführte. Ungefähr 31 Prozent der britischen Staatsschulden im Dezember 1919 setzten sich aus Anleihen zusammen, die in einem Zeitraum zwischen einem und neun Jahren zur Tilgung fällig waren.³⁶ Im Vergleich zu den französischen waren die deutschen Behörden beim Verkauf ihrer langfristigen Schuldverschreibungen erfolgreich: möglicherweise weil Frankreichs langfristige Schulden bereits relativ gross waren, bevor der Krieg begann.³⁷ Durchschnittlich 37 Prozent der französischen Schulden während des Krieges waren kurzfristige (verglichen mit 32 Prozent in Deutschland). Auch Russland war stärker als Deutschland von kurzfristiger Kreditaufnahme abhängig: Am 23. Oktober 1917 hatte etwa 48 Prozent seiner Gesamtschulden die Form von kurzfristigen Schatzwechseln.³⁸ Nur die Vereinigten Staaten waren imstande, ihre Kriegsdefizite überwiegend durch Verkauf langfristiger Obligationen zu finanzieren.³⁹

Die Dollarpanik

Es wurde behauptet, dass Kreditaufnahme im Ausland eine wichtige Rolle im Hinblick auf das Ergebnis des Ersten Weltkriegs spielte. Die dramatischen Vorgänge im Zusammenhang mit Finanzverhandlungen zwischen Grossbritannien und den USA, insbesondere in der Zeit zwischen November 1916 und April 1917, mögen einige Autoren veranlasst haben, die Bedeutung des amerikanischen Geldes für die alliierten Kriegsanstrengungen aufzubauschen.⁴⁰ Diese Übertreibung kann bis auf John Maynard Keynes zurückverfolgt werden, der während des Krieges zu einem der einflussreichsten Berater des britischen Finanzministeriums wurde. Keynes hatte als Optimist hinsichtlich der Aussichten Grossbritanniens begonnen. Aber seine Stimmung änderte sich rasch, nicht zuletzt wegen einiger Freunde, die den Krieg stärker «aus dem Bauch heraus» ablehnten, als er es tat. Zwar befriedigte seine Arbeit im Finanzministerium sein Geltungsbedürfnis, der Krieg selber aber machte Keynes zutiefst unglücklich.⁴¹ Im September 1915, acht Monate nach der Voraussage, dass die deutschen Finanzen «zerbröseln» würden, sprach Keynes die Warnung aus, wenn es bis zum folgenden April keinen Frieden geben würde, dann käme es zu einer «Katastrophe», da «die Ausgaben der kommenden Monate unsere Schwierigkeiten sehr schnell unüberwindlich machen werden». Als keine Katastrophe eintrat – trotz der Drohungen US-Präsident Wilsons mit einem Verbot von Darlehen nach der Einführung von schwarzen Listen amerikanischer Firmen, die mit Mittelmächten Handel trieben⁴² –, versah Keynes seine Prognose mit einem neuen Zeitplan. Ende 1916 entwarf er eine Denkschrift für Finanzminister Reginald McKenna, die die Warnung enthielt: «Im nächsten Juni oder schon früher wird der Präsident der Vereinigten Staaten, wenn er das will, in der Lage sein, uns seine Bedingungen aufzuzwingen.»⁴³

Ende 1916 war die Lage beunruhigend, nicht zuletzt wegen der anwachsenden Opposition deutschfreundlicher Kreise innerhalb des Federal Reserve Board gegen die Art und Weise, wie Grossbritannien sein amerikanisches Überziehungskonto finanzierte; dies gipfelte in einer «Warnung» an US-Investoren, ihr Geld nicht in britischen Schatzanweisungen anzulegen.⁴⁴ Keynes wollte die Bemühungen Woodrow Wilsons unterstützen, einen Verhandlungsfrieden herbeizuführen; und finanzieller Druck war (wie Sir Edward Grey am 28. November 1916 darlegte) eine Methode, dies zu erreichen.⁴⁵ Im Februar

1917, nachdem Grossbritannien einem heftigen Ansturm auf die Goldreserve der Bank of England widerstanden hatte, versuchte es Keynes erneut, als er behauptete, Grossbritanniens Reserven reichten nur aus, um vier Wochen lang weiterzukämpfen. Selbst nach dem amerikanischen Kriegseintritt gab er nicht auf. Am 20. Juli entwarf er eine Denkschrift für Bonar Law, in der er ankündigte, «das gesamte finanzielle Gefüge der Allianz» würde «in einigen Monaten, wenn nicht Tagen zusammenbrechen».⁴⁶ Wilson selber gelangte am nächsten Tag zu dem Schluss, England und Frankreich würden bald «finanziell in unseren Händen» sein.⁴⁷

Ohne Zweifel bedeutete es für Grossbritannien eine Hilfe, mit einem zu seinen Gunsten überbewerteten Wechselkurs, der durch Anleihen an der Wall Street gestützt war, kriegswichtige Güter in den Vereinigten Staaten kaufen zu können. Ein Pfundkurs unter 4,70 Dollar wäre nicht nur blamabel, sondern auch inflationsfördernd gewesen.⁴⁸ Doch eine Schwächung des Pfundes, das während des grössten Teils des Krieges auf einem Kurswert von etwa 4,76 Dollar (zwei Prozent unter dem Nennwert) gehalten wurde, wäre nicht so fatal für die britischen Kriegsanstrengungen gewesen, wie Keynes es darstellte. Grossbritannien liess sich zwar während des Krieges mehr als fünf Milliarden Dollar in den USA, beendete jedoch den Krieg nicht als Nettoschuldner, sondern blieb Gläubigerland. Im März 1919 betrugen Grossbritanniens Auslandsschulden vor allem in den USA insgesamt 1'365 Millionen Pfund; aber seine Alliierten, seine Dominions und seine Kolonien schuldeten dem Inselreich 1'841 Millionen Pfund.⁴⁹ Grossbritannien hatte seine eigene Kreditwürdigkeit (die sich ursprünglich auf die grossen Dollarbestände britischer Untertanen gründete) benutzt, um in New York Geld zu leihen, das es dann an seine weniger kreditwürdigen Verbündeten weiter verlieh. Frankreich hatte in Grossbritannien und in den USA Kredite aufgenommen, während es solche an Russland und andere gab.⁵⁰ Um den Krieg fortsetzen zu können, war es weniger wichtig, wie viele Kriegsanleihen man in Wall Street absetzen konnte, sondern wie gross das Handelsdefizit war, das auf alle Fälle finanziert werden musste. In dieser Hinsicht ging es Deutschland, trotz der Behinderungen durch die Blockade, erstaunlich gut. Ein höheres Niveau an Aussenfinanzierung ermöglichte es Grossbritannien und Frankreich zwar, mehr für die Kriegführung auszugeben als Deutschland und Österreich-Ungarn. Aber eine umfangreiche

Aussenfinanzierung stellte keine Garantie für einen Sieg dar: Das geschlagene Russlands hatte Schulden gegenüber seinen Verbündeten von insgesamt 7788 Millionen Rubel (824 Millionen Pfund); das entspricht 30 Prozent der gesamten Kreditaufnahme des Landes während des Krieges.⁵¹

Es ist bemerkenswert, dass die Kriegsanstrengungen der Entente schliesslich wirklich – zumindest in Keynes Augen – von amerikanischen Anleihen *abhängig* sein sollten, während doch die Entente den Krieg mit einer massiven eigenen finanziellen Überlegenheit begonnen hatte. Der Krieg hatte die Grenzen der imperialen Macht Grossbritanniens deutlich gemacht: Die grossen Guthaben im Ausland, mit denen Grossbritannien in den Krieg eintrat, erwiesen sich in weit weniger starkem Masse, wie man erwartet hatte, als finanzielles Ruhekitzel, und dies nicht zuletzt (wie George Booth festgehalten hat) aus folgenden Gründen: «Wenn man gezwungen ist zu verkaufen, dann ist man ein schwacher Verkäufer, und diese Position des Verkäufers stellt für den Käufer eine Versuchung dar, das Äusserste aus der Situation herauszuholen. Es fanden viele Verkäufe [von Auslandsanlagen] statt, die sich später als unglaublich niedrig bewertet erwiesen.»⁵² Auf der anderen Seite hatten die Briten 1916 schliesslich jene vorteilhafte Stellung im Verhältnis zur Wall Street erreicht, deren sich ein grosser Schuldner immer erfreut. Anfang 1917 war J. P. Morgan gegenüber Grossbritannien und dem Sterling derart verpflichtet, dass eine wirkliche Krise beinahe undenkbar war. Den «Zustand der Erleichterung», der in Morgans Büro herrschte, als bekanntgegeben wurde, dass die Vereinigten Staaten ihre diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen würden, kann man sich sehr wohl vorstellen.⁵³ Danach stellte die Drohung mit einer Sterlingkrise nur noch eine Art Rute dar, mit der die Amerikaner versuchten, die Briten dazu zu bringen, die aussenpolitischen Ziele Washingtons zu übernehmen.⁵⁴ Wilson meinte, finanzielle Druckmittel gegenüber Grossbritannien und Frankreich zu besitzen, sei deshalb so schön, weil «wir ihnen unsere Art des Denkens aufzwingen können, wenn der Krieg vorbei ist».⁵⁵

Papier und Preise

Alle am Kampf beteiligten Staaten veränderten die vor dem Krieg geltenden monetären Regeln. Dies geschah, indem sie informell die Goldkonvertibilität aufhoben (Russland und Deutschland), indem sie Ausfuhren von Gold ein-

schränkten (Russland, Deutschland, Grossbritannien und Frankreich), indem sie zeitweilige Moratorien gegen eine bestimmte Form von Schulden durchsetzten und sie dann zu einem veränderten Geldwert beglichen (Grossbritannien), oder indem sie neue Formen von gesetzlichen Zahlungsmitteln in Papierform schufen (Grossbritannien und Deutschland).⁵⁶ Das ursprüngliche Ziel dieser Veränderungen bestand darin, eine katastrophale Geldknappheit zu vermeiden. Nachdem die Zuversicht zurückgekehrt war, führte es dazu, in grossem Ausmass – in Verbindung mit einem hohen Niveau kurzfristiger Kreditaufnahmen des Staates und begrenzter neuer Besteuerung – Liquidität zu schaffen. Die Geldversorgung hörte auf, in relevanter Weise zu den Edelmetallvorräten der Zentralbanken in Beziehung zu stehen. Das sich daraus ergebende Anwachsen der Banknotenzirkulation (ausgefeiltere monetäre Indikatoren stehen für einige am Krieg beteiligte Staaten nicht zur Verfügung) war in Deutschland gewiss grösser als in England, Frankreich und Italien. In Deutschland wuchs der Bestand an Geld im weitesten Sinne («Geldmenge M3») zwischen 1913 und 1918 um 285 Prozent gegenüber 110 Prozent in Grossbritannien. Betrachtet man die Monatsdurchschnitte für den Notenumlauf der Zentralbanken in denselben Jahren, lag der Anstieg für Deutschland bei etwa 600 Prozent gegenüber 370 Prozent in Italien und 390 in Frankreich. Doch die Zunahme des Umlaufs von Banknoten war in Österreich-Ungarn und Russland beträchtlich höher.

Da eine Knappheit bestimmter Güter mit der monetären Expansion zusammenfiel, stellte die Inflation ein universelles Problem dar. Auch hier bildeten die Erfahrungen Deutschlands während der Kriegszeit keine Ausnahme. Die Grosshandelspreise stiegen in Deutschland zwischen 1914 und 1918 weniger (105 Prozent) als in Grossbritannien (127 Prozent), Frankreich (233 Prozent) oder Italien (326 Prozent), obwohl die zur Verfügung stehenden Indizes für die Lebenshaltungskosten nahelegen, dass die Verbraucherpreise in Deutschland etwa doppelt so stark anstiegen (204 Prozent) wie in Grossbritannien (110 Prozent) oder Frankreich (113).

Wie oftmals dargelegt worden ist, wirkt sich die Inflation (insbesondere auf diesem Niveau und über einen derartigen Zeitraum) wie eine Art Steuer aus, die leicht einzutreiben ist und nicht allseits als solche erkannt wird. Eine Auswirkung der Geldentwertung bestand darin, die reale Belastung durch die Staatsschulden und daher die Kosten, die der Steuerzahler für Zinszahlungen

aufbringen musste, herabzusetzen. Dies ist eine wichtige Erklärung für die, in Dollar gemessen, geringeren Kosten des Krieges für Deutschland und Österreich, deren Währungen im Vergleich zum Dollar stärker an Wert verloren, insbesondere in der zweiten Hälfte des Jahres 1918, als die Niederlage der Mittelmächte unmittelbar bevorzustehen schien. Man darf Bedeutung und Ausmass dieses Wertverlustes nicht übertreiben: Der russischen und der italienischen Währung erging es weit schlimmer. Die Lage des deutschen Finanzwesens im Kriege war kaum so «katastrophal» oder «trübselig», wie oft behauptet worden ist.

Kopfgeld: Der Preis des Todes

Als man ihn im Jahre 1917 fragte, wann seiner Ansicht nach der Krieg enden würde, erwiderte der Kriegskorrespondent der *Times* Charles à Court Repington:

«Da Staaten Geld nicht höher einschätzen als Kieselsteine am Strand und sie alle vielleicht auf die eine oder andere Weise am Ende des Krieges einen Niedergang erleben werden, schien es keinen Grund zu geben, Schluss zu machen, insbesondere da so viele Menschen durch den Krieg reich werden; die Damen schätzen es, ohne ihre Männer zu sein, und alle fürchten die Abrechnung danach in der Industrie, in der Politik, im Finanzwesen und im häuslichen Bereich.»⁵⁷

Für Repington bestand die einzige Art, den Krieg zu beenden, darin, den Mittelmächten eine entscheidende militärische Niederlage beizubringen. Trotz der wirtschaftlichen Überlegenheit war dies auch bis 1917 nicht gelungen. Manche amerikanischen Beobachter begannen im Laufe jenes Jahres zu glauben, dass dies nie zustande kommen würde. Viele Historiker neigten wie Keynes dazu, sich auf Wechselkurse zu fixieren, wenn sie sich die transatlantischen Finanzbeziehungen anschauten. Wenn man jedoch die Erträge von Staatspapieren in Betracht zieht – ein Indikator, der in der Vorkriegswelt weit wichtiger war –, ergibt sich ein anderes Bild. Nachdem Grossbritannien und Frankreich begonnen hatten, Staatspapiere in New York unterzubringen, wurden sie den gleichen Untersuchungen durch Investoren unterworfen, denen andere Staaten vor dem Krieg ausgesetzt worden waren, wenn sie Kredite in Paris und London aufnahmen. Eine Aufstellung der Erträge einer der wichtigsten Wertpapieremissionen der Kriegszeit, der anglo-französischen Anleihe von 1915 (einer Anleihe von 500 Millionen Dollar für Grossbritannien und

Frankreich), zeigt das Ausmass dieser Vertrauenskrise gegenüber den alliierten Kriegsanstrengungen.⁵⁸ Der Tiefpunkt des Vertrauens Amerikas in die alliierten Kriegsanstrengungen war nach diesem Indikator im Dezember 1917 erreicht – und nicht, wie man erwarten möchte, im Frühjahr 1918. Doch es handelte sich um eine Krise des Vertrauens gegenüber Frankreich und Grossbritannien und nicht in die Kriegsanstrengungen der USA.

Ende des Jahres 1917 kam es zu einer jähen Erweiterung der Kluft zwischen den Erträgen anglo-französischer und amerikanischer festverzinslicher Wertpapiere: Am 14. Dezember erreichte dieser Abstand ein Maximum von 3,8 Prozent.⁵⁹

Die Investoren hatten Gründe, sich wegen der westeuropäischen Mächte Sorgen zu machen. Serbien und Rumänien waren geschlagen worden; Italien war nach den Ereignissen von Caporetto (Oktober 1917) ins Wanken geraten. In Russland kündigte die bolschewistische Revolution im November den vollständigen Sieg Deutschlands an der Ostfront an. In Frankreich befand sich die Moral in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 auf dem Tiefpunkt: Weniger als 30 Prozent der von Zensoren in Bordeaux im November 1917 überprüften Briefe unterstützten das Verlangen nach einem uneingeschränkten Siegfrieden; mehr als 17 Prozent sprachen sich ausdrücklich für einen Verhandlungsfrieden aus.⁶⁰ Die Amerikaner besaßen Selbstvertrauen; aber ihr Heer befand sich noch im Embryonalzustand, und Ende 1917 standen sie kurz davor, ihr Vertrauen in die Fähigkeit ihrer eigenen Verbündeten weiterzukämpfen, zu verlieren. Vielleicht war es Lord Lansdownes Brief, der für einen Verhandlungsfrieden eintrat (im *Daily Telegraph* vom 29. November veröffentlicht), der die Nervosität in der Wall Street auslöste.

Die Mittelmächte waren bedeutend erfolgreicher im Töten, Verwunden und Gefangennehmen des Feindes als die Entente. Erstaunlicher ist, dass sie dies zu geringeren Kosten erreichten. Eine zugespitzte, wenn nicht gefühllose Methode, die Differenzen zwischen den beiden Seiten in einer Art und Weise zum Ausdruck zu bringen, die nicht nur die militärische Schlagkraft berücksichtigt, sondern auch die wirtschaftliche. Dieser Indikator, der die integrierte *Kriegseffizienz* misst, zeigt, dass Deutschland mehr Erfolg als die Entente hatte, «maximale Tötungsraten zu minimalen Kosten» zu erzielen. Die Alliierten gaben zwischen 1914 und 1918 140 Milliarden Dollar aus, die Mittelmächte dagegen ungefähr 80 Milliarden. Doch die Mittelmächte töteten mehr

Angehörige der Streitkräfte der Alliierten, als es Tote auf ihrer eigenen Seite gab. Daraus ergibt sich folgende Rechnung: Während es die Ententemächte 36'485 Dollar und 48 Cents kostete, einen Soldaten der Mittelmächte zu töten, kostete es die Mittelmächte 11'344 Dollar und 77 Cents, einen Soldaten zu töten, der für die Entente kämpfte.

Um diese makabre Bilanz zu vervollständigen, sollte man diese Zahlen zu Bogarts Einschätzungen des *nommellen* ökonomischen Werts eines einzelnen getöteten Soldaten für sein Ursprungsland in Beziehung setzen. Nach Bogart war ein Amerikaner oder Brite 20 Prozent mehr «wert» als ein Deutscher (1'414 Dollar gegenüber 1'354), und er hatte nahezu den doppelten Geldwert als ein Russe oder Türke (700 Dollar). Doch war kein Soldat so viel «wert», wie aufgebracht werden musste, um ihn zu töten.⁶¹ Nun kann der Finanzhistoriker den Militärhistoriker fragen: Warum verloren Deutschland und seine Verbündeten – die im Töten des Feindes mehr als dreimal so effizient waren wie Grossbritannien und seine Verbündeten – den Krieg? Eine mögliche einfache Antwort lautet, es habe daran gelegen, dass sich die Briten ihrer ökonomischen Überlegenheit sicher gefühlt hätten und sie es sich daher leisten konnten, den Krieg auf verschwenderische Weise zu führen. Dies ist jedoch nicht mit der Furcht vor einer Dollarkrise in Einklang zu bringen, die 1916 und 1917 auftauchte und zur Sparsamkeit hätten ermutigen sollen. Vielleicht war, wie Keynes gegenüber Beatrice Webb im März 1918 vermutete, eher Grossbritannien als Deutschland dasjenige Land, dessen Regierung «gewöhnheitsmässig Finanzfragen als allerletztes berücksichtigte und glaubte, dass Handeln, wie kostspielig es auch immer sein mochte, vorzuziehen sei gegenüber Vorsicht und kritischer Haltung, wie gerechtfertigt sie auch immer sein mochten».⁶²

Ein Weg zur Beantwortung der oben gestellten Frage besteht darin, zu ermitteln, ob Grossbritannien im Verlauf des Krieges eine wachsende Effizienz entwickelte. Die Schätzung ist nicht unproblematisch, aber um zu einer groben und vorläufigen Hypothese zu gelangen, habe ich das Verhältnis zwischen britischem und deutschem «Abschlachten» und den damit verbundenen Kosten berechnet; bei den Briten liegen Zahlen über gegnerische Soldaten zugrunde, die im britischen Sektor der Westfront permanent ausser Gefecht gesetzt wurden; bei den Deutschen die jährlichen Gesamtausgaben auf Dollarbasis. Die Zahlen legen nahe, dass zu der Zeit, da Grossbritannien am auffal-

lendsten (im Verhältnis von 1,8 zu 1) mehr als Deutschland ausgab, Deutschland seine günstigsten Nettotötungszahlen im britischen Frontabschnitt erreichte (1,4 zu 1). Dies war 1916 der Fall, dem Jahr sehr teurer, aber selbstzerstörerischer britischer Offensiven. Aber die fortbestehende, wenn auch reduzierte britische Überlegenheit nach finanziellen Massstäben (1,3 zu 1) mag die folgende Verschlechterung der deutschen Nettotötungszahlen auf 0,7 zu 1 im Jahr 1918 erklären, dem Jahr von Ludendorffs Offensive und der darauffolgenden Massenkapitulationen von Deutschen. Dies scheint auf eine relative Steigerung der militärischen Schlagkraft auf britischer Seite hinzudeuten: 1917 und 1918 waren die Deutschen dabei, die finanzielle Kluft zu überwinden, aber die Nettotötungszahlen kehrten sich gegen sie. Es bleibt jedoch noch zu erklären, wie genau, wenn überhaupt, die Überlegenheit der Alliierten mit dem Zusammenbruch der Moral der Deutschen, die dem Krieg ein Ende bereitete, zusammenhing.

11 Der Todesinstinkt: Warum Soldaten kämpften

Leben in der Hölle

Im Widerspruch zur Theorie der Ermattung wird der Sieg nicht nur durch das Töten des Feindes errungen: Ebenso wichtig ist es, ihn zur Desertion, zur Meuterei oder zur Kapitulation zu bewegen. In der Tat sind die Gründe für den Sieg der Deutschen über die Russen im Jahre 1917 eher hier zu finden als in den Statistiken über tote Russen. Das gleiche gilt für die österreich-ungarischen und deutschen Niederlagen im Jahre 1918.

Sicherlich liegt die Versuchung nahe, eine direkte Kausalbeziehung zwischen beiden Faktoren anzunehmen: Je höher die Zahl der vom Gegner verursachten Todesfälle ist, desto höher wird die Zahl der Soldaten sein, die das Kämpfen aufgeben. Aber dies war nicht der Fall; ein Autor hat sogar vermutet, dass «hohe Verlusten dazu beigetragen haben könnten, den Krieg zu verlängern», weil starker Personalwechsel in der Truppe ausschloss, dass Erschöpfung und Verzweiflung sich zu weit verbreiteten.¹ Wenn das Töten der Schlüssel zur Entscheidung gewesen wäre, dann hätten die Deutschen aus Gründen, die im vorangegangenen Kapitel erörtert worden sind, den Krieg gewonnen. Tatsächlich gehen hohe Verlusten nicht in jedem Fall mit einem Zusammenbruch der Moral einher. Zu den zuverlässigsten Regimentern auf beiden Seiten zählten jene, die die höchsten Verluste erlitten. Die britische 29. Division musste während des Krieges Verluste einstecken, die dem Siebenfachen der Originalstärke der Einheit entsprachen, sie wurde dennoch weiterhin als die Eliteeinheit der britischen Expeditionstreitkräfte angesehen.² Die Vitalität der schottischen Regimenter stellt ein weiteres gutes Beispiel dar. Dies führt zu einer Schlussfolgerung, die auf den ersten Blick seltsam erscheinen mag: dass jene belächelten Generäle der Vorkriegszeit recht hatten, die davon überzeugt waren, dass der Krieg nicht durch das Material, sondern durch die

Moral entschieden würde – also «den menschlichen Faktor» oder «die Charakterstärke», wie es Sir John Robertson genannt hat.³

Dies bringt uns zum Kern der Angelegenheit. Was veranlasste die Soldaten, weiter zu kämpfen? Und was neben Tod und Verwundung brachte sie dazu, den Kampf einzustellen? Wie lässt sich die Bereitschaft von Millionen von Soldaten erklären, den Kampf fortzusetzen, obwohl die Chance auf einen raschen Sieg viel geringer war als die Wahrscheinlichkeit, getötet zu werden?

Im Verständnis des modernen Lesers brachte der Kampf im Ersten Weltkrieg ausschliesslich Schrecken und Leid mit sich, er sieht: «(...) eine Million Menschen, die sich», wie Ford Madox Ford im Jahre 1916 schrieb, «getrieben durch eine unsichtbare moralische Kraft gegeneinander in eine Hölle der Angst hineinbewegen, die sicherlich auf dieser Welt nicht Gleichartiges hat.»⁴ Es handelte sich wahrlich nicht um einen Spaziergang. Das Gemetzel an den französischen Soldaten in der Eröffnungsphase des Krieges sollte für den Rest des Konflikts nicht mehr seinesgleichen finden: Man zählte 329'000 Gefallene innerhalb von zwei Monaten und eine halbe Million bis zum Ende des Jahres. Die höchste Anzahl an Soldaten, die die Deutschen in einer einzigen Zwei-Monats-Phase verloren, war im März und April 1918 mit 68'397 Gefallenen zu beklagen. Die beiden schlimmsten Monate für die britischen Streitkräfte in Frankreich waren der Juli und der August 1916, als 45'063 Soldaten und Offiziere getötet wurden. In den Kämpfen des Jahres 1914 wurden die Soldaten sinnlos in den Tod geschickt: «Den ganzen Tag liegen sie da, sie sind stark geschwächt und werden schliesslich in der Nähe der Leichname der schon früher Gefallenen getötet.»⁵ Maschinengewehre – und Gewehre, mit denen man in einer Minute 18 Schüsse abfeuern konnte – mähten die *poilus* nieder, als sie versuchten, den Plan XVII durchzuführen. Nahezu zwei Jahre später hatten die Briten immer noch nicht die Lektion gelernt, dass jeder Vormarsch in geschlossener Formation eine Art des Massenselbstmords bedeutete. Auch nachdem die Gräben ausgehoben waren, stellten die Soldaten immer noch, selbst wenn sie nicht «über den Rand» gingen, verletzliche Ziele für Maschinengewehrschützen und Scharfschützen dar, die im Jahre 1916 etwa alle 20 Meter entlang der britischen Linie postiert waren.⁶

Doch nicht nur bei Grossangriffen, also bei Schlachten, wie sie die traditionelle Militärgeschichte stets betrachtet, kamen Soldaten um. Auch Routine-

patrouillen im Niemandsland und die Praxis des «Überfallens» der feindlichen Linie zum Zwecke der Nachrichtengewinnung, der Ausbildung oder der Vernichtung trieb die Zahl der Opfer auf beiden Seiten sogar in «ruhigen» Phasen in die Höhe. Zwischen Dezember 1915 und Juni 1916 kamen 5'845 britische Soldaten bei solchen «kleineren Grabenoperationen» ums Leben.⁷

Obwohl erfahrene Soldaten die Richtungen und Typen der feindlichen Granaten zu unterscheiden lernten, gab es bei schweren Beschiessungen an der Front kaum sinnvolle Gegenmassnahmen, und man verfügte nur über einige wenige Schutzbunker, die tief und stark genug waren, um gegen direkte Treffer Sicherheit zu bieten. Das Gefühl der Hilflosigkeit und der Verwundbarkeit, das sich daraus ergab, war beinahe mit Sicherheit die quälendste mentale Belastung, die der Krieg auslöste. Ernst Jünger beschrieb dieses Gefühl:

«Man stelle sich vor, ganz fest an einen Pfahl gebunden und dabei von einem Kerl, der einen schweren Hammer schwingt, ständig bedroht zu sein. Bald ist der Hammer zum Schwung zurückgezogen, bald saust er vor, dass er fast den Schädel berührt, dann wieder trifft er den Pfahl, dass die Splitter fliegen(...). Denn das Gefühl verbindet jeden Einzelton schwirrenden Eisens mit der Idee des Todes, und so hockte ich denn in meinem Erdloch, die Hand vor den Augen, während an meiner Vorstellung alle Möglichkeiten des Getroffenwerdens vorüberzogen.»⁸

Ernst Jünger beschreibt die deutsche Frontlinie bei Guillemont im August 1916: «Der zerwühlte Kampfplatz war grauenhaft. Zwischen den lebenden Verteidigern lagen die toten. Beim Ausgraben von Deckungslöchern bemerkten wir, dass sie in Lagen übereinandergeschichtet waren. Eine Kompanie nach der anderen war dicht gedrängt im Trommelfeuer niedergemäht worden.» Diese Erfahrung, so Jünger, habe ihm erstmals ein Bild von den überwältigenden Auswirkungen der «Materialschlacht» vermittelt. Er entging vermutlich nur wegen einer Beinverletzung der Auslöschung seiner Kompanie.⁹ Im März 1918 erhielt eine weitere Kompanie unter Jüngers Führung einen direkten Granattreffer, als sie sich am Vorabend der grossen Offensive in Richtung Cagnicourt bewegte: 63 von 150 Mann fielen dabei. Jünger, ein auf beinahe psychopathische Art tapferer Offizier, rannte entsetzt davon, brach dann zusammen und weinte vor den Überlebenden.¹⁰

Angesichts dessen kann es nicht wundernehmen, dass so viele Soldaten auf beiden Seiten am «Granatenschock» litten, ein Begriff, der benutzt wurde, um

eine Vielzahl von geistigen Störungen zu beschreiben, die sich aus der Kampfbelastung ergaben. Nach dem Krieg bezogen etwa 65'000 frühere britische Soldaten Kriegsofferrenten wegen «Nervenschwäche» – dies waren sechs Prozent aller Empfänger von Kriegsofferrenten –, von denen sich 9'000 immer noch im Lazarett befanden.¹¹ Eine Untersuchung über 758 Einzelfälle kam zu der Einschätzung, dass nur etwa jeder Dritte nach dem Krieg in ein «normales» Leben zurückkehrte, und letzteres bedeutete keineswegs eine vollständige Genesung, vielmehr dauerten verschiedene Krankheitsanzeichen fort.¹² Deutsche Soldaten wiesen ähnliche Symptome auf, und wie in Grossbritannien gab es eine Tendenz, die Opfer mit Elektroschocks und anderen gleichermassen schmerzhaften «Heilmitteln» beinahe ebenso sehr zu bestrafen wie zu behandeln.

Während des Kampfes litten die Soldaten zudem an extremer Überanstrengung. Der gemeine Soldat John Lucy beschreibt den Rückzug von Mons und gibt einen guten Einblick in diesen Zustand – «Unser Geist und unser Verstand schrien nach Schlaf (...). Jede Zelle (...) flehte nach Ruhe, und dieser eine Gedanke war der dauerhafteste im Kopf der marschierenden Soldaten.»¹³

Selbst wenn etwa Männer aus den Slums von Glasgow an Regen, Kälte, Läuse, Ratten und Gewalt gewöhnt waren¹⁴, wäre es absurd zu behaupten, dass die Gräben nicht schlimmer waren: Die Slums waren entsetzlich genug, aber sie waren nicht aus Matsch errichtet, und die katholischen Bewohner schossen auch nicht mit Granaten auf die Protestanten. «Nicht das Feuer bedeutet die Hölle», erklärte das französische Soldatenblatt *La Mitraille*. «Die wirkliche Hölle ist der Matsch.» *Le Crapouillot* sah die Dinge etwas anders: Das schlimmste nämlich sei die Kälte.¹⁵ Jünger dachte manchmal, dass Nässe und Kälte sich schädlicher auf die Widerstandskraft der Truppen auswirkten als die Artillerie.¹⁶

Selbst wenn sie nicht unter Kälte, Schmutz und Nässe litten, hatten die Männer in den Gräben zu leiden. Sie trauerten um gefallene Kameraden (insbesondere, wenn sie noch «grün» waren)¹⁷, und ganz im Gegensatz zu Northcliffes Geschichten über ein gesundes Leben im Freien waren sie oft krank (jedoch weniger häufig mit tödlichen Folgen als in vorangegangenen Kriegen). Die deutschen Statistiken zeigen, dass während des Krieges insgesamt durchschnittlich 8,6 Prozent der Gesamtzahl kampffähiger Soldaten krank waren. Dieser Prozentsatz stieg im Sommer 1918 steil nach oben; auch

Ludendorffs Heer wurde durch die weltweite Grippeepedemie des Sommers 1918 schwer getroffen.¹⁸

Auch psychologisch war es schwer, fröhlich zu bleiben, wenn man von «verrostetem Stacheldraht», «aufgewühlter Erde» und «geisterhaften Bäumen (...) zersplittert von Granatenwunden» umgeben war – doch auch hier zeigte sich, dass die Abneigung gegen die Szenerie sich meist auf Neulinge beschränkte.¹⁹

Für all diese Strapazen wurde der Soldat mit einem Hungerlohn bezahlt, und dies war für die meisten ein schwerer wiegender Grund zur Klage als die abstossende Umgebung. Britische Soldaten, die im Jahre 1917 einen Schilling pro Tag erhielten, reagierten mit Entrüstung, als sie hinter der Front mit Kolonialtruppen zusammenkamen, die das Fünfolder Sechsfache erhielten; noch ärgerlicher war der Anblick von Offizieren, die sich unter den Tisch tranken, während ihre Männer sich kein Glas Wein leisten konnten.²⁰ Die Memoiren von George Coppard sind voller Hinweise auf das Gefühl der Armut unter britischen Soldaten²¹; und doch war der Tommy besser dran als die französischen Wehrpflichtigen, die mit 25 Centimes am Tag auskommen mussten. All die Heere, die von Anfang an am Krieg teilgenommen hatten, wurden durch den Reichtum der Amerikaner gedemütigt, als diese im Feld auftauchten: In Brest gab es regelrechte Schlachten zwischen *poilus* und den Neuankömmlingen, ausgelöst durch die als unfair empfundenen Vorteile, die gut besoldete Amerikaner genossen, wenn es darum ging, Frauen in ihre Betten zu locken.²²

Angesichts der Widrigkeit der Umstände, die die Soldaten zu ertragen hatten, ist es erstaunlich, dass die militärische Disziplin nicht viel öfter oder früher zusammenbrach. Grosse Aufmerksamkeit hat man den berühmten Weihnachtswaffenstillständen von 1914 gewidmet, als britische und deutsche Soldaten miteinander im Niemandsland «fraternisierten»²³; und noch mehr hat man sich für das sogenannte System des «Leben-und-Leben-Lassens» interessiert, das sich in den Jahren 1914 und 1915 an bestimmten Abschnitten der Westfront entwickelte. Im Prinzip handelte es sich hier um stillschweigend vereinbarte Phasen der Waffenruhe während der Essenszeiten oder wenn man die Verwundeten barg; es entwickelte sich ein System des «Gebens und Nehmens», bei dem für jeden unprovzierten Schuss als Vergeltung zwei Schüsse zurückgegeben wurden.²⁴ Gegnerische nächtliche Streifen mieden es sorgfältig

tig, einander im Niemandsland zu begegnen. Scharfschützen hörten auf, Todesschüsse abzugeben, falls sie überhaupt schossen. Wenn Befehle von oben eingingen, die Kämpfe wieder aufzunehmen, verliefen sie in gleichsam «rituell» vorgegebenen Formen.²⁵ Diese Verhaltensweisen sind von Sozialwissenschaftlern als Beweis für die Bereitschaft des menschlichen Wesens zur Kooperation²⁶ angeführt worden und von Biologen als Hinweis auf das Bestreben der «egoistischen Gene», ihr Überleben zu sichern.²⁷ Es ist ein Unglück für solch elegante Theorien, dass ein derartiges Verhalten nicht lange währte.

Ernst Jünger hat genau beobachtet, wie diese Waffenruhen scheiterten: «Die Besatzung beider Gräben war von dem furchtbaren Schlamm auf die Brustwehren getrieben, und schon hatte sich zwischen den Drahtverhauen ein lebhafter Verkehr und Austausch von Schnaps, Zigaretten, Uniformknöpfen und anderen Dingen angebahnt.» Am Weihnachtstag 1915 wurde einer von Jüngers Soldaten durch einen von der Seite kommenden Schuss getötet: «Gleich darauf versuchten die Engländer eine freundschaftliche Annäherung, indem sie einen Christbaum auf ihre Brustwehr stellten, der jedoch von unseren erbitterten Leuten mit einigen Schüssen heruntergefegt wurde, was der Tommy mit Gewehrgranaten beantwortete.»²⁸

Das Vertrauen wuchs auf diese Weise nicht, sondern es schwand dahin. Es überzeugt nicht, wenn man die Schuld für das Ende des «Leben-und-Leben-Lassens» einfach antreiberischen Stabsoffizieren zuschreibt, die «eine aktive Front» wollten, um ihre eigenen Beförderungsaussichten zu verbessern.²⁹ Fraternisierungsverbote (wie sie etwa im Februar 1917 an die 16. Division ergingen) wurden von den Mannschaften bereitwillig akzeptiert.

Wenn also Verbrüderung nicht zur Regel wurde, wie stand es dann um eine andere Art von Pflichtverletzung – die Desertion? Obwohl Mythen über ganze Heere von Deserteuren existieren, die angeblich im Hinterland umherstreifen, gab es auf beiden Seiten der Westfront relativ wenige Fälle von Fahnenflucht. Zu Anfang des Krieges kam es vor, dass bäuerliche Rekruten und Wehrpflichtige auf beiden Seiten zur Erntezeit nach Hause zu gelangen versuchten; und gegen Ende des Krieges zerfiel die Moral auf der deutschen Seite. Im November 1917 nutzten immerhin zehn Prozent aller Soldaten Transportzüge zur Fahnenflucht aus, was nach dem Zusammenbruch Russlands leichter geworden war; im Sommer 1918 ging jedenfalls ein Fünftel der Ersatztruppen

auf dem Wege zur Armeegruppe Prinz Rupprecht verloren.³⁰ Aber während der meisten Zeit des Krieges blieben die Desertionen zahlenmässig so gering, dass sie die militärische Schlagkraft nicht untergruben: In der britischen Armee betrug die Zahl der wegen Fahnenflucht erschossenen Soldaten nur 266.³¹ Zwischen 1914 und 1917 wurde im Jahresdurchschnitt von 15'745 französischen Soldaten berichtet, die sich unerlaubt von der Truppe entfernt hatten; aber in vielen Fällen handelte es sich hier eher um verspätete Rückkehr bei erlaubter Abwesenheit und nicht um Fahnenflucht.³² Auch in den österreich-ungarischen Einheiten gab es nicht so viele Fälle von Desertion, wie man angesichts des hohen Anteils von Soldaten slawischer Abstammung in ihren Reihen vielleicht annehmen mag; die ethnisch homogenen Italiener waren kaum weniger geneigt, sich davonzustehlen, dies galt insbesondere für Rekruten aus dem *Mezzogiorno*, denen ihre Offiziere aus dem Norden als nicht weniger fremd vorkamen als der Feind. Bis in die letzten Phasen des Krieges hinein desertierten Russen in grosser Zahl, vor allem dann, wenn sie von bevorstehenden Offensiven erfuhren. Doch erst 1917 gingen die Fahnenfluchten auf russischer Seite in die Hunderttausende – ja sogar in die Millionen.³³

Auch Meutereien gab es selten, und zwischen ihnen lagen grosse Zeitabstände. Die 49 französischen Divisionen, die im Sommer 1917 meuterten³⁴, sowie die sächsischen und württembergischen Einheiten, die im kleineren Umfang in jenem Sommer den Dienst verweigerten, erscheinen eher als die Ausnahme, die die Regel von einem bemerkenswerten Mangel an Unordnung an der Westfront bestätigen.³⁵ Ganz gewiss lagen nicht einmal den französischen Meutereien derart revolutionäre Bestrebungen zugrunde, wie das Oberkommando mutmasste: Sie spiegelten nur den Verlust des Vertrauens der einfachen Soldaten in Nivelles Führungsfähigkeit wider. Jedenfalls handelte es sich hier nicht um Anzeichen einer Absicht, die Deutschen den Krieg gewinnen zu lassen. Dennoch war die Befehlsverweigerung von 30'000 bis 40'000 Soldaten in einer derart kritischen Phase des Krieges eine ernste Angelegenheit.

In der britischen Armee ereignete sich nichts Vergleichbares. Der einzige bedeutsame Zusammenbruch der Disziplin, bei dem im September 1917 Soldaten der 51. Highland Division, der Northumberland Fusiliers und australischer Einheiten beteiligt waren, richtete sich in erster Linie gegen die Militärpolizei, nachdem diese einen lange dienenden regulären Armeekorporal er-

schossen hatte, weil er versucht hatte, eine Brücke zu überqueren, die in eine nahe gelegene Stadt führte.³⁶ Im äussersten Falle nahmen britische Soldaten aus der Arbeiterklasse, wenn sie mit ihrer Behandlung nicht zufrieden waren, hinter den Linien zu den Protesttechniken Zuflucht, die sie aus Friedenszeiten kannten. In einigen Einheiten der 25. Division kam es im Jahre 1916 zu Massenversammlungen, um gegen schlechte Unterkünfte zu protestieren³⁷; der Arbeiter- und Soldatenrat, der im Juni 1917 in Tunbridge Wells gebildet wurde, formulierte seine Anliegen wie ein Streikkomitee: Die Vergütungen sollten erhöht werden, um mit den Nahrungsmittelpreisen Schritt zu halten, und Soldaten sollten keinesfalls als «Streikbrecher» benutzt werden und zivile Arbeiten verrichten.³⁸ Typisch für die britische Disziplin war, dass die Befehle, denen gewöhnlich nicht gehorcht wurde, gegen Ende des Krieges Versetzungen in neue Einheiten betrafen.³⁹ Doch als es bei der dritten Schlacht von Ypern darum ging, gegen eine gewaltige Übermacht anzutreten, blieb die Moral der britischen Soldaten nach Ansicht von Sir Hubert Gough, der die Fünfte Armee befehligte, «bewundernswert hoch»: «Unsere einfachen Soldaten (...) wussten nur, dass man sie aufgefordert hatte, unter unmöglichen Bedingungen zu kämpfen, wobei ringsum der Tod herrschte (...). Es grenzte ans Wunderbare, dass Soldaten imstande waren, so starke Belastungen zu ertragen.»⁴⁰ Zieht man in Betracht, dass sie aus dem Land kamen, wo es die geringste Erfahrung mit der allgemeinen Wehrpflicht gab, dann hatte er recht.

Zwang

Der Krieg brachte eine gewaltige Ausdehnung der Machtmittel des Staates mit sich. Ein beträchtlicher Teil der zwischen 1914 und 1918 anwachsenden Staatsausgaben wurde dafür verwandt, administrative Strukturen zu schaffen, die Hunderttausende von Menschen beschäftigten und deren Aufgabe es war, ihre Mitbürger zum Kämpfen zu zwingen. Diese Expansion der Bürokratie hatte bereits vor dem Krieg begonnen und nicht nur im öffentlichen Sektor stattgefunden, sondern auch bei den privaten Vereinigungen und den Unternehmen: Niemals waren Menschen so gut organisiert gewesen wie im Jahre 1914. Gigantische Industriekonzerne beschäftigten Zehntausende von Menschen und wurden von Managementbürokratien geleitet. Gewerkschaften ver-

fügten über gewaltige Mitgliederzahlen. All diese Strukturen wurden mit bemerkenswerter Effektivität zum Zwecke des Massengemetzels nutzbar gemacht.

Was den Gebrauch von Zwang zur Aufrechterhaltung militärischer Disziplin betrifft, war die britische Armee härter und unnachsichtiger als jene Armeen, die schliesslich einen Zusammenbruch erlitten. Mitglieder der No Conscription Fellowship (ein Verband von Wehrdienstgegnern), die sich weigerten, Kriegszwecken dienende Arbeiten zu verrichten, entgingen nur knapp der Hinrichtung durch militärische Behörden, und von den 1'540 Pazifisten, die zu jeweils zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurden, starben 71 aufgrund schlechter Behandlung.⁴¹ Insgesamt wurden 3080 britische Soldaten wegen Desertion, Feigheit, Meuterei oder anderer Vergehen zum Tode verurteilt, und 346 dieser Urteile wurden vollstreckt – das waren mehr als bei den Franzosen und ungefähr siebenmal so viele wie bei den Deutschen, dagegen wurden doppelt so viele Italiener exekutiert.⁴² Namenslisten der Hingerichteten wurden «zur Abschreckung» bei Paraden vorgelesen.

Im Jahre 1918 gab es einen Militärpolizisten auf jeweils 291 Angehörige der britischen Streitkräfte, verglichen mit einem Verhältnis von eins zu 3306 zu Kriegsbeginn.⁴³ Die britische Armee besass auch ein sehr viel höheres Verhältnis von Offizieren zu einfachen Soldaten als das deutsche Heer: 25 pro Bataillon verglichen mit acht oder neun bei den Deutschen.⁴⁴ Bedenkt man den Mangel an militärischer Vorkriegserfahrung bei der überwältigenden Mehrheit der britischen Soldaten, dann entwickelte sich die britische Armee am Ende doch zu einer bemerkenswert disziplinierten Organisation. Wie wir gesehen haben, setzte sie ein viel höheres Mass an blindem Gehorsam durch als die deutsche.⁴⁵

In dieser hierarchischen, von Befehlsausführung geprägten Struktur ist die Ursache der Schwäche der britischen Armee im Vergleich zur deutschen militärischen Kultur gesehen worden, die die einfachen Soldaten ermutigte, Initiative zu ergreifen, wenn keine eindeutigen Befehle von oben vorlagen.⁴⁶

Die Disziplin hatte eine Menge mit dem Grad an Respekt zu tun, den die einfachen Soldaten für ihre Unteroffiziere und Offiziere empfanden. Bei den Russen stand es in dieser Hinsicht am schlechtesten – sie behandelten ihre Soldaten wie Leibeigene, Offiziere waren während des Kampfes häufig abwesend⁴⁷ –, und bei den Italienern sah es nicht viel besser aus. Das Verhalten der französischen Offiziere lag irgendwo in der Mitte.⁴⁸ Es mag sein, dass der

berühmte Respekt vor dem deutschen Offizier ebenfalls nachzulassen begonnen hatte, doch während der Revolution wurde dies zu einer politisch derart sensiblen Angelegenheit, dass es sehr schwierig ist, hier Mythos von Realität zu unterscheiden.⁴⁹

Wie gut die Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten in der britischen Armee tatsächlich waren, muss offenbleiben. Es kam während des Krieges ohne Frage zu einer starken Veränderung der sozialen Zusammensetzung des Offizierskorps: 43 Prozent der ständigen Offiziersstellen gingen an ehemalige Unteroffiziere gegenüber zwei Prozent vor dem Krieg, und ungefähr 40 Prozent der nicht ständigen Offiziere stammten aus der Arbeiterklasse oder der unteren Mittelschicht.⁵⁰ Für die Offiziere der alten regulären Armee war dies ein harter Schlag. Auf der anderen Seite überbrückte diese soziale «Verwässerung» im grossen Masse die soziale Kluft, die es zwischen Offizieren und Soldaten gegeben hatte – im Unterschied zur deutschen Armee, in der Unteroffiziere nicht über den Rang eines Feldwebelleutnants hinausbefördert wurden.⁵¹

Jedenfalls scheint es offenkundig, dass die Moral nur teilweise von der Disziplin abhängig war – und sie konnte untergraben werden, wenn die Disziplin die Form eines strapaziösen Drills und sinnloser Knopfpoliererei annahm, vor allem bei Soldaten, die wirkliches Kriegsgeschehen erlebt hatten. Der militärische Durchhaltewillen ist ebenso vom Zuckerbrot der Belohnung und der Auszeichnung wie von der Peitsche der Disziplin abhängig; und noch abhängiger als von diesen beiden Faktoren ist er von Stimmungen und sozialen Bindungen, die ein Heer Zusammenhalten.⁵²

Bindemittel

Die besten Darstellungen des militärischen Lebens im Ersten Weltkrieg betonen die Bedeutung, die alltägliche Dinge besaßen, um die Soldaten in Gang zu halten. Unmittelbare kurzfristige Bequemlichkeit stand hoch im Kurs. Folgende Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten waren von Bedeutung:

1. *Warme und ausreichende Kleidung.* Im September 1915 schickten französische Schullehrer aus dem Departement Doubs 4403 handgestrickte Wollmützen als Teil ihres Beitrags zu den Kriegsanstrengungen; im Winter war dieser Kälteschutz hochwillkommen.⁵³ Während die britischen Offiziere

handgeschneiderte Uniformen trugen, liefen ihre Soldaten in Lumpen umher, sie waren mit Uniformen ausgerüstet, die selten passten – und dabei stellten sie noch die bestgekleidete aller Armeen dar. Deutsche Uniformen waren weit primitiver, und gute Stiefel stellten ein Objekt der Sehnsucht dar, wie man aus «Im Westen nichts Neues» erfährt. Bei der rumänischen Armee herrschte eine derartige Knappheit an Fussbekleidung, dass viele ihrer Soldaten 1914 barfuss in den Krieg zogen. Die schottischen Regimenter aus den Highlands waren zwar stolz darauf, (unter einer Khakischürze) den Kilt zu tragen, aber dieser stellte in vielfacher Hinsicht beim Grabenkrieg ein Hindernis dar und musste schliesslich abgeschafft werden.⁵⁴

2. *Anständige Unterkünfte.* Die deutschen Gräben waren im Allgemeinen besser gebaut als die britischen; wenn ein britischer Soldat nach Hause schrieb, lobte er nur sehr selten seinen Unterstand, und die Deutschen wunderten sich über die Schübigkeit der feindlichen Linien, wenn sie Abschnitte davon eroberten. Umgekehrt waren die britischen Soldaten «erschüttert, den hohen Standard der [deutschen] Gräben» im Vergleich zu ihren eigenen «erbärmlichen Löchern» kennenzulernen.⁵⁵ Auf den «Donnerbalken» in ihren Latrinen waren die deutschen Soldaten stolz – mehr als die britischen auf ihre Löcher.

3. *Verpflegung.* Nahezu alle Kriegserinnerungen verdeutlichen, dass die Moral sehr stark von guter Verpflegung abhing. Diese Thematik ist in vielfacher Hinsicht das zentrale Leitmotiv von «Im Westen nichts Neues». Der Geruch von Speck am Morgen erfreute Soldaten auf beiden Seiten; umgekehrt führten, wie sich George Coppard erinnerte, «kleinere Mängel bei den Rationen zu meuterischem Gemurre».⁵⁶ Wenn Jüngers Erfahrung typisch war, dann wurde die Verpflegung für das deutsche Heer in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 merkbar schlechter («schmale Brotportion, wässrige Suppen und dünne Marmelade»), und dies hatte bedeutsame Konsequenzen: Als die Deutschen im folgenden Frühjahr durch die alliierten Linien brachen, verbrachten sie wertvolle Zeit mit Plünderungen. Generaloberst von Einem klagte, seine 3. Armee sei zu einer «Gruppe von Dieben» herabgesunken.⁵⁷ Auch die Briefe französischer Soldaten enthalten zahlreiche Klagen und Beschwerden über schlechte oder unzureichende Ernährung: «Wir bekamen neunmal hintereinander Rindfleisch in Büchsen und Reis aus Saigon zu essen», beklagte sich einer im Juni 1916. «Sie müssen uns für Hühner halten.»⁵⁸

4. *Narkotika*. Ohne Alkohol und ohne Tabak hätte der Erste Weltkrieg nicht ausgefochten werden können. Als Sergeant Harry Finch vom Royal Sussex Regiment am 31. Juli 1917, am Vorabend der Offensive von Paschendaele, im Niemandsland ankam, überraschte ihn, dass die meisten Soldaten seiner Abteilung «schnell in den Schlaf fielen», während sie auf den Beginn des Angriffs warteten. Dies war im gleichen Masse Ergebnis einer Ausgabe von Rum wie von Müdigkeit.⁵⁹ «Hätte es die Rumration nicht gegeben», erklärte ein Sanitätsoffizier später, «dann hätten wir den Krieg nicht gewinnen können.»⁶⁰ Dies war nur in dem Sinne eine Untertreibung, dass hier die grosse Menge an scharfen Getränken nicht erwähnt wurde, die die Soldaten konsumierten, wenn sie nicht an der Front waren. Gewöhnliche Soldaten betranken sich bei jeder Gelegenheit; sie hatten dafür, wie ein Offizier der Highland Light Infantry formulierte, ein «aussergewöhnliches Talent».⁶¹

5. *Ruhe*. Drei Fünftel der Zeit verbrachte ein Infanterist im Hinterland: Das 7. Bataillon des Royal Sussex Regiments war ein typischer Fall. Es stand zwischen 1915 und 1918 42 Prozent seiner Zeit an der Front oder in deren Nähe.⁶² Ein einzelner Soldat musste oft noch weniger aktiven Dienst tun, wenn er krank wurde oder einen «Heimatschuss» erhielt (wie es Harry Finch zu seinem Glück am ersten Tag der Schlacht an der Somme passierte): Sein Tagebuch vermittelt, wie selten die Schreckensphasen der Kämpfe waren.⁶³ Guy Carrington verbrachte nur etwa ein Drittel des Jahres 1916 unmittelbar unter Feuer und davon 65 Tage an der Frontlinie.⁶⁴ Zudem herrschte an einigen Abschnitten dieser Linie Ruhe: Befand man sich nach 1915 bei Festubert, dann war es dort viel sicherer als beispielsweise in der Nähe von Ypern.⁶⁵ Zahlreiche Soldaten hatten «angenehme» Aufgaben: Gut 300'000 Mann waren ausschliesslich mit der Versorgung der britischen Expeditionstreitkräfte beschäftigt.⁶⁶ «Ruhezonen» bedeuteten gewöhnlich alles andere als Ruhe: Hier herrschte ein endloses Graben, Reparieren, Laden und Entladen, doch der einfache Soldat verstand es, immer nur das gerade noch akzeptierte Minimum an Arbeit zu tun.⁶⁷ Viel ernsthafter war die Drückebergerei, wenn Soldaten versuchten, sich den wirklichen Kämpfen zu entziehen: Eine Schätzung der Zahl der deutschen «Drückeberger» im Sommer 1918 beläuft sich auf 750'000 Mann; dies entwickelte sich zu einer Art von «verdecktem militärischen Streik», wobei Soldaten, die sich zurückzogen, sogar jene, die zur Front marschierten, als «Streikbrecher» beschimpften.⁶⁸

6. *Freizeit*. In einer zeitgenössischen britischen Frontzeitung stand zu lesen: «Gäbe es nicht den Geist der Gutmütigkeit und der Fröhlichkeit, dann würden wir kaum weitermachen können.»⁶⁹ Einen guten Einblick in den manchmal recht finsternen Fronthumor liefern komische Namen, mit denen Soldaten die Dinge belegten, die sie umgaben: Ein Friedhof wurde so zu einem «Ruhelager», während der Ort Foncquevillers zu «Funky Villas» verballhornt wurde.⁷⁰ Die englische Sprache war mit ihrem Hang zum Understatement sehr gut für die Schützengräben geeignet.⁷¹ Häufig sammelten Soldaten Souvenirs, darunter feindliche Abzeichen, Knöpfe, Bajonette und Helme.⁷² Konzerte von Berufsmusikern und Laien sorgten für Unterhaltung.⁷³ Die Soldaten sahen sich in Feldkinos Filme an.⁷⁴ Sie spielten Fussball, und dies im britischen Heer besonders eifrig und mit Ermutigung von oben: Bezeichnenderweise spielten Offiziere und einfache Soldaten gleichberechtigt im Team zusammen, so wie «Gentlemen» und «Spieler» dies auch im Frieden taten, allerdings hörte die Vertraulichkeit mit dem Schlusspfiff auf. Es fanden auch Baseballspiele für die Kanadier und sogar Pferderennen für die Australier statt.⁷⁵ Selbstverständlich gab es auch Sex, und zwar, wenn man nach der Memoirenliteratur urteilt, sehr häufig mit Prostituierten.⁷⁶ Dies unterstreichen auch die Statistiken über Geschlechtskrankheiten, denen zufolge es unter britischen Soldaten 1917 48'000 Fälle und 1918 60'000 Fälle einschliesslich der Truppen aus den Dominions gab. Nach dem Krieg tauchten beunruhigende Behauptungen auf, dass jeder fünfte Soldat von Syphilis infiziert sei; tatsächlich lag die jährliche Quote für die britische Armee bei 4,83 Prozent, eine leichte Verbesserung gegenüber den Vorkriegszahlen; allerdings waren die Zahlen für die Dominionstruppen höher, sie betrugen im Falle der kanadischen Soldaten 1915 sogar 28,7 Prozent.⁷⁷ Ausserdem gab es stets Pornographie, Masturbation, und für einige wenige spielte auch Sodomie eine Rolle.

7. *Urlaub*. Nicht zuletzt trug die Aussicht auf Heimaturlaub dazu bei, die Soldaten bei der Stange zu halten. Insbesondere der *poilu* beschäftigte sich, so ist behauptet worden, dauernd mit seinen Visionen von Heim und Familie.⁷⁸ Er sah beide nicht oft: Obwohl französische Soldaten eigentlich nach jeweils drei Dienstmonaten sieben freie Tage bekommen sollten, erhielten sie diese nur selten.⁷⁹ Britische Soldaten durften noch weniger häufig nach Hause. Während eines grossen Teils des Krieges bekam der durchschnittliche Tommy nach je 15 Monaten Dienstzeit nur zehn Tage Urlaub: Im Sommer 1917 hatten

100'000 britische Soldaten während der letzten 18 Monate überhaupt keinen Urlaub gehabt, und 400'000 hatten ein Jahr lang ohne Urlaub Dienst getan.⁸⁰ Für die Australier kam ein Heimaturlaub kaum in Frage.⁸¹ Doch sicher wurde die Freude des Heimaturlaubs für viele Soldaten durch Ressentiments gegenüber Zivilisten getrübt, deren Erfahrungen ihnen gegenüber ihren eigenen harmlos vorkamen und deren Kenntnisse von den Lebensumständen an der Front sich auf manipulierte Presseberichte stützten.

In Wirklichkeit sahen die Zivilisten die Dinge weniger unrealistisch, als die Soldaten argwöhnten: Berichte des Roten Kreuzes über Verwundete und Vermisste wurden nur leicht entschärft, bevor sie an die Angehörigen weitergeleitet wurden.⁸² Dennoch fühlten sich viele Frontkämpfer in der Heimat fremd.

Kameradschaft

Das Pendant zu dieser Empfindung der Fremdheit in der Heimat war das Gefühl der Kameradschaft unter den Soldaten. Dies war der Schlüssel zu der Erfahrung, auf die sie später mit Nostalgie als «Fronterlebnis» zurückschauten. Doch darf man die Bedeutung der «Kameradschaft» nicht übertreiben. Viele der literarisch interessierten Offiziere, deren Erfahrungen Fussell so sehr beschäftigten, verschafften sich ebensoviel einsame Freude durch Lesen wie Hochgefühle durch kameradschaftliches Miteinander. Und da Einheiten oftmals kurz nach ihrer Ausbildung in den Kampf geschickt und Freundschaften sehr häufig durch den Tod beendet wurden, zählten individualistische, nach innen gerichtete Praktiken, mit den Dingen fertig zu werden, am Ende ebensoviel, wenn nicht mehr als Kameradschaft. Gleichzeitig identifizierten sich die Soldaten mit den grösseren organisatorischen Einheiten, zu denen sie gehörten. Sorgfältig gepflegte Regimentstraditionen dienten dazu, Loyalitätsbände auf einem weniger intimen Niveau herzustellen, so dass diese selbst schwere Verluste überstehen konnten. Obwohl das Wachstum der Armee diese Bindungen auf der Regimentsebene schwächte, war die grosse Umgruppierung der Bataillone im Jahre 1918 unter den Soldaten äusserst unpopulär, und einige weigerten sich, dem Befehl zu folgen, sich in ihre neue «Heimatinheit» zu begeben.⁸³

Patriotismus

Schliesslich motivierte eine tiefsitzende Loyalität gegenüber ihrem Heimatland Soldaten zum Kampf (selbst wenn sie die strategischen Ziele ihrer Regierung oft gar nicht genau kannten). Bereits Clausewitz hatte argumentiert, dass militärische Stärke von der Moral abhängt. Für den grossen Theoretiker des Krieges war die Mobilisierung des Nationalgefühls ein entscheidendes Element für die moralische Kraft der französischen Armee unter Napoleon gewesen; viele moderne Analytiker würden zustimmen, dass hier der Schlüssel zum Potential einer Armee liegt.⁸⁴ Im Ersten Weltkrieg kämpften Männer ebenfalls für *la patrie*, für das *Empire* und für das *Vaterland*. Im französischen Fall war dies wohl am offensichtlichsten: Die Tatsache, dass der Feind auf heimischem Boden stand, liess, verbunden mit volkstümlichen Erinnerungen an die 1790er Jahre, ein Gefühl der patriotischen Entschlossenheit aufkommen.⁸⁵ Ein massvolleres britisches Überlegenheitsgefühl diente möglicherweise ebenfalls als Bindemittel.⁸⁶

Aber auch hier ist eine Einschränkung angebracht. Wenn die britischen Expeditionstreitkräfte auch überwiegend aus Engländern bestanden, so stellten sie doch eine multinationale Streitmacht dar. Insbesondere die Schotten besaßen ein starkes Gefühl für ihre eigene besondere Identität und waren darauf aus, diese zu demonstrieren, indem sie, hinterm Dudelsack her marschierend, deutlich machten, dass «wir – WIR – den Krieg gewinnen werden»⁸⁷. Auch die Iren brachten, obwohl weit weniger kriegsbegeistert als die Schotten, Regimente mit einer besonderen Kultur hervor, selbst wenn man Engländer in diese Einheiten versetzen musste, um die vorgesehene zahlenmässige Stärke zu erreichen. Allerdings neigten höhere englische Offiziere dazu, die Kampfqualität dieser Einheiten aus blosser Vorurteil heraus zu unterschätzen.⁸⁸ Obwohl ein Grossteil der kämpfenden kanadischen und australischen Soldaten in Grossbritannien geboren war, besaßen auch sie eindeutige Identitäten; die australischen «diggers» machten britischen Generälen Sorge wegen ihres Mangels an Autoritätsgläubigkeit.⁸⁹ Auch auf der deutschen Seite gab es wahrnehmbare Unterschiede zwischen preussischen und süddeutschen Truppen: Vor allem die Sachsen galten als «weniger gefährliche» Gegner als die Preussen. In der österreich-ungarischen Armee zählte die nationale Identität wenig – ebensowenig bedeutsam war sie im russischen Heer, wo viele wehr-

pflichtige Bauern sich eher als «Leute aus Tambow» denn als Russen betrachteten, Russland war für sie ein Wort, das «die Welt» bedeutete. Doch beide Heere kämpften beinahe genauso lange ohne innere Krise wie die homogenen Armeen Frankreichs (die jedenfalls ihre eigenen Probleme mit regionalen Gegensätzen hatten: Die bretonischen Soldaten sprachen sehr verschiedene Dialekte, und nur wenige von ihnen verstanden französisch).⁹⁰

Religion

Wie bereits dargelegt wurde, liessen sich die Soldaten von der chauvinistischen Propaganda in den Zeitungen nicht beeindruckten. Eine alternative «offizielle» Quelle der Motivierung, die subtilere Methoden anbot, mit dem Gemetzel fertig zu werden, war die Religion. Für die Soldaten an der Westfront, die in ihrer überwältigenden Mehrheit Christen waren, konnten ihre eigenen Leiden leicht in einer Rhetorik des Opfers interpretiert werden, die sich aus der christlichen Passionsgeschichte ableitete. Es gab eine häufig wiederholte Geschichte über einen verwundeten kanadischen Soldaten, den die Deutschen vor den Augen seiner Kameraden kreuzigten. Der Krieg war zudem eine Zeit der Erscheinungen. Soldaten sahen in ihrer Phantasie Engel über der Stadt Mons schweben; drei analphabetische portugiesische Kinder sahen im Mai 1915 die Heilige Jungfrau in der Nähe des Dorfes Fatima über die russische Revolution weinen. Desgleichen glaubten Soldaten in Belgien und Nordfrankreich, sie hätten prophetische Worte von den Madonnen in den Heiligtümern am Wegesrand vernommen. Der Spiritualismus blühte in den Gräben, und viele erschöpfte Soldaten glaubten, Geister zu sehen oder zu hören. Die bewegendste Vision der Jungfrau aber war real: die vergoldete Jungfrau auf der Spitze der Basilika von Notre Dame des Brebières in Albert, die sich als Ergebnis des Geschützfeuers in höchst gefährlicher Weise nach vorn neigte; es hiess, dass der Krieg zu Ende wäre, wenn die Statue herabfiel (was sie niemals tat).⁹¹ Das Saarburger Kreuz – eine Figur des gekreuzigten Christus, die eine in die Irre gegangene Granate vom Kreuz gelöst hatte – stellte ein weiteres ambivalentes Bild des zwiespältigen Krieges dar: teils heilig, teils unheilig.

Natürlich kann der Erste Weltkrieg nicht uneingeschränkt als ein Religionskrieg verstanden werden. Robert Graves beispielsweise war erstaunt über

den Mangel an religiösen Gefühlen unter britischen Soldaten. Von allem anderen abgesehen, war es selbst für den ungebildetsten Soldaten deutlich, dass es einen Unterschied zwischen der Lehre der Bergpredigt und den Instruktionen des Ausbilders über den Gebrauch des Bajonetts gab. Die 8'000 katholischen Priester, die auf beiden Seiten am Krieg teilnahmen, mussten sich mit der schwierigen Gewissenslage auseinandersetzen, in die sie durch die Kriegsgegnerschaft Papst Benedikts XV. geraten waren. Am deutlichsten wurde sie, als das Oberhaupt der Katholiken sich am 1. August 1917 für ein Ende der selbstmörderischen Feindseligkeiten aussprach – dieser Aufruf beeindruckte aber die eher gallikanisch gestimmten Gläubigen in Frankreich und Belgien nicht. Die Gefühle, die die 3480 britischen Feldgeistlichen weckten, waren ebenfalls sehr gemischter Art: «Woodbine Willie» – der Reverend G.A. Studert Kennedy – stand für den Typus eines kraftvollen, um nicht zu sagen blutdürstigen Christentums, das nicht jeder anziehend fand. Er hielt seine Predigten, nachdem die Gemeinde zuvor durch Boxkämpfe, Ringen und Bajonettfechten unterhalten – und «aufgeheizt» worden war.⁹²

Freude am Krieg?

Wenn man nach den Gründen sucht, warum der Kampf weiterging, gibt es noch eine andere Möglichkeit, die in der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg allerdings kaum beachtet worden ist, und dies, weil der Gedanke nicht sehr angenehm ist. Gemeint ist die These, dass die Soldaten weiterkämpften, weil sie weiter kämpfen wollten.

In seiner während des Krieges entstandenen Arbeit «Zeitgemässes über Krieg und Tod» behauptete Sigmund Freud:

«Wenn das wilde Ringen dieses Krieges seine Entscheidung gefunden hat, wird jeder der siegreichen Kämpfer froh in sein Heim zurückkehren, zu seinem Weibe und Kindern, (...) ungestört durch Gedanken an die Feinde, die er (...) getötet hat (...) So sind wir auch selbst, wenn man uns nach unseren unbewussten Wunschregungen beurteilt, wie die Urmenschen eine Rotte von Mördern (...). Unser Unbewusstes ist (...) gegen den Fremden ebenso mordlustig, gegen die geliebte Person ebenso zwiespältig (ambivalent) wie der Mensch der Urzeit (...). Der Krieg (...) streift uns die späteren Kulturauflagerungen ab und lässt den Urmenschen in uns wieder zum Vorschein kommen.»⁹³

Freud entwickelte diese Argumentation nach dem Krieg in seiner Schrift «Jenseits des Lustprinzips» (1920) weiter, in der er die Vermutung aussprach, «es müsse ausser dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten und zu immer grösseren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen, geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen strebe. Also ausser dem Eros einen Todestrieb; aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken dieser beiden liessen sich die Phänomene des Lebens erklären.»

Es war das Zusammenspiel von Todestrieb und Liebestrieb, in dem er nun den Schlüssel zum Verständnis der menschlichen Psyche sah:

«Für alles Weitere stelle ich mich also auf den Standpunkt, dass die Aggressionsneigung eine ursprüngliche, selbständige Triebanlage des Menschen ist (...) und (...) dass die Kultur ihr stärkstes Hindernis in ihr findet. Irgendeinmal im Laufe dieser Untersuchung hat sich uns die Einsicht aufgedrängt, die Kultur sei ein besonderer Prozess, der über die Menschheit abläuft, und wir stehen noch immer unter dem Banne dieser Idee. Wir fügen hinzu, sie sei ein Prozess im Dienste des Eros, der vereinzelte menschliche Individuen, später Familien, dann Stämme, Völker, Nationen zu einer grossen Einheit, der Menschheit, zusammenfassen wolle. Warum das geschehen müsse, wissen wir nicht; das sei eben das Werk des Eros. Diese Menschenmengen sollen libidinös aneinandergebunden werden; die Notwendigkeit allein, die Vorteile der Arbeitsgemeinschaft werden sie nicht Zusammenhalten.

Diesem Programm der Kultur widersetzt sich aber der natürliche Aggressionstrieb der Menschen, die Feindseligkeit eines gegen alle und aller gegen einen. Dieser Aggressionstrieb ist der Abkömmling und Hauptvertreter des Todestriebes, den wir neben dem Eros gefunden haben, der sich mit ihm die Weltherrschaft teilt. Und nun, meine ich, ist uns der Sinn der Kulturentwicklung nicht mehr dunkel. Sie muss uns den Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb zeigen, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Dieser Kampf ist der wesentliche Inhalt des Lebens überhaupt und darum ist die Kulturentwicklung kurzweg zu bezeichnen als der Lebenskampf der Menschenart.»⁹⁴

Obwohl es heute geradezu Mode ist, über Freud die Nase zu rümpfen, spricht doch einiges für diese Interpretation – zumindest, soweit es um das Verhalten von Soldaten im Kriege geht. Der aktuelle neo-darwinistische genetische Determinismus mag wissenschaftlich respektabler sein als Freuds Mischung aus Psychoanalyse und Amateuranthropologie, aber die Freudsche Auffassung

scheint besser geeignet, die Bereitschaft von Millionen von Männern zu erklären, viereinhalb Jahre mit Töten und Sterben zu verbringen. Insbesondere sollte man Freuds Äusserungen über den Destruktionstrieb und den Todestrieb ernst nehmen. Und es gibt einige Hinweise, die seine Thesen unterstützen.

Im August 1914 fühlte sich Arthur Annesley, ein Londoner mittleren Alters, durch «den Gedanken, dass man ihn nicht für den Militärdienst tauglich halten werde», zum Selbstmord getrieben: Er wählte den Tod, weil er nicht töten durfte.⁹⁵ Robert Graves pflegte ebenfalls einen authentisch freudianischen Tick: In abergläubischer Weise bewahrte er während des Konflikts seine Keuschheit und stellte damit genau die Art von Verbindung her, die Freud zwischen Eros und Thanatos gezogen hatte.⁹⁶ Durch Unterdrückung des Sexualtriebs versuchte Graves den Selbstmordtrieb abzuwehren.

Das entgegengesetzte Extrem trat zutage, als eine französische Frontzeitung darauf anspielte, wie die Depression Soldaten «lebensmüde» machen konnte.⁹⁷ Todesängste beschäftigten die Soldaten in den Gräben ständig: Ernst Jünger machte sich am Vorabend einer Schlacht Sorgen, denn er «träumte in der Nacht ein wirres Zeug, in dem ein Totenkopf die Hauptrolle spielte»⁹⁸. Gleichzeitig gab er zu, von den ersten Leichen, auf die er in einem eroberten französischen Graben stiess, fasziniert gewesen zu sein: «Daneben lag ein ganz junger Mensch auf dem Rücken, die glasigen Augen und die Fäuste im Zielen erstarrt. Ein seltsames Gefühl, in solche toten, fragenden Augen zu blicken, – ein Schaudern, das ich im Kriege nie ganz verloren habe.»⁹⁹ A. P. Herbert bekannte sich zu der gleichen «schrecklichen Faszination», die auch Jünger verspürt hatte.¹⁰⁰

Schliesslich gab es nach dem Krieg ein bestimmtes Schuldgefühl unter den Überlebenden, wie sie etwa jene Gestalt in Joseph Roths «Kapuzinergruft» verspürte, die sich als «unfähig zum Sterben» erwiesen hatte.¹⁰¹ Thomas Mann, der schliesslich ein guter Wagnerianer war, fällte nach dem Krieg über das wilhelminische Deutschland das Urteil, dessen Kultur habe zu viel *Todesverbundenheit* besessen, und für dieses schicksalhafte Laster habe der Krieg eine Steigerung zum *Liebested* hin dargestellt.¹⁰²

Es ist auch denkbar und möglicherweise sogar schlimmer, dass Soldaten deshalb gekämpft haben, weil der Kampf eine Bewährungsprobe war, auf die sie sich mit Freude einliessen. Martin van Crefeld (der kein Freudianer ist) schrieb darüber:

«Der Krieg (...) stellt auf keinen Fall nur ein Mittel dar, er ist vielmehr sehr oft als Endzweck betrachtet worden – als eine höchst attraktive Tätigkeit, für die nichts anderes einen angemessenen Ersatz liefern kann (...). Allein der Krieg gibt dem Menschen die Gelegenheit, all seine Fähigkeiten einzusetzen, alles aufs Spiel zu setzen und sein Wertvollstes gegen einen Gegner zu erproben, der genauso stark ist wie er selber (...). Wie unangenehm die Tatsache auch sein mag, der wahre Grund, warum es Krieg gibt, liegt darin, dass Männer gern kämpfen.»¹⁰³

«Der Krieg», so erinnerte sich ein kanadischer Soldat, «war *das grösste Abenteuer meines Lebens*, die Erinnerung daran wird mir bleiben für den Rest meiner Tage, und ich hätte all dies um keinen Preis missen mögen.» Ein anderer Soldat, ein englischer Krankenträger, meinte: «Alles, was danach geschah, war ein enttäuschender Abstieg.»¹⁰⁴ Für Guy Chapman war der Krieg «eine Geliebte»: «Hat man einmal in ihren Armen gelegen, will man keine andere mehr gelten lassen.» Später bekannte er, «das unbeschreibliche Lebensgefühl in jeder Nervenzelle des Körpers und bei jedem geistigen Impuls im Kopf» zu vermissen.¹⁰⁵ Der französische Priester Pierre Teilhard de Chardin brachte das gleiche zum Ausdruck, als er die Erregung beschrieb, die ihn im Feld ergriff: «Man sieht aus dem eigenen Inneren heraus einen unter der Oberfläche liegenden Strom der Klarheit, der Energie und der Freiheit auftauchen, den man im gewöhnlichen Leben kaum irgendwo sonst finden kann.»¹⁰⁶ Und für Ernst Jünger war der Krieg ein stimulierendes Opiat.¹⁰⁷

Frauen, die in die Nähe des Kriegsgeschehens gerieten, hatten ebenfalls positive Erlebnisse. «Ich hätte diese Zeit um keinen Preis der Welt missen mögen», lautete May Sinclairs Kommentar in ihrem Tagebuch über ihre Arbeit bei einer belgischen Sanitätseinheit; sie erinnerte sich an «köstliche Augenblicke extremer Gefahr». Vera Brittain und Violetta Thurstan, die ebenfalls Krankenschwestern wurden, fanden Geschmack an «der Erregung» und «dem grossen Spass» des Lebens in Frontnähe.¹⁰⁸

Was den Krieg zu einem befriedigenden Abenteuer machte, war gerade seine Gefährlichkeit. Van Crefeld schliesst sich unbewusst Freud an, wenn er schreibt: «Das wahre Wesen des Krieges besteht nicht einfach darin, dass eine Gruppe eine andere tötet, sondern in der Bereitschaft ihrer Mitglieder, sich wenn nötig im Gegenzug töten zu lassen.» Töten und Tod lebten im Kopf des Soldaten nebeneinander.

Aus welchem anderen Motiv, wenn nicht aus einer unterbewussten Todes-

sehnsucht heraus, wollten Soldaten den Feind töten und dabei das eigene Leben riskieren? Einen starken Ansporn stellte die Rache dar. Was motivierte beispielsweise John Lucy an der Aisne im September 1914 und bei Neuve Chapelle? – Es war die Gelegenheit, an den Deutschen Rache zu üben nach dem höllischen Rückzug von Mons und dem Tod seines Bruders.¹⁰⁹ An der Somme war die 9. walisische Division vom gleichen Wunsch motiviert, die Rechnung für ihre Verluste bei Loos zu begleichen.¹¹⁰ Ein französischer Landarbeiter aus dem Puy-de-Dôme berichtete seinen Eltern, wie er «eine furchtbare Wut gegen diese barbarischen Menschen [verspürte]. Es hätte mir Freude gemacht, möglichst viele vor's Gewehr zu bekommen. Ich garantiere, keiner von ihnen hätte mehr lange gelebt. Ich bin stolz, wenn ich sie auf dem Schlachtfeld fallen sehe.»¹¹¹ Jünger berichtet von der gleichen Stimmung unter seinen Soldaten nach dem Tod eines Kameraden: «Seine Kameraden lauerten noch lange Zeit hinter den Schiessscharten, um Blutrache zu nehmen. Sie weinten vor Wut. Sie schienen in dem Engländer, der das tödliche Geschoss abfeuerte, einen ganz persönlichen Feind zu sehen.»¹¹²

Viele Soldaten hatten einfach Spass am Töten. Julian Grenfell berichtet in seinem Tagebuch von einer «aufregenden» Episode im Oktober 1914, als er ins Niemandsland hinaus kroch und dort einen «lachenden und redenden» Deutschen erblickte: «In meinem Visier sah ich seine Zähne blitzen, und ich zog sehr beherrscht den Abzug. Er gab nur ein Grunzen von sich und brach zusammen.»¹¹³ Die Australier bei Gallipoli waren stolz auf ihr Können als Scharfschützen und im Umgang mit dem Bajonett. Sie setzten es ein, um «Rache zu üben», aber zum anderen auch, um ihre Aufgabe «wunderschön» zu erledigen.¹¹⁴ Diese Art von professioneller Distanz steht im Gegensatz zu dem gewalttätigen Hass auf den «Boche», wie ihn andere Soldaten zum Ausdruck brachten. In den Augen zweier Offiziere des Royal Berkshire Regiments waren die Deutschen «unaussprechliche Schädlinge». «Sie verspüren ihnen gegenüber keinerlei Mitleid oder Gewissensbisse», bemerkte einer ihrer Offizierskollegen; «je mehr sie töten, umso besser.»¹¹⁵ Und der Hass blühte auch in den unteren Rängen. Von einem Gefangenen nach seiner Ansicht über die Deutschen gefragt, erwiderte ein einfacher britischer Soldat: «Ihr seid für uns einfach Kotze.»¹¹⁶

Beim Töten riskierten all diese Männer, im gleichen Augenblick selbst getötet zu werden. Diese Bereitschaft, es auf den Tod ankommen zu lassen, muss

nicht das Ergebnis eines unbewussten Todeswunsches gewesen sein; sie kann auch darauf zurückzuführen sein, dass die Soldaten ihre eigenen Überlebenschancen nicht berechnen konnten (oder wollten). Der durchschnittliche britische Soldat, der in Frankreich diente, hatte eine Wahrscheinlichkeit von etwas mehr als eins zu zwei als Gefallener, Verwundeter oder Gefangener zum Kriegsoffer zu werden; Soldaten, die sich, besonders während einer Offensive, unmittelbar an der Frontlinie befanden, waren einem weit grösseren Risiko ausgesetzt. Für die französischen *poilus* standen die Chancen noch schlechter. «Der Tod wartete unaufhörlich, insbesondere vor dem Angriff», schrieb ein Soldat in der Zeitschrift *L'Argonaute* 1917.¹¹⁷ Zwar konnten die Soldaten ihre Überlebenschancen nicht genau kennen, denn die Opferzahlen wurden streng geheimgehalten, es war jedoch nicht schwierig, aus der Erfahrung eine Einschätzung zu gewinnen. Einige Soldaten waren sich ihres Todesrisikos deutlich bewusst. Norman Gladden erinnerte sich der «quälenden letzten Stunden vor einer Schlacht»: «Ich konnte keinen Grund sehen, warum ich erneut der Verstümmelung oder dem Tod entgehen sollte.»¹¹⁸

Doch derlei Gedanken hielten Soldaten während der längsten Phase des Krieges nicht vom Kämpfen ab. Denn die einzelnen Soldaten überzeugten sich davon, dass ihre persönlichen Chancen nicht schlecht standen. Je länger ein Soldat unversehrt überlebte, je mehr andere Soldaten er sterben sah, umso stärker wuchs in ihm das Gefühl, dass die Gesetze der Wahrscheinlichkeit für ihn keine Geltung hätten.

«Dort auf dem offenen Feld des Todes», schrieb Patrick McGill von den London Irish, «lag mein Leben nicht mehr in meiner eigenen Hand.»¹¹⁹ Und ein recht scharfsichtiger Beobachter registrierte: «Nahezu jeder Soldat wird im aktiven Dienst zum Fatalisten; es beruhigt seine Nerven zu glauben, dass die Chancen für ihn günstig stehen oder auch nicht. Aber sein Fatalismus hängt von dem Glauben ab, dass er eine Chance besitzt.»¹²⁰ Diese Schicksalsergebenheit äusserte sich manchmal in einer scheinbaren Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod anderer Soldaten. Zahllose Augenzeugen berichteten, dass erfahrene Soldaten kaum reagierten, wenn einer ihrer Kameraden plötzlich getötet oder verwundet wurde: Ein toter Soldat war nicht mehr «Anlass des Entsetzens, sondern des Ersetzens»: «Man gelangte dahin, Soldaten als blosse Materie anzusehen.»¹²¹ Kurzum, jeder einzelne Soldat war davon überzeugt,

dass er persönlich nicht getötet werden würde. Britische Soldaten brachten dies in einem Lied zum Ausdruck, das sie auf dem Weg zur Front sangen:

«Die Glocken der Hölle läuten klinge-linge-ling
für dich, aber nicht für mich.»

Sie sangen dies nicht ohne eine gewisse Ironie, aber während sie kämpften, glaubten sie daran.

Entscheidend für derlei verdrehte Berechnungen war die Verzerrung des Zeithorizonts der Soldaten. Viele gelangten fast zu der Überzeugung, dass der Krieg niemals enden würde. Jean-Jaques Becker hat gezeigt, wie die Erwartungen französischer Soldaten hinsichtlich der Kriegsdauer immer pessimistischer wurden, bis sie 1917 so weit waren, dass ein Ende nicht mehr absehbar schien.¹²² Es gab Witze darüber, wie die Front im Jahre 1950 aussehen würde. Und selbst in den 1930er Jahren träumte Sassoon immer noch, dorthin zurückkehren zu müssen. Ivor Gurney starb 1937 in einem Irrenhaus in dem festen Glauben, dass der Krieg noch nicht vorüber sei.¹²³

Doch in der Hitze der Schlacht schob sich die Zeit gleichsam nach innen: Soldaten, die die Nacht davor mit Todesfurcht verbracht hatten, dachten, wenn der Angriff einmal begonnen hatte, an nichts anderes mehr als an das unmittelbar vor ihnen Liegende.

Die Ungewissheit liess jede Art von Handeln als eine Erleichterung erscheinen. Dazu schrieb ein französischer Soldat: «Der Angriff befreite dich von der schrecklichen Qual des Wartens, die sofort verschwand, sobald das Gefecht begann.¹²⁴ Zahllose Soldatenerinnerungen zeugen davon und von den betäubenden Eigenschaften des Kampfes. So beschreibt ein einfacher Soldat der Royal Welsh Fusiliers seinen Anteil am Angriff im Wald von Memetz:

«Es war eher das Leben als der Tod, das in der Ferne verschwand, als ich in einen Zustand des Nichtdenkens, Nichtfühlens, Nichtsehens hineinwuchs. Ich bewegte mich an Bäumen und an anderen Dingen vorbei. Soldaten bewegten sich an mir vorbei, trugen andere Soldaten, einige weinend, einige fluchend, einige schweigend. Sie alle waren Schatten, und ich war nicht grösser als sie. Lebende oder Tote, sie alle waren unwirklich (...). Vergangenheit und Zukunft waren gleich weit entfernt und unerreichbar, sie errichteten keine Brücke der Sehnsucht über die Kluft, die mich von meinem früheren Selbst und von allem trennte, was ich zu begreifen erhofft hatte.»¹²⁵

Solche Gefühle, die überspannt und morbid zugleich waren, erklären, warum die Soldaten an den exponiertesten Stellen selten jene waren, deren Moral zusammenbrach. Damit die Moral zusammenbricht, benötigen Menschen Zeit, um ihre Überlebenschancen abzuwägen. Im Kampf gab es keine Gelegenheit, dies zu tun. Statt eine rationale Erwägung von Überlebenschancen vorzunehmen, handelten die Soldaten hier aus plötzlichen Regungen heraus: gewöhnlich kämpften sie einfach und vertrauten darauf, dass sie als Einzelperson Glück haben würden.

12 Kapitulation und Gefangennahme

Das Dilemma der Gefangennahme

Es gab einen weiteren Grund, warum Soldaten weiterkämpften: weil sie keine andere Möglichkeit hatten. So sagte Norman Gladden über den Vorabend der dritten Schlacht von Ypern: «Wenn es nur irgendeine andere Möglichkeit gegeben hätte. Aber ich wusste, ich hatte keine Wahl.» Die extremen Alternativen der Desertion, der Meuterei oder der Selbstverstümmelung kamen für die überwiegende Mehrheit nicht in Betracht. Aber es gab noch eine weitere Option: nämlich sich zu ergeben.

Kapitulation beziehungsweise Nichtkapitulation war der Schlüssel zum Ausgang des Ersten Weltkriegs. Trotz der ungeheuren Gefallenenzahlen konnten die Deutschen das Idealziel der Vorkriegsdoktrin nicht erreichen, nämlich «die Vernichtung des Feindes»: schon allein aus demographischen Gründen gab es jedes Jahr mehr oder weniger genug neue Wehrpflichtige, um die Lücken zu füllen, die durch «Ermattung» entstanden waren. Aus diesem Grunde reichte die «Nettogefallenenbilanz» zugunsten der Mittelmächte nicht aus, um ihren Sieg zu gewährleisten. Andererseits erwies es sich als unmöglich, den Feind in so grosser Zahl zur Kapitulation zu veranlassen, dass seine Kampffähigkeit entscheidend geschwächt wurde.

Die Zeitgenossen wussten um die Bedeutung der massenhaften Gefangennahme feindlicher Soldaten. Ungefähr ein Zehntel des britischen Films «The Battle of the Somme» ist Bildern deutscher Kriegsgefangener gewidmet. Interessanterweise gibt es eine Sequenz am Ende des dritten Teils des Films, in der ein britischer Soldat einen deutschen Kriegsgefangenen bedroht, während in anderen Szenen «Verwundete und nervlich zerrüttete deutsche Soldaten» gezeigt werden, die man mit Getränken und Zigaretten versorgt.¹ Die offiziellen Fotografen wurden ermutigt, solche Szenen aufzunehmen. Auch die Deutschen druckten Postkarten und drehten Wochenschauen, auf denen Ge-

fangene beim Marsch durch deutsche Städte gezeigt wurden.² Die Bedeutung von Kapitulationen war niemals offensichtlicher als an der Ostfront im Jahre 1917; denn der Hauptgrund für die militärische Niederlage Russlands lag in der gewaltigen Zahl seiner Soldaten, die sich in jenem Jahr dem Feind ergaben. Insgesamt machten Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, die Hälfte der Gesamtverluste der Russen aus. Österreich und Italien verloren ebenfalls einen grossen Teil ihrer Soldaten auf diese Weise: Hier handelte es sich um 32 beziehungsweise 26 Prozent aller Verluste. Doch während der längsten Zeit des Krieges lagen die Kapitulationsraten im britischen, französischen und deutschen Heer sehr viel niedriger. Nur zwölf Prozent der französischen Verluste waren auf Gefangennahmen zurückzuführen, bei den Deutschen waren es neun und bei den Briten sieben Prozent.

Nur ganz zuletzt, in der Endphase des Krieges, ergaben sich deutsche Soldaten in grosser Zahl. Einer Schätzung zufolge kapitulierten zwischen dem 18. Juli 1918 und dem Waffenstillstand 340'000 Deutsche.³ Zwischen dem 30. Juli und dem 21. Oktober – also in weniger als drei Monaten – nahmen allein die Briten 157'047 Deutsche gefangen. Während der gesamten vier Jahre davor hatten sie nur 190'797 Gefangene verzeichnen können. Allein in der letzten Woche des Krieges ergaben sich 10'310 Deutsche.⁴ Dies war das wirkliche Zeichen dafür, dass der Krieg zu Ende ging. Die Zahlen der *getöteten* Soldaten erzählen eine ganz andere Geschichte. In den letzten drei Kampfmonaten wurden 4'225 britische Offiziere und 59'311 britische Soldaten anderer Ränge getötet, dagegen betragen die entsprechenden Zahlen für die deutsche Seite (im britischen Frontabschnitt) 1'540 und 26'688.⁵ Beim Töten also waren mit anderen Worten die Besiegten des Krieges immer noch doppelt so effektiv wie die Sieger. Schaute man aber auf die Gefangenenzahlen, dann gab es keinen Zweifel, dass die Deutschen, den Krieg verlieren würden. Zu sagen, dass die Deutschen «kriegsmüde» oder «demoralisiert» waren oder an Kälte und Hunger litten, reicht als Erklärung nicht aus. Man muss auch ihre Einstellung gegenüber dem Feind, vor dem sie kapitulierten, berücksichtigen; und es ist zu fragen, wie der Feind auf Kapitulationen reagierte.

Es gab einen guten Grund für das allgemeine Zögern von Soldaten an der Westfront, sich zu ergeben – und dieser lag nicht nur in überragender Disziplin und Moral. Die Waffen zu strecken, war vielmehr eine gefährliche An-



19. «Krieg!!!!!!»; aus dem Album eines amerikanischen Soldaten. Auf amerikanische Soldaten, die 1917/1918 nach Europa kamen, wirkten die Schlachtfelder in grausiger Weise faszinierend.



Kameradschaft (20, 21, 22) «Die East

Yorks marschieren vor dem Angriff zu den Gräben»; aus dem Album von Richard Harte Butler. Falsche Fröhlichkeit vor dem Gemetzel — oder wirkliche Freude auf die Schlacht?



21. «Realistische Reisen, Nr. 4: Ein deutscher Scharfschütze stört die Seaforths, die mit ihrem Maskottchen eine Stunde Pause machen»; reproduziert für stereoskopische Betrachtung. Die Regimenter für schottischen Hochland, «Teufel in Rücken», waren bei den Deutschen besonders gefürchtet, nicht zuletzt deshalb, weil sie ungern Gefangene machten.



22. «Herbeischaffen der Verwundeten. Dieser Soldat steht unter Feuer. Er hat 20 Verwundete auf diese Weise zurückgeholt»; aus dem Album von Richard Harte Butler. Soldaten riskierten ihr Leben eher für ihre Freunde als für ihr Land.

23. «Schlafend, nur 100 Meter von Thiepval entfernt»; aus dem Album von Richard Harte Butler. Dies ist kein romantisches Bild. Erschöpfte Soldaten an der Front gewöhnten sich daran, etwas Schlaf immer dann zu erhaschen, wenn es möglich war. Während des Wachdienstes einzuschlafen war hingegen ein Kapitalvergehen.



24. «Strassenbild aus dem wiederoberoberten Görz [Gorizia], 1. November 1917»; aus dem Album eines Soldaten des 16. deutschen Korpskommandos. Die meisten Soldaten tranken soviel Alkohol, wie sie kriegen konnten.



Gefangene (25, 26, 27, 28)

«Britische Soldaten mit verwundetem Deutschen»; aus dem Album von Richard Harte Butler. Gefangennahme war von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des Krieges. Wenn Soldaten mit guter Behandlung rechneten, waren sie eher bereit, sich zu ergeben. In der Hitze des Gefechts wurden jedoch Soldaten, die kapitulierten, oft erschossen. Dies liess ihre Kameraden weiterkämpfen: das Dilemma desjenigen, der Gefangene machte.



26. «Dieser Mann kannte London. Er war ein Kellner und möchte gern dorthin zurückkehren.» Ein vom Press Bureau offiziell verbreitetes Foto.



27. «Die Schlacht von Menin Road – Drei niedergeschlagen dreinschauende Deutsche – Sie waren in einem Gefecht durch britisches Artillerie-Trommelfeuer völlig erschüttert worden». Die Briten hofften, die Deutschen in die Kapitulation bombardieren zu können. Das Foto wurde offiziell vom Press Bureau verbreitet.



28. «Einer unserer Soldaten wird zurückgebracht. Er hebt die Hand und ruft: ‚Ich bin kein Deutschen«; aus dem Album von Richard Harte Butler. Man beachte, dass deutsche Gefangene als Krankenträger Dienst tun.

Luftkrieg (29, 30, 31) folgende Seite)

«Fallende Bomben östlich von Courtrai, 31. Januar 1918, 9.00 Uhr»; aus dem Album eines britischen Piloten.

Ein US-Pilot meinte dazu: «Aus der Luft ist oft schwer zu erkennen, wo die Frontlinien verlaufen oder was gerade los ist.» (Hynes, «Soldiers Tale», S. 13). Das Abwerfen von Bomben aus dieser Höhe war kaum nützlich; Luftaufklärung war jedoch wichtig.

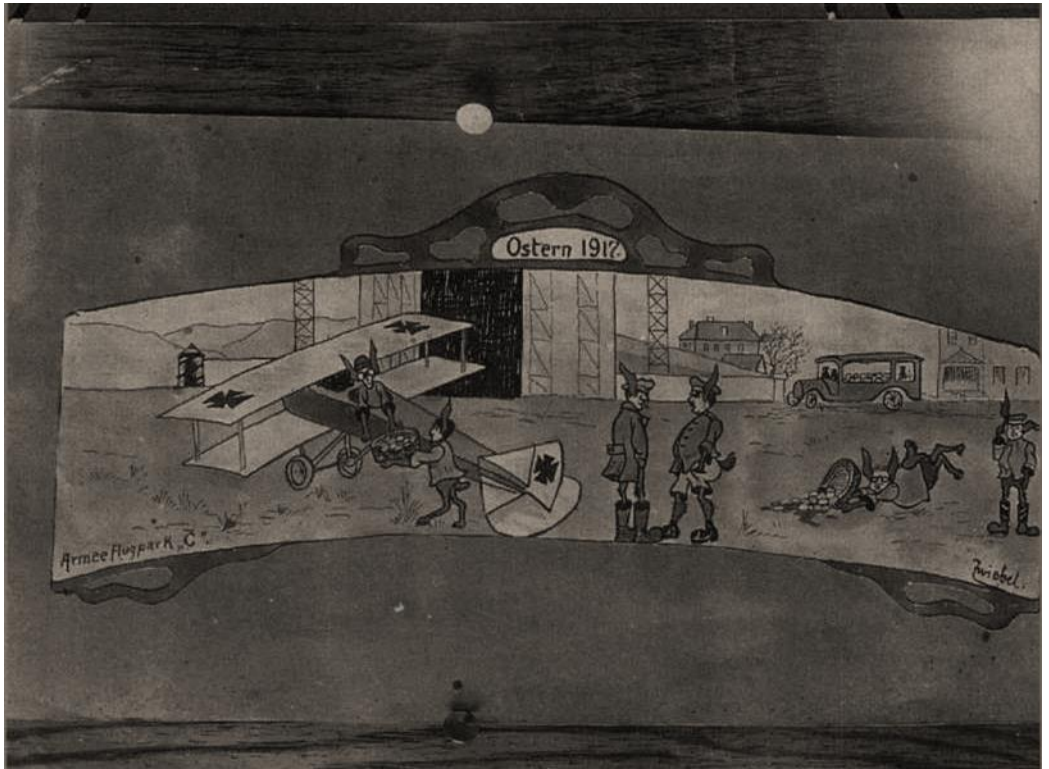


57.K.1251.
29.I.13-34.
31.I.18.-9.





30. Der Protest eines Piloten: ein Totenschädel mit Fliegerhelm und einem Fünfzig-Mark-Schein; aus dem Album eines deutschen Fliegers. Die Abbildung wurde zu einer Art fotografischer Metapher für den geringen Wert des Lebens eines Piloten.



31. Zeichnung eines deutschen Fliegers, mit seinem Geschwader als eine Schar von Hasen; Armeeflugpark «C», Ostern 1917. Der Gegensatz zwischen dem Selbstbild der Piloten und ihrem Ruf als «Ritter der Lüfte» bei den Soldaten im Graben ist auffallend. Man beachte die Anspielung, dass die mitgeführten Bomben nichts besseres als faule Eier seien.



32. Oh! What a lovely War (32, 33) Aus einem Album mit Fotos von Frank Hurley. Hier wird nicht das bekannte Musical mit diesem Titel aus den 1960er Jahren gegeben, sondern ein Konzert mitten im Krieg. Offenbar konnten Soldaten sich damals über sich selbst lustig machen.



33 «Dichter und Schauspieler in der Offiziersmesse»; aus dem Album eines deutschen Offiziers (Westfront). Auch auf deutscher Seite gab es humorvolle Augenblicke.



34 . «Der grosse britische Vorstoss im Westen: Die Deutschen zerstörten das wunderschöne Schloss von Calincourt und kippten es in die Somme, und unsere Männer schufen einen Durchlauf für das Wasser»; aus dem Album von Richard Harte Butler. Die deutsche Politik der verbrannten Erde konnte die siegreichen Alliierten kaum aufhalten, erhöhte aber die Reparationsforderungen.

gelegenheit; tatsächlich hatten die meisten Soldaten während der überwiegenden Zeit des Krieges das Gefühl, die Risiken, auf die sie sich einliessen, wenn sie sich ergaben, seien grösser als die Gefahren, die mit einem Weiterkämpfen verbunden waren.

Diese Befürchtung entsprang der Beobachtung, dass bei zahllosen Gelegenheiten auf beiden Seiten Soldaten nicht nur getötet wurden, wenn sie zu kapitulieren versuchten, sondern auch, nachdem sie bereits die Waffen gestreckt hatten. Hier handelt es sich, so könnte man behaupten, um die vergessenen «Greuelthaten» des Ersten Weltkriegs. Solange derlei Dinge geschahen – und sie geschahen so häufig, dass sich die Soldaten auf beiden Seiten ihrer bewusst waren –, bestand ein erhebliches Abschreckungspotential gegen eine Kapitulation. Deshalb kämpften Soldaten selbst dann weiter, wenn sie sich in gefährlicher oder gar hoffnungsloser Lage befanden. Wäre das Überlaufen zum Feind 1917/1918 weniger gefährlich gewesen, dann hätten es noch mehr Soldaten gewagt, um den schrecklichen Schlachten jener Jahre zu entfliehen; die Tatsache, dass eine Kapitulation nicht unbedingt Rettung bedeutete, verlängerte somit den Krieg. Sobald die Deutschen ihre Furcht vor dem Überlaufen zu den alliierten Armeen verloren hatten, war der Krieg vorbei. Hätten die Franzosen oder Briten im Frühjahr 1918 in vergleichbaren Massen kapituliert, dann hätte man Ludendorff seine strategischen Unterlassungssünden vergeben.

Um das Problem der Kapitulationen deutlicher zu machen, ist es hilfreich, sich einmal in Position des Gegenübers zu versetzen: Anstelle des Dilemmas des Gefangenen soll hier das Dilemma des Gefangennehmers treten. Entweder akzeptiert er die angebotene Kapitulation des Feindes, oder er tötet ihn. Der «Fänger» hat bislang gegen einen Gegner gekämpft, der ihn töten wollte, und plötzlich erweckt nun dieser Gegner den Anschein, als wolle er sich ergeben. Wenn er es ernst meint, dann ist es richtig, seine Kapitulation anzunehmen und ihn ins Hinterland in ein Kriegsgefangenenlager zu schicken. Dies ist aus vier Gründen eine rationale Handlungsweise. Ein Gefangener lässt sich nämlich verwenden als Informationsquelle, als Arbeitskraft, als Geisel und als Beispiel für seine Kameraden: Wenn man ihn gut behandelt, dann kann man vielleicht auch sie veranlassen, die Waffen niederzulegen.

Von den genannten Punkten galten der erste und der zweite als besonders wichtig. Gefangengenommene Deutsche wurden verhört, um Informationen aus ihnen herauszuholen, und der Oberkommandierende Douglas Haig ver-

liess sich sehr stark auf die Ergebnisse derartiger Vernehmungen.⁶ Darüber hinaus dienten Kriegsgefangene als nutzbringende Quelle billiger Arbeit zu einer Zeit, da Arbeitskräfte knapp waren. Obwohl Haig ursprünglich dagegen war, gefangene Deutsche zu diesem Zweck in Frankreich zu belassen, wurde er vom Kabinett in dieser Hinsicht faktisch überstimmt. Im November 1918 stellten deutsche Kriegsgefangene 44 Prozent des Personals der Arbeitseinheiten der britischen Expeditionsstreitkräfte. An sich durften sie entsprechend der Haager Konvention keine Aufgaben erhalten, die mit militärischen Operationen zusammenhingen. Doch diese Unterscheidung war mehr oder weniger unmöglich aufrechtzuerhalten, und der Begriff «Vorbereitungsarbeit» wurde schliesslich sehr flexibel interpretiert (die Franzosen benutzten Kriegsgefangene sogar, um Gräben auszuheben).⁷ Tatsächlich veranlasste der Einsatz von Kriegsgefangenen in Gegenden, die näher als 30 Kilometer an der Front lagen, die Reichsregierung im Jahre 1917 zu einem Protest, der von Vergeltungsaktionen begleitet war, in deren Rahmen britische Gefangene in die Nähe der deutschen Linien in Frankreich und Polen gebracht wurden.⁸ Gefangene wurden auch als Geiseln benutzt: Die Deutschen verlegten Kriegsgefangene in Lager in Karlsruhe, Freiburg und Stuttgart, wo sie als «Blitzableiter» dienen, das heisst die Alliierten von Fliegerangriffen abschrecken sollten.⁹ Weniger Aufmerksamkeit zollte man dem vierten Argument zugunsten des Gefangennehmens, denn es wurde wenig getan, um die Information zu verbreiten, dass Gefangene einigermaßen anständig behandelt wurden.

Wie lauten auf der anderen Seite die Argumente gegen das Nehmen von Gefangenen? Zum einen kann die angebliche Kapitulation ein Bluff sein. Während des Ersten Weltkriegs wurden Soldaten immer wieder von ihren Vorgesetzten vor derlei Kriegslisten gewarnt: Ein Soldat konnte den Anschein erwecken, sich ergeben zu wollen; die Angreifer liessen in ihren Bemühungen und in ihrer Wachsamkeit nach, worauf dann versteckte feindliche Streitkräfte das Feuer eröffneten. Typisch in dieser Hinsicht war ein Vorfall an der Aisne im September 1914, als britische Soldaten getötet wurden, die eine Scheinkapitulation entgegennahmen.¹⁰ In gleicher Weise wurde Leutnant Louis Dornan von den Dublin Fusiliers an der Somme getötet, als einige Deutsche, die sich dem Anschein nach ergeben hatten, «ihn durchs Herz schossen».¹¹ Bei anderen Gelegenheiten war Doppelzüngigkeit nicht beabsichtigt: Während einige

Angehörige einer Gruppe von Soldaten kapitulieren wollten, wollten andere weiterkämpfen. 1917 befahl ein australischer Offizier namens Bowman bei Bullecourt seinen Soldaten zu kapitulieren und ergab sich auch selbst. «Zwei deutsche Soldaten führten den Offizier weg, als unsere Burschen beide erschossen. Sie drohten auch Leutnant Bowman zu erschiessen.»¹² Es konnte aber auch andersherum kommen, wie im Fall von Oberstleutnant Graham Seton Hutchison, der dem Vernehmen nach 38 seiner eigenen Soldaten erschoss, weil sie den Versuch unternahmen, sich zu ergeben, bevor er schliesslich den Krieg gegen die Deutschen wieder aufnahm.¹³

Es lag also auch ein Risiko darin, Kapitulationen anzunehmen.¹⁴ Es konnte sehr schwierig sein, einen Gefangenen hinter die Linien zu transportieren – während des Ersten Weltkriegs schickte die britische Armee ein bis zwei Bewacher auf je zehn Gefangene mit nach hinten¹⁵ –, und jeder, der eine solche Aufgabe übernahm, schwächte damit die Kraft des Angreifers. Das Problem wird grösser, wenn der Soldat, der sich ergibt, verwundet ist oder nicht ohne Hilfe gehen kann. Die einfachste Lösung besteht dann darin, den Gefangenen zu erschiessen und die Sache zu vergessen: Hätte er weitergekämpft, dann wäre der Tod sowieso das Schicksal dieses Gegners gewesen. Nach dem Kriegs- und dem Völkerrecht handelte es sich dabei natürlich um eine illegale Handlung: Sie versties gegen die Vorschrift 23(c) der Haager Konvention, die untersagte, einen Gefangenen zu töten oder zu verwunden, der durch Niederlegung seiner Waffe kapituliert hatte. Zudem wurde die Vorschrift 23(b) verletzt, die es verbot, den Befehl zu erteilen, dass Gefangenen keine Unterkunft gewährt werden solle.¹⁶ Abgesehen von rechtlichen und moralischen Erwägungen hatte das Töten von Gefangenen in der Praxis negative Folgen, denn es stärkte den Widerstandswillen anderer feindlicher Soldaten, die sich sonst möglicherweise ergeben hätten. Und hierin besteht das Dilemma desjenigen, der Gefangene macht: Soll er eine Kapitulation mit all den persönlichen Risiken, die damit verbunden sind, akzeptieren; oder soll er den Kapitulierenden erschiessen und damit die Wahrscheinlichkeit hinnehmen, dass sich der Widerstand festigen wird und so die Risiken für die eigene Seite insgesamt zunehmen?

Rechnung und Gegenrechnung

Tatsächlich waren es die Deutschen, die mit der illegalen und letztendlich irrationalen Praxis begannen, keine Gefangenen zu machen. So berichtete der Soldat Fahlenstein in seinem Tagebuch, man habe am 24. August 1914 Befehle ausgeführt, verwundete französische Gefangene zu töten. Ungefähr zur gleichen Zeit hörte der Unteroffizier Göttsche vom 85. Infanterieregiment von seinem Hauptmann in der Nähe der Festung Kessel bei Antwerpen, man solle keine englischen Gefangenen machen. Nach dem Tagebuch eines deutschen Arztes wurden am 31. August französische Gefangene von einer Kompanie deutscher Pioniere mit Bajonetten getötet. Eine schlesische Zeitung berichtete sogar öffentlich, dass Ende September französische Gefangene getötet worden seien.¹⁷ Die Soldaten, die hier die Täter waren, folgten mündlichen Befehlen, wie sie etwa dem 112. (badischen) und dem 142. Regiment erteilt wurden. Ein deutscher Soldat berichtet am 27. August jenes Jahres in seinem Tagebuch: «Französische Soldaten und Verwundete werden sämtlich erschossen, weil sie unsere Verwundeten verstümmeln oder misshandeln»; auf jeden Fall hatte er dies von seinen Vorgesetzten so gehört. Ein anderer Wehrpflichtiger namens Dominik Richert bestätigte, dass sein 112. Infanterieregiment den Befehl erhalten habe, Gefangene zu töten; wobei er hinzufügte, dass die meisten, wenn nicht alle Soldaten diesen Befehl verabscheuten.¹⁸

Derartige Verfälle gab es während des ganzen Krieges: Im März 1918 beschrieb Ernst Jünger, wie ein Soldat in der Kompanie eines anderen Offiziers etwa ein Dutzend englische Gefangene erschoss: «Pardon wurde nicht gegeben. Die Engländer eilten mit hochgereckten Armen durch die erste Sturmweite nach hinten (...) Eine Ordonnanz von Gipkens streckte mit seiner zwei- unddreissigschüssigen Repetierpistole wohl ein Dutzend von ihnen auf den Sand.»¹⁹

Es scheint eindeutig, dass es nicht lange dauerte, bis die Entente-Mächte mit gleicher Münze heimzahlten. Karl Kraus verdeutlichte dies in «Die letzten Tage der Menschheit». In Szene 14 des fünften Aktes befahlen deutsche Offiziere in Saarburg ihren Soldaten, französische Gefangene umzubringen. Im nächsten Auftritt sprechen französische Offiziere in der Nähe von Verdun darüber, 118 deutsche Gefangene mit Bajonetten zu töten.²⁰ Wie so oft kommt eine Szene in Kraus' Schauspiel der Wahrheit umso näher, je grotesker sie erscheint.

Im Juni 1921 veröffentlichte August Gallinger, ein früherer Sanitätsoffizier, der seit 1920 Professor der Philosophie an der Münchener Universität war, in den *Süddeutschen Monatsheften* eine Abhandlung mit dem Titel «Gegenrechnung. Die Verbrechen an deutschen Kriegsgefangenen»; die Arbeit erschien dann 1922 ebenfalls in München in englischer Sprache als Buch unter dem Titel «Countercharge». Gallinger trug hier eine Liste von Anklagen vor, die beweisen sollten, dass alliierte Soldaten Greuel an deutschen Kriegsgefangenen begangen hätten.²¹

Ein Historiker könnte geneigt sein, ein derartiges Werk als bloße Propagandaschrift abzutun, als wenig überzeugenden Versuch eines Deutschen, in Reaktion auf Vorwürfe aus der Kriegszeit wegen deutscher Greuel zu beweisen, dass «schwarz und schwarz weiss ergibt». Doch verdienen Gallingers Vorwürfe eine ernsthafte Auseinandersetzung.

Gallinger diente in der Bayerischen Armee und geriet in der letzten Phase des Krieges in französische Gefangenschaft. Er machte nicht viel Aufhebens von der Behandlung, die er persönlich erfahren hatte, wenn er auch ehrlich zugab, dass er selber nicht Zeuge von irgendwelchen Vorfällen war, bei denen Gefangene getötet wurden.

Nach dem Kriege begann Gallinger Aussagen früherer Kriegsgefangener zu sammeln. Ihre Lektüre ist haarsträubend. Gewiss beschreiben manche darunter Vorfälle, wie sie bei den meisten kriegerischen Konflikten in der Hitze des Gefechts vorkommen. Aber andere schildern Taten, die man nur als kaltblütigen Mord bezeichnen kann. Oftmals waren es Verwundete, die von den Franzosen einfach umgebracht wurden. Karl Alfred Mehlhorn beschreibt, was geschah, nachdem der Schützengraben seiner Kompanie vom Gegner gestürmt worden war:

«Als die Franzosen den Graben im Sturm nahmen, wurde ich vierfach verwundet und lag mit anderen Verwundeten auf der Sohle des Grabens (...). Nach einiger Zeit erschienen von rechts und links Franzosen, die rücksichtslos jeden Verwundeten, teils durch Kolbenstosse, teils durch Bajonettstiche töteten. Meine um mich liegenden Kameraden wurden durch Bajonettstiche in den Kopf der Reihe nach niedergemetzelt. Ich stellte mich tot und entging so der Ermordung.»²²

Johann Sch. aus Dortmund schilderte folgendes Erlebnis:

«Ich kroch mit zwei anderen Kameraden, die ebenfalls verwundet waren, an den Rand eines Granatlochs, in welchem tote Franzosen lagen; alle drei stellten wir uns tot und mussten sehen, wie aus den nach vorn marschierenden französischen Reserven die

Mannschaften schwer verwundete deutsche Soldaten – etwa fünf bis sechs – nebeneinanderlegten und sich eine Freude daraus machten, diese armen Menschen niederschossen. Unter anderem wurde der Kompanie-Offizier durch zwei Kolbenschläge auf den Kopf getötet.»²³

Nach Gallinger war solches Verhalten nicht unbedingt spontan. Die 151. französische Division beauftragte bewusst Soldaten mit der Aufgabe, verwundete Feinde zu töten. Der Grund hierfür lautete: «Die ‚Nettoyeurs‘ dürfen nicht vergessen, dass zu wiederholten Malen deutsche Soldaten, nachdem sie die Hände hochgehoben und ‚Kameraden‘ gerufen hatten, uns nachher in den Rücken geschossen haben.»²⁴

Aber es wurden nicht nur Verwundete getötet. Josef Böhm aus Fürth berichtet: «Es kam dann ein französischer Sergeant, fragte uns, welcher Nation wir wären. Als er den ersten frug und dieser ihm die Antwort gab ‚Bayer‘, schoss er ihn auf einen Schritt Entfernung in den Kopf, jener war sofort tot. Das gleiche machte er mit den [anderen].»²⁵

Im Oktober 1914 geschah nach der eidesstattlichen Erklärung von Unteroffizier Feilgenhauer Folgendes:

«Bei Zonnebecke werden am 25.10.1914 150 Mann des R.I. 240 hinter dem Graben bis auf 36 Mann abgeschlachtet, in Anwesenheit des englischen Majors, der den Zeugen persönlich gefangennimmt.»²⁶

Ein anderer Zeuge beschrieb, wie ein französischer Offizier auf ihn und andere Gefangene schoss, während sie durch die französischen Linien marschieren mussten.²⁷ Max Emil Richter aus Chemnitz erinnerte sich, wie die Franzosen mit ihm und seinen Kameraden nach der Gefangennahme umgingen: «Wir mussten abschnallen und in ein kleines Grabenstück hinuntersteigen, hierbei schoss der Gegner auf uns, so dass wir alle auf einen Haufen zu liegen kamen. Wer von uns noch Lebenszeichen von sich gab, wurde mit heftigen Kolbenschlägen niedergeschlagen und niedergestochen (...). Ich selber hatte einen Lungenschuss und einen Streifschuss am Kopf bekommen.»²⁸

Adolf K. aus Düsseldorf berichtet davon, dass er und 31 andere Soldaten im September 1914 von ihrem befehlshabenden Offizier die Order erhielten, sich zu ergeben, nachdem die Franzosen ihren Graben erobert hatten. Dann geschah folgendes: «Auf den Befehl eines Vorgesetzten hin (...) eröffneten die Franzosen das Feuer auf uns. Wir alle zerstreuten uns, und ich fiel in einen Granattrichter, nachdem ich einen Knieschuss erhalten hatte. Von dort aus

konnte ich beobachten, wie die Franzosen die übrigen, die auf dem Boden lagen, töteten, und dabei benutzten sie ihre Füße und ihre Gewehrkolben.» Dieser Zeuge war der einzige Überlebende des Vorfalles.²⁹

Obwohl sich viele der von Gallinger berichteten Ereignisse auf die französische Armee beziehen, behandelt sein Buch auch andere Kriegsschauplätze und Armeen. Hier finden sich Horrorgeschichten über Afrikaner, Marokkaner und «Hindus», die Köpfe abschneiden und dergleichen, wie auch Berichte über Gefangenenmorde durch Rumänen.³⁰

Es gibt auch Anschuldigungen gegen britische Truppen. Ihnen wirft Gallinger vor: «Deutsche Gefangene, die dem Abtransport nicht folgen konnten, wurden kurzerhand erschossen.»³¹ Briten ermordeten auch kaltblütig vollkommen gesunde Kriegsgefangene. Ein Soldat aus Magdeburg unterzeichnete eine eidesstattliche Erklärung, in der geschildert wurde, was im Juli 1916 bei Pozières geschah: «Vier Gefangene I.R. 27 werden von Engländern erschossen und nachher mit Bajonett durchgestossen.»³² Im 7. Mai 1917 passierte nach Darstellung von Unteroffizier Drewenick aus Posen Folgendes: «Ca. 30 Mann vom 4. R.I.R. 98, die sich, in Stollen abgeschnitten, englischen Sergeanten ergeben hatten, werden beim Abtransport getötet.»³³

Der Infanterist Oberbeck aus Hannover berichtet, was sich vier Monate später ereignete: «Am 20.9.17 bei St. Julien. 40-50 Mann R.I.R. 77 werden gefangen. Zeuge und etwa 8 Mann werden in ein Betonhaus bei 2. englischer Linie geschickt; in diesem wird die Mehrzahl durch Revolverschüsse und Handgranaten ermordet, die Überlebenden verwundet.»³⁴ Im 26. September 1917 kam es nach der Zeugenaussage eines Infanteristen, der ebenfalls aus Hannover stammte, zur «planmässigen Tötung von Verwundeten durch Trupps von 3 bis 5 Mann nach Beendigung des Kampfes.»³⁵

Englische Soldaten konnten auch gewalttätig werden, wenn sie Kriegsbeute von Gefangenen forderten. Nach Hugo Zimmermann wurde im November 1918 «ein Mann, der in seiner Aufregung nicht mehr imstande war, seinen Gürtel schnell genug auszuziehen, (...) durch Bajonettstiche in den Körper getötet.»³⁶

Friedrich Weisbuch aus Ettenheimmünster gab zu Protokoll, er und seine Kameraden hätten sich schon 500 Meter hinter den feindlichen Linien befunden, da «wurde von drei Engländern, trotz Händehochheben, ein Mann erschossen und zwei verwundet».³⁷

Und wieder legt Gallinger nahe, dass in einigen Fällen Soldaten auf Befehl handelten. Er zitiert die Stellungnahme eines gewissen Jack Bryan vom 2. Schottischen Regiment, in der es heisst: «Der Befehl: ‚Es dürfen keine Gefangenen gemacht werden‘ wird in der angetretenen Kompanie von Mann zu Mann weitergesagt.»³⁸ Er erwähnt auch Zwischenfälle, an denen Truppen aus den Dominions des britischen Empire beteiligt waren. Nach Sanitätsunteroffizier Eller von der 17. Bayerischen Reserveinfanterie wussten die Kanadier bei Messines nach Aussage eines gegnerischen Offiziers: «Es sei Befehl, keine Gefangenen zu machen, sondern alle Deutschen zu töten. Die Zahl der Gefangenen sei jedoch zu gross, um diesen Befehl durchführen zu können.»³⁹

Handelte es sich hier ausschliesslich um freie Erfindungen? Zwar gibt es ausdrückliche Dementis von alliierter Seite, dass solche Dinge überhaupt vorkamen. Generalleutnant Sir John Monash behauptete in seiner Darstellung des Feldzugs der australischen Armee in Frankreich im Jahre 1918, dass «mir nie je ein Fall von Brutalität oder Inhumanität gegenüber Gefangenen bekannt wurde».⁴⁰

Doch zur Unterstützung seiner Behauptungen konnte Gallinger auch aus englischen Quellen zitieren. In seinen Kriegserinnerungen «A Private in the Guards» beschrieb Stephen Graham, wie ihn ein Ausbilder instruierte: «Der zweite Bajonettträger tötet den Verwundeten (...). Man kann es sich nicht leisten, sich durch verwundete Feinde zu belasten, die zwischen unseren Füßen herumliegen. Seid also nicht zimperlich. Die Armee versorgt euch mit einem Paar guter Stiefel; ihr wisst, wie man sie einsetzen kann.»

Später beschrieb Graham, wie «die Idee, Gefangene zu machen, sehr unbeliebt wurde. Ein guter Soldat war ein solcher, der niemals Gefangene machte. Wenn man den Befehl erhielt, Gefangene ins Lager zu eskortieren, dann war es immer entschuldbar, sie unterwegs zu töten und zu sagen, sie hätten zu fliehen versucht (...). Hauptmann C., der bei Festubert zwei gefangene deutsche Offiziere erschoss, mit denen er einen Streit hatte, galt stets als ein Held, und als ein Mann diese Geschichte erzählte, meinten die erfreuten Zuhörer, das sei die richtige Art und Weise, mit ihnen umzugehen.»

Graham berichtete auch von britischen Soldaten, die «gelobten, niemals Gefangene zu machen», und fügte hinzu: «Die in der Armee vorherrschende Meinung über die Deutschen lief darauf hinaus, dass es sich hier um eine Art

von Ungeziefer wie Pestratten handelte, die man eben ausrotten musste.» Graham erzählte dazu auch eine Geschichte, die er von anderen erfahren haben wollte:

«Ein altgedienter Unteroffizier geht zu seinem Offizier der, nebenbei bemerkt, ein Dichter war (...). [Er bittet um] Urlaub, um die Gefangenen zu erschliessen, Sir.’ ,Warum wollen Sie sie erschliessen?’ fragt der Dichter. ,Um den Tod meines Bruders zu rächens erwidert der Sergeant. Ich vermute, der Dichter forderte ihn auf, seinen Plan durchzuführen. Er durchlöchert die Deutschen einen nach dem anderen, und einige der Burschen sagen ,Bravo’, und andere spüren, wie ihr Blut in den Adern gefriert.»⁴¹

Gallinger konnte auch eine ähnliche Geschichte aus Philip Gibbs’ «Now It Can Be Told» zitieren, die ursprünglich von Oberst Ronald Campbell, dem wegen seiner Blutrünstigkeit berüchtigten Lehrer des Bajonettexerzierens, berichtet wurde:

«Eine Gruppe von Deutschen wurde in einem Unterstand gefangengenommen. Der Sergeant erhielt den Befehl, seine Leute ans Blut zu gewöhnen. Während des Tötens drehte er sich um und fragte: ,Wo ist Arry? (...) Arry macht wohl noch nicht mit.’ Arry war ein scheuer Knabe, der vor der Metzgerarbeit zurückschreckte, aber er wurde aufgerufen, und man wies ihm einen Mann zu, den er töten sollte. Und danach war Arry in seinem Durst auf das Blut von Deutschen wie ein menschenfressender Tiger.»

Ein «Bonmot» von Campbell, das Gibbs mitteilte, lautet so: «Es kann sein, dass du auf einen Deutschen triffst, der dir sagt: ‘Gnade, ich habe zehn Kinder!’ Töte ihn! Er könnte ja noch zehn weitere zeugen.»⁴² Gallinger war auch in der Lage, einen französischen Autor namens Vaillant-Courtourier zu zitieren, der sich an «Offiziere [erinnerte], die sich rühmten, deutsche Gefangene erschossen zu haben, um ihre Revolver auszuprobieren (...) [und an] Offiziere, die ganze Kompanien von gefangengenommenen, entwaffneten Gegnern niederschossen und wegen dieser Greuelthaten befördert wurden».⁴³

All diese Aussagen können jedoch nicht als einwandfreie Beweismittel angesehen werden; tatsächlich muss man die englischen Zitate mit einem ganz bestimmten Sinn für Humor, Ironie und Distanzierung lesen, an dem es Gallinger offensichtlich mangelte. Wären sie früh genug veröffentlicht worden, dann hätte er sicher auch die folgenden Reminiszenzen von Norman Gladden zitiert:

«Die meisten unserer nördlichen Landsleute [gemeint sind die Schotten] waren zu unserem starken Unbehagen dagegen [Gefangene zu machen]. Der Fritz, so behaupteten sie, mache auch keine Gefangenen, warum sollten wir es tun? Ich habe ihnen nicht wirklich geglaubt, doch im Zusammenhang mit einer derartigen Anarchie war eben alles möglich. Gespenstische Geschichten wurden über deutsche Gefangene erzählt, die aus dem einen oder anderen Grund die Gefangenenlager nicht erreichten. Die Lieblingsgeschichte handelte von einer Gruppe sehr kriegerischer Gurkha-Soldaten, die ausserordentlich erzürnt waren, weil man ihnen die zeitraubende Arbeit zugeteilt hatte, eine Gruppe von Gefangenen ins Hinterland zu geleiten. Sie entwickelten dann ein eigenes abgekürztes Verfahren, und die höheren Stellen verschlossen die Augen davor. Ob die Geschichte nun wahr ist oder nicht, so wurde diese Erzählung jedenfalls als ein Beispiel rauher Gerechtigkeit mit Befriedigung zur Kenntnis genommen.»⁴⁴

Am 16. Juni 1915 beschrieb Charles Tames, ein einfacher Soldat in der Honourable Artillery Company, einen Vorfall, der sich nach einem Angriff in Bellewaarde in der Nähe von Ypern ereignet hatte:

«Wir befanden uns acht Stunden lang unter Granatfeuer. Es erschien mir eher wie ein Traum, wir müssen zu diesem Zeitpunkt absolut irre gewesen sein, einige der Jungs sahen ganz krank aus, nachdem der Angriff vorbei war. Als wir die deutschen Gräben betraten, fanden wir Hunderte von Deutschen, die durch unser Artilleriefeuer wie aus dem Häuschen waren. Eine grosse Zahl von ihnen kam heraus und winselte um Gnade. Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass wir sie auf der Stelle erschossen haben, was das Äusserste an Gnade war, das wir ihnen gewähren konnten. Die Royal Scots machten etwa 300 Gefangene, ihre Offiziere befahlen ihnen, ihre Rationen mit den Gefangenen zu teilen, aber sobald die Offiziere nicht mehr dabei waren, haben die Schotten sofort diese ganze Gruppe erschossen, und sie brüllten dabei: ‚Zur Hölle mit euch allem; und nach fünf Minuten war der Boden knöcheltief von deutschem Blut bedeckt (...).»⁴⁵

Robert Graves zweifelte nicht daran, dass «wirkliche Grausamkeiten, also persönliche Verletzungen des Kriegsrechts (...) in der Grauzone zwischen der Kapitulation von Gefangenen und ihrer Ankunft (oder Nichtankunft) im Hauptquartier» immer wieder vorkamen:

«Diese Gelegenheit wurde nur allzu oft ausgenutzt. Nahezu jeder Ausbilder in der Offiziersmesse konnte bestimmte Beispiele nennen, wie Gefangene auf dem Weg nach hinten getötet worden waren (...). In jedem dieser Fälle pflegten die Begleiter bei der Ankunft im Hauptquartier zu berichten, eine deutsche Granate habe die Gefangenen getötet; und es wurden dann keine Fragen gestellt. Wir hatten jeden Grund zu glauben, dass das gleiche auf der deutschen Seite passierte, wo Gefangene als nutzlose Esser

[betrachtet wurden], die in einem Lande, in dem die Verpflegungsrationen bereits knapp waren, mit durchgefüttert werden mussten.»⁴⁶

Derartige Berichte, meist mehr oder weniger ausgeschmückt, stellen keine sichere Bestätigung von Gallingers deutschen Zeugenaussagen dar, sie verweisen aber auf die weitverbreitete *Überzeugung* von der Existenz von Morden an Gefangenen. Major ES. Garwood gab sich erstaunt, als ein in der schwersten Schlacht von Ypern gefangenommener deutscher Offizier «behauptete, man habe ihm gesagt, wir würden all unsere Gefangenen erschliessen»; dies, so erklärte Garwood, «zeigt, was für Lügen die Deutschen unter ihren Soldaten verbreiteten».⁴⁷ Herbert Sulzbach reagierte auf genau die gleiche Weise, als französische Gefangene ihm «Geschichten darüber erzählten, dass wir [Deutschen] Gefangene töteten»; sie brachten «ihre angenehme Überraschung darüber, dass dies nicht geschieht», zum Ausdruck.⁴⁸ Jedoch ist klar, das solche «Geschichten» sich auf beiden Seiten der Front auf Tatsachen stützten.

In diesem Zusammenhang muss zwischen Tötungen, die in der Hitze des Gefechts erfolgten, und kaltblütigen Morden fern vom Schlachtfeld unterschieden werden. Harry Finchs Tagebucheintragungen für den ersten Tag der dritten Schlacht von Ypern liefern ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig diese Unterscheidung sein kann: «Wir schickten eine ganze Menge Gefangener zurück», notierte er. «Sie waren vollkommen zu Tode erschrocken. Einige der armen Teufel wurden *kaltblütig* von unseren *höchst erregten* Leuten erschossen.»⁴⁹ In diesem Falle war das Blut der handelnden Soldaten überhaupt nicht «kalt»: Der Vorgang war typisch für jene Art von Hektik und Verwirrung auf dem Schlachtfeld, die John Keegan so gut beschrieben hat, in der angreifende Soldaten ihren Wunsch, den Feind zu töten, auch angesichts einer Geste der Kapitulation nicht zu unterdrücken vermögen. Am 20. September 1917 hatten, um ein anderes Beispiel zu geben, australische Truppen einen zweistöckigen Gefechtsstand umzingelt und überredeten die Männer im Untergeschoss, sich zu ergeben:

«Der Kreis der Australier nahm nun eine entspannte Haltung an, und die Gefangenen kamen heraus, da wurden Schüsse abgegeben, die einen Australier töteten. Der Schuss kam aus dem Obergeschoss, dessen Insassen nichts von der Kapitulation der Männer unten wussten; aber die Belagerer waren viel zu erregt, um dies wahrzunehmen. Für sie handelte es sich um Verrat, und unverzüglich töteten sie die Gefangenen mit ihren

Bajonetten. Einer bemerkte, dass sein Bajonett nicht am Gewehr steckte. Während der unglückliche deutsche Soldat um Gnade flehte, befestigte der Gegner erbarmungslos das Bajonett und tötete ihn.»⁵⁰

Geschah dies nun ‚kaltblütig‘ oder ‚in höchster Erregung‘? Die gleiche Frage kann man angesichts eines anderen Beispiels aus dem Ersten Weltkrieg stellen, das Keegan anführt. Diese Geschichte, die von Chapman überliefert worden ist, handelt von einem Sergeanten an der Somme, der einen deutschen Offizier erschoss, der deutlich gesagt hatte: «Ich ergebe mich» und dabei sogar seinen Feldstecher aushändigte. Chapman meinte, dass dieser Soldat möglicherweise «halb ausser sich vor Erregung [war], als er in den Graben gelangte. Ich nehme nicht an, dass er überhaupt darüber nachdachte, was er tat. Wenn ein Mann mit dem Töten beginnt, dann kann man ihn nicht einfach abstellen wie eine Maschine.»⁵¹ Ein Veteran der Kämpfe an der Somme erinnert sich daran, kapitulierende Deutsche in einer beinahe reflexhaften Reaktion getötet zu haben: «Einige kamen aus ihren Gräben heraus, sie hatten die Hände erhoben, um sich zu ergeben; andere liefen zurück zu ihren Reservegräben. Für uns mussten sie einfach getötet werden.»⁵²

Wenn derlei einmal *nicht* geschah, dann war dies ein Grund für Kommentare. Ein irischer Leutnant in der 16. Division bei Ginchy war im September 1916 beeindruckt, dass «nicht einer» von 200 «Hunnen, die bis zum allerletzten Moment unsere Männer dahingemetzelt hatten, getötet wurde», nachdem sie sich ergeben hatten. «Ich kenne kein Beispiel, wo ein Gefangener erschossen oder mit dem Bajonett erstochen worden ist. Wenn man bedenkt, dass unsere Soldaten vor Erregung geradezu in Raserei geraten waren, dann ist der krönende Akt der Gnade für ihre Feinde sicher der ewigen Anerkennung wert.»⁵³

Man könnte viele ähnliche Beispiele «unangemessener» Gewalttätigkeit nennen, wie sie im Nahkampf vorkam; möglicherweise entsprach eine Anzahl der Fälle, die Gallinger auflistete, mehr diesem Muster, als seine Darstellung deutlich macht. In seinem Roman «Im Westen nichts Neues» schildert Erich Maria Remarque Entscheidungen in Bruchteilen von Sekunden, die über Leben oder Tod kapitulierender Soldaten bestimmen:

«Wir haben alles Gefühl füreinander verloren, wir kennen uns kaum noch, wenn das Bild des anderen in unseren gejagten Blick fällt. Wir sind gefühllose Tote, die durch einen Trick, einen gefährlichen Zauber noch laufen und töten können.

Ein junger Franzose bleibt zurück, er wird erreicht, hebt die Hände, in einer hat er noch den Revolver – man weiss nicht, will er schiessen oder sich ergeben –, ein Spatenschlag spaltet ihm das Gesicht. Ein zweiter sieht es und versucht, weiterzuflüchten, ein Bajonett zischt ihm in den Rücken. Er springt hoch, und die Arme ausgebreitet, den Mund schreiend weit offen, taumelt er davon, in seinem Rücken schwankt das Bajonett. Ein dritter wirft das Gewehr weg, kauert sich nieder, die Hände vor den Augen. Er bleibt zurück mit einigen gefangenen, um Verwundete fortzutragen.»⁵⁴

Ernst Jünger hat beobachtet: «(...) dass ein Verteidiger, der dem Angreifer bis auf fünf Schritt seine Geschosse durch den Leib jagt, auf Gnade nicht rechnen kann. Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallte, will nicht gefangennehmen; er will töten. Er hat jedes Ziel aus den Augen verloren und steht im Banne gewaltiger Urtriebe.»⁵⁵

Doch erwähnt Jünger auch einen Fall, da deutsche Gefangene erschossen wurden, und er schildert das Beispiel eines britischen Offiziers, der selber in Gefangenschaft geriet, als er versuchte, einige Deutsche gefangenzunehmen!⁵⁶ Dies war genau die Art von Vorfällen, die Soldaten wie die Norfolks in Ivor Maxses 18. Division an der Somme veranlassten, keine Gefangenen zu machen. So erinnert sich ein Subalternoffizier:

«Ich sah Gruppen von Deutschen während des Angriffs auf unsere Burschen schiessen, bis sie nur noch wenige Meter von ihnen entfernt waren; dann, sobald sie herausfanden, dass es für sie keine Hoffnung mehr gab, warfen sie ihre Waffen weg und stürmten nach vorn, um unseren Leuten die Hände zu schütteln. Die meisten von ihnen erhielten «Nachtisch» [sic!] und wurden nicht gefangenengenommen. Einige der verwundeten Deutschen schossen unseren Leuten in den Rücken, nachdem sie von diesen verbunden worden waren. Sie sind einfach Schweine – glaubt es mir –, ich habe diese Dinge mit eigenen Augen gesehen.»⁵⁷

Es war anscheinend besonders befriedigend, einen Mann zu töten, der vorgeblich kapitulierte, in Wahrheit aber ein falsches Spiel spielte.

«Auf seinem Bauch liegend wandte er seinen Kopf um und bat um Gnade», schrieb ein Soldat, «aber seine Augen sprachen von Mord. Ich stiess ihm das Bajonett von hinten ins Herz, und er sank mit einem Grunzen in sich zusammen. Ich drehte ihn um. Er hatte einen Revolver in der rechten Hand unter seiner linken Achselhöhle. Er hatte versucht, unter seinem Körper hindurch auf mich zu schiessen. Als ich das Bajonett herauszog, drückte ich den Abzug und erschoss ihn, um ganz sicher zu gehen.»⁵⁸

Misstrauen war jedoch nicht der einzige Grund, den Soldaten für das Töten von Gefangenen erwähnten. Graves nannte als «die verbreitetsten Motive (...) Rache für den Tod von Freunden oder Verwandten, Eifersucht auf die Reise des Gefangenen in ein bequemes Gefangenenlager in England, militärische Begeisterung, Furcht davor, plötzlich von Gefangenen überwältigt zu werden, oder einfach Hektik angesichts der Aufgabe, als Eskorte zu dienen».⁵⁹ Oftmals reichte auch die Gefahr einer Gegenoffensive aus: Im Oktober 1917 soll das 2. Anzac-Korps eine grosse Zahl von Gefangenen getötet haben, als man dort erfahren hatte: «Der Deutsche sammelt sich zum Gegenangriff.»⁶⁰ Die klassische Illustration der Art und Weise, wie die Gewaltspirale sich hochschraubte, lieferte George Coppard, der sich an einen «gemeinen Trick der Preussen» erinnerte:

«300 von ihnen kamen quer durchs Niemandsland und taten so, als wollten sie sich ergeben, sie waren ohne Gewehre oder Ausrüstung, hielten die Hände nach oben gestreckt, hatten aber die Taschen voller Eierhandgranaten. Knapp bevor sie unsere Drähte erreichten, warfen sie sich auf den Boden, schmissen einen Hagel von Bomben in den Graben der B-Kompanie und verursachten starke Verluste. Der Schlag war so schwer, dass die Reste der Kompanie nicht in der Lage waren, nachhaltige Vergeltung zu üben. Der Rest des Bataillons war unversöhnlich und wütend wegen des Tricks und beschimpfte die Preussen als blutige Bastarde. Viele schworen irgendeine Art von dunkler Rache, wenn Gefangene genommen werden sollten. Von da an galt die Annäherung einer Gruppe von Deutschen mit erhobenen Händen als eine Aufforderung, das Feuer zu eröffnen.»⁶¹

Doch als Coppard die Chance gekommen sah, seine Blutrache auszuüben, indem er einigen sich ergebenden Deutschen am Ufer des Scarpe-Kanals eine «extreme Behandlung» zuteil werden lassen wollte, «entschied Leutnant W.D. Garbutt, dass sie gefangengenommen werden sollten».⁶²

Rache wurde manchmal auch für entlegener Taten der Deutschen geübt, darunter auch für Vorfälle, die die Soldaten nicht selber erlebt hatten.

«Einige [sich ergebende Deutsche] krochen auf ihren Knien», erinnerte sich ein britischer Soldat, «sie hielten dabei das Bild einer Frau oder eines Kindes über ihren Köpfen in den Händen, aber jeder wurde getötet. Die Erregung war vorbei. Wir töteten kaltblütig, weil es unsere Pflicht war, so viele wir konnten zu töten. Ich dachte oft an die Lusitania. Ich hatte tatsächlich um diesen Tag [der Rache] gebetet.»⁶³

Ein anderer Soldat erinnerte sich, wie ein Freund davon abgehalten werden musste, einen gefangengenommenen deutschen Piloten umzubringen:

«Er versuchte herauszufinden, ob er Bomben über [London] abgeworfen hatte. Er sagte: ‚Wenn er [dort] gewesen ist, werde ich ihn erschiessend Er hätte dies wirklich getan. Leben bedeutete nichts mehr für dich. Das Leben war ständig gefährdet, und wenn man eine Ladung von stinkenden Jerris in den Himmel befördern konnte, dann hatte man nicht viel Mitgefühl mit ihrem Kamerad und all diesem kriecherischen Zeug.»⁶⁴

Befehle

Nicht leicht zu beantworten ist die Frage, ob Soldaten, wenn sie Gefangene erschossen, Befehlen gehorchten. Es gibt gewiss viele Beispiele von höheren Offizieren, die ihre Soldaten ermunterten, «Hunnen zu töten». Der Befehlshaber der 24. Division drängte seine Soldaten im Dezember 1915, «jeden bewaffneten Deutschen bei jeder denkbaren Gelegenheit umzubringen»; aber er sprach ausdrücklich von *bewaffneten* Gegnern.⁶⁵ Major John Stewart von den Black Watch teilte seiner Frau mit, dass sein Bataillon bei Loos im Jahre 1915 «SEHR WENIGE GEFANGENE MACHTE», und er fügte hinzu, «die Hauptsache ist, möglichst viele HUNNEN zu töten und dabei selber so wenige Opfer an Leben wie möglich zu bringen». Aber dieser Privatbrief stellt keinen Beweis dafür dar, dass der betreffende Offizier seinen Leuten befahl, keine Gefangenen zu machen.⁶⁶

Die Beweislage hinsichtlich der Existenz des Befehls, «keine Gefangenen zu machen», ist allerdings eindeutig, was die Schlacht an der Somme betrifft, die gewöhnlich als Massenmartyrium der britischen Armee dargestellt wird. Ein Soldat von den Suffolks hörte am Vorabend der Schlacht einen Brigadier sagen: «Und wenn ihr Gefangene macht, dann will ich die nicht sehen.» Ein Soldat der 17. Highland Light Infantry erinnerte sich an den Befehl, «dass man dem Feind keine Unterkünfte zuweisen und keine Gefangenen machen dürfe».⁶⁷ In seinen Notizen über die «jüngsten Kämpfe» des II. Korps, datiert auf den 17. August, drängte General Sir Claud Jacob, dass man keine Gefangenen machen sollte, weil sie beim Aufräumen ein Hindernis darstellten.⁶⁸ Oberst Frank Maxwell, Träger des Victoria Cross, befahl seinen Soldaten

(dem 18. Bataillon der 12. Middlesex Division), bei ihrem Angriff auf Thiepval am 26. September keinerlei Gefangene zu machen, weil «alle Deutschen vernichtet werden sollten».⁶⁹ Am 21. Oktober hinterliess Maxwell seinem Bataillon eine Abschiedsbotschaft, in der er seine Leute lobte, denn sie hätten «begriffen, dass die einzige Art, mit den Deutschen umzugehen, darin besteht, sie zu töten (...). Ich weiss kaum, wie ein Gefangener aussieht, weil dieses Bataillon es versteht, den Durst seiner Seelen zu stillen (...). Denkt daran, dass die 12. ‚Dickschädel‘ TÖTEN UND KEINE GEFANGENEN MACHEN, SOLANGE ES SICH NICHT UM VERWUNDETE HANDELT.»⁷⁰

Ähnliche Aussagen lassen sich auch für das Jahre 1917 finden. Vor Passchendaele sagte Hugh Quigleys befehlshabender Offizier zu seinen Leuten: «Tötet keine Gefangenen, das ist Mord (...); tötet keine Verwundeten, wenn sie sich in schlechtem oder hilflosem Zustand befinden. Wenn euch Gefangene im Wege stehen, dann könnt ihr sie erledigen, wie es euch gefällt. Nicht anders!»⁷¹

Dies waren, um es vorsichtig auszudrücken, biegsame Richtlinien. Typisch für die Haltung vieler Frontoffiziere ist das folgende Gespräch zwischen drei Offizieren in der Messe des Royal Berkshire Regiment:

«L: Es gab eine traurige Geschichte bei diesem Angriff heute Nacht.

R und F: Was war los?

L: Nun, sie nahmen einen deutschen Offizier gefangen und wollten ihn nach hinten zu unseren Linien schaffen, sie hatten ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt. Zufällig traf eine Kugel einen der Leute seiner Eskorte; daraufhin stürzten sie sich auf ihn und töteten ihn.

R: Daran kann ich nichts Falsches sehen, (...) je mehr boches man tötet, desto besser.

L: Aber (...) er war ein Gefangener; und es war nur eine verirrte Kugel, die den Mann aus seiner Eskorte traf, und ihm waren die Hände auf dem Rücken gebunden; er konnte sich nicht verteidigen; sie haben ihn einfach auf der Stelle getötet.

R: Und sie haben ihre Aufgabe verdammt gut erledigt.»⁷²

Die Ansichten in dieser Frage gingen auseinander. Anthony Brennan vom Royal Irish Regiment beschreibt den Fall «eines unserer Gefreiten, der (...) bewusst auf einen Deutschen, der mit erhobenen Händen auf uns zukam, geschossen und ihn getötet hatte». Brennan und seine Offizierskameraden «fanden dies höchst abscheulich, und gegen den Mörder wurden alle Arten von Flüchen ausgestossen».⁷³ Auf der anderen Seite erinnerte sich Jimmy O'Brien

von den 10. Dublin Fusiliers, dass sein Feldgeistlicher (ein englischer Priester namens Thornton) ihm und seinen Kameraden sagte: «Nun Jungs, morgen geht's los, und wenn ihr irgendwelche Gefangenen macht, dann wird man eure Rationen halbieren. Macht also keine Gefangenen. Tötet sie!»⁷⁴

Es stimmt jedoch nicht, dass Haigs Stabschef, Generalleutnant Sir Lancelot Kiggell, zu Verhaltensweisen dieser Art ermutigte.⁷⁵ Sein Befehl vom 28. Juni 1916 erinnerte die Offiziere einfach an bestimmte Kriegslisten der Deutschen (etwa den Gebrauch von britischen Befehlen oder das Verbergen von Maschinengewehren) und stellte fest:

«Es ist die Pflicht von Angehörigen aller Ränge, ihre Waffen gegen die Kampftruppen des Feindes solange einzusetzen, bis es über jeden Zweifel erhaben ist, dass jener nicht nur jeden Widerstand auf gegeben hat, sondern dass er entweder freiwillig seine Waffen gestreckt hat oder auf andere Weise definitiv und endgültig alle Hoffnungen oder Absichten, weiter Widerstand zu leisten, aufgegeben hat. Im Fall einer vermeintlichen Kapitulation ist es Sache des Feindes zu beweisen, dass seine Absichten über jedes Missverständnis erhaben sind, bevor die Kapitulation als ernsthaft akzeptiert werden kann.»⁷⁶

Dies bedeutete nicht mehr, als sich exakt den Vorschriften gemäss zu verhalten.

Die Tatsachen scheinen also, was diese Thematik betrifft, eindeutig zu sein. Bei manchen Gelegenheiten und mit Ermutigung durch einige Befehlshaber zogen Soldaten mit der Absicht, kein Pardon zu geben, in die Schlacht. Selbst wenn sie diese Haltung nicht einnahmen, fanden sie es problematisch, Gefangene zu machen – und das Risiko einzugehen, einer Hinterlist zum Opfer zu fallen –, wenn sie die Möglichkeit hatten, sie zu töten.

Insgesamt gab es nur relativ wenige Vorfälle dieser Art im Vergleich zu Tausenden von Gefangennahmen, die vom Schlachtfeld über den Sammelpunkt, das Divisionsgefangenenlager und das Korpshauptquartier, wo das Verhör stattfand, bis ins Lager ganz reibungslos verliefen – und schliesslich, als der Krieg vorbei war, zurück nach Hause führten (allerdings gewöhnlich erst Monate später). Hinter den Linien hörten die deutschen Gefangenen auf, ein Objekt des Hasses zu sein, sie wurden eher Gegenstand der Neugier und sogar der Sympathie⁷⁷, so wie die halbverhungerten russischen Gefangenen das Mitleid des Helden in dem Roman «Im Westen nichts Neues» erregten.⁷⁸ Doch selbst wenn sie sich bereits in Lagern befanden, waren Gefangene nicht

immer in Sicherheit. Somerset Maugham hat selbst erlebt, wie französische Gendarmen willkürlich eine Gruppe von deutschen Gefangenen niederschossen. Dies ereignete sich 25 Kilometer von der Front entfernt.⁷⁹

Die Zahl der schlimmen Zwischenfälle dieser Art ist dabei weniger wichtig als der Eindruck, den sie auf die Kultur der Schützengräben machten. Die Soldaten stellten diese Episoden in übertriebener Weise dar: Sie gingen in die Mythologie des Grabenkrieges ein. Und je öfter derlei Mythen wiederholt wurden, umso stärker zögerten Soldaten, sich zu ergeben. Keegan irrt daher, wenn er derartige Zwischenfälle als «absolut bedeutungslos (...) in Hinblick auf Gewinn- und Verlustrechnung» abtut, denn *zukünftige* Entscheidungen über Kapitulationen mussten einfach durch die Vorstellung beeinflusst werden, dass die andere Seite keine Gefangenen mache.

Erst in den letzten drei Kriegsmonaten kapitulierten deutsche Soldaten in so grosser Zahl, dass der Krieg nicht länger fortgesetzt werden konnte. Dies war der Schlüssel zum Sieg der Alliierten. Aber es ist keineswegs leicht festzustellen, warum die Deutschen nunmehr bereit waren, sich zu ergeben. Die am häufigsten genannte Erklärung verweist auf das Scheitern von Ludendorffs Frühjahrsoffensive nach ihrem anfänglichen Erfolg; schliesslich überzeugte dieser Fehlschlag eine grosse Anzahl von Soldaten davon, dass dieser Krieg nicht mehr gewonnen werden könne.⁸⁰ Es ist aber auch möglich, dass die Ankunft amerikanischer Truppen an der Westfront die Deutschen ermutigte, sich zu ergeben, denn die Amerikaner standen in dem Ruf, Gefangene gut zu behandeln. Dafür gibt es jedoch kaum Beweise. Als Elton Mackin vom 21. Bataillon des 5. Marineinfanterieregiments tote deutsche Maschinengewehrschützen sah, während er am 7. November 1918 in Richtung Meuse vorsties, war er überrascht:

«Der Feind war vor uns aufgebrochen, er liess hier und da verstreute Maxim-Gewehrschützen zurück, um unseren Vorstoss zu verlangsamen. Ihre tapferen, verzweifelten Bedienungsmannschaften hatten ihr Mögliches getan und dabei den Tod gefunden. Wir haben solche Soldaten niemals wirklich verstehen können. Die Trupps waren winzig, selten mehr als zwei oder drei Mann und immer jung. Die jungen Leute blieben und starben, weil es ihnen befohlen worden war. Ältere Burschen würden ihren Kopf benutzt haben – sie hätten ‚Kamerad‘ gerufen, bevor die Gewehre wirklich heiss liefen und es den Männern bitter kalt wurde.»⁸¹

Die Zahlen beweisen, dass nur eine Minderheit der Deutschen – ungefähr 43'000 Mann – während der letzten Phase des Krieges vor den Amerikanern kapitulierte, Briten und Franzosen nahmen dagegen 330'000 Gegner gefangen.⁸² Es war wohl eher die *Vorstellung* von immer stärker anwachsenden amerikanischen Verstärkungen als ihre wirkliche Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz, die zum Zusammenbruch der deutschen Moral beitrug. Jedenfalls ist eindeutig, dass die US-Marineinfanteristen in gleicher Weise wie erfahrene britische und französische Einheiten keine Gefangenen machen wollten. Mackin selber erinnerte sich daran, von Generalmajor Charles P. Summerall, dem Befehlshaber des V. Korps der amerikanischen Expeditionstreitkräfte, Folgendes gehört zu haben: «Da oben im Norden befindet sich ein Verladebahnhof (...) erledigen Sie den für mich. Übrigens werden Sie Hunger leiden, wenn Sie versuchen, all die Gefangenen durchzufüttern, die Sie dabei machen (...). Nun, denken Sie daran (...) und machen Sie dabei keine Gefangenen.»⁸³ Mackin beschreibt auch zumindest eine Gelegenheit, bei der keine Gefangenen genommen wurden, und eine andere, bei der man nur einem verwundeten Deutschen Gnade erwies, «aus irgendeinem Grund, den wir jüngeren Burschen nicht verstanden (...). Er war der einzige Gefangene, den wir dort machten – oder sollten wir besser sagen akzeptiertem.»⁸⁴

Es gibt immer noch keine allgemeine Erklärung für die deutschen Massenkapitulationen am Ende des Jahres 1918. Die Behauptung, die Deutschen hätten «gewusst», dass sie den Krieg verloren hatten, setzt wohl ein grösseres Verständnis für das strategische «Gesamtbild» voraus, als es viele Soldaten an der Frontlinie besaßen. Die Entscheidung, ob man weiterkämpfte oder kapitulierte, hatte mehr mit unmittelbaren persönlichen Erwägungen als mit der grossen allgemeinen Strategie zu tun. Warum beispielsweise weigerte sich Ernst Jünger zu kapitulieren, als seine Situation in den Wochen vor dem Waffenstillstand einfach hoffnungslos war? Als er es ablehnte, sich mit seinen Leuten zu ergeben, fand er beinahe selber den Tod. Ihm scheint es dabei um seine persönliche Ehre gegangen zu sein; er verhielt sich wohl ähnlich wie jener lebensgefährlich verwundete Deutsche, der sich weigerte, von den Briten ärztliche Hilfe anzunehmen, weil er «nicht als Gefangener sterben» wollte.⁸⁵ Warum kämpften die jungen Maschinengewehrschützen sinnlos weiter, die Mackin im November 1918 beobachtet hatte?

Am 8. Juli 1920 erklärte Winston Churchill im Oberhaus:

«Immer wieder haben wir erlebt, wie britische Offiziere und Soldaten Verschanzungen und Schützengräben unter schwerstem Feuer stürmten, wobei die Hälfte von ihnen niedergeschossen wurde, bevor sie in die Stellung des Feindes eindrangen. Angesichts der Gewissheit eines langen blutigen Tages, der vor ihnen lag, angesichts einer gewaltigen Beschiessung, die um sie herum donnerte, haben wir erlebt (...) wie sie nicht bloss Gnade, sondern sogar Freundlichkeit gegenüber Gefangenen zeigten, wie sie sich beim Umgang mit ihnen zurückhielten, wie sie jene bestrafte, die es verdient hatten, nach den harten Gesetzen des Krieges bestraft zu werden, und jene verschonten, die einen Anspruch auf nachsichtige Behandlung durch den Sieger hatten. Wir haben gesehen, wie sie sich bemühten, Mitleid zu zeigen und den Verwundeten zu helfen, und dies unter Gefahr für sich selbst. Und dies haben sie Tausende von Malen getan.»⁸⁶

Vielleicht taten sie dies wirklich Tausende von Malen; aber sie taten es nicht immer. Wenn beide Seiten mehr unternommen hätten, den Feind zu ermutigen, sich zu ergeben – statt zuzulassen, dass sich in gewissen Einheiten eine Haltung breitmachte, die darauf hinauslief, «keine Gefangenen zu machen», wobei sich auf beiden Seiten übertriebene Annahmen bezüglich der Risiken bei Kapitulationen entwickelten –, dann hätte der Krieg möglicherweise früher enden können; und dies nicht notwendigerweise mit einer deutschen Niederlage. Wenn aber umgekehrt mehr Soldaten keine Gefangenen gemacht hätten, dann wäre der Krieg möglicherweise noch lange fortgesetzt worden.

Krieg ohne Ende

«Wir waren das Gas satt, die Granaten, die Kälte und den Hunger. Wir hatten keinen Kampfeswillen mehr. Unser Kampfgeist war gebrochen.»⁸⁷ So die Aussage eines bayerischen Soldaten namens August Beermann, der sich bei Arras ergab. Zweifellos sprach dieser Mann für viele. Doch es gibt auch ein Paradox: Obwohl sie kriegsmüde waren, scheinen viele Soldaten nicht der Gewalt müde gewesen zu sein. Karl Kraus warnte daher in den «Letzten Tagen der Menschheit»:

«Die heimkehrenden Krieger werden in das Hinterland einbrechen und dort den Krieg erst beginnen. Sie werden die Erfolge, die ihnen versagt waren, an sich reißen, und der Lebensinhalt des Krieges, den Mord, Plünderung und Schändung bilden, wird ein Kinderspiel sein gegen den Frieden, der nun ausbrechen wird.

Vor der Offensive, die dann bevorsteht, bewahre uns der Schlachtengott! Eine furchtbare Aktivität, aus Schützengräben befreit, durch kein Kommando mehr geleitet, wird in allen Lebenslagen nach der Waffe und nach dem Genuss greifen, und es wird mehr Tod und Krankheit in die Welt kommen, als der Krieg ihr selbst zugemutet hat.»⁸⁸

D.H. Lawrence hätte dem zugestimmt. «Der Krieg ist nicht vorbei», sagte er zu David Garnett am Abend des Waffenstillstands und fuhr fort:

«Der Hass und das Übel sind nun grösser als je. Sehr bald wird der Krieg wieder ausbrechen und dich überwältigend..). Selbst wenn das Kämpfen aufhören sollte, wird das Übel schlimmer sein, weil der Hass in den Herzen der Soldaten aufgestaut ist und sich auf alle möglichen Arten zeigen wird, die schlimmer als der Krieg sein werden. Was immer auch geschieht, es kann keinen Frieden auf Erden geben.»⁸⁹

Dies sollte sich als allzu wahr erweisen. Hermann Hesse sollte recht behalten, wenn er kurz nach dem Krieg meinte, dass die Revolution wie der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei.⁹⁰

Der Krieg wütete in allen Winkeln der «Nachkriegswelt». Deutsche *Freikorps*, die sich aus Veteranen und Studenten, die zum Kämpfen zu jung gewesen waren, zusammensetzten, schlugen sich an Deutschlands neuen und umstrittenen Grenzen mit Polen und anderswo. Herbert Sulzbach war beeindruckt, als einige seiner Kameraden dem *Grenzschutz Ost* beitraten: «Man muss sich das vorstellen, Soldaten die gerade jahrelang in schweren Kämpfen gesteckt haben, melden sich auf der Stelle zu Tausenden und Abertausenden freiwillig (...). Könnte es einen glänzenderen Beweis für Kampfgeist und Überzeugung geben als dies?» Andere irreguläre Einheiten bekämpften Spartakisten und kommunistische «Hundertschaften» in den grossen deutschen Städten: Es gab zwischen 1919 und 1923 jedes Jahr Putschversuche von rechts und links. Die Mehrheitssozialdemokraten setzten 1919 Freikorpsseinheiten gegen die extreme Linke ein; ein Jahr später mussten sie sich auch auf radikale Arbeiter stützen, um einem Putsch von konservativen Militärs, geleitet von dem früheren Führer der Vaterlandspartei Wolfgang Kapp, Einhalt zu gebieten. 1921 unternahmen die Kommunisten in Hamburg und in Mitteldeutschland einen Aufstandsversuch, die sogenannte «Märzaktion»; 1922 gab es eine ganze Serie von Anschlägen von Rechtsextremisten (unter den Opfern befand sich Aussenminister Walther Rathenau); und 1923 versuchten sowohl die Linke (Hamburger Aufstand) als auch die Rechte (Bürgerbräuputsch) Staats-

streiche. Das Ausmass der Gewalttätigkeit in den deutschen Städten ist quantitativ kaum zu erfassen: Es genügt hier, darauf hinzuweisen, dass sich im Jahre 1920 schätzungsweise 1,9 Millionen Gewehre in illegalem Besitz befanden, hinzu kamen etwa 8'500 Maschinengewehre; die Demobilisierung war nicht mit einer Entwaffnung verbunden gewesen.⁹¹

Der egozentrische italienische Dichter Gabriele D'Annunzio besetzte im September 1919 Fiume (das heutige Rijeka), um zu verhindern, dass die Stadt an das neugegründete Jugoslawien abgetreten wurde; diese kurzlebige Episode erfuhr Unterstützung von Seiten demobilisierter und frustrierter *arditi* (Sturmtruppen), deren Schwarzhemden kurz darauf zum Kennzeichen der neuen, gewaltbereiten politischen Bewegung des Faschismus wurden. Ziellose Kämpfe setzten sich auch in Albanien fort; und die Italiener landeten andere Truppen in Adalia (dem heutigen Antalya) in Südanatolien. Wenn die italienische Regierung auch Fiume und Albanien im Jahre 1920 aufgab, so führte das nur dazu, dass sie die Gewalttätigkeit ins eigene Land importierte. In der Romagna und in der Toskana blühte das Phänomen des *squadrisimo*, als Landeigentümer und Sozialisten einander mit Waffen zu bekämpfen begannen: Der faschistische «Marsch auf Rom» im Oktober 1922 war zwar in Wirklichkeit viel weniger heroisch, als er nach dem Sieg verklärt wurde: Die 25'000 schlecht bewaffneten Faschisten, die sich rund um Rom versammelten, hätten leicht zerstreut werden können, wäre der König nicht in Panik geraten und hätte Mussolini an die Macht gelassen; doch mit ihren Uniformen und ihren Ehrenbezeugungen stützten sich die Faschisten auf eine Tradition, die sich auf den Krieg berief.⁹²

Auch auf dem Balkan bedeutete «Frieden» in ländlichen Gebieten Krieg, am schlimmsten war dies im nördlichen Kroatien; es gab auch die ersten Anzeichen, dass die Serben Gewalt einsetzen würden, um ihre Oberherrschaft über die ethnischen Minderheiten im neuen «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» durchzusetzen: Einem Bericht zufolge wurden in Bosnien im Jahre 1919 nahezu 1'000 Muslime getötet und 270 Dörfer zerstört.⁹³ 1918 schien das Osmanische Reich am Boden zu liegen, und es drohte die Aufteilung zwischen Frankreich, Grossbritannien und Italien. Doch die drei Mächte gerieten sehr bald in Streit über die Beute. Von Lloyd George ermutigt, landeten die Griechen Truppen bei Smyrna.⁹⁴ Sie unterschätzten jedoch die neu

entstandene türkische Nationalbewegung, die sie unter der Führung von Mustafa Kemal 1921 vertrieb.

Auch im britischen Empire war Gewalt in bestimmten Regionen vorherrschend. In Irland wurden die «Black and Tans» und die «Auxies» – Veteranen der britischen Armee – gegen die Republikaner eingesetzt; nachdem die Briten dann den Kampf aufgegeben hatten, bekämpften die Nationalisten einander in einem Bürgerkrieg, der mindestens 1‘600 Menschenleben forderte.⁹⁵ Im Nahen Osten wurde Grossbritanniens neu durchgesetzte Herrschaft durch Unruhen in Ägypten 1919 und Revolten in Palästina und im Irak 1920 herausgefordert.⁹⁶ Britische Truppen wandten extreme Gewalt an, um diese Unruhen zu unterdrücken: Innerhalb von acht Wochen wurden etwa 1‘500 Ägypter getötet, während im Irak General Sir Aylmer Haldane sogar über den Einsatz von Giftgas nachdachte.⁹⁷

Am 11. April 1919 töteten Soldaten in einer der furchtbarsten Greuelthaten der Geschichte des britischen Empire bei einer politischen Veranstaltung in Amritsar 379 Menschen. Brigadegeneral Reginald Dyer, der den Schiessbefehl erteilt hatte, hätte auch noch mehr Menschen getötet, wäre es ihm gelungen, zwei gepanzerte Wagen mit Maschinengewehren einzusetzen.⁹⁸ Auf diese Weise exportierten also Soldaten die Techniken des Massenmords, die an der Westfront erprobt worden waren.

Die Welt war also nicht allgemein kriegsmüde; sie hatte nur vom Ersten Weltkrieg genug. Für viele Männer, die gekämpft hatten, wurde die Gewalt zu einer Sucht; und nachdem die Gewalttaten an der Westfront eingestellt worden waren, suchten sie sie anderswo. Dies gilt auch für Soldaten, die während des Ersten Weltkriegs in Gefangenschaft geraten waren: Die Tschechische Legion in Russland stellt hierfür das klassische Beispiel dar. Überall fanden die Veteranen bereitwillige Komplizen, unter Bolschewisten, deutschen Studenten oder irischen Republikanern, die nicht gekämpft hatten, aber doch nach Kampf und Blut dürsteten.

Russland stellte den Extremfall dar. Die russische Armee war als erste zusammengebrochen, der russische Soldat war am ehesten geneigt, sich zu ergeben, statt weiterzukämpfen. Doch nirgends zog sich die Gewalttätigkeit nach dem vermeintlichen Ende des Krieges länger hin als in Russland. Während des Bürgerkriegs verloren mehr Menschen ihr Leben als während des Weltkriegs. Zwischen Oktober 1917 und Oktober 1922 wurden etwa 875‘000 Soldaten, die in den sowjetischen Streitkräften dienten, getötet oder starben

an Verwundungen und Krankheiten – das waren etwa 13 Prozent aller Mobilisierten; die glaubwürdigste Schätzung der Verluste der Weissen Armeen spricht von 325'000 Toten. Diese Gesamtzahl von 1,2 Millionen steht einer Gesamtzahl von 1,8 Millionen russischer Soldaten gegenüber, die während des Krieges gefallen waren.

Diese Zahlen über den Bürgerkrieg enthalten noch nicht jene Opfer, die bei Hunderten von Bauernrebellionen oder antisowjetischen Aufständen umkamen, die sich ebenfalls in diesem Zeitabschnitt ereigneten, aber nicht wirklich ein Bestandteil der Kriegführung der Weissen waren: so wurden beispielsweise 250'000 Menschen in verschiedenen «Brotkriegen» getötet, bei denen Bauern versuchten, der Beschlagnahme von Getreide Widerstand entgegenzusetzen. Eine Schätzung der Zahl der Opfer des «Roten Terrors» der Geheimpolizei (Tscheka) gegen politische Gegner des Regimes spricht von 500'000 Toten, darunter 200'000 Menschen, die offiziell hingerichtet wurden; die Zahl kann sogar durchaus höher liegen.» Möglicherweise bis zu 34'000 Menschen kamen in Konzentrationslagern und Arbeitslagern, die nach dem Juli 1918 gegründet wurden, oder auf dem Weg dorthin um.¹⁰⁰ Auch sollte man die zahllosen Pogrome nicht vergessen, die sowohl von Weissen als auch von Roten gegen Juden durchgeführt wurden: Ein Bericht von 1920 spricht von insgesamt «mehr als 150'000 bekanntgewordenen Todesfällen».¹⁰¹ Schliesslich starben ungefähr fünf Millionen Menschen infolge von Hunger und weitere zwei Millionen an Krankheiten. Damit kamen fast ebenso viele Menschen während des Bürgerkriegs um, wie Menschen aller Nationen während des Ersten Weltkriegs den Tod fanden: Eine Schätzung der demographischen Gesamtverluste des Bürgerkriegs kommt auf acht Millionen; ungefähr 40 Prozent dieser Todesfälle können auf die bolschewistische Politik zurückgeführt werden.¹⁰²

In einer Hinsicht jedoch ist Karl Kraus* Annahme falsch, es würden die zurückkehrenden Soldaten sein, die den Bürgerkrieg in Gang setzten. Die Weissen Armeen unter Führung älterer zaristischer Generale waren zwar für einen Grossteil der Greuel gegen Zivilisten verantwortlich¹⁰³; das gleiche gilt für Einheiten der Roten Armee unter Führung erfahrener früherer zaristischer Offiziere (am Ende waren drei Viertel der höheren Befehlshaber der Roten Armee frühere Offiziere des Zaren; unter den grösseren «Erwerbungen» befand sich Brussilow). Doch die extreme Gewalttätigkeit des Bürgerkriegs entsprang dem Blutdurst von Männern, die während des Krieges gegen Deutsch-

land nicht einen einzigen Schuss abgegeben haben. Insbesondere ist es schockierend, wie Lenin und Trotzki sich rühmten, neue Massstäbe militärischer Rücksichtslosigkeit zu setzen: Hier handelte es sich um zwei wortreiche Intellektuelle, die den Krieg aus sicherer Warte betrachtet hatten; Wolkogonow zählt sie zum «grossen Kreis der russischen Emigranten». ¹⁰⁴ Sie waren 1917 an die Macht gekommen, weil sie den Unmut über die provisorische Regierung wegen der Verlängerung des Krieges ausnutzen konnten; sie hatten versprochen, Russland den Frieden zu bringen; sie waren willens, einen grossen Teil der europäischen Gebiete Russlands abzutreten, um den Krieg mit Deutschland zu beenden. Doch Lenin beabsichtigte bloss, den imperialistischen Krieg in einen Bürgerkrieg gegen die Bourgeoisie seines eigenen Landes zu verwandeln. Bei der Verfolgung dieses Zieles und ihrem Kampf gegen die Weissen Armeen und andere Gegner der Revolution versuchten er und Trotzki dann das Problem der Fahnenflucht und der Desertion mit terroristischen Mitteln zu lösen. Zwar waren sie während des imperialistischen Krieges «Zivilisten» geblieben, doch ihre Vorstellungskraft war – angeregt durch ihre Lektüre der Geschichte Frankreichs unter den Jakobinern – durchaus imstande, neue Regeln der Kriegführung zu formulieren, die an Brutalität jene weit übertrafen, die an der Westfront bis 1917 geherrscht hatten.

Nachdem sie im Mai 1918 die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt hatten, mussten sich die Bolschewisten mit einem Ausmass an Desertionen auseinandersetzen, das höher lag als in der zaristischen Armee. 1920 desertierten mehr als 20'000 Soldaten der Truppen, die an vorderster Front standen, darunter 59 befehlshabende Offiziere. Der Anteil der Soldaten, die kurz nach der Einberufung desertierten, betrug sogar 20 Prozent. Insgesamt entwichen im Jahre 1921 etwa vier Millionen Soldaten aus der Roten Armee; viele bäuerliche Fahnenflüchtige bildeten eigene «grüne» Streitkräfte, um Widerstand gegen die Einberufung zu leisten. ¹⁰⁵ Die Bolschewisten reagierten darauf mit Einführung einer drakonischen Disziplin: Im Dezember 1918 wurde ein Provisorischer Zentralausschuss zum Kampf gegen die Desertionen gebildet. Allein in sieben Monaten des Jahres 1919 wurden 95'000 Soldaten wegen Fahnenflucht unter besonders erschwerenden Umständen schuldig gesprochen, und von diesen Männern wurden 4'000 zum Tode verurteilt und 600 tatsächlich erschossen. ¹⁰⁶ Im Jahre 1921 wurden in Russland und in der Ukraine

4'337 Männer durch Militärtribunale hingerichtet.¹⁰⁷ Es war Trotzki, der hier das Tempo bestimmte: «Unterdrückung» war sein Schlagwort: Im November 1918 verlangte er «gnadenlose Bestrafung der Deserteure und Drückeberger, die den Willen der 10. Armee lähmen, (...) keine Gnade für Deserteure und Drückeberger». «Es ist», so erklärte er im Jahre 1919, «unmöglich, ohne einen Revolver Disziplin durchzusetzen.»¹⁰⁸ Bei Fahnenflucht wurden auch die Familien von Offizieren verhaftet. Vor allem Trotzki befahl im Dezember 1918 die Bildung von «Sperrabteilungen», diese waren mit Maschinengewehren ausgerüstet, und ihre Aufgabe bestand einfach darin, Frontsoldaten zu erschliessen, die sich zurückzuziehen versuchten. So entstand die Grundregel, dass Rotarmisten, die vorstiessen, möglicherweise getötet wurden, aber Soldaten, die flohen, mit Sicherheit erschossen wurden.¹⁰⁹

Lenin war sogar noch stärker von den Möglichkeiten des Terrors berauscht. Im August 1918 telegraphierte er an Trotzki:

«Sollte man sie [die höheren Kommandokader] nicht darauf hinweisen, dass wir uns ab jetzt an das Vorbild der Französischen Revolution halten werden? Das bedeutet, man wird (...) auch den Befehlshaber der Armee und die höheren Kommandeure vor Gericht stellen und sogar erschliessen lassen, falls die Gefechte sich in die Länge ziehen und nicht erfolgreich verlaufen.»

Gleichzeitig drängte er den örtlichen Parteichef in Saratow: «Vorläufig empfehle ich, unsere Befehlshaber zu ernennen und die Verschwörer und Überläufer zu erschliessen, und zwar ohne zu fragen oder den Amtsschimmel zu bemühen.»¹¹⁰

Sein Brief an die Bolschewisten von Pensa aus demselben Monat gibt einen guten Einblick in die neue Ethik der Gewalt gegen Zivilisten, die für die Zeit des Bürgerkriegs typisch war:

«Genossen! Der Kulakenaufstand in den fünf Amtsbezirken muss erbarmungslos niedergeschlagen werden. Das Interesse der Revolution erfordert dies. Wir befinden uns gegenwärtig in der «letzten und entscheidenden Schlacht» mit den Kulaken. Man muss ein Exempel statuieren.

- 1) Unverzüglich mindestens 100 führende Kulaken, Reiche und Blutsauger aufhängen (unbedingt hängen, damit das Volk es auch sieht)
- 2) Ihre Namen öffentlich bekanntmachen
- 3) Ihr gesamtes Geld konfiszieren
- 4) Gemäss dem gestrigen Telegramm Geiseln nehmen

Alles so organisieren, dass das Volk im Umkreis von Hunderten von Werst es sieht und herauschreit: Sie erdrosseln die Kulaken und Blutsauger!

Bestätigen Sie Empfang und Ausführung

Lenin

PS: Finden Sie die geeigneten Leute.»¹¹¹

Überraschenderweise untersagten die führenden Bolschewisten dagegen das Töten von Gefangenen. Trotzki gab 1919 einen Befehl heraus, in dem dies ausdrücklich verboten wurde.¹¹² Aber die Tatsache, dass dieser Befehl erteilt werden musste, deutet darauf hin, dass es weithin üblich war, gefangene Weisse zu erschiessen. Im August jenes Jahres befahl der Oberkommandierende der Roten Armee S.S. Kamenew, dass beim Zurückschlagen eines Angriffs von Donkosaken «keine Gefangenen gemacht» werden sollten: «Verwundete oder gefangengenommene [Weisse] Offiziere wurden nicht nur getötet und erschossen, sondern auch in jeder erdenklichen Art gefoltert. Offizieren trieb man Nägel in die Schultern entsprechend der Anzahl der Sterne auf ihren Epauletten; Orden wurden ihnen in die nackte Brust und Streifen in die Beine geritzt. Ihnen wurden die Geschlechtsteile abgeschnitten und in den Mund gestopft.»¹¹³

Figes druckt in seinem Buch das Bild eines polnischen Offiziers, der 1920 bei der Roten Armee in Gefangenschaft geriet, er wurde mit den Beinen nach oben aufgehängt und zu Tode geprügelt.¹¹⁴ Diese Art von barbarischem Verhalten mag sich gegen wenig disziplinierte, verstreute und zahlenmässig schwächere Weisse Armeen als effektiv erwiesen haben; im Kampf gegen die Polen jedoch wurde der Widerstand der anderen Seite dadurch nur verstärkt. Der Bürgerkrieg stellte also gegenüber den Terrortaktiken des vorangegangenen Weltkriegs eine beträchtliche «Weiterentwicklung» dar. Der nächste grosse Krieg an der Ostfront sollte diesen neuen «Regeln» entsprechend ausgefochten werden: Tod für Deserteure, exemplarische Gewalt gegen Zivilisten und kein Pardon für Gefangene. Hier handelte es sich dann wirklich um den «totalen» Krieg: Und für Hitler und Stalin, die beide Befehle mit dieser Wirkung herausgaben, schien es die logische Konsequenz zu sein, die aus der deutschen und der russischen Niederlage im Ersten Weltkrieg zu ziehen war. Damit wurde dieser Krieg zu einer beispiellosen Orgie der Gewalttätigkeit, wobei die Soldaten beider Seiten bis zum Allerletzten kämpften, weil es für sie überhaupt keine Alternative mehr gab.

Schluss

Alternativen zum letzten Gefecht

Am Ende von Dostojewskis Roman «Schuld und Sühne» träumt der nihilistische Mörder Raskolnikow einen fiebrigen und deutlich allegorischen Traum in dem «die ganze Welt dazu verurteilt war, einer schrecklichen, unerhörten und nie dagewesenen Pestilenz (...) zum Opfer zu fallen»:

«Die Menschen, die sie in sich aufgenommen hatten, gebärdeten sich sofort wie Besessene und Wahnsinnige. Aber noch nie, noch nie hatten Menschen sich für so klug gehalten und für so unerschütterlich in der Wahrheit, wie es diese Angesteckten taten. Nie hatten sie ihre Urteile, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, ihre sittlichen Überzeugungen und Glaubenssätze für unumstösslicher gehalten. Ganze Ortschaften, ganze Städte und Völker wurden angesteckt und gebärdeten sich wie Wahnsinnige. Alle waren in Aufregung und verstanden einander nicht, ein jeder meinte, nur er allein sei im Besitz der Wahrheit, und es quälte ihn der Anblick der anderen, er schlug sich an die Brust, weinte und rang die Hände. Man wusste nicht, wen und wie man richten sollte, man konnte nicht Übereinkommen, was für böse und was für gut zu halten sei. Man wusste nicht, wen man anklagen, wen man freisprechen sollte. Die Menschen erschlugen einander in einer gleichsam sinnlosen Wut. Ganze Heere sammelten sich gegeneinander, aber die Heere begannen schon auf dem Marsch plötzlich sich selbst zu bekriegen, die Reihen gerieten in Unordnung, die Kämpfer stürzten sich aufeinander, stachen und mordeten, bissen sich gegenseitig und frassen einander auf. In den Städten wurde den ganzen Tag die Sturmglocke geläutet: Alle wurden zusammengerufen, aber wer da rief und wozu man rief, das wusste niemand, jedoch alle waren in Aufregung. Man liess das einfachste Handwerk im Stich, denn jeder kam mit seinen Gedanken, mit seinen Verbesserungen, die er vorschlug, und man konnte sich nicht einigen; der Ackerbau wurde eingestellt. Hier und da liefen Menschen zu Haufen zusammen, einigten sich über etwas, schwuren, einander nicht zu verlassen – aber gleich danach begannen sie etwas ganz anderes zu tun, als was sie soeben beschlossen hatten, begannen sie einander zu beschuldigen, wurden handgemein, fochten und schlugen sich ge-

genseitig tot. Feuersbrünste entstanden, Hungersnot trat ein. Alle und alles ging zugrunde.»¹

Diese Vision wurde in Europa zwischen 1914 und 1918 mehr oder weniger Wirklichkeit. Was aber, wenn überhaupt irgendetwas, wurde durch diesen Weltenbrand erreicht? Belgien und Nordfrankreich wurden von deutschen Truppen befreit; ebenso Rumänien, Polen, die Ukraine und die Baltischen Staaten. Das deutsche, russische und türkische Reich wurden verkleinert; das österreichische zerstört. Ungarn schrumpfte zusammen; ebenso Bulgarien – und Grossbritannien, das schrittweise den grössten Teil Irlands verlor. Neue Staaten wurden gebildet: Österreich und Ungarn gingen getrennte Wege; die Serben erreichten ihr Ziel eines südslawischen Staats – der sich ab 1929 «Jugoslawien» nannte – zusammen mit den Kroaten und Slowenen (wie auch den bosnischen Muslimen); die Tschechoslowakei, Polen, Litauen, Lettland, Estland und Finnland wurden unabhängig. Italien vergrösserte sich, doch weniger stark, als seine Führer gehofft hatten, es erwarb Südtirol, Istrien, Teile Dalmatiens und (1923) die Inseln des Dodekanes. Frankreich erhielt das 1871 verlorene Elsass-Lothringen zurück. Dieses Land und Grossbritannien vergrösserten ausserdem ihre Kolonialreiche in Form von «Mandaten» über frühere Besitztümer der Feindländer: Syrien und der Libanon gingen an Frankreich, der Irak und Palästina an Grossbritannien, das sich zur Schaffung einer jüdischen nationalen Heimstätte im letztgenannten Land verpflichtet hatte. Auch Kamerun und Togo wurden zwischen den beiden Siegern geteilt, darüber hinaus gingen Deutsch-Südwest-Afrika an Südafrika, Deutsch-Samoa an Neuseeland und Deutsch-Neuguinea an Australien. Grossbritannien sicherte sich ausserdem Deutsch-Ostafrika zum Ärger Belgiens und Portugals (sie wurden mit weniger attraktiven afrikanischen Territorien abgefunden). Sassoon hatte recht, als er im Juli 1917 meinte, die Ereignisse hätten sich zu «einem Eroberungskrieg» entwickelt; die Weltkarte hatte, wie Balfour sagte, noch «mehr Rot aufzuweisen».² Bei der letzten Sitzung des britischen Kriegskabinetts vor der Konferenz von Versailles hatte Edwin Montagu trocken bemerkt, er würde gern einige Argumente *dagegen* hören, dass Grossbritannien sich die gesamte Welt einverleibe.³ Amerika war nun der Rivale Grossbritanniens als Bankier der Welt; es stand kurz vor dem Erreichen einer weltweiten wirtschaftlichen Vormachtstellung. Präsident Wilsons Vision einer «neuen Weltordnung», die

sich auf den Völkerbund und das Völkerrecht stützte, wurde realisiert, wenn auch nicht in den utopischen Formen, wie er es sich erträumt hatte. Wenig Aufmerksamkeit widmete man den Absichten Japans, das Shantung, einen anderen Rest des deutschen Kolonialreichs, als seinen Anteil an der Beute verlangte. Auch erhob man keine ernsthaften Einwände, als die Türkei und Russland unter Bruch des Vertrages von Sevres das für kurze Zeit unabhängige Armenien untereinander aufteilten.

Die Romanows, die Habsburger und die Hohenzollern wurden gestürzt an die Stelle ihrer Monarchien traten nun Republiken. In dieser Hinsicht stellte sich der Erste Weltkrieg als Wendepunkt im lange währenden Konflikt zwischen Monarchismus und Republikanismus heraus. Zwar waren im Jahre 1911 zwei monarchische Ordnungen gestürzt worden – die chinesische und die portugiesische –, doch war der Republikanismus 1914 relativ schwach; einige Konservative meinten, der Krieg werde dazu beitragen, ihn weiter zurückzudrängen. Am Vorabend des Krieges sassen Abkömmlinge und andere Verwandte von Königin Victoria nicht nur auf dem Thron von Grossbritannien und Irland, sondern auch auf den Thronen von Österreich-Ungarn, Russland, Deutschland, Belgien, Rumänien, Griechenland und Bulgarien. In Europa waren nur die Schweiz, Frankreich und Portugal Republiken. Trotz der imperialen Rivalitäten der Vorkriegsdiplomatie blieben die persönlichen Beziehungen zwischen den Herrschern beinahe freundlich: Die Briefe zwischen «George», «Willy» und «Nicky» bezeugen die fortwährende Existenz einer kosmopolitischen monarchischen Elite.

Obwohl die Macht der Monarchen gegenüber professionellen Politikern und Soldaten unterschiedlich gross war, hatten sie alle gezögert, in einen uneingeschränkten Krieg miteinander einzutreten, und erkannten, dass der Krieg auch ihre Throne gefährdete. Die Stellung der Monarchen würde bedroht werden, wenn Millionen von Soldaten mobilisiert würden: An seinen Wurzeln war der Erste Weltkrieg demokratisch.

Die Monarchie gehörte, als das Geschlecht der Krieger sich zu artikulieren begann, zu den ersten etablierten Institutionen, die an Legitimität verloren. Der Krieg führte zu einem Triumph des Republikanismus, von dem man nicht einmal in den 1790er Jahren geträumt hatte. Im Juli 1918 wurden Nikolaus II. und seine Familie in Jekaterinburg ermordet, der Kaiser verschwand ins holländische Exil, die dortige Regierung setzte Forderungen nach seiner Auslieferung als Kriegsverbrecher Widerstand entgegen; der letzte Habsburger, Kai-

ser Karl I, ging zunächst in die Schweiz, dann nach Madeira; der letzte osmanische Sultan wurde aus Konstantinopel fort auf ein wartendes britisches Schiff getrieben. Zwar überlebte die Institution der Monarchie in Grossbritannien, Belgien, Rumänien, Bulgarien, Italien, Jugoslawien, Griechenland und Albanien, ebenso in Holland und Skandinavien, die sich am Krieg nicht beteiligten, und es wurden auf den Trümmern des Osmanischen Reiches neue Monarchien etabliert. Doch zeigte die Landkarte Nachkriegseuropas neue Republiken in Russland, Deutschland, Österreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Polen und den drei baltischen Staaten sowie auch in Weissrussland, der Westukraine, Georgien, Armenien, Aserbeidschan (die dann in den Jahren 1919 bis 1921 unter Zwang zu Bestandteilen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken gemacht wurden) und schliesslich in Süd-Irland.

In Russland war die neue Republik eine Tyrannei, die weit blutdürstiger und weniger liberal als jene der Zaren war. Russlands Absinken in den Bürgerkrieg konnte den Eindruck erwecken, als sei das ursprüngliche Kriegsziel Deutschlands erreicht worden: die Zerschlagung der militärischen Bedrohung im Osten. Alle am Kampf beteiligten Länder (einschliesslich Deutschlands) sollten den Triumph Lenins noch bedauern. Zwar gab es revolutionäre Manifestationen von Glasgow bis Beijing, von Cordoba bis Seattle, doch Befürchtungen, dass der Bolschewismus sich wie die spanische Grippe ausbreiten würde, erwiesen sich als übertrieben.⁴ Allmählich wurde deutlich, dass Sowjetrussland das Potential besass, eine grössere militärische Macht als das Zarenreich darzustellen, wenn es auch bis in die 1940er Jahre dauerte, bis das Ausmass des Potentials des neuen Regimes einer neuen Generation deutscher Soldaten deutlich wurde.

Die Sieger des Ersten Weltkriegs hatten einen Preis bezahlt, der weit höher war als der Wert all ihrer Gewinne; einen Preis, der so hoch war, dass sie sehr bald nicht mehr in der Lage sein würden, die meisten dieser Gewinne zu halten. Der Krieg forderte auf beiden Seiten mehr als neun Millionen Menschenleben, mehr als einen von jeweils acht der 65,8 Millionen am Kampf beteiligten Soldaten. In viereinhalb Jahren mechanisierter Schlächtereier wurden tagtäglich ungefähr 6046 Soldaten getötet. 1919 bemühte sich Ernest Bogart, den Vermögenswert zu errechnen, den die Toten darstellten; er schätzte die Ge-

samtkosten für Deutschland auf sieben Milliarden, für Frankreich auf vier, für Grossbritannien auf drei Milliarden Dollar.⁵ In demographischer Hinsicht wurden die Toten (allerdings nicht immer ihr fachliches Können) schnell ersetzt. Im gesamten Krieg wurden weniger britische Männer getötet als im Jahrzehnt zuvor ausgewandert waren.⁶ Obwohl die deutsche Geburtenrate nach 1902 scharf abgesunken war, gab es unmittelbar nach dem Kriege keine Knappheit an jungen Männern; eher war das Gegenteil der Fall. Der Anteil von Männern im Alter zwischen 15 und 45 Jahren an der Gesamtbevölkerung stieg von 22,8 Prozent 1910 auf 23,5 Prozent 1925.⁷ In Grossbritannien war die Zahl der Männer zwischen 15 und 24 im Jahre 1921 ebenfalls höher, als sie es 1911 gewesen war. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung fiel nur ein wenig (von 18,2 auf 17,6 Prozent).⁸

Ein grösseres Problem waren jene unter den 15 Millionen Kriegsverletzten, die dauerhaft verkrüppelt waren. Von den 13 Millionen deutschen Männern, die zu irgendeiner Zeit «Dienst taten», waren schliesslich 2,7 Millionen wegen ihrer Verwundungen permanent behindert, und 800'000 von ihnen erhielten Invalidenrenten.⁹ In Frankreich gab es mindestens 1,1 Millionen Kriegsversehrtete, von denen 100'000 vollkommen erwerbsunfähig waren.¹⁰ Über 41'000 britischen Soldaten waren als Folge des Krieges Gliedmassen amputiert worden; zwei Drittel von ihnen verloren ein Bein und 28 Prozent einen Arm; darüber hinaus erlitten 272'000 Verletzungen, die keine Amputation notwendig machten. In den späten 30er Jahren erhielten immer noch 220'000 Offiziere und 419'000 Soldaten Invalidenrenten.¹¹

Vielen blieb nur die Trauer. In jüngster Zeit haben Historiker ihre Aufmerksamkeit auf die Vielzahl von Arten gerichtet, wie Überlebende – Eltern, Gatten, Geschwister und Freunde – versuchten, mit dem Verlust jener, die gestorben waren, fertig zu werden. Zweifellos gewannen, wie Jay Winter argumentiert hat, viele Trost aus den symbolischen Trauerhilfen, die die Kriegerdenkmäler darstellten. Möglicherweise half auch die Religion – einschliesslich der modischen, wenn auch unorthodoxen Praxis des Kommunizierens mit dem «Geist» der Toten. Doch kein Symbol – weder der Graben der Bajonette in Verdun noch Käthe Kollwitz' Gestalten trauernder Eltern, noch die Namen von 73 367 Toten in Thiepval, noch auch nur das einfache Pathos des Cenotaph in Whitehall – konnte mehr leisten als einen Brennpunkt für persönlichen Schmerz darzustellen. Diese Denkmäler hatten vor allem den Zweck, jenen

den Schmerz zu vermitteln, die das Glück hatten, keinen Verlust in ihrer unmittelbaren Umgebung erlitten zu haben.

Neben den Menschen zerstörte der Krieg die Errungenschaften eines Jahrhunderts voller ökonomischen Fortschritts. Die bereits erwähnte Schätzung der Kosten des Krieges von 208 Milliarden US-Dollar erfasst bei Weitem nicht den gesamten Umfang des ökonomischen Schadens. Die ökonomische Misere der Nachkriegsjahrzehnte – einer Zeit von Inflation, Deflation und Arbeitslosigkeit, von abnehmendem Handel und Schuldenkrisen – stellte den Gegensatz zu der Wirtschaftsblüte der Jahre 1896 bis 1914 dar, einer Zeit rapiden Wachstums, der Vollbeschäftigung auf der Basis von Preisstabilität, wachsenden Handels und freien Kapitalflusses. Der Erste Weltkrieg zerstörte das erste goldene Zeitalter wirtschaftlicher «Globalisierung». Die Menschen waren erstaunt darüber, dass es nach soviel Schlächterei noch Arbeitslosigkeit geben konnte; dass es nach soviel Zerstörung so wenig Arbeit gab – und wenn es sich auch nur um Reparaturarbeiten gehandelt hätte. Das wesentliche Problem bestand in der Wiederherstellung fiskalischer und monetärer Stabilität. Im Nachhinein mögen Keynesianer die Regierungen kritisieren, weil sie danach strebten, ausgeglichene Haushalte vorzulegen, statt Kredite aufzunehmen, um Arbeitsplätze zu schaffen; aber die am Krieg beteiligten Mächte hatten bereits zu viele Schulden gemacht, und es ist sehr zu bezweifeln, ob die Vorteile der Aufnahme neuer Schulden deren Kosten übertroffen haben würden. Eichengreen hat argumentiert, dass die Probleme der Wirtschaft der Zwischenkriegszeit weitgehend auf den Versuch zurückzuführen seien, den nicht länger mehr angemessenen Goldstandard wiederherzustellen.¹² Demokratische Parlamente leisteten Widerstand gegen die Durchsetzung der alten Regeln der Goldkernwährung. Doch war das die Alternative? Jene Länder, die versuchten, ihren Kriegsschulden aus dem Wege zu gehen, indem sie ihre Währungen abwerteten, erging es schliesslich wirtschaftlich schlechter als jenen, die unter Schmerzen zum Gold zurückgekehrt waren. Es ist auch zweifelhaft, ob ein System flexibler Wechselkurse besser funktioniert hätte.

Zeitgenössische Kritiker der Pariser Friedensschlüsse beklagten deren finanzielle Bedingungen. Die Wirtschaft der Weimarer Republik wurde nicht durch Reparationen zerstört; sie zerstörte sich vielmehr selbst. Die wirklichen Mängel des Friedens lagen anderswo: in dem naiven Glauben, dass Entwaffnung genügen könne, um den Militarismus auszurotten (die Begrenzung der

Reichswehr auf 100'000 Mann durch den Versailler Vertrag veranlasste diese nur zur Rationalisierung); noch schwereren Schaden richtete die Berufung auf das Prinzip der «Selbstbestimmung» an.

Bereits im Dezember 1914 hatte Woodrow Wilson argumentiert, jegliche Art von Friedensregelung «sollte zum Vorteil der europäischen Nationalstaaten wirken und nicht zugunsten irgendeines Staates, der fremden Völkern seinen Regierungswillen auferlegt»¹³. Am 27. Mai 1915 stellte er in einer Rede unzweideutig fest, dass «jedes Volk das Recht hat zu bestimmen, unter welcher Souveränität es leben will»¹⁴. Am 22. Januar 1917 wiederholte er dieses Prinzip: «Jedes Volk sollte die Freiheit besitzen, über seine eigene politische Ordnung zu bestimmen»¹⁵; er arbeitete die Konsequenzen in den Punkten 5 bis 13 seiner 14 Punkte (vom 8. Januar 1918) aus, die zu dieser Zeit – allerdings unterschiedlich aufrichtig – von den Bolschewisten, den Deutschen und Lloyd George akzeptiert wurden.¹⁶ Auf Wilsons Rat sollte der Völkerbund nicht nur die territoriale Integrität der Mitgliedsstaaten garantieren, sondern sollte zukünftige territoriale Regelungen «in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Selbstbestimmung» bringen können.¹⁷ Dem entgegen stand jedoch die ethnischen Heterogenität Mittel- und Osteuropas.

Es gab mindestens 9,5 Millionen Deutsche ausserhalb der Grenzen des Reiches, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg existierten – dies waren ungefähr 13 Prozent der gesamten deutschsprachigen Bevölkerung. Diese Zahlen wären noch höher, schliesse man die Deutschen in Elsass-Lothringen und in der Sowjetunion (die sogenannten Wolgadeutschen) ein. Die Annahme des Prinzips der «Selbstbestimmung» als Grundsatz des Friedensschlusses war fatal, weil er nicht auf Deutschland angewandt werden konnte, ohne dieses weit über die Reichsgrenzen von vor 1919 hinaus zu vergrössern. Man stellte sich vor die Alternative einer organisierten Heuchelei, die den Deutschen das Recht auf Selbstbestimmung absprach, das anderen gewährt wurde, und andererseits eines Revisionismus, der letztlich Deutschland einen beträchtlichen Teil seiner annexionistischen Ziele aus der Zeit von 1914 bis 1918 zugestehen würde. Von Anbeginn an gab es eine Inkonsequenz: ein *Anschluss* Rumpffösterreichs an das Reich war nicht gestattet, wohl aber Plebiszite, um über das Schicksal von Schleswig, dem südlichen Ostpreussen und Oberschlesien zu entscheiden. Die Friedensmacher beschworen den Geist der Selbstbestimmung, ein Prinzip, was ohne Gewalt nicht anwendbar war. Was bevorstand, zeigte sich auf

dem Balkan und in Anatolien, wo 1,2 Millionen Griechen und eine halbe Million Türken «repatriert» – das heisst, aus ihrer Heimat vertrieben – wurden. Die Bevölkerung Griechenlands erhöhte sich um ein Viertel, damit verschoben sich die ethnischen Kräfteverhältnisse in Griechisch-Mazedonien.¹⁸ Ähnliche Bevölkerungstransfers ereigneten sich auch anderswo: 770'000 deutschsprechende Menschen hatten die «abgetretenen Landesteile» bis 1925 zu verlassen, um ins Reich zu ziehen. Dies war mehr als ein Fünftel derjenigen, die 1910 in jenen Gegenden gelebt hatten.¹⁹ Die Kriterien waren im griechischen Falle religiöser Art, spätere Massenausweisungen sollten sich auf die weniger eindeutigen ethnischen Kategorien beziehen. Besonders verwundbar waren jene schätzungsweise zwei Millionen Flüchtlinge, die offiziell «staatenlos» waren, die meisten von ihnen Flüchtlinge vor dem Russischen Bürgerkrieg, vielfach Juden, die vor den Weissen und Roten Pogromen flohen.²⁰

Zusammenfassung

Zu Beginn dieses Buches wurden acht Fragen in Hinblick auf den Ersten Weltkrieg gestellt:

1. War der Krieg aufgrund des Militarismus, des Imperialismus, der Geheimdiplomatie oder des Rüstungswettlaufs unvermeidbar?
2. Warum setzte die deutsche Führung 1914 auf Risiko?
3. Warum entschied sich die britische Führung zum Eingreifen, als der Krieg auf dem Kontinent ausbrach?
4. Wurde der Krieg, wie oftmals behauptet wird, wirklich allseits mit Begeisterung begrüsst?
5. Warum reichte die wirtschaftliche Überlegenheit des British Empire nicht aus, den Mittelmächten schneller und ohne amerikanisches Eingreifen eine Niederlage beizubringen?
6. Warum gelang es dem deutschen Heer trotz seiner militärischen Überlegenheit nicht, die britischen und französischen Armeen an der Westfront ebenso zu besiegen, wie es den Sieg über Serbien, Rumänien und Russland errang?
7. Was veranlasste die Soldaten, weiter zu kämpfen, wenn die Lebensumstände auf dem Schlachtfeld so erbärmlich waren, wie die Kriegsdichter sie beschrieben?
8. Warum hörten Soldaten schliesslich zu kämpfen auf?

Die Antworten, die ich zu geben versucht habe, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Weder Militarismus noch Imperialismus, noch Geheimdiplomatie machten den Krieg unvermeidlich. Überall in Europa befand sich im Jahre 1914 der Antimilitarismus politisch im Aufstieg. Geschäftsleute – selbst «Krämer des Todes» wie Krupp – hatten kein Interesse an einem grösseren europäischen Krieg. Diplomatie, ob geheim oder offen, war erfolgreich bei der Lösung imperialer Konflikte zwischen den Mächten. In Kolonialfragen und in Bezug auf die Flotten konnten Grossbritannien und Deutschland ihre Differenzen regeln. Die Beziehung zwischen Grossbritannien und Deutschland führte nicht zu einem formalen Bündnis, weil Deutschland im Unterschied zu Frankreich, Russland, Japan und den USA keine ernsthafte Bedrohung für das Empire darzustellen schien.

2. Die deutsche Entscheidung, im Jahre 1914 einen europäischen Krieg zu riskieren, resultierte nicht aus Hybris: Es gab keinen Griff nach der Weltmacht. Die führenden deutschen Politiker und Militärs handelten aus einem Schwächegefühl heraus. Sie hatten den Rüstungswettbewerb zur See oder zu Lande nicht gewinnen können. Das Verhältnis der britischen zur deutschen Tonnage an Kriegsschiffen am Vorabend des Krieges betrug 2,1 zu 1; das Verhältnis der Personenstärke in einem Krieg, bei dem Russland, Frankreich, Serbien und Belgien gegen Deutschland und Österreich-Ungarn standen, war 2,5 zu 1. Dieser Unterschied war nicht auf einen Mangel ökonomischer Ressourcen zurückzuführen. Er war Ergebnis politischer und insbesondere fiskalischer Zwänge: Die Kombination zwischen einem relativ dezentralisierten bundesstaatlichen System und einem demokratischen Reichstag machte es für die deutsche Regierung mehr oder weniger unmöglich, mit den Verteidigungsausgaben ihrer stärker zentralisierten Nachbarn gleichzuziehen. Darüber hinaus wurde es 1913/1914 immer schwieriger, das Kreditvolumen für das Reich noch zu vergrössern, nachdem sich die Staatsschulden im Laufe von eineinhalb Jahrzehnten um 150 Prozent erhöht hatten. So gab Deutschland 1913/1914 3,5 Prozent seines Bruttosozialprodukts für die Verteidigung aus, dagegen Frankreich 3,9 und Russland 4,6 Prozent. Wenn Deutschland in der Praxis so militaristisch wie Frankreich und Russland gewesen wäre, würde es weniger Grund gehabt haben, sich unsicher zu fühlen und mit einem riskanten Präventivschlag zu liebäugeln, solange es dazu noch imstande war, wie Moltke es ausdrückte.

3. Die Entscheidung Grossbritanniens zur Intervention war das Ergebnis von geheimen Planungen seiner Generäle und Diplomaten, die bis Ende 1905 zurückreichten. Formal hatte Grossbritannien gegenüber Frankreich keine «Verpflichtungen auf dem Kontinent»; dies wurde wiederholt von Grey und anderen Ministern im Unterhaus festgestellt und von der Presse zwischen 1907 und 1914 bestätigt. Auch fühlte sich die liberale Regierung nicht durch den Vertrag von 1839 gebunden, die belgische Neutralität um jeden Preis zu garantieren. Wenn Deutschland diese 1914 nicht verletzt hätte, würde Grossbritannien es getan haben. Der Schlüssel zum Verständnis des Geschehens besteht in der Überzeugung einer Minderheit von Generälen, Diplomaten und Politikern, dass Grossbritannien im Falle eines Krieges auf dem Kontinent ein Heer hinüberschicken müsse, um Frankreich zu unterstützen. Diese Auffassung gründete sich auf eine Fehlinterpretation der deutschen Absichten, die die Anhänger einer Interventionspolitik als «napoleonisch» betrachteten. Die Verantwortlichen führten das Unterhaus irre, taten aber gleichzeitig nichts, um das britische Heer auf die vorgesehene Strategie vorzubereiten. Als am 2. August 1914 der Augenblick der Entscheidung kam, war es keineswegs von vornherein sicher, dass Grossbritannien gegen Deutschland eingreifen würde; die Mehrheit der Kabinettsmitglieder zögerte. Am Schluss einigten sie sich darauf, Grey zu unterstützen zum Teil aus der Angst heraus, aus ihren Ämtern verdrängt zu werden und die Geschäfte den Tories übergeben zu müssen. Es war eine historische Katastrophe – allerdings nicht für seine eigene Karriere – , dass Lloyd George in diesem entscheidenden Augenblick nicht die Gegner der Intervention unterstützte, denn ein Beiseitestehen würde einer Intervention vorzuziehen gewesen sein, die mangels einer schlagkräftigen britischen Armee nicht entscheidend sein konnte. Die deutschen Kriegsziele würden, wäre Grossbritannien draussen geblieben, keine direkte Bedrohung des Empire bedeutet haben; die Verringerung der russischen Macht in Osteuropa, die Schaffung eines «Mitteleuropäischen Wirtschaftsverbundes» und die Übernahme französischer Kolonien waren Ziele, die mit britischen Interessen nicht im Widerspruch standen.

4. Grossbritannien ist nicht durch eine Welle volkstümlicher Begeisterung für das «kleine Belgien» in den Krieg hineingeraten. Viele Männer meldeten sich in den ersten Wochen des Krieges freiwillig, weil die Arbeitslosigkeit durch die Wirtschaftskrise, die der Krieg ausgelöst hatte, in die Höhe schoss.

Die Finanzkrise von 1914 stellt den besten Beweis für die Existenz eines Kriegspessimismus dar. Viele Menschen sahen im Krieg keinen Grund zum Jubeln, sondern zur Besorgnis: Apokalyptische Vorstellungen waren ebenso häufig wie patriotisches Gerede. Die Menschen blickten einer gewaltigen politischen Katastrophe ins Auge.

5. Die Entente-Mächte erfreuten sich einer deutlichen wirtschaftlichen Überlegenheit über die Mittelmächte: Sie verfügten über ein gemeinsames Volkseinkommen, das 60 Prozent grösser war, über 4,5mal so viele Menschen und 28 Prozent mehr mobilisierte Soldaten. Hinzu kam, dass die britische Wirtschaft während des Krieges wuchs, während die deutsche schrumpfte. Die wirtschaftliche Kriegführung konnte diese grossen ökonomischen Unterschiede nicht ausgleichen. Es ist jedoch ein Mythos, dass die Deutschen ihre Kriegswirtschaft schlecht organisierten. Zieht man die unterschiedliche Ausstattung mit Ressourcen in Betracht, dann war es die andere Seite – Grossbritannien und die Vereinigten Staaten –, die den Krieg ineffizient führte. Grossbritannien brachte den Arbeitskräftemarkt durcheinander, was dazu führte, dass ein hoher Anteil der qualifizierten Arbeiter, von denen seine Industrie abhing, eingezogen und viele von ihnen getötet oder verwundet wurden. Gleichzeitig wurden höhere Löhne bezahlt, als durch die Produktivität gerechtfertigt war. Dies spiegelte die gewachsene Macht der Gewerkschaften wider, die in Grossbritannien und Frankreich während des Krieges ihre Mitgliederzahlen ungefähr verdoppelten; in Deutschland dagegen fiel die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder um mehr als 25 Prozent. Zwischen 1914 und 1918 gingen in Grossbritannien ungefähr 27 Millionen Arbeitstage durch Streiks verloren, in Deutschland lediglich 5,3 Millionen. Schliesslich lässt sich die Behauptung nicht halten, dass eine falsche Verteilung von Einkommen und knappen Nahrungsmitteln die deutschen Kriegsanstrengungen untergrub, da die Gruppen, die am stärksten darunter zu leiden hatten, relativ unwichtig waren: Immobilienbesitzer, höhere Beamte, Frauen, Kranke und uneheliche Kleinkinder. Diese Gruppen verloren keinen Krieg und machten auch keine Revolution.

6. Die Mittelmächte waren erfolgreicher im Töten des Feindes als die Heere der Entente und ihrer Verbündeten; sie töteten mindestens 35 Prozent mehr Soldaten, als sie verloren. Es gelang ihnen auch, 25 bis 28 Prozent mehr Gefangene zu machen als die Gegenseite. Die Mittelmächte setzten auf Dauer 10,3 Millionen feindliche Soldaten ausser Gefecht; sie verloren nur 7,1 Millio-

nen. Gewiss hatten die Mittelmächte kleinere Armeen; aber ihre Todesrate betrug nur 15,7 Prozent der mobilisierten Soldaten, nur wenig mehr als die entsprechende Zahl auf der anderen Seite (zwölf Prozent). Zwischen August 1914 und Juni 1918 gelang es den Deutschen ständig, mehr britische und französische Soldaten, als sie selber an Kämpfern verloren, zu töten oder gefangenzunehmen. Selbst als der Wind sich im Sommer 1918 zu ihren Ungunsten drehte, hatte dies mehr mit Fehlern der deutschen Strategie zu tun als mit Fortschritten auf alliierter Seite. Es kostete die Mittelmächte 11 '345 Dollar, einen feindlichen Soldaten zu töten; die entsprechende Zahl betrug für die Entente- und alliierten Mächte 36 485 Dollar. Auf jeden Fall erklären hohe Todesraten nicht das Ergebnis des Krieges: Andernfalls wäre Frankreich und nicht Russland zusammengebrochen, und die schottischen Regimenter hätten gemeutert. Dies bedeutet, dass die Entente-Mächte den Zermürbungskrieg verloren: Ihr wichtigstes strategisches Prinzip erwies sich als Fehlschlag, ebenso wie der Versuch, Deutschland durch eine Seeblockade auszuhungern und so zur Unterwerfung zu zwingen.

7. Die Lebensumstände an der Front waren ohne Zweifel erbärmlich. Tod und Verwundung wurden Tag für Tag durch Maschinengewehre, Scharfschützen, Granaten, Bajonette und andere Tötungsinstrumente verbreitet. Zusätzlich zu dem Schmerz, der damit verbunden war, wenn man getroffen wurde, verspürten die Soldaten Furcht, Entsetzen, Trauer, Müdigkeit und Ekel. Die Gräben waren feuchter, schmutziger und von Ungeziefer stärker infiziert als der schlimmste Slum. Doch gab es nur relativ wenig Fraternisierung mit dem Feind; Fahnenflucht war, während der längsten Zeit des Krieges, insbesondere an der Westfront, relativ selten; es gab nur wenige Meutereien.

Es wäre in vielfacher Hinsicht beruhigend, wenn wir beweisen könnten, dass Soldaten kämpften, weil sie durch Staatsbürokratien, die vor und während der Auseinandersetzung entstanden, dazu gezwungen wurden. Für einige Soldaten galt das zweifellos; aber viele Quellen belegen, dass jene, die zum Kämpfen gezwungen werden mussten, eine winzige Minderheit ausmachten. Bei der militärischen Disziplin ging es nicht darum, Männer zum Kämpfen zu zwingen, sondern sie zu ermutigen.

Die Kampfmentalität war von ganz gewöhnlichen Annehmlichkeiten beziehungsweise deren Fehlen abhängig: warme Kleidung, bewohnbare Unterkünfte, Verpflegung, Alkohol, Tabak, Ruhepausen, Freizeit, Sex und Urlaub.

Die Kameradschaft auf der Basis des Truppenteils festigte die innere soziale Stabilität. Derartige Kameradschaft fand man jedoch auf allen Seiten. Größere kollektive Identitätszusammenhänge (gegenüber Regimentern, Regionen und Staaten) waren in einigen Heeren besonders wichtig, weil sie dort stärker als in anderen betont wurden – französische Soldaten fühlten sich stärker als Franzosen als sich russische Soldaten als Russen fühlten. Einiges deutet auch daraufhin, dass die Religion dazu beitrug, die einander bekämpfenden Armeen zu motivieren. Das Motiv des Heiligen Kriegs und der christlichen Selbstaufopferung, das von Geistlichen auf beiden Seiten instrumentalisiert wurde, versetzte die Soldaten trotz der Tatsache, dass es an der Westfront zwischen den beiden kämpfenden Seiten keine bedeutsamen religiösen Unterschiede gab, in die Lage, die Schlächterei zu bejahen, an der sie sich selbst als Täter und Leidende beteiligten.

Entscheidend ist, dass Soldaten kämpften, weil sie nichts gegen das Kämpfen hatten. Für die meisten von ihnen war es weit weniger unerträglich, zu töten und Todesrisiken einzugehen, als wir heute im Allgemeinen annehmen. Viele Kriegsautoren liefern genügend Hinweise darauf, dass Mord und Tod nicht die Dinge waren, die den Soldaten am Krieg am meisten verhasst waren. Das Töten weckte nur wenig Abscheu, und die Furcht vor dem Tode wurde unterdrückt, während nicht-tödliche «Heimatschüsse» sogar höchst begehrt waren. Freud kam dem Kern der Dinge sehr nahe, als er die Vermutung äusserte, dass sich im Kriege eine Art «Todestrieb» zeige. Für einige war Vergeltung ein Motiv. Andere liebten das Töten um seiner selbst willen: Sie waren von Gewalt berauscht. Gleichzeitig unterschätzten die Soldaten ständig das eigene Todesrisiko. Obwohl die Chancen eines britischen Soldaten, in Frankreich getötet, verwundet oder gefangengenommen zu werden, etwa 50 zu 50 betrug, nahmen die meisten Soldaten an, gerade sie seien nicht dem Tod geweiht. Die Zeithorizonte verzerrten sich: Im Kampf lebten die Soldaten von Sekunde zu Sekunde, es entlastete sie, das lange Warten der vorangegangenen Nacht hinter sich zu haben. Als es schliesslich so schien, als würde der Krieg niemals enden, setzte Fatalismus ein.

8. Dies bringt uns zu der letzten und schwierigsten Frage: Warum hörten manche Soldaten schliesslich, falls der Krieg für sie erträglich war, doch zu kämpfen auf? Die beste Antwort auf diese Frage liegt in dem komplexen Kalkül der Kapitulation; denn es war die Massenkapitulation des Feindes, nicht

die Massentötung, die an allen Fronten den Sieg ankündigte. Der Zusammenbruch der Deutschen begann im August 1918 mit einem grossen Anwachsen der Zahl an deutschen Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten. Diese Veränderung ist nicht leicht zu erklären, aber der Schlüssel liegt möglicherweise in der Tatsache, dass es gefährlich war, sich zu ergeben (und auch Gefangene zu nehmen). Es gab auf beiden Seiten viele Vorfälle von Tötungen Gefangener einschliesslich einer unbekanntenen Anzahl von Fällen, in denen Gefangene fern der unmittelbaren Kampfzone ermordet wurden. Teilweise war das Töten von Gefangenen ein Nebenprodukt einer blutrünstigen Frontkultur. Einige Soldaten töteten Gefangene aus Vergeltung. Aber es gibt auch Belege dafür, dass manche Offiziere die Politik, keine Gefangenen zu machen, unterstützten, um die Aggressivität ihrer Männer zu steigern. Möglicherweise wurden derlei Vorfälle 1918 seltener, aber das scheint unwahrscheinlich. Eher ist anzunehmen, dass ein allgemeines Sinken der Kampfmentalität aufgrund des offensichtlichen Fehlschlags der Frühjahrsoffensive, Ludendorffs Bitte um Waffenstillstand und das wachsende Problem von Krankheiten deutsche Soldaten veranlassten, das Kämpfen als kostspieliger anzusehen, als sie es 1917 getan hatten. Es wäre jedoch falsch, diese Bereitschaft zur Kapitulation als Ausdruck allgemeinen Überdrusses an der Gewalt zu betrachten.

Kontrafaktische Überlegungen

Im Jahr 1932, zu einem Zeitpunkt also, da Reparationen und Schulden eingefroren waren und die Welt tief in der Wirtschaftskrise steckte, gab der Autor J.C. Squire eine unterhaltsame (doch inzwischen weitgehend vergessene) Sammlung dessen heraus, was er als «Abschweifungen in die imaginäre Geschichte» bezeichnete. Drei seiner elf Beiträge schrieben die Geschichte so um, dass der Erste Weltkrieg «vermieden» wurde. André Maurois liess die französische Revolution nicht ausbrechen. Wie sein allwissender «Erzengel» erklärt, ist die Welt der Phantasie nach eineinhalb Jahrhunderten Bourbonenherrschaft in Frankreich «etwas anders aufgeteilt. Die Vereinigten Staaten haben sich nicht von England gelöst, sondern sie sind so stark geworden, dass sie inzwischen das Britische Empire beherrschen (...). Das Parlament des Empire sitzt in Kansas City, (...) die Hauptstadt der (...) Vereinigten Staaten von Europa (...) in Wien.» Es hat keinen «Krieg von 1914 bis 1918» gegeben.²¹

Winston Churchill entwickelte eine ähnliche Phantasievorstellung, indem er einen Sieg der Konföderierten in der Entscheidungsschlacht von Gettysburg im amerikanischen Bürgerkrieg und im Jahre 1905 eine «englischsprechende Assoziation» von Grossbritannien, den Konföderierten und dem Norden der Vereinigten Staaten annahm:

«Nachdem die Gefahren des Jahres 1914 erfolgreich abgewendet worden waren und die Entwaffnung Europas dem angepasst worden war, was bereits von der englischsprechenden Assoziation durchgesetzt wurde, tauchte immer wieder der Gedanke an die bereinigten Staaten von Europa' auf. Das glänzende Beispiel des grossen englischsprechenden Zusammenschlusses, seine ungefährdete Sicherheit, seine grenzenlose Macht, die Schnelligkeit, mit der innerhalb seiner Grenzen Reichtümer geschaffen und weitläufig verteilt wurden, ein Gefühl von Lebensfreude und Hoffnung, das alle Völker zu durchdringen schien; all dies führte vor europäischen Augen zu einer Beurteilung, die nur die Beschränktesten ignorieren konnten. Ob es Kaiser Wilhelm II. gelingen wird, die europäische Einheit bei der für 1932 bevorstehenden Pan-europäischen Konferenz in Berlin auf eine höhere Stufe zu bringen, ist noch eine Frage der Zukunft.»²²

In einer etwas realistischeren Manier vertrat Emil Ludwig die Ansicht, wäre der deutsche Kaiser Friedrich III. 1888 nicht (nach 99 Tagen auf dem Thron) an Krebs gestorben, dann hätte die politische Entwicklung in Deutschland einen liberaleren Verlauf nehmen können. Ein länger lebender Friedrich hätte eine parlamentarische Verfassung durchgesetzt, einen deutsch-englischen Bündnisvertrag abgeschlossen und wäre am 1. August 1914 zufrieden im Alter von 83 Jahren gestorben.²³ Hilaire Belloc stellte sich ein kontrafaktisches Ergebnis vor, das noch schlimmer als die historische Wirklichkeit war. Wie Maurois eliminierte auch er die französische Revolution aus der Geschichte; aber diesmal wird Frankreichs Niedergang als Grossmacht beschleunigt, weil es zulässt, dass das Heilige Römische Reich sich zu einer europäischen Föderation fortentwickelt, die sich «von der Ostsee bis Sizilien, von Königsberg bis Ostende erstreckt». Wenn dann 1914 der Krieg mit diesem Grossdeutschland ausbricht, ist es Grossbritannien, das verliert und am Ende als eine «Provinz des europäischen Commonwealth» dasteht.²⁴

Abgesehen von der gemeinsamen vorrangigen Beschäftigung mit der Vor-

stellung einer europäischen Vereinigung, ist das Auffallende an diesen Aufsätzen, wie weit zurück die Autoren meinten gehen zu müssen, um einen Wendepunkt zu finden, an dem die europäische Geschichte in glaubhafter Weise einen anderen Weg eingeschlagen haben könnte. Doch 80 Jahre nach dem Waffenstillstand von 1918 sind weniger fernliegende kontrafaktische Verläufe plausibler. Was wäre gewesen, wenn Deutschland eine weniger riskante Verteidigungsstrategie verfolgt hätte, mehr Geld für seine Verteidigung in Friedenszeiten ausgegeben hätte, statt ganz und gar auf den Schlieffenplan zu setzen? Was wäre gewesen, wenn Grossbritannien sich 1914 aus dem Krieg herausgehalten hätte?

Wäre der Erste Weltkrieg nie ausgefochten worden, dann hätte die Konsequenz schlimmstenfalls so etwas wie ein erster kalter Krieg sein können, in dem die fünf Grossmächte weiterhin grosse Streitkräfte unterhielten, ohne jedoch ihr eigenes nachhaltiges ökonomisches Wachstum zu bedrohen. Wenn man andererseits einen Krieg geführt hätte, aber ohne Beteiligung Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten, dann hätten die siegreichen Deutschen wohl acht Jahrzehnte vor der Zeit eine Version der Europäischen Union geschaffen.

Wären die britischen Expeditionsstreitkräfte nicht über den Kanal geschickt worden, dann hätten die Deutschen ohne Zweifel den Krieg gewonnen. Selbst wenn man sie an der Marne hätte zum Stehen bringen können, würden sie es fast sicher geschafft haben, die französische Armee in Abwesenheit substantieller britischer Verstärkungen zu überwältigen. Selbst wenn die britischen Landungsstreitkräfte angekommen *wären*, dies aber infolge einer politischen Krise in London eine Woche später oder an einem anderen Ort, dann hätte es immer noch sein können, dass Moltke den Triumph seines Vorfahren hätte wiederholen können. Und was wäre dann passiert? Zweifellos hätte es weiter Bestrebungen für eine britische Intervention zur Zügelung der deutschen Ambitionen gegeben – insbesondere unter einem Premierminister Bonar Law. Es wäre jedoch eine ganz andere Intervention geworden. Die Expeditionsstreitkräfte würden sich durch die französische Niederlage als überflüssig erwiesen haben; hätte man sie dennoch geschickt, hätte möglicherweise eine Evakuierung im Stile von Dünkirchen am Ende gestanden. Die alten Pläne der «Flottenpartei» für Landungen an der deutschen Küste wären ebenfalls nur noch als Makulatur angesehen worden, was sie ohnehin waren. Vielleicht wäre auch eine Variante der Dardanellen-Offensive als glaubwürdigste Strategie für das

britische Heer aufgetaucht (insbesondere wenn Churchill an der Spitze der Admiralität geblieben wäre, was höchstwahrscheinlich passiert wäre). Neben solch einem riskanten Unternehmen – das gewiss weit besser gelaufen wäre, wenn die gesamten britischen Expeditionsstreitkräfte dafür zur Verfügung gestanden hätten – hätte das Äusserste, was Grossbritannien hätte tun können, darin bestanden, seine Seemacht einzusetzen, um die Art von Seekrieg gegen Deutschland zu führen, für die Fisher stets eingetreten war: Zusammentreiben der deutschen Handelsflotte, Stören von Neutralen, die Handel mit dem Feind treiben und Konfiszierung deutscher Vermögenswerte in Übersee.

Eine derartige Doppelstrategie wäre gewiss für Berlin störend gewesen, aber sie hätte nicht zu einer deutschen Niederlage geführt. Denn die Quellenlage deutet stark darauf hin, dass Deutschland nicht durch Hunger zur Unterwerfung gebracht wurde, worauf die Befürworter dieser Politik ihre Hoffnung gesetzt hatten. Auch hätte ein britischer Sieg über die Türkei die Stellung Deutschlands geschwächt, wenn es im Westen gesiegt hätte, doch würde er den Russen genützt haben, die schon lange nach Konstantinopel gestrebt hatten. Ohne den Zermürbungskrieg an der Westfront konnten die Personalstärke Grossbritanniens, seine Wirtschaft und seine überlegenen Finanzkräfte nicht entscheidend gegen Deutschland zum Einsatz gebracht werden. Eine wahrscheinlichere Entwicklung wäre ein diplomatischer Kompromiss (von der Art, wie ihn Lord Lansdowne befürwortete) gewesen, durch den Grossbritannien die Feindseligkeiten im Austausch gegen deutsche Garantien für die Integrität und Neutralität Belgiens beendet hätte. Dies war schliesslich Bethmann Hollwegs Ziel gewesen. Mit einem geschlagenen Frankreich und dem deutschen Angebot, im Hinblick auf Belgien den *status quo ante* wieder herzustellen, ist schwer zu erkennen, wie eine britische Regierung die Fortsetzung eines Seekriegs und vielleicht auch eines Landkriegs im Nahen Osten von unvorhersehbarer Dauer hätte rechtfertigen können. Man könnte sich vorstellen, dass verbitterte Liberale immer noch nach einem Krieg gegen die deutsche «Militärkaste» riefen, obwohl dieses Argument Haig nicht beeindrucken konnte und schwer durchzuhalten gewesen wäre, wenn, wie anzunehmen, Bethmann Hollweg jene Politik der Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten fortgesetzt hätte, die mit dem Haushaltsgesetz von 1913 begonnen worden und deren Früchte mit der Abstimmung über die Kriegskredite zur Reife gelangt wa-

ren.²⁵ Wollte man einen Krieg um die Erhaltung der russischen Herrschaft über Polen? Oder für die Übergabe Konstantinopels an den Zaren? Obwohl Grey zeitweise bereit zu sein schien, einen derartigen Krieg zu führen, wäre er sicher von jenen überstimmt worden, die wie Sir William Robertson im August 1916 immer noch für die Erhaltung «einer starken (...) teutonischen (...) mitteleuropäischen Macht» als Gegengewicht zu Russland eintreten konnten.²⁶ Der von Deutschland vorgeschlagene «Mitteleuropäische Wirtschafts-bund» wäre kaum abzulehnen gewesen.

Wäre Grossbritannien – auch nur für ein paar Wochen – im Abseits geblieben, hätte Kontinentaleuropa in etwas umgebildet werden können, das der Europäischen Union, wie wir sie heute kennen, nicht unähnlich gewesen wäre, jedoch ohne die massive Schwächung der britischen Macht in Übersee als Konsequenz der Beteiligung an zwei Weltkriegen. Vielleicht hätten sich auch der Zusammenbruch Russlands, die Schrecken des Bürgerkriegs und der Bolschewismus vermeiden lassen. Es hätte dort immer noch beträchtliche Unruhen auf dem Lande und in den Städten gegeben, doch für eine konstitutionelle Monarchie oder für eine parlamentarische Republik hätte es nach einem kürzeren Krieg mehr Erfolgchancen gegeben. Es wäre darüber hinaus nicht zu dem Eindringen amerikanischer finanzieller und militärischer Macht in europäische Angelegenheiten gekommen. Selbst wenn man zugesteht, dass es unter diesen Umständen dennoch in Europa in den 20er Jahren einen Faschismus gegeben hätte, dann hätte der eher in Frankreich als in Deutschland erfolgreich sein können. Die französische Rechte war vor 1914 weit schärfer antisemitisch als die deutsche – das zeigte etwa die Dreyfus-Affäre. Vielleicht wären ohne die ökonomischen Belastungen durch einen Weltkrieg Inflation und Deflation der frühen 20er und frühen 30er Jahre nicht so schwerwiegend gewesen.

Nach einem deutschen Sieg hätte Adolf Hitler sein Leben wohl als mittel-mässiger Postkartenmaler oder bescheidener alter Soldat in einem von Deutschland beherrschten Mitteleuropa beendet, über das es in seinen Augen wenig Grund zu Beschwerden gegeben hätte. Lenin hätte sein Wirken in Zürich fortsetzen und ewig darauf warten können, dass der Kapitalismus zusammenbräche – und wäre enttäuscht geblieben. Es war das deutsche Heer, das Hitler nicht nur sein geliebtes «Fronterlebnis» verschaffte, sondern ihn auch unmittelbar nach dem Krieg in die Politik und in die Betätigung als öffentli-

cher Redner einführte. Es war ebenfalls die deutsche Armee, die Lenin nach Petrograd zurückbeförderte, um 1917 die russischen Kriegsbemühungen zu untergraben. Und es war auf den Krieg zurückzuführen, dass diese beiden Männer imstande waren, ihren Aufstieg zu vollziehen, um barbarische Tyraneien zu erschaffen, die noch mehr Massenmorde verübten.

Letztendlich stellt sich die Frage, ob das Akzeptieren eines deutschen Siegs auf dem Kontinent für die britischen Interessen ebenso zerstörerisch gewesen wäre, wie es Grey und andere Germanophoben zu jener Zeit behaupteten und wie es die Mehrheit der Historiker seitdem akzeptiert hat. Ich vermute, dass dies nicht der Fall gewesen wäre. Eyre Crowes Frage hatte immer gelautet: «Sollte es zum Krieg kommen und Grossbritannien draussen bleiben (...) [und] Deutschland und Österreich gewinnen, Frankreich zerschmettert und Russland gedemütigt werden, wie sähe dann die Lage eines England ohne Freunde aus?»²⁷ Meine Antwort als Historiker lautet: Sie hätte besser ausgehen als jene des erschöpften England im Jahre 1919.

Immanuel Geiss hat kürzlich behauptet:

«Theoretisch stimmte auch die politische Konsequenz aus der deutschen ‚Welt-Anschauung‘ zu Beginn der deutschen ‚Weltpolitik‘: Deutschland und der europäische Kontinent westlich von Russland würden sich gegenüber den schon bestehenden und hinter ihnen aufsteigenden Weltmächten nur durch einen Zusammenschluss behaupten können. Die Führung eines geeinten Europas aber würde automatisch der stärksten Macht auf dem Kontinent zufallen – Deutschland (...).

Vielleicht war es die zentrale Schwäche der Folgerungen, die die ‚Weltpolitik‘ aus der deutschen ‚Welt-Analyse‘ zog, dass sie den traditionellen Widerwillen des Europäischen Systems gegen jede aus Europa kommende hegemoniale oder imperiale Zusammenfassung des Kontinents souverän übersah. Eine Führung Europas als kommende Weltmacht zur europäischen Selbstbehauptung gegenüber den in die Zukunft projizierten gegenwärtigen und kommenden Weltmächten durch Deutschland hätte den seit Jahrhunderten eingebauten Widerstand Europas gegen eine damit implizierte Hegemonie des Reichs – offene oder versteckte Vorherrschaft – konstruktiv überwinden oder ausräumen müssen. Deutschland hätte Europa vorher vom gesamteuropäischen Nutzen einer deutschen Führung überzeugen müssen (...). Vor allem hätte Deutschland beweisen müssen, dass seine Welt-Analyse in sich stimmig war, dass ein nicht zu leugnendes deutsches Interesse mit den aufgeklärten Interessen aller Kontinentaleuropäer zusammenfiel, dass der gedachte Hegemon Deutschland sie als im Prinzip gleichberechtigte Partner, grosse wie kleine, behandeln würde.»

All dies, so heisst es explizit nur in der englischen Ausgabe dieses Aufsatzes von Geiss, hätte schliesslich dazu führen können, dass Deutschland in den Jahren nach der Jahrhundertwende, «etwas erreicht hätte, was der Stellung der Bundesrepublik heute entspricht».²⁸

Obwohl seine Annahmen möglicherweise unbewusst die etwas anmassende Euphorie der Phase unmittelbar nach der Wiedervereinigung widerspiegeln, hat Geiss in einem bestimmten Sinne absolut recht: Es wäre uneingeschränkt vorzuziehen gewesen, wenn Deutschland seine Hegemonialstellung auf dem Kontinent ohne die beiden Weltkriege hätte erreichen können. Es lag nicht nur an Deutschlands Versagen, dass dies nicht passierte. Es war Deutschland, das 1914 einem unwilligen Frankreich (und einem nicht ganz so unwilligen Russland) einen Kontinentalkrieg aufzwang. Aber es war die britische Regierung, die sich schliesslich dafür entschied, den Kontinentalkrieg in einen Weltkrieg zu verwandeln, einen Konflikt, der doppelt so lange dauerte und weit mehr Menschenleben kostete, als Deutschlands erster «Griff nach der europäischen Union» gefordert hätte, wäre dieser «nach Plan» verlaufen. Indem sie 1914 gegen Deutschland in den Kampf zogen, halfen Asquith, Grey und ihre Kollegen, dafür zu sorgen, dass Grossbritannien, als Deutschland schliesslich die Vorherrschaft auf dem Kontinent erreichte, nicht mehr stark genug war, dazu ein Gegengewicht zu bilden.

Anhang

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Er wurde damals nicht so genannt: Weltkrieg oder Europäischer Krieg waren die üblichen Bezeichnungen; später sprach man dann vom «Gros-sen Krieg»; der Name «Erster Welt-krieg» wird üblicherweise auf den Kriegskorrespondenten der Times, Charles ä Court Repington, zurück-geführt, der bereits im September 1918 erkannte, dass eine so optimi-stische Bezeichnung wie diejenige von H.G. Wells – «Der Krieg, der alle Kriege beenden wird» – sich nicht durchsetzen würde.
- 2 Spiers, «Scottish soldier», S. 314. Für eine niedrigere Schätzung, siehe Harvie, No Gods, S. 24.
- 3 PRO WO 95/1483, History of the 2nd Battalion, Seaforth Highland-ers, 1916-1918, Kriegstagebuch.
- 4 Die meisten Soldaten wurden erst in jenem Jahr demobilisiert.
- 5 Dies ist selbstverständlich eine an-dere Art und Weise zu sagen «Ihr Name lebet in Ewigkeit», jene bibli-sche Formulierung also, die Kipling für die Gedenksteine vorschlug, die die «Imperial War Graves Commis-sion» errichtete.
- 6 Ungefähr 732.000 britische Militär-angehörige dienten während des Er-sten Weltkrieges; im Zweiten betrug deren Zahl 264.443. Jedoch kamen im Zweiten Weltkrieg mehr Zivilis-ten um, nämlich 92.573; bei deut-schen Luft- und Seeangriffen auf Grossbritannien fanden im Ersten Weltkrieg etwa 1570 Menschen den Tod: Davies, Europe, S. 1328; Banks, Military Atlas, S. 296.
- 7 Ferguson, Paper and Iron.
- 8 Ferguson, «Food and the First World War», S. 188-195; derselbe, «Germany and the Origins of the First World War», S. 725-752; der-selbe, «Public Finance and National Security», S. 141-168; derselbe, «Keynes and the German Inflation», S. 368-391.
- 9 Eine nützliche Chronik liefert Gil-bert, First World War. Andere ex-zellente Leitfäden sind: Ferro, Great War, eine anregende Mischung aus Kriegs- und Sozialgeschichte; Rob-bins, First World War; ferner schliesslich Warner, World War One. Taylor, First World War, bleibt immer noch die lebhafteste, wenn auch von unüberwindlicher Abneigung erfüllte kurze Darstel-lung.

- 10 Ein bemerkenswert breit angelegtes Portrait des Krieges auf britischer Seite liefert Wilson, *Myriad Faces*. Siehe auch Bourne, *Britain and the Great War*; DeGroot, *Blighty*. Beachtung verdienen auch die entsprechenden Teile von Taylor, *English History*, S. 1-119. Woodward, *Great Britain*, hat sich als weniger dauerhaft erwiesen.
- 11 Siehe auch das ansonsten ausgezeichnete Werk von Hardach, *First World War*, das über militärische Leistungsfähigkeit buchstäblich nichts sagt, und Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg*. Vgl. Chickering, *hervorragende neue Synthese*, *Imperial Germany*, und Herwig, *First World War*, ein Werk, das militärischen Angelegenheiten den angemessenen Vorrang zuerkennt sowie in geschickter Weise deutsche und österreich-ungarische Aspekte verwebt. Exzentrischer, aber reich an Einzelheiten ist Moyer, *Victory Must Be Ours*.
- 12 Fussell, *Great War*; Hynes, *War Imagined*.
- 13 Unter den vielen in letzter Zeit erschienenen Sammelbänden habe ich die folgenden als nützlich empfunden: Liddle (Hrsg.) *Home Fires*; Mommsen (Hrsg.), *Kultur und Krieg*; Michalka (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*; Cecil und Liddle (Hrsg.), *Facing Armageddon*. Erwähnenswert sind auch: Becker und Audoin-Rouzeau (Hrsg.), *Sociétés européennes et la Guerre*; derselbe et al. (Hrsg.), *Guerre et Cultures*; sowie Hirschfeld et al. (Hrsg.), *Keiner fühlt sich mehr als Mensch*.
- 14 Siehe auch die ergiebige Diskussion in Winter, *Great War*, S. 289-300.
- 15 Sassoon, *War Poems*, S. 22.
- 16 Hynes, *War Imagined*, S. 239.
- 17 Als Owen eine Woche vor dem Waffenstillstand fiel, waren erst vier seiner Gedichte veröffentlicht worden; weitere sieben erschienen dann 1919 in Edith Sitwells Zeitschrift *Wheels*; im Jahr danach wurden von Sassoon 23 seiner Gedichte publiziert; vgl. Owen, *Poems*.
- 18 Blunden, *Undertones*, S. 256-260.
- 19 Zu jenen, die eindeutig gegen den Krieg gerichtete Gedichte schrieben, zählten auch Herbert Read, David Jones und Isaac Rosenberg. Siehe die Beispiele in Silkin (Hrsg.), *Penguin Book*.
- 20 Willett, *New Sobriety*, S. 22. Alfred Lichtenstein, *Gebet vor der Schlacht*, in: *Dichtungen*, Zürich 1989, S. 120.
- 21 Siehe im Allgemeinen, Marsland, *Nation's Cause*.
- 22 Silkin, (Hrsg.), *Penguin Book*.
- 23 Holroyd, *Shaw*, Band II, S. 348ff.
- 24 Hynes, *War Imagined*, S. 83ff.
- 25 *Ibid.*, S. 106. Er änderte seinen Namen 1919, zuvor hatte er Ford Maddox Hueffer geheissen; zu den «Opfern» des Kriegs zählten sehr viele deutsche Nachnamen.
- 26 *Ibid.*, S. 131, 169.
- 27 Agnus Hamilton, *Dead Yesterday* (1916); Rose Allatini, *Despised and Rejected* (1918); das letztgenannte

- Werk verband Pazifismus mit Homosexualität und wurde verboten.
- 28 Hynes, *War Imagined*, S. 137, 326.
Siehe auch S. 347f.
- 29 *Ibid.*, S. 286f.
- 30 *Ibid.*, S.318ff.
- 31 *Ibid.*, S. 432f.
- 32 *Ibid.*, S. 351.
- 33 *Ibid.*, S. 344ff.
- 34 Buchan, *Prince of the Captivity*.
- 35 Gibbon, *Scots Quair*, beispielsweise S. 147-182.
- 36 Forester, *The General*, beispielsweise Kapitel 16 und 17.
- 37 Herbert, *Secret Battle*. Tatsächlich wurde Dyetts Fall von dem am wenigsten kriegsgegnerischen Journalisten Horatio Bottomley aufgegriffen.
- 38 Grieves, «Montague», S. 49, 54.
- 39 *Ibid.*, S. 424f.; Cecil, «British War Novelists», S. 809. Vgl. Barnett, «Military Historian's View», S. 1-18.
- 40 Céline, *Voyage au bout de la nuit*. Vgl. Field, «French War Novel», S. 831-840.
- 41 Weber, *Hollow Years*, S. 19.
- 42 Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit*. Vgl. Timms, Kraus, S. 371ff.
- 43 Marwick, *Deluge*, S. 221.
- 44 Kahn, «Art from the Front», S. 192-208.
- 45 Cork, *Bitter Truth*, S. 171.
- 46 *Ibid.*, S. 175.
- 47 Danchev, «Bunking and Debunking», S. 263f.
- 48 Taylor, *First World War*, S. 11, 62.
- 49 Wolff, *In Flanders Fields*; Tuchman August 1914; Clar, *Donkeys*; Horne, Alistair, *Price of Glory*. Zum hintergründigen Einfluss von Liddell Hart auf diese Werke siehe Bond, «Editor's Introduction», S. 6; Danchev, «Bunking and Debunking», S. 278.
- 50 Danchev, «Bunking and Debunking», S. 268.
- 51 Macdonald, *Passchendaele*; *Roses of No Man's Land*; *Somme*; 1914; *Voices and Images*; 1915.
- 52 Laffin, *British Butchers and Bunglers*.
- 53 *Ministère des Affaires Étrangères* [Belgien], *Correspondance Diplomatique*; *Ministerium des k. und k. Hauses und des Äussern*, *Diplomatische Aktenstücke*; Marchand (Hrsg.), *Un livre noir*; *Auswärtiges Amt*, *German Whithe Book*.
- 54 Hynes, *War Imagined*, S. 47,278.
- 55 Edmonds (Hrsg.), *France and Belgium*. Es existieren auch gehaltvolle offizielle Geschichtsdarstellungen über alle Kriegsschauplätze, an denen britische Soldaten kämpften, darunter Ost-Afrika, Ägypten und Palästina, Italien, Mazedonien, Mesopotamien, Togo und Kamerun – das wichtigste davon bleibt Aspinall-Oglanders zweibändiges Werk über Gallipoli. Die Admiralität produzierte Corbetts und Newbolts fünfbandiges Werk, *Naval Operations* (1920 bis 1931); die Rolle des Royal Flying Corps wird dargelegt in Raleigh and Jones sechsteiligem Werk, *War in the Air* (1922 bis 1927). Es existieren auch offizielle Geschichten des Transportwesens an

- der Westfront, der Handelsmarine, des Seehandels, der Blockade sowie zwölf Bände über das Munitionsmi-
nisterium. Darüber hinaus veröffent-
lichte die Carnegie-Stiftung eine
Reihe halbamtlicher Bände, die für
den Wirtschaftshistoriker von grös-
stem Nutzen sind: Beveridge, *British
Food Control* (1928), und Stampf,
Taxation during the War (1932),
sind besonders brauchbar.
- 56 Reichsarchiv, Weltkrieg. Das Wie-
ner Gegenstück ist Österreichisches
Bundesministerium für Heereswesen
und Kriegsarchiv (Hrsg.), *Öster-
reich-Ungarns letzter Krieg*.
- 57 Anon. (Hrsg.), *Documents diploma-
tiques secrets russes*; Hoetzsch
(Hrsg.), *Internationale Beziehungen
im Zeitalter des Imperialismus*.
- 58 Die deutschen Dokumente zum
Kriegsausbruch 1914, zusammenge-
stellt von Karl Kautsky, hrsg. von
Max Graf von Montgelas und Walter
Schücking, 2. erweiterte Auflage,
Berlin 1922, 4 Bände. Siehe aber
auch die Dokumente, die von den
führenden deutschen Militärs der
Kriegszeit herausgegeben wurden:
Ludendorff (Hrsg.), *Urkunden der
Obersten Heeresleitung über ihre
Tätigkeit 1916/18*, Berlin 1920; Tir-
pitz, *Deutsche Ohnmachtspolitik*.
- 59 Fischer, Bloch und Philipp (Hrsg.),
*Ursachen des Deutschen Zusammen-
bruches*.
- 60 Lepsius, Mendelssohn-Bartholdy
und Thimme (Hrsg.), *Grosse Politik*.
- Siehe auch von österreichischer
Seite, Bittner und Übersberger
(Hrsg.), *Österreich-Ungarns Aussen-
politik*.
- 61 Gooch und Temperley (Hrsg.),
British Documents.
- 62 Commission de publication, *Docu-
ments diplomatiques français*.
- 63 Ausserdem veröffentlichte Haig,
Despatches, 1919; Jellicoe, *The
Grand Fleet, 1914-1916*, erschien im
gleichen Jahre, später folgte dann
sein Werk *The Crisis of the Naval
War*, 1920.
- 64 Ludendorff, *Kriegserinnerungen*;
Tirpitz, *Erinnerungen*; Falkenhayn,
Oberste Heeresleitung.
- 65 Bethmann, *Betrachtungen*.
- 66 Wilhelm II, *Ereignisse und Gestal-
ten. Monarchen, die nicht abgesetzt
wurden, hielten im Allgemeinen den
Mund: Teilweise eine Ausnahme bil-
det: Galet, Albert King of the Bel-
gians*.
- 67 Darauf folgte viel später: *Men and
Power*.
- 68 Diese Bücher waren im Allgemeinen
Verkaufserfolge: Von Greys
Twenty-five Years wurden im ersten
Jahr fast 12.000 Exemplare verkauft;
beinahe ebenso viele Exemplare
wurden von Churchills *World Crisis*
innerhalb von einem Monat nach ih-
rem Erscheinen gedruckt. Bis 1937
waren nahezu 55.000 Exemplare al-
ler sechs Bände von Lloyd Georges
Erinnerungen verkauft: Bond, «*Edi-
tor's Introduction*», S. 7.
- 69 Lloyd George, *War Memoirs*, Band
I, S. 32, 34f, 47f.

- 70 Churchill, World Crisis, Band I, S. 45, 55, 188.
- 71 Hitler, Mein Kampf, S. 173.
- 72 Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 143, 277; Band II, S. 20, 30.
- 73 Hazlehurst, Politicians at War, S. 52.
- 74 Trevelyan, Grey of Falloden, S. 250.
- 75 Jarausch, Enigmatic Chancellor, S. 149.
- 76 Hobsbawm, Age of Empire, S. 32f.; Barnett, Collapse of British Power, S. 55; Davies, Europe, S. 900.
- 77 Joli, Origins, S. 186. Feldmarschall Franz Conrad von Hötzendorf, Aus meiner Dienstzeit 1906-1918, Wien 1923, Band IV, S. 128 f.
- 78 Siehe zum Beispiel Oncken, Das Deutsche Reich; und aus jüngerer Zeit, Calleo, German Problem.
- 79 Fay, Origins of the World War. Kritischer gegenüber Russland und Frankreich ist: Barnes, Genesis of the World War.
- 80 Lenin, Imperialismus. Vgl. Hobson, Imperialism. Eine gute Erörterung der geistigen Anpassung der Linken an den Krieg bieten Cain und Hopkins, British Imperialism, Band I, S. 454f.
- 81 Siehe als Beispiel aus allerjüngster Zeit, Hobsbawm, Age of Empire, S. 312-314, 323-327.
- 82 Taylor, First World War; derselbe, War by Timetable.
- 83 Mayer, Persistence of the Old Regime. Siehe auch derselbe, «Domestic Causes of the First World War», S. 286-300; Gordon, «Domestic Conflict and the Origins of the First World War», S. 191-226. Eine kritische Ansicht dazu bietet Loewenberg, «Arno Mayers «Internal causes'», S. 628-636.
- 84 McNeill, Pursuit of Power, S. 310-314.
- 85 Zu den jüngsten Beispielen zählen Eksteins, Rites of Spring; Wohl, Generation of 1914.
- 86 Kaiser, «Germany and the Origins of the First World War», S. 442-474.
- 87 Jarausch, Enigmatic Chancellor, S. 149.
- 88 Asquith, Genesis, S. 216.
- 89 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 43f.
- 90 Siehe beispielsweise Taylor, Struggle for Mastery, S. 527; Joli, Europe since 1870, S. 184ff. Siehe auch Brock, «Britain enters the War», S. 145-178.
- 91 Churchill, World Crisis, Band I, S. 202f.
- 92 Ibid., Band I, S. 228f.
- 93 Grey, Twenty-Five Years, Band II, S. 46. Siehe auch S. 9f.
- 94 Ibid., Band I, S. 77, 312.
- 95 Ibid., Band II, S. 28.
- 96 Ibid., Band I, S. 335ff.
- 97 Wilson, Entente, beispielsweise S. 96f, 115. Siehe auch Wilson, «Britain's «Moral Commitment' to France», S. 382-390.
- 98 French, British Planning, S. 87.
- 99 Siehe zum Beispiel Howard, «Europe on the Eve of World War I», S. 119; Martel, Origins, S. 69; Thompson, Europe since Napoleon, S. 552.

- 100 Kennedy, Anglo-German Antagonism, S. 458.
- 101 Wilson, Myriad Faces of War, S. 12-16.
- 102 Fischer, «Kontinuität des Irrtums», S. 83-101; derselbe, Griff nach der Weltmacht.
- 103 Zur Geschichte der «Fischer-Kontroverse», siehe Moses, Politics of Illusion; Droz, Causes de la Première Guerre Mondiale. Siehe auch Jäger, Historische Forschung, S. 135ff.
- 104 Kehr, Primat der Innenpolitik.
- 105 Fischer, Krieg der Illusionen. Siehe auch Schulte, Europäische Krise.
- 106 Siehe Erdmann, «Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs», S. 525-540; Zechlin, «Deutschland zwischen Kabinettskrieg und Wirtschaftskrieg», S. 347-458; Jaraus, «Illusion of Limited War», S. 48-76. Siehe auch Zechlin, Krieg und Kriegerisiko; derselbe, «July 1914: Reply to a Polemic», S. 371-385; Erdmann, «War Guilt 1914 Reconsidered», S. 334-370.
- 107 Kaiser, «Germany and the Origins of the First World War».
- 108 Berghahn, Germany and the Approach of War; Steiner, Britain and the Origins of the First World War; Keiger, France and the Origins of the First World War; Bosworth, Italy and the Approach of the First World War; Lieven, Russia and the Origins of the First World War; Williamson, Austria-Hungary and the Coming of the First World War.
- 109 Turner, Origins of the First World War; Remak, «1914 – The Third Balkan War»; Lee, Europe's Crucial Years; Langhorne, Collapse of the Concert of Europe; Barraclough, From Agadir to Armageddon. Immer noch wertvoll ist: Albertini, Origins.
- 110 Siehe beispielsweise Hildebrand, «Julikrise 1914»; derselbe, Das Vergangene Reich, S. 302-315.
- 111 Geiss, Juli 1914, S. 376. Siehe auch derselbe, Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges; derselbe, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg.
- 112 Geiss, Der lange Weg, S. 23f., 54, 123.
- 113 Ibid., S. 123,128.
- 114 Ibid., S. 128,187.
- 115 Ibid., S. 214.
- 116 Schöllgen, «Introduction», S. 1-17; derselbe, «Germany's Foreign Policy in the Age of Imperialism», S. 121-133.
- 117 Parker, Old Lie, S. 203.
- 118 The Lion: Hampton School Magazine (1914), S. 23. Ich danke Glen O'Hara für diesen Hinweis.
- 119 Eine gute Darstellung eines britischen Denkmals bietet: Inglis, «Homemecoming», S. 583.
- 120 Prost, «Monuments aux Morts», S. 202.
- 121 Siehe im Allgemeinen Winter, Sites of Memory.
- 122 Ferguson (Hrsg.), Virtual History, beispielsweise S. 1-90.

1 Die Mythen

- 1 Dieser Abschnitt stützt sich weitgehend auf I. Clarke, *Great War*. Siehe auch dessen Werke »Tale of the Next Great War« und »Voices Prophesying War«.
- 2 I. Clarke, *Great War*, S. 129-139.
- 3 Childers, *Riddle of the Sands*, S. 248 [deutsch: Erskine Childers, *Das Rätsel der Sandbank*. Ein Bericht des Geheimdienstes, Zürich 1975, S. 311].
- 4 I. Clarke, *Great War*, S. 326ff.
- 5 *Ibid.*, S. 139-152. Einer Quelle zufolge wurden mehr als eine Million Exemplare dieses Buches verkauft.
- 6 *Ibid.*, S. 339-354.
- 7 Andrew, *Secret Service*, S. 77.
- 8 Le Queux, *Spies of the Kaiser*.
- 9 I. Clarke, *Great War*, S. 356-363.
- 10 Saki, *When William Came*, S. 691-814 [deutsch: Als Wilhelm kam. Eine Geschichte aus dem London unter den Hohenzollern, München 1992].
- 11 *Ibid.*, insbesondere S. 706-711. Die Vorstellung, die Juden seien besonders deutschfreundlich eingestellt, kommt uns heute etwas überraschend vor, doch auf der englischen Rechten war sie vor 1914 allgemein verbreitet. Es erübrigt sich zu betonen, daß die Bewegung der Boy Scouts sich defätistischen Stimmungen widersetzte.
- 12 I. Clarke, *Great War*, S. 364-369.
- 13 *Ibid.*, S. 87-98.
- 14 *Ibid.*, S. 183-201, 390-398.
- 15 *Ibid.*, S. 399-408.
- 16 *Ibid.*, S. 385-390.
- 17 *Ibid.*, S. 408ff.
- 18 *Ibid.*, S. 233-247.
- 19 *Ibid.*, S. 214.
- 20 *Ibid.*, S. 296-313.
- 21 *Ibid.*, S. 233.
- 22 *Ibid.*, S. 202-225; Seestern (Ferdinand und H. Grautoff), *Der Zusammenbruch der alten Welt*, Leipzig 1906, S. 199.
- 23 Steinberg, »Copenhagen Complex«. 1801 hat Lord Nelson die dänische Flotte durch einen Überraschungsangriff im Hafen von Kopenhagen vernichtet.
- 24 I. Clarke, *Great War*, S. 226-232.
- 25 Marx/Engels, *Werke*, Band 21, Berlin 1962, S. 350ff.; Förster, »Dreams and Nightmares«, S. 4.
- 26 Helmuth von Moltke, *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, Band VII, Berlin 1892, S. 137ff.
- 27 Bloch, *Is War Now Impossible*.
- 28 *Ibid.*, S. XXXVII.
- 29 *Ibid.*, S. LX.
- 30 *Ibid.*, S. LII.
- 31 *Ibid.*, S. LVI-LIX.
- 32 *Ibid.*, S. X-XI.
- 33 *Ibid.*, S. XXXI.
- 34 Zur Rolle der Presse, siehe Morris, *Scaremongers*.
- 35 Lasswell, *Propaganda Technique*, S. 192.
- 36 Innis, *Press*, S. 31.
- 37 Andrew, *Secret Service*, S. 77.
- 38 D. French, »Spy Fever«, S. 355-365; Hiley, »Failure of British Counter-Espionage«, S. 867-889; Hiley, »Counter-Espionage«, S. 635-670; Hiley, »Introduction«, S. vii-xxxvi;

- Andrew, Secret Service, S. 90ff. Die Freigabe der Akten von MI5 (zuvor MO5) im Jahre 1997 hat weitere Einzelheiten über die wahrhaft posenhafte Frühzeit der britischen Gegenspionage enthüllt.
- 39 Public Record Office (PRO) KV 1/7, List of Persons Arrested, 4. August 1914. Siehe auch PRO KV 1/9, Report, 31. Juli 1912; Kell Report, 16. August 1912; Report, 29. Oktober 1913; PRO KV 1/46, M.I.5 Historical Reports, G Branch Report, «The investigation of espionage», Band VIII (1921), Appendix C; Major R. J. Dake Memorandum, 4. Januar 1917. Siehe auch Andrew, Secret Service, S. 105-116, hier findet sich ein sarkastischer Überblick über die verschiedenen Fälle.
- 40 Andrew, Secret Service, S. 115ff.
- 41 Ibid, S. 120.
- 42 Hiley, «Counter-Espionage», Anhang C und D.
- 43 Trumpener, «War Premeditated», S. 58-85.
- 44 Hiley, «Introduction», S. xix-xxi.
- 45 Andrew, Secret Service, S. 89f.
- 46 PRO KV 1/9, Kell Report, 7. November 1910. Vgl. Andrew, Secret Service, S. 12ff.
- 47 Andrew, Secret Service, S. 127-133. Siehe auch D. French, «Spy Fever», S. 363; Andrew, «Secret Intelligence», S. 12ff.
- 48 Andrew, Secret Service, S. 133ff.
- 49 PRO CAB 38/4/9, W. R. Robertson, «The Military Resources of Germany, and Probable Method of their Employment in a War Between Germany and England», 7. Februar 1903.
- 50 Andrew, Secret Service, S. 88.
- 51 Morris, Scaremongers, S. 158.
- 52 PRO FO 800/61, Grey an Lascelles, 22. Februar 1908. Vgl. D. French, «Spy Fever», S. 363.
- 53 Einzelheiten über die Kampagne zur Schaffung eines solchen Büros finden sich in PRO KV 1/1, Organization of Secret Service: note prepared for DMO, 4. Oktober 1908; War Office note for Chief of the General Staff, «Espionage in Time of Peace», 1909. Vgl. Public Record Office, M.I.5.
- 54 PRO CAB 3/2/1/47A, Report of CID sub-committee: «The Question of Foreign Espionage in the United Kingdom», 24. Juli 1909. Siehe auch PRO KV 1/3, Memorandum über eine Besprechung zur Gründung eines Geheimdienstbüros, 26. Aug. 1909.
- 55 Hiley, «Introduction», S. xxi. Vgl. Andrew, Secret Intelligence, S. 14.
- 56 PRO KV 1/9, Kell Report, 25. März 1910; PRO KV 1/10, Kell Tagebuch, Juni-Juli 1911; PRO KV 1/9, Kell Report, 22. November 1911; Kell Report, 9. April 1913; PRO KV 1/8, William Melville Erinnerungen, 1917 (ein-ungewollt – höchst aufschlussreiches Dokument). Melville, ein früherer Kriminalpolizist, hatte bereits 1903 damit begonnen, für das britische Aussenministerium verdächtige Ausländer zu beobachten.
- 57 PRO KV 1/9, Kell Report,

30. April 1914. Vgl. D. French, »Spy Fever«, S. 365; Hiley, »Counter-Espionage«, S. 637.
- 58 Hiley, »Introduction«, S. xxvii.
- 59 Friedrich von Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, Stuttgart 1912.
- 60 Searle, Quest; Searle, »Critics of Edwardian Society«, S. 79-96.
- 61 Summers, »Militarism in Britain«, S. 106, 113.
- 62 Bond, War and Society, S. 75.
- 63 Summers, »Militarism in Britain«, S. 120. Siehe auch Hendley, »Help Us to Secure«, S. 262-288.
- 64 E. Weber, Nationalist Revival in France.
- 65 Sumler, »Domestic Influences«, S. 517-537.
- 66 Eley, Reshaping the German Right; Eley, »Wilhelmine Right«, S. 112-135. Siehe auch Chickering, We Men.
- 67 Eley, »Conservatives and Radical Nationalists«, S. 50-70.
- 68 Coetzee, German Army League, S. 4.
- 69 Coetzee, German Army League, S. 55-58, 65.
- 70 Der Beitritt zum Wehrverein kostete eine Mark, dafür erhielt man regelmäßig das Verbandsblatt *Die Wehr*, konnte an Lichtbildervorträgen und Exkursionen sowie alljährlich an einer dreitägigen Wiedersehensfeier teilnehmen.
- 71 Coetzee, German Army League, S. 76-104. Coetzees Versuch, anhand der Liste der im Ersten Weltkrieg gefallenen Mitglieder ein exaktes soziologisches Profil her-

- zuleiten, führt zu einem ähnlichen Ergebnis: 29,4 Prozent waren Berufssoldaten; 16,2 Prozent Beamte; 11,4 Prozent Akademiker oder Lehrer; 7,7 Prozent Geschäftsleute; 8,9 Prozent gehörten anderen qualifizierten oder freien Berufen an; nur 6,5 Prozent waren Büroangestellte (S. 90f.). Unglücklicherweise werfen diese Zahlen methodologische Probleme auf, denn ohne Zweifel sind hier die jüngeren Mitglieder überrepräsentiert; dagegen zeigt eine andere Stichprobe, dass von 195 Mitgliedern in der Vorkriegszeit 90 Prozent über 40 Jahre alt waren.
- 72 Chickering, We Men.
- 73 Düding, »Die Kriegervereine im wilhelminischen Reich«, S. 108. Siehe auch Showalter, »Army, State and Society«, S. 1-18.
- 74 Greschat, »Krieg und Kriegsbereitschaft«, S. 33-55.
- 75 Leugers »Einstellungen zu Krieg und Frieden«, S. 62. Es ist von Bedeutung, dass die Massen in Berlin am 1. und 2. August 1914 nicht nur die protestantische Hymne »Eine feste Burg ist unser Gott«, sondern auch das katholische Kirchenlied »Grosser Gott wir loben Dich« sangen. Eksteins, »Rites of Spring«, S. 61.
- 76 Chickering, »Die Alldeutschen«, S. 25.
- 77 Bucholz, Moltke, Schlieffen, S. 109-114, 217-220, 273.
- 78 Bruch, »Krieg und Frieden«, S. 74-98. Max Weber dachte an Dietrich Schäfer, als er die Gelehrten auffor-

- derte, sich im Vorlesungssaal der Politik zu enthalten.
- 79 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 203f.
- 80 Geiss, *July 1914*, S. 22, 43.
- 81 Bruch, »Krieg und Frieden«, S. 85f.
- 82 Coetzee, *German Army League*, S. 85f.
- 83 *Ibid.*, S. 52.
- 84 Coetzee, *German Army League*, S. 116.
- 85 Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*.
- 86 Vgl. Hildebrand, »Opportunities and Limits«, S. 91; Hillgruber, »Historical Significance«, S. 163.
- 87 Wolfgang J. Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik*, Tübingen 1959.
- 88 Siehe F. Fischer, *Der Krieg der Illusionen*, S. 24ff., 30ff., 324-354, 459-480; vgl. Meyer, *Mitteleuropa*.
- 89 Kroboth, »Finanzpolitik«, S. 278; Eksteins, »Rites of Spring«, S. 91.
- 90 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 279.
- 91 Coetzee, *German Army League*, S. 45-50; Chickering, »Die Alldeutschen«, S. 30.
- 92 Coetzee, *German Army League*, S. 119f.
- 93 Geiss, *July 1914*, S. 21f.; Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 144.
- 94 Eksteins, »Rites of Spring«, S. IV; Geiss, *July 1914*, S. 48.
- 95 Siehe im allgemeinen Nicolls und Kennedy, *Nationalist and Racialist Movements*.
- 96 Siehe insbesondere Chickering, *Imperial Germany*.
- 97 Bentley, *Liberal Mind*, S. 11-15; Barnett, *Collapse of British Power*, S. 24ff.
- 98 Weinroth, »British Radicals«, S. 659-664.
- 99 Norman Angell, *Die grosse Täuschung. Eine Studie über das Verhältnis zwischen Militärmacht und Wohlstand der Völker*, Leipzig 1910.
- 100 *Ibid.*, S. 220.
- 101 *Ibid.*, S. 129,132.
- 102 Offer, *First World War*, S. 261.
- 103 *Ibid.*, S. 250.
- 104 Morris, *Scaremongers*, S. 266.
- 105 Hynes, *War Imagined*, S. 80.
- 106 Marquand, *Ramsay MacDonald*, S. 164ff.
- 107 Mackenzie und Mackenzie, *Diary of Beatrice Webb*, Band III, S. 203f.
- 108 Holroyd, *Bernard Shaw*, Band II, S. 341ff.
- 109 T. Weber, »Stormy Romance«.
- 110 Winter, »Oxford and the First World War«, S. 3.
- 111 Pogge von Strandmann, »Germany and the Coming of War«, S. 87f.
- 112 Ferguson, *World's Banker*, Kapitel 30.
- 113 Groh, *Negative Integration*.
- 114 Winzen, »Der Krieg«, S. 180.
- 115 Geiss, *Der lange Weg*, S. 269.
- 116 Man vergleiche die Quellen in Eksteins »Rites of Spring«, S. 55-63,193-197, mit jenen in Ullrich, »Kriegsalltag«, S. 10-21.
- 117 Dukes und Remak, *Another Germany*, insbesondere S. 207-219. Bei

- dem Versuch, das Reich als «ein Land wie jedes andere auch» darzustellen, geht Remak viel weiter als andere Kritiker der Vorstellung von einem deutschen «Sonderweg»: vergleiche Blackbourn und Eley, Peculiarities of German History.
- 118 Liebknecht, Militarismus und Antimilitarismus aus: Gesammelte Reden und Schriften, Bd 1, Berlin 1958 S. 277f.
- 119 Neben Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, Band II: Die Hauptmächte Europas und das wilheimische Reich, siehe Vagts, History of Militarism; Berghahn, Militarism. Erst kürzlich erschien Stargardt, German Idea of Militarism.
- 120 Zilch, «Die Reichsbank», S. 40.
- 121F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 17-34; F. Fischer, Bündnis der Eliten.
- 122 Wehler, Das deutsche Kaiserreich 1871-1914, S. 158-163; Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 4,41,213.
- 123 Siehe Mayer, «Domestic Causes of the First World War», S. 286-300; Groh, «Je eher, desto besser!», S. 501-521; Gordon, «Domestic Conflict and the Origins of the First World War», S. 191-226; Witt, «Innenpolitik und Imperialismus», S. 24ff. Siehe auch Wehler, Das deutsche Kaiserreich, S. 193-200. Vgl. die Kritik in Mommsen, «Domestic Factors in German Foreign Policy», S. 3-43.
- 124 Eley, «Army, State and Civil Society», S. 85-109.
- 125 Zu der wachsenden Kluft zwischen der Regierung und der radikalen Rechten, siehe Eley, Reshaping the German Right, S. 316-334; Mommsen, «Public Opinion and Foreign Policy».
- 126 Bülow, Denkwürdigkeiten, Band II, Berlin 1930, S. 412.
- 127 Geiss, Juli 1914, S. 44.
- 128 Davies, Europe, S. 895.
- 129 Ferro, Great War, S. 179.

2 Imperien, Bündnisse und das Vorkriegs-Appesement

- 1 Kongress-Protokolle der Zweiten Internationale, Band II, Glashütten im Taunus 1976, S. 85,102.
- 2 Lenin, Imperialismus, passim.
- 3 Willibald Gutsche, «Die Aussenpolitik des Kaiserreichs und der Kriegsausbruch in der Geschichtsschreibung der DDR», in: Schöllgen, Gregor (Hrsg.), Flucht in den Krieg? Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland, Darmstadt, 1991, S.84.
- 4 Zilch, Die Reichsbank, S. 79.
- 5 Ferguson, World's Banker, Kapitel 29.
- 6 Ferguson, Paper and Iron, S. 84.
- 7 Steed, Through Thirty Years, Band II, S. 8f.
- 8 Jahresbericht 1914, S. If., Hamburg, Brinckmann, Wirtz und Co.-M. M. Warburg (MMW), Max Warburg Nachlass, «Jahresbericht 1914». Vgl. Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 29.
- 9 J. Williamson, Karl Helfferich, S. 105ff., 11 If. Siehe auch Feldman,

- »Deutsche Bank«, S. 129ff. Allgemein zum Thema deutsche Banken und Außenpolitik: Barth, Die deutsche Hochfinanz.
- 10 Pogge von Strandmann, Walther Rathenau, S. 183. Siehe auch Rathenau, Briefe, Band I., S. 156ff.
- 11 Vgl. Zilch, Die Reichsbank.
- 12 Feldman, »War Aims«, S. 2f.
- 13 Kennedy, Rise and Fall of the Great Powers, insbesondere S. 269-277; Kennedy, »First World War«, S. 7-40.
- 14 Siehe bezeichnenderweise Henig, Origins, S. 8ff.
- 15 Geiss, Imanuel, Der lange Weg in die Katastrophe, München, 1990, S. 54, 116, 123.
- 16 Geiss, Imanuel, »Weltpolitik«: Die deutsche Version des Imperialismus, in: Schöllgen, Flucht in den Krieg, S. 157, 161.
- 17 Berechnet nach Statistiken in: Mitchell, European Historical Statistics; Economist, Economic Statistics; Bairoch, »Europe's Gross National Product«, S. 281, 303.
- 18 E. Morgan und Thomas, Stock Exchange, S. 88f.
- 19 Financial Times, 6. Mai 1997, S. 18: Bruttodirekt- und Portfeuilleinvestitionen lagen im Zeitraum von 1990 bis 1995 knapp unter zwölf Prozent des Bruttonationalprodukts.
- 20 Pollard, »Capital Exports«, S. 491f.
- 21 Vgl. Gutsche, Außenpolitik und Kriegsausbruch, S. 75.
- 22 Siehe Buchheim, »Aspects of Nineteenth-Century Anglo-German Trade Policy«, S. 275-289. Siehe auch Kennedy, Rise of the Anglo-German Antagonism, S. 46ff., 262ff.; Cain und Hopkins, British Imperialism, Band I, S. 461 f.; Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 60-63.
- 23 Eine gute Erörterung dieser Fragestellung liefert Pollard, Britains Prime; Floud, »Britain 1860-1914«, S. 1-26.
- 24 Offer, First World War, S. 121.
- 25 Eichengreen, Golden Fetters, S. 29-66; Eichengreen und Flandreau, »Geography of the Gold Standard«.
- 26 Reader, At Duty's Call, S. 71.
- 27 Siehe insbesondere Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 134. Vgl. Sommariva und Tullio, German Macroeconomic History, S. 41-50.
- 28 Offer, First World War, S. 121-135.
- 29 Geiss, Der lange Weg, S. 188f.
- 30 E. Dugdale, German Diplomatie Documents, Band I, S. 284.
- 31 A.J.P. Taylor, Struggle for Mastery, S. 342.
- 32 Kennan, Fatefull Alliance.
- 33 Stern, Gold and Iron, S. 442.
- 34 Girault, Emprunts russes, S. 159-162; Kennan, Franco-Russian Relations, S. 382f.; Stern, Gold and Iron, S. 446f.; vgl. Kynaston, City, Band I, S.312.
- 35 Kennan, Decline of Bismarck's European Order, S. 387-390; Poidevin, Relations économiques, S. 46-50. Vgl. Davis, English Rothschilds, S. 230ff.

- 36 Poidevin, *Relations économiques*, S. 46-50.
- 37 Girault, *Emprunts russes*, S. 314-320.
- 38 *Ibid.*, S. 73f.
- 39 Poidevin, *Relations économiques*, S. 46-50; Girault, *Emprunts russes*, S. 73.
- 40 Lyashchenko, *History of the National Economy*, S. 714.
- 41 Zahlen nach Mitchell, *European Historical Statistics*, S. 218, 253-255, 318.
- 42 Reader, *At Duty's Call*, S. 61. Siehe auch S. 67 für H.M. Stanleys Anspielungen auf diesen »Alptraum von Krieg« mit Rußland und Frankreich.
- 43 Monger, *End of Isolation*, S. 10.
- 44 Kennedy, *Rise of the Anglo-German Antagonism*, S. 47f.
- 45 Koch, »Anglo-German Alliance Negotiations«, S. 392; Kennedy, »German World Policy«, S. 625. Siehe auch Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 245.
- 46 Siehe beispielsweise Eckardstein, *Lebenserinnerungen*; Meinecke, *Die Geschichte*.
- 47 Kynaston, *City*, Band I, S. 351.
- 48 Barth, *Die deutsche Hochfinanz*, S. 39f.
- 49 *Ibid.*, S. 142ff.; Kynaston, *City*, Band II, S. 125ff.
- 50 Poidevin, *Relations économiques*, S. 77-79.
- 51 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 248f.; Barth, *Die deutsche Hochfinanz*, S. 160f.
- 52 Barth, *Die deutsche Hochfinanz*, S. 163.
- 53 *Ibid.*, S. 166f.
- 54 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 139f, 150; Monger, *End of Isolation*, S. 15,19f.
- 55 Barth, *Die deutsche Hochfinanz*, S. 280f. Siehe auch G. Gooch und Temperley, *British Documents*, Band II, S. 72.
- 56 B. Dugdale, Arthur James Balfour, Band I, S. 258f. Zu Chamberlains eigenen Aufzeichnungen über diese Gespräche, siehe Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 259-264.
- 57 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 270-280.
- 58 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 144ff, 153ff.; Monger, *End of Isolation*, S. 30, 35-38.
- 59 Rich und Fisher, *Holstein Papers*, Band IV, S. 275.
- 60 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band II, S. 503ff.; Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 147ff.
- 61 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 281, 340f., 505; Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 138; E. Dugdale, *German Diplomatie Documents*, Band III, S. 50; Monger, *End of Isolation*, S. 37.
- 62 Jay, *Chamberlain*, S. 219.
- 63 Penzler, Johannes (Hrsg.), *Fürst Bülow's Reden*, Berlin, 1907, Band I, S. 91.
- 64 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 498, 507f., 510-515.
- 65 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*,

- Band IV, S. 157. Siehe auch S. 169-180, 191f., 199.
- 66 Steinberg, Jonathan, «Der Kopenhagen-Komplex», in: *Kriegsausbruch 1914*, München, 1967, S. 35.
- 67 Langhorne, «Anglo-German Negotiations», S. 364ff.; G. Gooch und Temperley, *British Documents*, Band I, S. 44-48; Egremont, Balfour, S. 139; Steiner, *Foreign Office*, S. 38f.
- 68 Rich und Fisher, *Holstein Papers*, Band IV, S. 71.
- 69 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 331-339.
- 70 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 201; Monger, *End of Isolation*, S. 105ff.; Kennedy, *Rise of the Anglo-German Antagonism*, S. 259.
- 71 Barth, *Die deutsche Hochfinanz*, S. 134; Gall, «*Deutsche Bank*», S. 67-77.
- 72 Monger, *End of Isolation*, S. 119-123. Vgl. Steiner, *Foreign Office*, S. 186f. Für jene, deren Erinnerungen bis in die 1870er Jahre zurückreichen, war dies eine eigenartige Entscheidung: Auf dieser Basis hätte man den Kauf der Suezkanalaktien des ägyptischen Monarchen durch Disraeli in Abrede stellen können, weil die Mehrheit in den Händen französischer Aktionäre lag.
- 73 Monger, *End of Isolation*, S. 13. Vgl. Trebilcock, «*War and the Failure of Industrial Mobilisation*», S. 141 ff.; Cain und Hopkins, *British Imperialism*, Band I, S. 452; Barnett, *Collapse of British Power*, S. 75-83.
- 74 J. Gooch, *Plans of War*, S. 42-90; d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 5f., 9f., 14, 76.
- 75 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 144.
- 76 Rich und Fisher, *Holstein Papers*, Band IV, S. 257, 260; Monger, *End of Isolation*, S. 39-42; Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 163, 182 Anmerkung.
- 77 Kennedy, «*German World Policy*», S.613.
- 78 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 5.
- 79 Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 151; Monger, *End of Isolation*, S. 23-34.
- 80 Monger, *End of Isolation*, S. 17, 39f, 113,129,132ff., 144f.; Andrew, «*Entente Cordiale*», S. 11, 19ff.
- 81 Garvin, *Life of Joseph Chamberlain*, Band III, S. 275; Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 180, 184ff., 202-206.
- 82 Monger, *End of Isolation*, S. 186-198, 223.
- 83 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 71, 74; Andrew, «*Entente Cordiale*», S. 20ff., Monger, *End of Isolation*, S. 129-133, 192.
- 84 B. Williams, «*Strategic Background*», S. 360-366; Monger, *End of Isolation*, S. 2, 5ff., 33f., 108ff., 115ff., 123f., 132,140ff., 185, 216-220; J. Gooch, *Plans of War*, S. 171, 175.

3 Grossbritanniens Krieg der Illusionen

- 1 K. Wilson, «Grey», S. 173. Lloyd George erinnerte an Roseberys prophetische Warnung: «Ihr habt alle unrecht. Am Ende bedeutet dies Krieg.»: Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 1. Salisbury und Lansdowne hatten ebenfalls Zweifel: Monger, End of Isolation, S. 135, 212, 226; das gleiche gilt von dem Bankier Lord Avebury: Reader, At Duty's Call, S. 69. Zu den Zweifeln des radikalen Speaker, siehe Weinroth, «British Radicals», S. 659f.
 - 2 Howard, «Edwardian Arms Race», S. 82f.
 - 3 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 18-22; Monger, End of Isolation, S. 259. Zum ständigen Anstieg des Einflusses der Liberal Leaguers, insbesondere nachdem Asquith Premierminister geworden war, siehe Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 140.
 - 4 Rowland, Last Liberal Governments, Band II, S. 361.
 - 5 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 56-60.
 - 6 Albertini, Origins, Band III, S. 368; Barnett, Collapse of British Power, S. 54; Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 255.
 - 7 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 10ff.
 - 8 Semmel, Imperialism, S. 75; Russell, Portraits from Memory, S. 77.
- Siehe auch O'Hara, «Britain's War of Illusions».
- 9 Bernstein, Liberalism and Liberal Politics, S. 182.
 - 10 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 35.
 - 11 Monger, End of Isolation, S. 260.
 - 12 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 28f, 60; W. S. Churchill, World Crisis, S. 203.
 - 13 Bentley, Liberal Mind, S. 12; Hazlehurst, Politicians at War, S. 26f.
 - 14 Monger, End of Isolation, S. 257, 287; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 34ff.; Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 56,128f., 143,186.
 - 15 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 17, 30ff. Vgl. Searle, Quest, S. 232.
 - 16 Morris, Scaremongers, S. 301-304.
 - 17 Zu Greys Jugend, siehe Trevelyan, Grey of Falloden, S. 7-20; Robbins, Sir Edward Grey, beispielsweise S. 1, 7, 12.
 - 18 Doch mag dies von einer gewissen Ängstlichkeit zeugen. Die zwei Brüder Greys waren beide mutige Grosswildjäger. Der eine wurde von einem Löwen und der andere von einem Büffel umgebracht: Davies, Europe, S. 882.
 - 19 Grey, «Fly Fishing». Ich danke Herrn Sandy Sempliner für den Hinweis auf dieses Werk.
 - 20 Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 152-159. Vgl. Asquith, Genesis, S. 53.
 - 21 PRO Cab 2/2, CID Meeting, 9. März 1906; PRO CAB 38/11/9, Notiz von Lord Esher, 26. Februar 1907 ; PRO

- CAB 2/2, Sub-committee on the military requirements of the Empire, 30. Mai 1907; PRO FO 800/100, Grey an Campbell-Bannerman, 31. August 1907. Vgl. B. Williams, «Strategic Background», S. 365-373; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 6f., 25, 76ff.; Monger, End of Isolation, S. 285-291.
- 22 PRO FO 800/102, Denkschrift Robertson über Bündnis mit Russland, 29. März 1906.
- 23 Sweet und Langhorne, «Great Britain and Russia», S. 236, 253f.; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 83. Siehe auch PRO FO 800/90, Ellbank an Grey, 21. Januar 1909.
- 24 Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 163f.
- 25 A.J.P. Taylor, Struggle for Mastery, S. 443.
- 26 PRO FO 800/92, Grey über sein Gespräch mit Clemenceau, 28. April 1908.
- 27 Sweet und Langhorne, «Great Britain and Russia», S. 243ff.; Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 176-179, 182-189.
- 28 PRO FO 800/61, Grey an Goshen, 5. November 1908. Siehe auch Hardinges Furcht vor einer vom Balkan ausgehenden «allgemeinen europäischen Katastrophe», K. Wilson, «Foreign Office», S. 404. Siehe auch Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 4f., 20f.
- 29 A.J.P. Taylor, Struggle for Mastery, S. 463.
- 30 Ibid., S. 464.
- 31 Ibid., S. 475.
- 32 Renzi, «Great Britain, Russia», S. 2f.; Stone, Europe Transformed, S. 327.
- 33 Zum Vergleich der Reaktion der *Times* mit jener von anderen Blättern wie *Nation*, *Daily News* und *Guardian*, siehe Morris, Scaremongers, S. 86, 256f.; Weinroth, «British Radicals», S. 665. Vgl. auch Bernstein, Liberalism and Liberal Politics, S. 186. Zu den amerikanischen Vorwürfen gegen Russland im Jahre 1911, siehe: G. Owen, «Dollar Diplomacy in Default», S. 255.
- 34 Monger, End of Isolation, S. 278.
- 35 Offer, First World War, S. 223f, 226, 230, 291; Monger, End of Isolation, S. 188f, 206ff.; d'Ombrain, War Machinery, S. 78ff.; D. French, British Economic and Strategic Planning, S. 22f.
- 36 PRO CAB 38/10/73, Generalstabsvorlage zur belgischen Neutralität während eines deutschfranzösischen Krieges, 29. September 1905.
- 37 Monger, End of Isolation, S. 238. Die Sitzungen fanden am 16. oder 18. sowie am 21. Dezember statt; am 5. hatte sich Campbell-Bannerman bereit erklärt, eine Regierung zu bilden, und am 10. wurde Grey Außenminister.
- 38 PRO CAB 38/11/4, militärische Konferenz über das Handeln im Falle eines Krieges mit Deutschland, 19. Dezember 1905; 1. Juni 1906. Vgl. d'Ombrain, War Machinery, S. 8f.; Monger, End of Isolation, S. 240f.

- 39 Monger, *End of Isolation*, S. 209f., 229. Hervorhebung durch den Autor.
- 40 PRO CAB 38/11/4, militärische Konferenz über das Handeln im Falle eines Krieges mit Deutschland, 19. Dezember 1905. Vgl. Mackay, Fisher of Kilverstone, S. 353ff., mit McDermott, «*Revolution in British Military Thinking*», S. 174f.; und siehe auch d’Ombraïn, *War Machinery*, S. 84f.; Howard, *Continental Commitment*, S. 32, 43.
- 41 PRO FO 800/100, Grey an Campbell-Bannerman, 9. Januar 1906; PRO FO 800/49, Grey an Bertie, 15. Januar 1906. Siehe auch Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 78-83.
- 42 Monger, *End of Isolation*, S. 248-251. Vgl. PRO FO 800/49, Grey an Cambon, 21. Juni 1906. Selbst ein Jahr später wussten nur zwei oder drei Kabinettsmitglieder darüber Bescheid: d’Ombraïn, *War Machinery*, S. 90.
- 43 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 88f.; Monger, *End of Isolation*, S. 271. Er war der Ansicht, ein derartiges Versprechen würde seines Abschreckungseffekts wegen nie eingelöst werden müssen.
- 44 PRO FO 800/87, Grey an Tweedmouth, 16. Januar 1906; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 65.
- 45 Monger, *End of Isolation*, S. 282; d’Ombraïn, *War Machinery*, S. 89.
- 46 PRO FO 800/92, Grey Memorandum, 20. Februar 1906. Vgl. Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 114.
- 47 PRO CAB 38/11/4, militärische Konferenz über das Handeln im Falle eines Krieges mit Deutschland, 1. Juni 1906.
- 48 Hamilton, «*Great Britain and France*», S. 331. Vgl. K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 88f.; Monger, *End of Isolation*, S. 271.
- 49 Einzelheiten bei d’Ombraïn, *War Machinery*, S. 75-96, 103-109; Monger, *End of Isolation*, S. 238-252; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 63-67.
- 50 PRO FO 800/100, Grey an Asquith, 16. April 1911. «Was sie [die militärischen Fachleute] vereinbarten, habe ich nie erfahren – die Lage war so, dass die Regierung vollkommen frei war, aber die Militärs wussten nun, was sie auf ein bestimmtes Stichwort hin zu tun hatten.»
- 51 PRO CAB 16/5 XL/A/035374, CID Dokument E-3, 27. November 1908; CID Sub-committee on the military needs of the Empire, 3. Dezember 1908; 2. Konferenz, 17. Dezember 1908; CID Dokument E-8 (11), Denkschrift der Admiralität, 4. Februar 1909; CID Dokument E-II (B), 5. März 1909; 3. Konferenz, 23. März 1909. Vgl. Howard, *Continental Commitment*, S. 46; d’Ombraïn, *War Machinery*, S. 93ff., 103; Mackay, Fisher of Kilverstone, S. 405ff.
- 52 PRO CAB 38/19/50, Denkschrift Churchills über «militärische Aspekte des Kontinentalproblems», 1. August 1911. In seinen Erinnerungen behauptete Churchill, es seien

- die «Militärs» und nicht er gewesen, die «die relative Kraft der französischen Armee überschätzt» hätten:
W. S.
- Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 59.
- 53 PRO CAB 38/19/47, Denkschrift des Generalstabs über «militärische Aspekte des Kontinentalproblems», 15. August 1911.
- 54 PRO CAB 2/2, CID, Protokoll der 114. Kabinettsitzung, 23. August 1911. Vgl. Collier, *Brasshat*, S. 117-121.
- 55 PRO CAB 38/19/48, Kommentare der Admiralität über «militärische Aspekte des Kontinentalproblems», 21. August 1911 ; und PRO CAB 2/2, CID, Protokoll der 114. Kabinettsitzung, 23. August 1911.
- 56 *Ibid.* Vgl. Hankey, *Supreme Command*, Band I, S. 81; Nicolson, «Edwardian England», S. 149; d'Ombrain, *War Machinery*, S. 102; D. French, *British Economic and Strategic Planning*, S. 32ff.; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 64.
- 57 Mackintosh, «Committee of Imperial Defence», S. 499.
- 58 Hankey, *Supreme Command*, Band I, S. 82; d'Ombrain, *War Machinery*, S. 108; Offer, *First World War*, S. 295.
- 59 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 123.
- 60 *Ibid.*, S. 65-68; Hankey, *Supreme Command*, Band I, S. 77; Offer, *First World War*, S. 296.
- 61 PRO CAB 2/3, CID Konferenz, 6. Dezember 1912. Vgl. Lloyd George, *War Memoirs*, Band I, S. 30f.
- 62 Kossmann, *Low Countries*, S. 435. Vgl. Cammaerts, *Keystone of Europe*; Johannson, *Small State*; Thomas, *Guarantee of Belgian Independence*.
- 63 Geiss, *Der lange Weg*, S. 249.
- 64 F. Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 232-234; Berghahn, *Germany and the Approach of War in 1914*, S. 170; Schulte, *Europäische Krise*, S. 17ff., 23-31.
- 65 W. S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 94.
- 66 Langhorne, «Colonies», S. 366f.
- 67 Wilson, *Entente*, S. 10; Langhorne, «Anglo-German Negotiations», S. 369. Siehe Vincent-Smith, «Anglo-German Negotiations», S. 621f.
- 68 PRO CAB 41/33/71, Asquith an George V, 21. November 1912; PRO FO 800/55, Berti an Grey, 12. Februar 1914; Grey an Bertie, 13. Februar 1914 und 4. März 1914. Vgl. Langhorne, «Anglo-German Negotiations», S. 370-385; Vincent-Smith, «Anglo-German Negotiations», S. 623-629. Vgl. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen*, S. 27f.; Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 105.
- 69 Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 117f.; Monger, *End of Isolation*, S. 266f., 275-278. Dies war trotz Tweedmouth' Warnung so, «die Erwerbung und Befestigung von Häfen in Marokko durch Deutschland würde eine grosse Gefahr für unsere

- Überlegenheit zur See darstellen»: PRO FO 800/87.
- 70 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 25ff. Vgl. W.S. Churchill World Crisis, Band I, S. 46-50; Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 219,222-240; Asquith, Genesis, S. 91-95.
- 71 PRO FO 800/52, Grey an Bertie, 12. Juli 1911; PRO FO 800/100, Grey an Asquith, 13. Juli 1911; PRO FO 800/52, Bertie an Grey, 17. Juli 1911; PRO FO 800/100, Grey an Asquith, 19. Juli 1911; PRO FO 800/52, grey an Bertie, 20. Juli 1911; PRO FO 800/93, Nicolson an Grey, 21. Juli 1911; PRO FO 800/52, Bertie an Grey, 21. Juli 1911; PRO FO 800/62, Grey an Goschen, 24. und 25. Juli 1911; PRO FO 800/52, Grey an Bertie, 28. Juli 1911; PRO FO 800/62, Grey an Goschen, 8. und 26. August 1911; PRO FO 800/52, Grey an Bertie, 4. September 1911; Bertie an Grey, 6. September 1911; Grey an Bertie, 8. September 1911. Siehe auch Greys Stellungnahme vor dem Unterhaus, Hansard, V, 32, S. 49-59, 27. November. Vgl. Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 72-75.
- 72 F. Fischer, Germany's Aims, S. 45f.; Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 272-275; Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 4.
- 73 A.J.P. Taylor, Struggle of Mastery, S. 506.
- 74 Rothschild Archive, London (RAL), XI/130A/8, Natty in London an seine Vettern in Paris, 16. März 1914.
- 75 Rosenbaum und Sherman, M.M. Warburg & Co., S. 111.
- 76 Espostio, «Public Opinion», S. 11.
- 77 Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 123; J. Gooch, «Soldiers, Strategy and War Aims», S. 23.
- 78 Pohl, Hamburger Bankengeschichte, S. 110.
- 79 Ibid, S.513.
- 80 Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 149.
- 81 Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 67; Morris, Scaremongers, S. 142f.
- 82 PRO FO 800/92, Grey Denkschrift, 23. Juli 1908. Vgl. Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 7; A.J.P. Taylor, Struggle for Mastery, S. 448; Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 68.
- 83 PRO FO 800/61, Goschen an Grey, 21. August 1909; Grey an Goschen, 23. August 1909; PRO FO 800/100, Asquith an Grey, 25. August 1909; PRO FO 800/93, Hardinge an Grey, 25. August 1909; Mallet an Grey, 26. August 1909; Tyrrell an Grey, 27. August 1909; Drummond an Grey, 29. Dezember 1909; Grey, Notiz vom 29. Dezember 1909; PRO FO 800/61, Grey an Goschen, 31. Dezember 1909; PRO FO 800/87, Grey an McKenna, 27. Januar 1910; PRO FO 800/52, Grey an Bertie, 13. April 1910; PRO FO 800/62, Goschen an Grey, 6. August

- 1910; Grey an Goschen, 11. und 16. August 1910; Goschen an Grey, 19. August 1910; PRO FO 800/100, Grey an Asquith, 21. Oktober 1910; Asquith an Grey, 27. Oktober 1910; PRO FO 800/62. Grey an Goschen, 26. Oktober 1910. Vgl. Sweet, «Great Britain and Germany», S. 229ff.
- 84 G. Gooch und Temperley, *British Documents*, Band VI, Nr. 442, 446.
- 85 PRO CAB 41/33/34, Asquith an George V., 3. Februar 1912. Vgl. W. S. Churchill, *World Crisis*, S. 96ff.; Langhorne, «Great Britain and Germany», S. 290-293. Zur deutschen Seite der Angelegenheit: Steinberg, «Diplomatie als Wille und Vorstellung». Siehe auch L. Cecil, *Albert Ballin*, S. 163ff., 180-200.
- 86 PRO FO 800/62, Goschen an Grey, 3. Juli 1913; PRO FO 800/87, Churchill an Grey und Asquith, 8. Juli 1913; Churchill an Grey, 17. Juli und 24. Oktober 1913; PRO FO 800/62, Grey an Goschen, 28. Oktober 1913; Goschen an Grey, 8. November 1913; Grey an Goschen, 5. Februar 1914; PRO FO 800/87, Grey an Churchill, 5. Februar 1914.
- 87 PRO FO 800/87, Churchill an Grey, 20. Mai 1914. Vgl. R. Churchill, *Winston S. Churchill*, Band II, Teil III, S. 1978-1981.
- 88 Langhorne, «Great Britain and Germany», S. 293f. Hervorhebung durch den Autor. Vgl. Asquiths irreführende Darstellung in: *Genesis*, S. 55f., 100.
- 89 PRO CAB 41/33/41, Asquith an George V, 16. und 30. März 1912; PRO FO 800/94, Tyrrell Gedenkschrift, 3. April 1912; PRO FO 800/100, Asquith an Grey, 10. April 1912; PRO FO 800/87, Grey an Churchill, 12. April 1912; PRO FO 800/62, Grey an Goschen, 27. Juni und 4. Juli 1912. Vgl. Langhorne, «Great Britain and Germany», S. 299, 303f.; Kennedy, *Rise of the Anglo-German Antagonism*, S. 451; Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 96.
- 90 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 120ff.; Geiss, «„Weltpolitik“: Die deutsche Version des Imperialismus», in Gregor Schöllgen (Hg.), *Flucht in den Krieg*, Darmstadt 1991, S. 167.
- 91 PRO CAB 41/33/36, Asquith an George V, 15. und 21. Februar 1912. Vgl. W. S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 103,109; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 249-252; Asquith, *Genesis*, S. 77f., 97, 100; Rowland, *Last Liberal Governments*, Band II, S. 241.
- 92 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 8.
- 93 PRO FO 800/92, Tyrrell an Grey, 27. August 1909; G. Gooch und Temperley, *British Documents*, Band VI, Nr. 456, S. 611. Vgl. Cain und Hopkins, *British Imperialism*, Band I, S. 458.
- 94 Monger, *End of Isolation*, S. 260, 267ff.
- 95 Gooch und Temperley, *British Documents*, Band VI, Nr. 344,

- S. 461. Vgl. Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 254f.
- 96 Sweet, «Great Britain and Germany», S. 229f.
- 97 PRO FO 800/62, Grey an Goschen, 27. Juni 1912.
- 98 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 93. Siehe auch Pro FO 800/93, Nicolson an Grey, 21. Juli 1911. Vgl. Langhorne, «Great Britain and Germany», S. 290f.; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 251; Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 97.
- 99 Trevelyan, *Grey of Falloden*, S. 114f.; Sweet und Langhorne, «Great Britain and Russia», S. 243f.
- 100 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 101, 108.
- 101 So Nicolson's Formulierung, wiedergegeben in *ibid.*, S. 38. Grey mag ursprünglich von der Befürchtung beeinflusst gewesen sein, dass Russen und Deutsche ein Bündnis schliessen mochten, worum sich der Kaiser und der Zar 1905 erfolglos bemühten. Vgl. Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 2; K. Wilson, «Grey», S. 193; Monger, *End of Isolation*, S. 293.
- 102 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 39, 42f., 94, 111, 114f.; Andrew, «Entente Cordiale», S. 25; Hansard, V, 32, S. 60, 27. November 1911; Howard, *Continental Commitment*, S. 57; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 252. Siehe auch Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 2.
- 103 Trevelyan, *Grey of Falloden*, S. 114f.
- 104 Gustav Schmidt, «Die Julikrise: Unvereinbare Ausgangslagen und innerstaatliche Zielkonflikte», in: Schöllgen (Hg.), *Flucht in den Krieg*, S. 195.
- 105 Geiss, *July 1914*, S. 29ff.
- 106 PRO FO 800/62, Goschen an Grey, 22. Oktober 1910; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 100.
- 107 PRO CAB 2/2, CID Konferenz, 26. Mai 1911; Langhorne, «Great Britain and Germany», S. 298; Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 42.
- 108 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 66f.
- 109 PRO CAB 38/19/47, *Denkschrift des Generalstabs zu den militärischen Aspekten des Kontinentalproblems*, 15. August 1911.
- 110 J. Gooch, *Plans of War*, S. 25.
- 111 Monger, *End of Isolation*, S. 248-255, 273, 279.
- 112 PRO CAB 16/5 XL/A/035374, CID Dokument E-2, 11. November 1908. Hervorhebung durch den Autor.
- 113 Pro CAB 16/5 XL/A/035374, 23. März 1909. Hervorhebung durch den Autor. Vgl. d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 95-98.
- 114 Pro CAB 2/2, CID Konferenz, 20. Mai 1911.
- 115 PRO FO 800/52, Grey an Bertie, 16. April 1911.
- 116 Weinroth, «British Radicals», S. 674ff.
- 117 Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 141.
- 118 PRO FO 800/90, Tyrrell an Grey, 25. Januar 1912.

- 119 Grey an Asquith, 16. April 1911, zitiert in Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 94. Er wiederholte diese Ansicht im folgenden Monat gegenüber dem CID. K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 85.
- 120 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 57, 69.
- 121 Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 76; D. French, *British Economic and Strategic Planning*, S. 33; D. French, «*Edwardian Crisis*», S. 9.
- 122 PRO FO 800/100, Asquith an Grey, 5. September 1911. Vgl. d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 106.
- 123 PRO FO 800/100, Grey an Asquith, 8. September 1911. Vgl. Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 95. K. Wilson, «*British Cabinet's Decision for War*», S. 149, 156f.; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 28f, 124.
- 124 PRO CAB 41/33/28, Asquith an George V, 2. November 1911. Vgl. Morley, «*Memorandum*», S. 17; K. Wilson, «*Policy of the Entente*», S. 28.
- 125 d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 106f.; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 28.
- 126 Hansard, V, 32, S. 58, 27. November 1911. Vgl. Trevelyan, *Grey of Falloden*, S. 113.
- 127 Morris, *Scaremongers*, S. 303.
- 128 Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 297ff.
- 129 *Ibid.*, Band I, S. 97f. Vgl. Monger, *End of Isolation*, S. 197.
- 130 Hansard V, 63, S. 458, 11. Juni 1914. Vgl. Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 289ff.
- 131 PRO FO 800/92, Grey Denkschrift, 29. Februar 1906. Vgl. Monger, *End of Isolation*, S. 28If.; Schmidt, «*Contradictory Postures*», S. 14If. Zu Crowes Version der gleichen Abschreckungstheorie, siehe Monger, *End of Isolation*, S. 271. Zu Nicolson, siehe K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 40.
- 132 Langhorne, «*Great Britain and France*», S. 298, 306; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 92, 98; F. Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, S. 46.
- 133 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 29, 39f., 42f., 52f.; Rowland, *Last Liberal Governments*, Band II, S. 250. Vgl. W. S. Churchill, «*World Crisis*», Band I, S. 65, 203; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 73-81, 95, 281.
- 134 PRO FO 800/55, Bertie an Grey, 8. März 1914. Vgl. K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 92.
- 135 Andrew, «*Entente Cordiale*»; S. 27.
- 136 Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 324f.; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 36. Bereits im Dezember 1911 bezeichnete C.P. Scott Lloyd George, Churchill und Haldane als die Regierungsmitglieder, die sich Grey im Faile seines Rücktritts anschliessen würden.
- 137 Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 81; Band II, S. 44; Asquith, *Genesis*, S. 57f., 63f., 83.
- 138 Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 124, 148, 245, 253. Siehe auch Nicolson,

«Edwardian England», S. 145-148.
Diese Möglichkeit wurde von Bertie
erörtert, aber abgelehnt: K. Wilson,
The Policy of the Entente, S. 46ff.;
Monger, End of Isolation, S. 279.

4 Waffen und Soldaten

- 1 Grey, Twenty-Five Years, Band I,
S. 90.
- 2 Stevenson, Armaments, S. 412, 415,
421.
- 3 Herrmann, Arming of Europe,
S. 228ff.
- 4 Steinberg, «Copenhagen Complex»,
S. 27ff; Kennedy, «German World
Policy», S. 61 Of., 619f.
- 5 Monger, End of Isolation, S. 12.
- 6 Amery, Life of Joseph Chamberlain,
Band IV, S. 197.
- 7 F. Fischer, «Weltpolitik», in: Gregor
Schöllgen (Hg.), Flucht in den Krieg,
S. 21.
- 8 Offer, First World War, S. 291.
Siehe dazu Steinberg, «Copenhagen
Complex», S. 32-38.
- 9 Berghahn, Germany and the Ap-
proach of War, S. 40f., 53.
- 10 Kennedy, «German World Policy»,
S. 618, 621, 625.
- 11 Marder, British Naval Policy, S. 503.
- 12 Steinberg, «Copenhagen Complex»,
S. 31-38; Monger, End of Isolation,
S. 189.
- 13 Die 1906 vom Stapel gelassenen
Dreadnoughts waren die ersten turbi-
nengetriebenen, nur mit grossen Ge-
schützen ausgestatteten Schlacht-
schiffe. Zur Panik von 1908/1909
siehe Stevenson, Armaments,
S. 166f.
- 14 Howard, «Edwardian Arms Race»,
S. 91 f.; Berghahn, Germany and the
Approach of War, S. 59f.; Mackay,
Fisher of Kilverstone, S. 398f.
- 15 Bond, War and Society, S. 103.
Russland verfügte jedoch über keine
echten Dreadnoughts.
- 16 I. Clarke, Great War, S. 295.
- 17 Berghahn, Germany and the Ap-
proach of War, S. 254.
- 18 Offer, First World War, S. 252.
Siehe auch Mackay, Fisher of Kil-
vertone, S. 370.
- 19 Offer, First World War, S. 237f.;
D. French, British Economic and Strate-
gic Planning, S. 28.
- 20 PRO FO 800/87, Tweedmouth an
Grey, 17. August und 24. August
1907; 1. Januar 1909; Beresford an
Grey, 26. Juni 1911; Grey an
Churchill, 23. Dezember 1911. Vgl.
Hankey, Supreme Command, Band I,
S. 88, 91, 97-100; Offer, First World
War, S. 252, 274-280, und den Be-
richt der britischen Delegation in G.
Gooch und Temperley, British Docu-
ments, Band VIII, S. 295f. Fisher
sagte geringschätzig voraus, die Re-
solutionen würden «zusammenbre-
chen, sobald die Kanonen zu schies-
sen begännen».
- 21 Offer, First World War, S. 232.
- 22 Ibid, S. 298f.
- 23 Förster, «Dreams and Nightmares»,
S. 19.
- 24 Langhorne, «Great Britain and Ger-
many», S. 293.

- 25 W.S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 100.
- 26 Churchill meinte die Triple-Allianz, nicht den Rest der Welt. Siehe die skeptischen Kommentare von Mc Kenna: PRO CAB 2/2, CID-Meeting, 4. July 1912: «Diese Schätzung gründete sich auf die Annahme, dass eine 60prozentige Überlegenheit gegenüber Deutschland und praktisch eine Parität mit Österreich und Italien im Mittelmeer notwendig seien, mit anderen Worten, ein Dreimächtestandard plus einem Vorsprung von 60 Prozent.»
- 27 PRO FO 800/87, Churchill an Grey, 24. Oktober 1913.
- 28 W.S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 168; R. Churchill, *Winston S. Churchill*, Band II, Teil III, S. 1820, 1825-1837, 1856f. Vgl. Morgan, *Lloyd George Family Letters*, S. 165f.; Lloyd George, *War Memoirs*, Band I, S. 5.
- 29 W.S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 178f.
- 30 Asquith, *Genesis*, S. 143f.
- 31 Rowland, *Last Liberal Governments*, Band II, S. 278f. Das war nicht so genial, wie es klingt: Lloyd George versuchte bewusst, Churchills Kostenvoranschläge für die Marine zu unterbieten (siehe Kapitel 05). Vgl. PRO FO 800/87, Churchill an Grey, 8. Januar 1914; PRO FO 800/55, Bertie an Grey, 8. Januar 1914.
- 32 PRO CAB 38/11/15, Generalstabsarbeit über die «Möglichkeit der Landung einer feindlichen Streitmacht an der britischen Küste», 26. März 1906. Vgl. d'Ombrain, *Military Machinery*, S. 86f.
- 33 PRO CAB 38/13/27, CID «Subcommittee secretary's notes», «Invasion», 20. Juli 1907; PRO CAB 3/14/7, Balfour Stellungnahme, 29. Mai 1908; PRO CAB 3/2/1/44A, CID Subcommittee Bericht, 22. Oktober 1908.
- 34 PRO CAB 38/26/13, CID Subcommittee Bericht, «Attack on the British Isles from Overseas», 15. April 1914; PRO CAB 38/28/40, CID Secretary's note, «Attack on the British Isles from Overseas», 14. September 1914.
- 35 Andrew, *Secret Service*, S. 71.
- 36 Förster, «Dreams and Nightmares», S. 8.
- 37 *Ibid.*, S. 9.
- 38 *Ibid.*, 11.
- 39 Obwohl die Möglichkeit eines Ostaufmarsches gegen Russland allein bis 1913 nicht ganz auf gegeben wurde.
- 40 Ritter, *Der Schlieffenplan*; Turner, «Significance of the Schlieffen Plan», S. 199-221; Rothenberg, «Moltke, Schlieffen», S. 296-325.
- 41 Kehr, *Klassenkämpfe und Rüstungspolitik*, insbesondere S. 98f., 110.
- 42 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 1-10, 297-300; Förster, «Alter und neuer Militarismus», S. 122-145.
- 43 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 92.
- 44 *Ibid.*, S. 26f., 91f., 133,147.

- 45 Bucholz, Moltke, Schlieffen, S. 133.
- 46 Siehe Craig, *Politics of the Prussian Army*, S. 332-338. Trumpener, «Junkers and Others», S. 29-47. Vgl. Demeter, *Das deutsche Offizierskorps; Kitchen, German Officer Corps*.
- 47 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 113. Zitat nach Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, Band 2, S. 274.
- 48 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 251.
- 49 F. Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 252ff.
- 50 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 96.
- 51 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 268f.
- 52 Kroboth, *Finanzpolitik*, S. 211.
- 53 Dukes, «*Militarism and Arms Policy*», S. 19-35.
- 54 Zahlen aus Reichsarchiv, *Weltkrieg*, erste Reihe, Band I, S. 38f.; *Statistisches Jahrbuch*, S. 343. Siehe auch Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 28, 37, 96f., 129, 190, 248; Bucholz, Moltke, Schlieffen, S. 62, 67, 159; Joli, *Origins*, S. 72; Snyder, *Ideology of the Offensive*, S. 42, 107.
- 55 Reichsarchiv, *Weltkrieg*, erste Reihe, Band I, S. 22.
- 56 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 205.
- 57 Stone, *Eastern Front*, S. 39; Kennedy, *Rise and Fall of the Great Powers*, insbesondere S. 261, 307. Vgl. Rothenberg, *Army of Francis Joseph*; Rutherford, *Russian Army*.
- 58 Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 164.
- 59 Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, Band 2, S. 307.
- 60 Siehe E. Weber, *Nationalist Revival in France*.
- 61 Angell, *Great Illusion*, S. 153. Siehe auch S. 190f. über «den Trend des deutschen Sozialismus».
- 62 Bucholz, Moltke, Schlieffen, S. 106, 128, Anmerkung 40.
- 63 *Ibid.*, S. 316.
- 64 Siehe Jagows Kommentar vom Juli 1914, zitiert in Geiss, *July 1914, Dokument* 30.
- 65 Bucholz, Moltke, Schlieffen, S. 306f.; Stone, *Eastern Front*, S. 17-42.
- 66 Stone, *Europe Transformed*, S. 334. 67 Porch, «*French Army*», Band I, S. 117-143.
- 68 Herrmann, *Arming of Europe*, S. 25. Joffre was als Generalissimus eine Fehlbesetzung: sein Vorgänger General Michel hatte eine weit realistischere Strategie gegen den Schlieffenplan ausgearbeitet. Es ist dennoch richtig, dass nur sehr wenige französische Offiziere eine wirklichkeitsgerechte Ansicht über den bevorstehenden Krieg besaßen: Henri Mordacq zählte zu den seltenen Pessimisten, die glaubten, der Krieg würde länger als ein paar Wochen dauern. Bond, *War and Society*, S. 83. Der beste Weg zum Verständnis der unterschiedlichen Pläne führt über das Studium der Karten in Banks, Arthur, *Military Atlas*, S. 16-32.
- 69 Siehe im Allgemeinen Challenger, *French Theory*.

- 70 Creveld, «Supplying War», S. 119-124, 138-141.
- 71 Förster, «Dreams and Nightmares», S. 17f., 24. Hervorhebung durch den Autor.
- 72 Ibid., S. 23. Siehe auch Förster, «Der deutsche Generalstab», S. 61-95.
- 73 M. Gilbert, First World War, S. 7; Geiss, July 1914, S. 36f.
- 74 Jonathan Steinberg, «Der Kopenhagener Komplex», in: Walter Laqueur, Kriegsausbruch 1914, München 1967, S. 41.
- 75 Förster, «Dreams and Nightmares», S. 20.
- 76 Moltke, Erinnerungen und Dokumente, S. 13f.
- 77 Joli, Origins, S. 186.
- 78 Siehe Bernhardt, Deutschland und der nächste Krieg.
- 79 Stern, «Bethmann Hollweg», S. 97. Vgl. Afflerbach, Falkenhayn, S. 147-171.
- 80 Jarausch, Enigmatic Chancellor, S. 96.
- 81 Ibid, S. 99.
- 82 Mommsen, «Topos of Inevitable War», S. 23-44.
- 83 Erdmann, «Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs», S. 536f.; Stern, «Bethman Hollweg», S. 91. Es sind Zweifel an der Zuverlässigkeit der Riezler-Tagebücher für diesen Zeitraum vorgebracht worden.
- 84 Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 203.
- 85 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 245.
- 86 Schulte, Europäische Krise, S. 22f, 48.
- 87 Stone, Eastern Front, S. 73-82; Stone, «Moltke and Conrad», S. 222-251; Herwig, First World War, S. 87ff.
- 88 Bond, War and Society, S. 86, 94.
- 89 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 112.
- 90 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 242ff.
- 91 Förster, «Facing ‚People’s War’», S. 209-230.
- 92 Förster, «Dreams and Nightmares», S. 16 Anmerkung.
- 93 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 244; Bond, War and Society, S. 86.
- 94 Seligmann, «Germany and the Origins», S. 317.
- 95 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 584; Geiss, Juli 1914, Dokumente 3,4.
- 96 Max Warburg Nachlass, «Jahresbericht 1914», S. If.; Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 29.
- 97 Weinroth, «British Radicals», S. 680.
- 98 Ibid., S. 512.
- 99 T Wilson, «Lord Bryce’s Investigation», S. 370f.
- 100 Trumpener, «War Premeditated», S. 84.
- 101 L. Farrar, Short-War Illusion.
- 102 Kossmann, Low Countries, S. 518f.; Stevenson, Armaments, S. 301.
- 103 Summers, «Militarism in Britain», S. 111.
- 104 Offer, «Going to War», S. 231.
- 105 Beckett, «Nation in Arms», S. 5ff.; Reader, At Duty’s Call, S. 107.
- 106 Collier, Brasshat, S. 117.

- 107 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 69.
- 108 Metternichs Formulierung, zitiert in Amery, *Life of Joseph Chamberlain*, Band IV, S. 151.
- 109 Dallas und Gill, *Unknown Army*, S. 17,24; Bourne, «British Working Man in Arms», S. 338; Beckett, «Nation in Arms», S. 7; Fuller, *Troop Morale*, S. 47; Sheffield, «Officer Man Relations», S. 413. Vgl. Morris, *Scaremongers*, S. 225-232.
- 110 J. Gooch, *Plans of War*, S. 47, 71-89.
- 111 Travers, «Offensive», S. 531-553; Travers, «Technology», S. 264-286.
- 112 Trebilcock, «War and the Failure of Industrial Mobilization», S. 150-161. Zum Mangel an Vorbereitungen auf dem Gebiet der Artillerie, siehe Adams, *Arms and the Wizard*, S. 170.
- 113 K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 63f. Vgl. J. Gooch, *Plans of War*, S. 289; d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 102.
- 114 PRO CAB 4/3, CID Vorlage 121-B, 4. November 1910; PRO CAB 2/2, CID Meeting, 25. April 1912; PRO CAB 2/3, CID Meeting, 5. August 1913. Vgl. J. Gooch, *Plans of War*, S. 97ff., 265, 289, 294f.; d'Ombraïn, *War Machinery*, S. 17,109ff., 265,271ff.; D. French, *British Economic and Strategic Planning*, S. 18, 74-84. Vgl. Hankey, *Supreme Command*, Band I, S. 122,178.
- 115 Albertini, *Origins*, Band III. S. 331, 368, 644; Lloyd George, *War Memoirs*, Band I, S. 57f.; Hazlehurst, *Politicians at War*, S. 4L Für ähnliche Ansichten, siehe Gordon, «Domestic Conflicts and the Origins of the First World War», S. 195ff.
- 116 Grey, *Twenty-Five Years*, Band II, S. 42; Asquith, *Genesis*, S. 202; Trevelyan, *Grey of Falloden*, S. 257. Siehe Nicolson, «Edwardian England», S. 145-148.
- 117 J. M. Hobson, «Military-Extraction Gap», S. 461-506. Die gleiche Behauptung findet sich in Friedberg, *Weary Titan*, S. 301 f.
- 118 McKeown, «Foreign Policy», S. 259-272.
- 119 D. French, *British Economic and Strategic Planning*, S. 10.
- 120 Hazlehurst, *Politicians at War*, S. 301.
- 121 K. Wilson, *Grey*, S. 177.

5 Öffentliche Finanzen und nationale Sicherheit

- 1 Howard, «Edwardian Arms Race», S. 95.
- 2 Siehe Zahlenmaterial in *Statistisches Jahrbuch*, S. 348-355; Andie und Veverka, «Growth of Government Expenditure», S. 189, 205, 263; Roesler, *Finanzpolitik*, S. 195; Witt, *Finanzpolitik*, S. 380f.; Hentschel, *Wirtschaft und Wirtschaftspolitik*, S. 149; Schremmer, «Taxation and Public Finance», S. 474.
- 3 Siehe J. M. Hobson, «Military Extraction Gap», passim; Stevenson, *Armaments*, S. 1-14. Meine eigenen Berechnungen finden sich in Ferguson,

- «Public Finance and National Security», S. 141-168. Die Daten von N. Choucri, R. C. North, J. D. Singer und M. Small an der Michigan University werden zusammengefasst in Offer, «The British Empire», S. 215-238. Obwohl es kleinere Differenzen zwischen all den Zahlenreihen, die aufgestellt worden sind, gibt, so besteht doch Übereinstimmung im Hinblick auf das «Gesamtbild».
- 4 Ferguson, «Public Finance and National Security».
 - 5 Zu einigen früheren Versuchen, dies zu berechnen, siehe Q. Wright, *Study of War*, S. 670f A.J.P. Taylor, *Struggle for Mastery*, S. XXVIII; und Richardson, *Arms and Insecurity*, S. 87.
 - 6 Zahlen für 1995 nach Economist, *Britain in Figures 1997*.
 - 7 Zahlen nach Stockholm International Peace Research Institute, *Yearbook 1992*, S. 264-268; International Institute of Strategic Studies, *Military Balance*, S. 218-221.
 - 8 Andie und Veverka, «Growth of Government Expenditure», S. 262f.; Berghahn, *Modern Germany*, S. 296.
 - 9 Ferguson, «Public Finance and National Security». Indem er Hobsons Zahlen leicht modifiziert, gelangt Stevenson wiederum zu leicht abweichenden Zahlen (für den prozentuellen Anteil vom Bruttosozialprodukt): Deutschland – 4,9 Prozent; Grossbritannien – 3,4 Prozent; Österreich – 3,5 Prozent; Frankreich – 4,3 Prozent; Russland – 5,1 Prozent; Armaments, S. 6.
 - 10 O'Brien, «Power with Profit».
 - 11 Wagner, *Grundlegung*, S. 895; Timm, «Das Gesetz», S. 201-247.
 - 12 F. Fischer, «Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs», in: Gregor Schöllgen (Hg.), *Flucht in den Krieg*, S. 21.
 - 13 Peacock und Wiseman, *Growth of Public Expenditure*, S. 151-201. Vgl. Kennedy, «Strategy Versus Finance», S. 45-52.
 - 14 Als Schatzkanzler besass Lloyd George selbstverständlich einen Ansporn, seine Kollegen an diese Zusicherungen zu erinnern: K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 7; Howard, «Edwardian Arms Race», S. 81. Asquith ist es gelungen, den Kostenansatz für die Marine im Jahre 1906 zu reduzieren: Bernstein, *Liberalism and Liberal Politics*, S. 174f.
 - 15 PRO FO 800/87, Churchill an Grey und Asquith, 8. Juli 1913; Grey an Churchill, 31. Oktober 1913. Vgl. R. Churchill, *Winston S. Churchill*, Band II, Teil 3, S. 1820; Steiner, *Britain and the Origins of the First World War*, S. 164; Rowland, *Last Liberal Governments*, Band II, S. 271-280.
 - 16 PRO CAB 41/35/3, Asquith an George V, 11. Februar 1914. Vgl. W. S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 174-177; Lloyd George, *War Memoirs*, Band 1, S. 5; R. Churchill, *Winston S. Churchill*, Band II, Teil 3, S. 1856f., 1861, 1873; Rowland,

- Last Liberal Governments, Band II, S. 280-286; K. Morgan, Lloyd George Family Letters, S. 165f. Beide Männer spürten, dass sie Schlachten des 19. Jahrhunderts wieder aufführten: Churchill die seines Vaters; Lloyd George diejenigen Gladstones.
- 17 Rowland, Last Liberal Governments, Band II, S. 283.
- 18 Delarme und André, L'Etat, S. 50, 721-727, 733.
- 19 Bankers Trust Company, French Public Finance, (New York, 1920), S. 4, 182; Schremmer, «Taxation and Public Finance», Tabelle 55.
- 20 Bankers, Trust Company, French Public Finance, S. 210; Schremmer, «Taxation and Public Finance», Tabelle 58.
- 21 P Gregory, Russian National Income, S. 58f., 252, 261 ff.; Gatrell, Tsarist Economy, S. 214-222.
- 22 Gatrell, Government, Industry, S. 139f.
- 23 PRO CAB 38/16/6, Edgar Crammond, Thesen zur Kriegsfinanzierung, dem Institute of Bankers vorgelegt, 20. April 1910.
- 24 Gall, Bismarck, Frankfurt/Berlin/Wien 1980, S. 449.
- 25 Eine Maximalschätzung des Anteils des öffentlichen Sektors am Nettosozialprodukt – einschliesslich Einnahmen aus Unternehmen des öffentlichen Bereichs, öffentliche Kreditaufnahme und Sozialversicherung – ergibt einen Anstieg desselben von 13,8 Prozent 1890 auf 18,8 Prozent 1913: Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 148. Vgl. Witt, «Finanzpolitik und sozialer Wandel», S. 565-574.
- 26 Schremmer, «Taxation and Public Finance», S. 468-494.
- 27 Witt, Finanzpolitik, S. 1-31; Witt, «Reichsfinanzen», S. 146-177.
- 28 Wehler, Das deutsche Kaiserreich, S. 30-40, 60-71; Berghahn, «Politik und Gesellschaft», S. 168-173; Witt, «Innenpolitik und Imperialismus»; und eine ganz anders geartete Ansicht findet sich in Rauh, Föderalismus, Rauh, Die Parlamentarisierung.
- 29 Crothers, German Elections.
- 30 Zur ständig anwachsenden Mittelsstandsorientierung des Zentrums, siehe Blackburn, Class, Religion.
- 31 Hentschel schätzt, dass die Belastung mit indirekten Steuern von fünf Prozent auf Einkommen von bis zu 800 Mark auf gerade einmal ein Prozent bei Einkommen über 10.000 Mark fiel. Allein die Einfuhrzölle kosteten eine Durchschnittsfamilie bis zu 1,5 Prozent des Jahreseinkommens: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, Tabelle 37.
- 32 Wysocki, «Die österreichische Finanzpolitik», S. 68-104.
- 33 J. M. Hobson, «Military-Extraction Gap», S. 495f., 499f. Für ähnliche Vorschläge, siehe Friedberg, Weary Titan, S. 301 f. Aber siehe auch McKeown, «Foreign Policy», S. 259-278.
- 34 Butler und Butler, British Political Facts.
- 35 Schremmer, «Taxation and Public Finance», Tabellen 51, 52, 54 und

- 55; Bankers Trust Company, French Public Finance, S. 184-189. Die Stempelsteuern dienten als quasi-direkte Steuern, denn sie waren in den meisten Fällen von den wohlhabenderen Bürgern zu entrichten.
- 36 Kruedener, «Franckenstein Paradox», S. 111-123; Witt, Finanzpolitik, S. 15ff.; Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 174ff, Vgl. Terhalle, «Geschichte», S. 174-189.
- 37 Dies geschah in Sachsen 1874, Baden 1884, Preussen 1892, Württemberg 1903 und Bayern 1912: Schremmer, «Taxation and Public Finance», S. 488ff. 1913 hingen die Bundesstaaten für 40 bis 75 Prozent ihrer Einnahmen von der Einkommensteuer ab. Die Kommunen, die 1913 für etwa 40 Prozent aller öffentlichen Ausgaben zuständig waren, waren ebenfalls in wachsendem Masse auf die Einkommensteuer angewiesen: 1910 stammten 52 Prozent der Einnahmen der preussischen Kommunen aus Zuschlägen zur staatlichen Einkommensteuer: Hentschel, «German Economic and Social Policy», S. 163f.
- 38 Kroboth, Finanzpolitik, S. 29.
- 39 Es passte den Sozialdemokraten, wie es auch vielen Historikern gefallen hat, nur von den Reichsfinanzen zu sprechen, wenn sie den regressiven und militaristischen Charakter des deutschen Finanzsystems unterstreichen wollten. Viel weniger sprachen sie vom immer progressiver werden-
- den Steuersystem der Länder und Gemeinden, deren Einnahmen im Zeitraum von 1910 bis 1913 ungefähr zur Hälfte in die «Sozialpolitik» (zum Beispiel Gesundheitswesen und Erziehung) flossen. Zwischen 1907 und 1913 stieg der Prozentsatz der gesamten öffentlichen Einnahmen, der aus direkten Steuern hervorging, von 49 auf 57 Prozent; der Prozentsatz der gesamten öffentlichen Ausgaben, der für «soziale»- und Erziehungszwecke ausgegeben wurde, wuchs von 13,3 Prozent (1891) auf 28 Prozent: siehe Kroboth, Finanzpolitik, S. 301-305; Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 150; Schremmer, «Taxation and Public Finance», Tabelle 95.
- 40 Berghahn, «Das Kaiserreich»; Mommsen, «Die latente Krise». Siehe auch Schmidt, «Innenpolitische Blockbildungen», S. 3-32.
- 41 Kroboth, Finanzpolitik, S. 115.
- 42 Der Regierung gelang es, den zweiten und den dritten Antrag zu unterdrücken, *ibid.*, S. 170-181.
- 43 *Ibid.*, S. 181-273.
- 44 Groh, «„Je eher, desto bessert“»; Wehler, Das deutsche Kaiserreich, S. 192-201.
- 45 Westarp und Heydebrand hatten sich wegen der Taktik der Konservativen entzweit; Erzbergers Begeisterung wurde nicht von allen Zentrumsabgeordneten geteilt, viele von ihnen stimmten vielmehr für die Kapitalertragssteuer; zahlreiche Sozialdemo-

- kraten waren dagegen, für irgendwelche Gesetzentwürfe zu stimmen, die mit Rüstungsausgaben verbunden waren; dagegen war eine beträchtliche Anzahl von Nationalliberalen über die Einführung eines progressiv gestaffelten Verteidigungsbeitrags betrübt: Kroboth, Finanzpolitik, S. 272ff.
- 46 Stegmann, Erben Bismarcks, S. 356; Eley, Reshaping the German Right, S. 330-334.
- 47 Kehr, «Klassenkämpfe und Rüstungspolitik», insbesondere S. 98f., 110.
- 48 Delarme und André, L'Etat, S. 50, 721-727, 733; Lévy-Leboyer und Bourignon, L'Économie française, S. 320ff.; Straus, «Le Financement», S. 50, 97.
- 49 P. Gregory, Russian National Income, S. 58f., 252,261ff.; Gatrell, Tsarist Economy, S. 214-222.
- 50 Kroboth, Finanzpolitik, S. 122, Anmerkung 65.
- 51 Kroboth schätzt den Anteil an der gesamten Reichsschuld, der durch Heer, Flotte und Kolonien verursacht worden ist, für 1913/1914 auf 65,3 Prozent: *ibid.*, S. 33 Anmerkung.
- 52 Berechnet nach Zahlenmaterial in Witt, Finanzpolitik, S. 378.
- 53 Kroboth, Finanzpolitik, S. 33.
- 54 Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 144; Kroboth, Finanzpolitik, S. 489.
- 55 Zahlen aus Kroboth, Finanzpolitik, S. 489ff. Vgl. Stuebel, Das Verhältnis.
- 56 Paulinyi, «Die sogenannte gemeinsame Wirtschaftspolitik», S. 567-604; März, Austrian Banking, S. 26-30, 99; Bordes, Austrian Crown, S. 232f.; Komlos, Habsburg Monarchy, S. 153, 176.
- 57 Kroboth, Finanzpolitik, S. 235.
- 58 *Ibid.*, S. 98.
- 59 Ferguson, Paper and Iron, S. 91ff.
- 60 Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 29f.
- 61 MMW, Max M. Warburg Papers, «Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der Staatspapiere». Warburg betrachtete Deutschlands Blossstellung auf dem internationalen Markt als Teil des Problems und trat dafür ein, dass die Staatsverschuldung eine innere Angelegenheit bleiben sollte.
- 62 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 519, 543.
- 63 Kennedy, Rise of the Anglo-German Antagonism, S. 304.
- 64 Kroboth, Finanzpolitik, S. 188.
- 65 H. Schottelius und W. Deist (Hrsg.), Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland, 1871-1914, Düsseldorf 1972, S. 162; Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 83.
- 66 Sterling Library, Yale University, Paul M. Warburg Papers, Series II, box 8, Folder 118, Max M. Warburg, «Die geplante Reichsfinanzreform: Wie vermeiden wir, dass aus der Beseitigung der Reichsfinanznot eine Bundesstaatsfinanznot entsteht [?]', November 1908.
- 67 L. Cecil, Albert Ballin, S. 159f.

- 68 Zitiert bei Ropponen, Die russische Gefahr, S. 98f.
- 69 Berghahn, Germany and the Approach of War, S. 77f.
- 70 Ibid, S. 82f.
- 71 Förster, Der doppelte Militarismus, S. 253.
- 72 Kroboth, Finanzpolitik, S. 210f.
- 73 Bodleian Library, Oxford, Harcourt MSS, 577, Churchill Memorandum, 3. November 1909. Ich danke Edward Lipman für den Hinweis auf dieses Dokument.
- 74 Siehe O'Hara, «Britain's War of Illusions».
- 75 G. Gooch und Temperley, British Documents, Band VI, Nr. 430, 437.
- 76 PRO FO 371/10281, Goschen an Grey, 3. März 1913.
- 77 RAL, XI/130A/0, Lord Rothschild in London an seine Vettern in Paris, 5. April 1906.
- 78 RAL, XI/130A/1, Lord Rothschild in London an seine Vettern in Paris, 3. Januar 1907.
- 79 RAL, XI/130A/1, Lord Rothschild in London an seine Vettern in Paris, 17. April 1907.
- 80 RAL, XI/130A/2, Lord Rothschild in London an seine Vettern in Paris, 2. April 1908; RAL, XI/130A/3, Lord Rothschild in London an seine Vettern, 7. Januar 1909.
- 81 Siehe e.g. E. Dugdale, German Diplomatie Documents, Band III, S. 407.
- 82 Poidevin, Relations économiques, S. 635, 655-659.
- 83 Seligmann, «Germany and the Origins», S. 315f.
- 84 RAL, XI/130A/1, Lord Rothschild, London, an seine Vettern, Paris, 28. Januar 1907.
- 85 Zitat nach Stenographische Berichte des Reichstags, Band 268, S. 7730C. Siehe Mommsen, «Topos of Inevitable War», S. 23-44.
- 86 Ferro, Great War, S. 32.
- 87 Siehe beispielsweise, Hildebrand, Deutsche Aussenpolitik, S. 1.
- 88 Zilch, Die Reichsbank, S. 69-133; Hentschel, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, S. 136-143.
- 89 Roesler, Finanzpolitik, passim.

**6 Die letzten Tage der Menschheit:
28. Juni bis 4. August 1914**

- 1 Malcolm, Bosnia, S. 133-155. A.J.P. Taylor hat dies einprägsam dargelegt: «Wenn ein Mitglied des britischen Königshauses auf dem Höhepunkt der Unruhen am St. Patrick's Day offiziell nach Dublin gereist wäre, hätte es auch damit rechnen müssen, erschossen zu werden.»: Struggle for Mastery, S. 520. Tatsächlich hatte die serbische Regierung die Österreicher vor dem Besuch gewarnt, was nicht gerade typisch für den Rädelsführer einer Verschwörung ist. Siehe auch die Darstellung in Davies, Europe, S. 877f.
- 2 G. Gooch und Temperley, British Documents, Band I, S. 220.
- 3 A.J.P. Taylor, Struggle for Mastery, S. 485.
- 4 Zum österreich-ungarischen Hintergrund, siehe auch S. Williamson, Austria-Hungary and the Coming of

- the First World War, Leslie, «Antecedents of Austria-Hungary's War Aims», S. 307-394.
- 5 A.J.P. Taylor, *Struggle for Mastery*, S. 453.
- 6 Davies, *Europe*, S. 881.
- 7 A.J.P. Taylor, *Struggle for Mastery*, S. 495.
- 8 *Ibid.*, S. 521. Vgl. S. Williamson, *Austria-Hungary and the Coming of the First World War*, S. 195f.
- 9 Unter vielen Beispielen, siehe Biederermanns Bericht nach Dresden am 17. Juli in Geiss, Juli 1914, Dokument 28.
- 10 Geiss, Juli 1914, S. 44. Vgl. die sehr pessimistischen Einschätzungen von Schoen am 18. Juli 1914: Geiss, Juli 1914, Dokument 33.
- 11 *Ibid.*, Dokumente 97, 98, 99, 122, 130.
- 12 *Ibid.*, Dokumente 100, 108, 128, 129, 130, 135, 163, 173, 174.
- 13 *Ibid.*, Dokument 95.
- 14 *Ibid.*, Dokumente 96, 101, 110, 165.
- 15 *Ibid.*, Dokumente 112, 131; Schmidt, «Contradictory Postures», S. 149.
- 16 Geiss, Juli 1914, Dokumente, 130, 133, 134, 143.
- 17 Juli 1914, Dokumente 125, 168, 171, S. 266, 270, 364; Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, Band II, S. 329-343; Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 207.
- 18 Turner, «Russian Mobilization», S. 252-268.
- 19 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 206; Geiss, *Der lange Weg*, S. 320; Pogge von Strandmann, «Germany and the Coming of War», S. 120.
- 20 Albertini, *Origins*, Band II, S. 343.
- 21 Trumpener, «War Premeditated», S. 69f., 80ff. General Hermann von François, einer der drei in West- und Ostpreussen stationierten Korpskommandeure, warnte seine Frau am Vormittag des 30., dass die «Musik» bald zu spielen beginne. Der Agent, der ein russisches Mobilisierungsplakat über die Grenze schmuggelte, war ein polnischer Kaufmann namens Pinkus Urwicz. [...] Etwa gleichzeitig ging ein Telegramm von der deutschen Botschaft in St. Petersburg ein, das diese Nachricht bestätigte.
- 22 Schmidt, «Contradictory Postures», S. 143ff. Vgl. Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 139f., 191f., 200; Geiss Juli 1914, Dokument 30.
- 23 Geiss Juli 1914, Dokumente 162, 170.
- 24 Seligmann, «Germany and the Origins», S. 315.
- 25 Geiss Juli 1914, Dokumente 148, 176.
- 26 Kroboth, *Finanzpolitik*, S. 279.
- 27 Erdmann, «Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs»; Erdmann, «War Guilt 1914 Reconsidered», S. 334-370; Zechlin, «Deutschland zwischen Kabinettskrieg und Wirtschaftskrieg», S. 347-458; Jarausch, «Illusion of Limited War»; Hildebrand, «Julikrise 1914». Siehe auch Erdmann, «Hat Deutschland auch den Ersten Weltkrieg entfesselt», und Zechlin, «Julikrise und Kriegsausbruch 1914».

- 28 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 180.
- 29 Ibid., S. 203; Schmidt, «Contradictory Postures», S. 144.
- 30 Geiss, *Julikrise*, Band I, Dok. 75.
- 31 Geiss, *Julikrise*, Band I, Dokument 135.
- 32 T. Wolff, *Tagebücher*, Band I, S. 64.
- 33 Ibid., S. 64f.
- 34 Berghahn, *Germany and the Approach of War*, S. 203.
- 35 A.J.P. Taylor, *Struggle for Mastery*, S. 522.
- 36 Geiss, Juli 1914, Dokument 125.
- 37 Schmidt, «Contradictory Postures», S. 144; Trevelyan, *Grey of Falloden*, S. 244.
- 38 Seligmann, «Germany and the Origins», S. 320.
- 39 Ibid., S. 322,330f.
- 40 Fischer, «Foreign Policy of Imperial Germany», S. 37.
- 41 F. Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 663-682; Pogge von Strandmann, «Germany and the Coming of War», S. 118f.
- 42 Offer, «Going to War», S. 213-241. Moltke war kein Insetten.
- 43 Albertini, *Origins*, Band II, S. 429, 497, 687.
- 44 Geiss, Juli 1914, Dokumente 95, 96; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S.319f.
- 45 Albertini, *Origins*, Band II, S. 329-334, 340; Geiss, Juli 1914, Dokumente 50, 79; W. S. Churchill, *World Crisis*, Band I, S. 193f.
- 46 Geiss, Juli 1914, Dokumente 103, 110, 112, 114.
- 47 Ibid., Dokumente 108,119,120; Albertini, *Origins*, Band II, S. 509; Grey, *Twenty-Five Years*, Band I, S. 319; Asquith, *Genesis*, S. 190ff.
- 48 Geiss, Juli 1914, Dokumente 90, 100.
- 49 Ibid., Dokumente 121, 122, 123, 128; Albertini, *Origins*, Band II, S. 51 Off.
- 50 Geiss, Juli 1914, Dokumente 101, 140,141a, 153.
- 51 Ibid., Dokumente 118, 123, 124, 137,138,147.
- 52 Ibid., Dokumente 91, 111, 114, 115,125.
- 53 Ibid., Dokumente 133, 134, 143, 145,154; Albertini, *Origins*, Band II, S. 523-526.
- 54 Geiss, Juli 1914, Dokument 147; Albertini, *Origins*, Band II, S. 635-638, 645; Band III, S. 378f., 390f.
- 55 Geiss, Juli 1914, Dokument 158; Albertini, *Origins*, Band II, S. 634f.; Band III, S. 373, 378, 386.
- 56 Geiss, Juli 1914, Dokumente 107, 148,149.
- 57 Ibid., Dokument 152.
- 58 Ibid., Dokument 164; PRO FO 800/94, Nicolson an Grey, 31. Juli 1914. Vgl. Hazlehurst, *Politicians at War*, S. 52; Andrew, «Entente Cordiale», S. 33; K. Wilson, *Policy of the Entente*, S. 95; Albertini, *Origins*, Band III, S. 374.
- 59 Hazlehurst, *Politicians at War*, S. 78f. Siehe auch Greys Wiederholung derselben Formel gegenüber Ponsoby: *ibid.*, S. 37. Vgl. K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 149.

- 60 Geiss, Juli 1914, Dokumente 130, 133.
- 61 Albertini, Origins, Band II, S. 501, 514, 523-525.
- 62 Dem deutschen Angebot, die territoriale Integrität Frankreichs zu garantieren (nicht aber den französischen Kolonialbesitz) war tatsächlich durch den deutschen Reeder Albert Ballin bei einem Dinnergespräch mit Churchill am 24. Juli der Weg bereitet worden: W. S. Churchill, World Crisis, S. 196; L. Cecil, Albert Ballin, S. 207. Zu Bethmanns Angebot siehe Geiss, Juli 1914, Dokumente 139,167; Albertini, Origins, Band II, S. 506; Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 325f.
- 63 Geiss, Juli 1914, Dokument 151; Albertini, Origins, Band II, S. 507, 519, 633; Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 327f.; R. Churchill, Winston S. Churchill, Band II, Teil 3, S. 1989, 1993; K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 153; W. S. Churchill, World Crisis, Band I, S. 213ff.; Offer, First World War, S. 308; Hazlehurst, Politicians at War, S. 23.
- 64 Albertini, Origins, Band II, S. 51 Iff., 521ff.; Asquith, Genesis, S. 198.
- 65 Geiss, Juli 1914, Dokumente, 170, 173, 177. Vgl. Albertini, Origins, Band III, S. 380-385. Zu Moltkes Verzweiflung meinte der Kaiser, dies bedeute, dass der Angriff im Westen abgeblasen werden könne; er bestellte sogar Champagner, um dies zu feiern: M. Gilbert, First World War, S. 30.
- 66 Albertini, Origins, Band II, S. 639.
- 67 Kennedy, Rise of the Anglo-German Antagonism, S. 458f.
- 68 Hazlehurst, Politicians at War, S. 36-39; R. Churchill, Winston S. Churchill, Band II, Teil 3, S. 1990f.
- 69 Hazlehurst, Politicians at War, S. 33; Bentley, Liberal Mind, S. 17.
- 70 Beaverbrook, Politicians and the War, S. 19ff. Vgl. Trevelyan, Grey of Falloden, S. 254; Hazlehurst, Politicians at War, S. 49, 73, 84-91; K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 150ff.;
- K. Wilson, Policy of the Entente, S. 136-139. Es ist ein Irrtum zu meinen, Lloyd George habe sich durch seine Rede im Mansion House von 1911 in irgendeiner Weise auf eine Intervention festgelegt. Lloyd George war stets nur einem verpflichtet: nämlich Lloyd George.
- 71 K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 150.
- 72 Beaverbrook, Politicians and the War, S. 28f.; W. S. Churchill, World Crisis, Band I, S. 216f.; R. Churchill, Winston S. Churchill, Band II, Teil 3, S. 1997.
- 73 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 138ff.; Hazlehurst, Politicians at War, S. 94; Geiss, Juli 1914, Dokument 183; Albertini, Origins, Band III, S. 406f. Vgl. Grey, Twenty-Five Years, Band II, S. 2; Offer, First World War, S. 317.
- 74 PRO CAB 16/5XC/A/035374, Foreign Office Memorandum (CID

- paper E-2), 11. Nov. 1908. Vgl. K. Wilson, «Foreign Office», S. 409.
- 75 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 30f., 40; W. S. Churchill, World Crisis, Band I, S. 65, 199, 219.
- 76 Albertini, Origins, Band III, S. 513; Asquith, Genesis, S. 211.
- 77 Hazlehurst, Politicians at War, S. 73; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 136; K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 149.
- 78 R. Churchill, Winston S. Churchill, Band II, Teil 3, S. 1991, 1996; Geiss, Juli 1914, Dokumente 166, 174; Albertini, Origins, Band III, S. 388f., 399f. Vgl. Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 329f.; Band II, S. 10; Asquith, Genesis, S. 209.
- 79 Beaverbrook, Politicians and the War, S. 22f.; M. Brock, «Britain Enters the War», S. 149f.
- 80 K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 153; Brock, «Britain Enters the War», S. 151; B. Gilbert, Lloyd George, S. 110; Hazlehurst, Politicians at War, S. 70f.
- 81 PRO CAB 41/35/23, Crewe an George V, 2. August 1914. Vgl. Albertini, Origins, S. 409f. (Hervorhebung des Autors). Einen anschaulichen Nachweis für Lloyd Georges Ringen um dieses Thema gibt K. Morgan, Lloyd George Family Letters, S. 167. Siehe auch Lloyd Georges Bemerkungen zu C.P. Scott in B. Gilbert, Lloyd George, S. 112.
- 82 Geiss, Juli 1914, Dokumente 179, 184, 188; Albertini, Origins, Band III, S. 479, 489, 492, 497.
- 83 Die Aussage, «hätte Deutschland nicht [Belgien] überfallen, dürfte es noch einige weitere Rücktritte gegeben haben», stellt eine Untertreibung der Brüchigkeit der Regierung insgesamt dar: Martel, «Origins, S. 69.
- 84 Brock, «Britain Enters the War», S. 145.
- 85 Albertini, Origins, Band III, S. 486f.; Grey, Twenty-Five Years, Band II, S. 14f.; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 144.
- 86 K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 154.
- 87 Beaverbrook, Politicians and the War, S. 31; Albertini, Origins, Band III, S. 399-404; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 141.
- 88 Lammers, «Arno Mayer», S. 159; K. Wilson, «British Cabinet's Decision for War», S. 155. Vgl. Woodward, Great Britain, S. 46, zur Erwidderung dieses Gefühls von Seiten der Tories.
- 89 Beaverbrook, Politicians and the War, S. 36; Hankey, Supreme Command, S. 169ff., 187, 192; Albertini, Origins, Band III, S. 51 Of.; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 125; J. Gooch, Plans of War, S. 301 ff.; Collier, Brasshat, S. 162f.; K. Morgan, Lloyd George Family Letters, S. 169; d'Ombraïn, War Machinery, S. 113f.
- 90 Hazlehurst, Politicians at War, S. 63f.
- 91 Woodward, Great Britain, S. 32-35;

- Hankey, Supreme Command, S. 187-197; Collier, Brasshat, S. 166f., 172-190. Siehe auch Guinn, British Strategy, S. 37ff.
- 92 Asquith, Genesis, S. 57f., 60, 63f., 83.
- 93 Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 75, 81, 85, 313, 334f. Vgl. Trevelyan, Grey of Falloden, S. 254,260.
- 94 Ibid, Band II, S. 28.
- 95 F. Fischer, Krieg der Illusionen, S. 369-383.
- 96 Butterfield, «Sir Edward Grey», S. If.; Hatton, «Britain and Germany», S. 143.
- 97 F. Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 107-117.
- 98 F. Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 15, 36, 41 ff, 106f.; Bergahn, Germany and the Approach of War, S. 138ff.
- 99 Zum Beispiel im Jahre 1892: Geiss, Juli 1914, S. 21f.
- 100 Geiss, Juli 1914, Dokument 135.
- 101 Ibid, Dokument 179.
- 102 G. Gooch und Temperley, British Documents, Band VI, Anmerkung 442.
- 103 Siehe Grey, Twenty-Five Years, Band I, S. 325; Albertini, Origins, Band II, S. 506. Man sollte jedoch festhalten, dass die Integrität Belgiens nur für den Fall garantiert war, dass «Belgien nicht gegen uns Partei ergreift» und dass im Hinblick auf die französischen Kolonien keine Zusicherung gegeben wurde. Daraus kann man wohl ableiten, dass Moltkes Entwurf 87, der den Angriff gegen Belgien rechtfertigte, nicht nur die Souveränität im Austausch für

- seine Neutralität garantierte, sondern auch die Räumung des Landes sofort nach Kriegsende und Kompensation für sämtliche Kriegsschäden. Geiss, Juli 1914, Dokument 91. Während des Krieges war die Zukunft Belgiens in Berlin ein Zankapfel, und es erwies sich als unmöglich, eine ausreichend eindeutige Verpflichtung zur Wiederherstellung der Integrität Belgiens abzugeben, um die öffentliche Meinung in Grossbritannien zufriedenzustellen; allerdings sollte man festhalten, dass der Streitpunkt sich beinahe erledigt hätte, wären die Deutschen imstande gewesen – was sie beinahe geschafft hätten –, König Albert zu veranlassen, die Neutralitätsverpflichtung seines Landes fallenzulassen. F. Fischer, Griff nach der Weltmacht, 331-335, 577-586.
- 104 Geiss, Juli 1914, Dokument 179.
- 105 F. Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. III f.
- 106 Ibid., S. 114ff.
- 107 Offer, «Going to War», S. 228.

7 Augusttage: Mythos «Kriegsbegeisterung»

- 1 Hitler, Mein Kampf, 176ff.
- 2 Vgl. Kershaw, Hitler 1889-1936, S. 133.
- 3 Finch, Diary, 12. Januar 1915; 18. Januar 1915.
- 4 Siehe beispielsweise Eksteins, Rites of Spring, beispielsweise S. 55-93, 193-197. Siehe auch, Wohl, Generation of 1914.

- 5 Meinecke, Die deutsche Katastrophe, S. 43.
- 6 Meinecke, Die deutsche Erhebung.
- 7 Siehe im Allgemeinen, Joli, Origins, S. 171-200.
- 8 Coker, War and the Twentieth Century, S. 91; Sösemann, «Medien», S. 212. Es kann sich bei diesem Foto um eine Fälschung handeln.
- 9 Sösemann, «Medien», S. 220f.
- 10 Ullrich, Kriegsalltag, S. 10-14. Siehe auch Schramm, Neun Generationen, Band II, S. 480f.
- 11 Schramm, Neun Generationen, Band II, S. 480.
- 12 Lloyd George, War Memoirs, Band I, S. 41.
- 13 Kraus, Die letzten Tage, S. 69-83.
- 14 Buse, «Ebert», S. 443f.
- 15 Joli, Origins, S. 184.
- 16 Grey, Twenty-Five Years, S. 316f. Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 14.
- 17 Hazlehurst, Politicians at War, S. 84.; Geiss, Juli 1914, Dokument 174; Albertini, Origins, Band III, S. 388f. Siehe auch Asquith, Genesis, S. 209; R. Churchill, Winston S. Churchill, Band II, Teil 3, S. 1996.
- 18 Geiss, Juli 1914, Dokument 149.
- 19 Hazlehurst, Politicians at War, S. 52.
- 20 Albertini, Origins, Band III, S. 524.
- 21 Grey, Twenty-Five Years, Band II, S. 20.
- 22 Davies, Europe, S. 885.
- 23 Pottle, Champion Redoubtable, S. 25.
- 24 Davies, Europe, S. 885.
- 25 Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur, S. 31; Sösemann, «Medien», S. 200.
- 26 Sösemann, «Medien», S. 207.
- 27 Buse, «Ebert», S. 433, 435.
- 28 Siehe im Allgemeinen Miller, Burgfrieden und Klassenkampf.
- 29 Ibid., S. 40; Buse, «Ebert», S. 440 Anmerkung.
- 30 Sösemann, «Medien», S. 207.
- 31 Carsten, War against War, S. 48f.
- 32 Marquand, Ramsay MacDonald, S. 167ff.
- 33 Shand, «Doves», S. 97ff..
- 34 Marwick, Deluge, S. 71 f.
- 35 Holroyd, Bernard Shaw, S. 348ff.
- 36 Freud, «Zeitgemässes über Krieg und Tod», in: Gesammelte Werke, Band 10, (3. Aufl.) Frankfurt 1963, S. 329f.
- 37 Davies, Europe, S. 895.
- 38 Ryan, Bertrand Russell, S. 55-80.
- 39 Butterfield, «Sir Edward Grey», S. 1.
- 40 Skidelsky, John Maynard Keynes, Band I, S. 297.
- 41 Pogge von Strandmann, «Historians», S. 9,14.
- 42 Cannadine, G. M. Trevelyan, S. 78.
- 43 Hynes, War Imagined, S. 68.
- 44 Winter, «Oxford», S. 16.
- 45 T. Weber, «Stormy Romance», S. 14-22.
- 46 Skidelsky, John Maynard Keynes, Band I, S. 295ff.
- 47 Ibid., S. 302f.
- 48 Ibid., S. 317-321.
- 49 Hiley, «Counter-Espionage», S. 637-650.
- 50 Hynes, War Imagined, S. 81.
- 51 Ryan, Bertrand Russell, S. 56.

- 52 J. Lawrence, Dean und Robert, «Outbreak of War», S. 582f.
- 53 Becker, 1914.
- 54 Becker, «,That's the death knell...'», S. 18ff.
- 55 Krumeich, «L'Entrée», S. 65-74.
- 56 J. Lawrence, Dean und Robert, «Outbreak of War», S. 571 ff., 581-587.
- 57 Sösemann, «Medien», S. 220.
- 58 A. Gregory, «British Public Opinion», S. 13f.
- 59 Bloch, Is War Now Impossible?, S. XLV.
- 60 Angell, Great Illusion, S. 209.
- 61 Förster, «Dreams and Nightmares», S. 14; Schlieffen, Gesammelte Schriften, Band I, S. 17.
- 62 Geiss, Juli 1914, Dokument 43.
- 63 Albertini, Origins, Band II, S. 214; K. Wilson, Policy of the Entente, S. 13. Morley hat einen ähnlichen Vergleich mit 1848 gezogen, siehe D. French, British Economic and Strategic Planning, S. 87.
- 64 Geiss, Juli 1914, Dokument 57.
- 65 Geiss, Juli 1914, Dokument 162.
- 66 MMW, Max M. Warburg Nachlass, «Jahresbericht 1914», S. 2f.
- 67 Geiss, Juli 1914, S. 134; Staatsarchiv Hamburg, Deputation für Handel, Schifffahrt und Gewerbe II Spez. XXXIV 23a, Reichskanzler an Senat, 21. Juli 1914, MMW, Max M. Warburg Nachlass, «Jahresbericht 1914», S. 3.
- 68 Hamburger Börsenhalle, 28. Juli 1914.
- 69 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 27. Juli 1914.
- 70 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 28. Juli (zwei Briefe) und 29. Juli 1914.
- 71 M. Brock und E. Brock, H.H. Asquith, S. 131.
- 72 Albertini, Origins, Band III, S. 378.
- 73 Lipman, «City», S. 68ff. Ich danke dem Autor für seine Hilfe an dieser Stelle.
- 74 Skidelsky, John Maynard Keynes, Band I, S. 285.
- 75 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 27. Juli 1914.
- 76 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 30. Juli 1914 [Hervorhebung durch den Autor].
- 77 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 31. Juli 1914.
- 78 Barth, Die deutsche Hochfinanz, S. 448.
- 79 Joli, Origins, S. 30. Auch dies war umsonst; bevor eine Antwort erfolgen konnte, wurde die Kommunikation mit Berlin unterbrochen.
- 80 Hazlehurst, Politicians at War, S. 85.
- 81 Albertini, Origins, Band III, S. 376.
- 82 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 31. Juli 1914.
- 83 RAL, XI/130A/8, Lord Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 4. August 1914. Siehe auch J. Lawrence, Dean und Robert, «Out-

- break of War», S. 564ff.; Hardach, First World War, S. 140.
- 84 L. Cecil, Albert Ballin, S. 210-214; Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 34.
- 85 Archives Nationales, Paris, 132 AQ 5594/IM192, Alfred de Rothschild, London, an seine Vettern in Paris, 3. August 1914.
- 86 Dahlmann, «Russia at the Outbreak», S. 53ff.
- 87 Ernst Jünger, In Stahlgewittern, Berlin 1926, S. 7f.
- 88 Schramm, Neun Generationen, Band II, S. 467ff.
- 89 Sulzbach, With the German Guns, S. 21ff.
- 90 Beckett, «Nation in Arms», S. 12; Reader, At Duty's Call, S. 107.
- 91 J. Winter, Great War, S. 30.
- 92 Simkins, Kitchener's Army, S. 59, 65f.
- 93 J. Winter, Great War, S. 27; D. Winter, Death's Men, S. 29.
- 94 Reader, At Duty's Call, S. 107. Dieser Punkt wird missverstanden von Fussell, Great War, S. 9.
- 95 H. Wolfe, zitiert bei Dewey, «Military Recruitment», S. 200.
- 96 Zitiert bei Hughes, «New Armies», S. 104.
- 97 J. Winter, Great War, S. 30ff. Vgl. Dallas und Gill, Unknown Army, S. 33; Beckett, «Nation in Arms», S. 10.
- 98 Siehe Dewey, «Military Recruitment», S. 200-219; J. Winter, Great War, S. 33ff.
- 99 J. Winter, Great War, S. 36ff. Siehe auch A. Gregory, «Lost Generations», S. 79f.
- 100 Spiers, «Scottish Soldier», S. 315.
- 101 Offner, «Going to War», S. 234.
- 102 J. Winter, Great War, S. 27.
- 103 Armstrong, Crisis of Quebec, S. 250.
- 104 Graves, Goodbye, S. 60f.; Sassoon, Memoirs of a Fox-Hunting Man, S. 244.
- 105 Reader, At Duty's Call, S. 110.
- 106 Churchills Formulierung, zitiert in Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 593.
- 107 Wohl, Generation of 1914, passim; Eksteins, Rites of Spring, passim; Mosse, Gefallen für das Vaterland, S. XX-YY; Hynes, War Imagined, S. 7f., 59.
- 108 Spiers, «Scottish Soldier», S. 315.
- 109 Dallas und Gill, Unknown Army, S. 28; Sassoon, Memoirs of a Fox-Hunting Man, S. 244.
- 110 Hodgson, People's Century, S. 29f.
- 111 Coppard, With a Machine Gun, S. 1.
- 112 Reader, At Duty's Call, S. 111-118.
- 113 Coppard, With a Machine Gun, S. 1; Offer, «Going to War», S. 232.
- 114 Esposito, «Public Opinion», S. 54.
- 115 Reader, At Duty's Call, S. 115; Offer, «Going to War», S. 232. Siehe auch Hynes, War Imagined, S. 92.
- 116 Hynes, War Imagined, S. 88f.
- 117 J. Winter, Great War, S. 32; Beckett, «Nation in Arms», S. 7; Reader, At Duty's Call, S. 109f., 132f.
- 118 Reader, At Duty's Call, S. 110.
- 119 Offer, «Going to War», S. 233.
- 120 Hughes, «New Armies», S. 103ff. Spiers, «Scottish Soldier», be-

- schreibt, wie man damit begann, Engländer in die Regimenter aus den Highlands zu schicken, die meist besonders hohe Verluste hatten.
- 121 Reader, *At Duty's Call*, S. 114.
- 122 Dewey, «Military Recruitment», S. 206f., 211, 218. Deweys recht mechanistische Analyse gelangt zu dem Ergebnis, dass Alter der wichtigere Faktor war, der Schlüsselfaktor für den Krieg insgesamt sei aber das System der Freistellungen gewesen – was kaum überrascht.
- 123 Beckett, «Nation in Arms», S. 10.
- 124 Reader, *At Duty's Call*, S. 119.
- 125 Hughes, «New Armies», S. 102; Reader, *At Duty's Call*, S. 121.
- 126 Esposito, «Public Opinion», S. 54.
- 127 Reader, *At Duty's Call*, S. 120f.
- 128 Offer, «Going to War», S. 232.
- 129 Monk, Wittgenstein, Stuttgart 1992, S. 130.
- 130 Ibid., S. 131f.
- 131 Eksteins, *Rites of Spring*, S. 61.
- 132 Schramm, *Neun Generationen*, Band II, S. 486.
- 133 Mayeur, «Le Catholicisme français», S. 379ff.
- 134 Siehe auch Greschat, «Krieg und Kriegsbereitschaft», S. 33-55.
- 135 Mayeur, «Le Catholicisme français», S. 383.
- 136 Mews, «Spiritual Mobilization», S. 258. Siehe auch die nicht ganz überzeugende Apologie von Diane Y. Thompson, S. 264f.
- 137 Mews, «Spiritual Mobilization», S. 259.
- 138 Ibid., S. 260.
- 139 Pottle, *Champion Redoubtable*, S. 25f.
- 140 Schramm, *Neun Generationen*, Band II, S. 486ff. Vgl. Vondung, «Deutsche Apokalypse»; Greschat, «Krieg und Kriegsbereitschaft», S. 33-55.
- 141 A. Gregory, «British Public Opinion», S. 9,11.
- 142 Bibel, *Offenbarung*, 16: 18-21. [Lutherbibel, rev. Text 1975, Stuttgart 1979, NT, S. 326]

8 Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit: Der vergedete Vorteil

- 1 J.M. Hobson, «Military-Extraction Gap», S. 464f.
- 2 Witt, «Finanzpolitik und sozialer Wandel im Krieg», S. 425.
- 3 Wagenführ, «Die Industriegewirtschaft», S. 23.
- 4 Mitchell, *European Historical Statistics*, S. 186ff., 199ff., 225ff., 290f.; Hardach, *First World War*, S. 91.
- 5 Godfrey, *Capitalism at War*, S. 47; Kemp, *French Economy*, S. 31 Anmerkung.
- 6 Glaser, «American War Effort», S. 22.
- 7 Wagenführ, «Die Industriegewirtschaft», S. 23; Hardach, *First World War*, S. 45.
- 8 Berechnet von Hoffman, Grumbach und Hesse, *Wachstum*, S. 358f., 383ff., 390-393; Wagenführ, «Die Industriegewirtschaft», S. 23ff.; Feldman, *Iron and Steel*, S. 474f.; Mitchell, *European Historical Statistics*, S. 141ff. Der Anstieg der Weinproduktion (zu dem es

- auch in Ungarn und Bulgarien kam) ist Folge einer Substitution von Importen. Die Produktion in Italien und Frankreich ging etwas zurück.
- 9 Burchard, «Impact of the War Economy», S. 42, 47. Vgl. Bertold, «Die Entwicklung».
 - 10 J. Lee, «Administrators and Agriculture», S. 232ff.
 - 11 J. Lee, «Administrators and Agriculture», S. 235.
 - 12 Hansa, 1. August 1914.
 - 13 Offer, First World War, S. 300-309; Hardach, First World War, S. 11-19. Vgl. Vincent, Politics of Hunger.
 - 14 Hardach, First World War, S. 19.
 - 15 M. Farrar, «Preclusive Purchases», S. 117-133.
 - 16 Hardach, First World War, S. 33.
 - 17 Siehe verschiedene Schätzungen in Keynes, Economic Consequences, S. 161, 165 (deutsche Vorkriegsschätzungen); Economist, «Reparations Supplement», 31. Mai 1924, S. 6 (Schätzung des McKenna-Ausschusses); Hoffmann, Grumbach und Hesse, Wachstum, S. 262; Kindleberger, Financial History, S. 225.
 - 18 Bundesarchiv Potsdam, Reichswirtschaftsministerium, 764/268-301, «Verluste der deutschen Handelsflotte».
 - 19 Eichengreen, Golden Fetters, S. 82ff. Zu Einzelheiten der deutschen Zahlungsbilanz, siehe Bresciani-Turroni, Economics of Inflation, S. 83-93; zur britischen: E. Morgan, Studies in British Financial Policy, S. 341.
 - 20 Zunkel, Industrie; Ehlert, Die wirtschaftliche Zentralbehörde; Feldman, «Der deutsche organisierte Kapitalismus», S. 150-171.
 - 21 Die klassische Untersuchung bleibt: Feldman, Army, Industry and Labour. Zu Reaktionen siehe beispielsweise W. Fischer, «Die deutsche Wirtschaft»; Bessel, «Mobilizing German Society».
 - 22 D. French, British Economic and Strategic Planning, S. 6-27; Marwick, Deluge, S. 79.
 - 23 Adams, Arms and the Wizard; Wrigley, «Ministry of Munitions», S. 32-56; Beveridge, Power and Influence, S. 117. Vgl. Dewey, «New Warfare»; Chickering, «World War».
 - 24 Hurwitz, State Intervention, S. 62. Vgl. McNeill, Pursuit of Power, S. 327.
 - 25 J. Winter, «Public Health», S. 170ff.
 - 26 J. Winter, Great War, S. 279ff., 305.
 - 27 J. Winter, Capital Cities, S. 10f. Siehe auch Offer, First World War, passim.
 - 28 Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 34f.
 - 29 Ferguson, Paper and Iron, S. 146.
 - 30 Pogge von Strandmann (Hrsg.), Walther Rathenau, Tagebuch, S. 189.
 - 31 Ibid., S. 200.
 - 32 Feldmann, «War Aims», S. 22f. Rathenau, Tagebuch, S. 223
 - 33 Feldman, Iron and Steel, S. 80.
 - 34 Moeller, «Dimensions of Social Conflict», S. 142-168.
 - 35 Ferguson, Paper and Iron, S. 105.

- 36 Crow, *Man of Push and Go*, S. 69-85.
- 37 Dewey, «New Warfare», S. 78f.
- 38 D. French, *British Economic and Strategic Planning*, S. 11-25; Adams, *Arms and the Wizard*, S. 14-69, 83, 90, 164-179; T. Wilson, *Myriad Faces*, S. 217-236; Wrigley, «Ministry of Munition», S. 34-38, 43-49; Wrigley, *David Lloyd George*, S. 83f.; Crow, *Man of Push and Go*, S. 86-92; Beveridge, *Power and Influence*, S. 124ff.
- Vgl. Marwick, *Deluge*, S. 99. Über Russland: Stone, *Eastern Front*, S. 196f. Über Frankreich: Godfrey, *Capitalism at War*, S. 45-48, 107, 184-210, 259f.
- 39 Godfrey, *Capitalism at War*, S. 186, 261-284.
- 40 McNeill, *Pursuit of Power*, S. 340.
- 41 Hardach, *First World War*, S. 58-61; Feldman, *Iron and Steel*, S. 67f.; Feldman, *Great Disorder*, S. 52ff.
- 42 J. Harris, *William Beveridge*, S. 235.
- 43 Kemp, *French Economy*, S. 45; Godfrey, *Capitalism at War*, S. 49f.; McNeill, *Pursuit of Power*, S. 320.
- 44 Godfrey, *Capitalism at War*, S. 197f. 45 *Ibid.*, S. 107-122.
- 46 Boswell und John, «Patriots or Profiteers», S. 427-434; Alford, «Lost Opportunities», S. 222f. Vgl. Wrigley, «Ministry of Munitions», S. 42f.
- 47 Boswell und John, «Patriots or Profiteers», S. 435f.; Hurwitz, *State Intervention*, S. 174-179. Vgl. C. Holmes, «First World War», S. 212-214.
- 48 Hurwitz, *State Intervention*, S. 179.
- 49 Glaser, «American War Effort», S. 16.
- 50 Stone, *Eastern Front*, S. 197-209.
- 51 *Ibid.*, S. 210f.
- 52 Feldman, *Iron and Steel*, S. 11f.
- 53 Bresciani-Turroni, *Economics of Inflation*. S. 288.
- 54 Berechnet nach: *Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Ergänzungsheft II* (1914), S. 11; (1915), S. 9; (1916), S. 9; (1917), S. 11; (1918), S. 11; (1920), S. 106.
- 55 Hardach, *First World War*, S. 106.
- 56 Boswell und John, «Patriots or Profiteers», S. 443; Marwick, *Deluge*, S. 164; G. Holmes, «First World War», S. 211; Alford, «Lost Opportunities», S. 210-218.
- 57 Lyashchenko, *History of the National Economy*, S. 751. Siehe auch Stone, *Eastern Front*.
- 58 Burk, *Britain, America and the Sins of War*, S. 14-42. Siehe auch Burk, «Mobilization of Anglo-American Finance», S. 25-42.
- 59 Hurwitz, *State Intervention*, S. 173; G. Holmes, «First World War», S. 208ff.; Godfrey, *Capitalism at War*, S. 72-80; 94-101.
- 60 Bessel, *Germany*, S. 5, 73, 79.
- 61 A. Gregory, «Lost Generations», S. 71.
- 62 A. Jackson, «Germany, the Home Front», S. 569; Petzina, *Abelshäuser und Foust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch*, Band III, S. 27.
- 63 Henning, *Das industrialisierte Deutschland*, S. 34f.

- 64 Dewey, «Military Recruitment», S. 204-221; Dewey, «New Warfare», S. 75; Hurwitz, *State Intervention*, S. 135.
- 65 J. Horne, *Labour at War*, S. 401; Henning, *Das industrialisierte Deutschland*, S. 34.
- 66 Dewey, «Military Recruitment», S. 204; Chickering, «Word War I», S. 13. Vgl. Hurwitz, *State Intervention*, S. 169; McNeill, *Pursuit of Power*, S. 326; Marwick, *Deluge*, S. 96.
- 67 Adams, *Arms and the Wizard*, S. 77, 93-97; Wrigley, *David Lloyd George*, S. 113f., 169; J. Harris, *William Beveridge*, S. 210.
- 68 Wrigley, *David Lloyd George*, S. 226; Marwick., *Deluge*, S. 249; Grieses, «Lloyd George».
- 69 A. Gregory, «Lost Generations», S. 83f.
- 70 P. Parker, *Old Lie*, S. 16.
- 71 Angell, *Great Illusion*, S. 174.
- 72 J. Horne, «L'Impôt du sang», S. 201-223. Siehe auch Godfrey, *Capitalism at War*, S. 49; Kemp, *French Economy*, S. 38-43; Becker, *Great War*, S. 26f., 126,202.
- 73 McNeill, *Pursuit of Power*, S. 321 Anmerkung; Godfrey, *Capitalism at War*, S 257.
- 74 Bieber, «Die Entwicklung», S. 77-153. Die Einberufungsdrohung wurde auch von britischen Unternehmern eingesetzt. Rubin, *War, Law and Labour*, S. 221, 225.
- 75 Ullrich, «Massenbewegung», S. 407-418.
- 76 Hardach, *First World War*, S. 63-69,179f.
- 77 Ullrich, «Der Januarstreik 1918», S. 45-74.
- 78 Ferguson, *Paper and Iron*, S. 126. Vgl. Kocka, *Facing Total War*, S. 17-22; Burchardt, «Impact of the War Economy», S. 54f.
- 79 Siehe im Allgemeinen Zimmermann, Günther und Meerwarth, *Die Einwirkung*.
- 80 Manning, «Wages», S. 276f.
- 81 J. Winter, *Great War*, S. 232ff.; Manning, «Wages», S. 261-276. Siehe auch Phillips, «Social Impact», S. 118f.
- 82 Ibid., S. 232.
- 83 Gerber, «Corporatism», S. 93-127.
- 84 Wrigley, *David Lloyd George*, S. 147 (Asquiths Formulierung).
- 85 Beveridge, *Power and Influence*, S. 129. Vgl. Marwick. *Deluge*, S. 246.
- 86 Lowe, «Ministry of Labour», S. 116.
- 87 Bailey, «Berlin Strike», S. 158-174.
- 88 Wrigley, *David Lloyd George*, S. 137.
- 89 Ferro, *Great War*, S. 178f.
- 90 Burchardt, «Impact of the War Economy»; Offer, *First World War, passim*. Vgl. A. Jackson, «Germany, the Home Front», S. 563-576.
- 91 Holtfrerich, *German Inflation*, S. 255.
- 92 Beveridge, *Power and Influence*, S. 143f.; D. French, *British Economic and Strategie Planning*, S. 19f.; J. Harris, *William Beveridge*, S. 234-241.; Wrigley, *David Lloyd George*, S. 180, 218; Dewey, «British Farming Profits», S. 373, 381; Marwick, *Deluge*, S. 231-240.

- 93 Godfrey, *Capitalism at War*, S. 61, 66f., 79, 83f., 129ff.
- 94 Becker, *Great War*, S. 132-137, 145, 206-218, 233, 303.
- 95 Blackbourn, *Fontana History*, S. 475. Vgl. A. Jackson, «Germany, the Home Front», S. 575. Bei Kraus lautet die Zahl 800.000, und die Quelle ist ein «Irrsinniger». Kraus, *Die letzten Tage*, S. 439. Eine amüsante Parodie auf Namen von Ersatzprodukten findet sich: *ibid.*, S. 398f.
- 96 Offer, *First World War*, S. 35.
- 97 Burleigh, *Death and Deliverance*, S. 11.
- 98 Offer, *First World War*, S. 32f., 155.
- 99 J. Winter und Cole, «Fluctuations», S. 243.
- 100 Voth, «Civilian Health», S. 291.
- 101 Die These hat er zuerst in seinem Werk: *Great War* entwickelt, beispielsweise S. 105-115, 140, 148, 187f., und er hat sie verteidigt in: «Public Health», S. 163-173; zur Kritik daran, siehe Bryder, «First World War», S. 141-157; und Voth, «Civilian Health». Siehe auch Marwick, *Deluge*, S. 64f.
- 102 Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg*.
- 103 Hoffmann, Grumbach und Hesse, *Wachstum*, S. 515. Dieser Koeffizient ist ein grober Indikator des Masses Einkommensgleichheit.
- 104 Feldman, *Army, Industry and Labour*, S. 97-117, 471 f.; Hardach, *First World War*, S. 115, 129.
- 105 Siehe Kraus, *Die letzten Tage*, S. 334f.: «Viktualienhändler Vinzenz Chramosta wird vom Marktamtskommissär der Preistreiberei bezichtigt.» Der Händler verteidigt sich mit der Behauptung, dass er Kriegsanleihen gezeichnet und seine Steuern bezahlt habe.
- 106 Ferguson, *Paper and Iron*, S. 132.
- 107 Moeller, «Dimensions of Social Conflict», S. 157f.
- 108 Petzina, *Abeishausen und Foust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Band III*, S. 124.
- 109 Lyth, *Inflation*, S. 158.
- 110 J. Winter, *Great War*, S. 229, 242ff.; Marwick, *Deluge*, S. 167, 243f.; Harrison, «War Emergency Workers' Committee», S. 233.
- 111 Auf ähnliche Klagen in Grossbritannien geht ein: Waites, «Effect», S. 51.
- 112 Siehe Kocka, «First World War». Vgl. Günther, *Die Folgen*.
- 113 Schramm, *Neun Generationen, Band II*, S. 495.
- 114 *Ibid.*, S. 501.
- 115 Becker, *Great War*, S. 226-231.

9 Strategie, Taktik und Verluste

- 1 Herwig, «How 'Total' was Germany's U-Boat Campaign», *passim*.
- 2 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 104.
- 3 Kennedy, «Britain in the First World War», S. 48, 54, 57f., 60f.; Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 90f., 98.
- 4 Warburg Archiv, M.M. Warburg & Co., «Jahresbericht 1917», Warburg an Langwerth von Simmern, 26. Januar 1917; Ferguson, *Paper and Iron*, S. 139.

- 5 Offer, *First World War*, S. 15-18.
Vgl. Simon, «Alternative Visions of Rationality», S. 189-204.
- 6 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 89.
- 7 *Ibid.*, S. 93f.
- 8 Siehe dazu aus jüngster Zeit, Herwig, *First World War*, passim.
- 9 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 95. Bei Verdun kämpften insgesamt 65 französische Divisionen gegen 47 deutsche, so dass die französischen Verluste sich über einen weiten Bereich erstreckten. Die durchschnittliche deutsche Division erlitt einen stärkeren Blutverlust. Siehe auch Millett et al., «Effectiveness», S. 12.
- 10 Deist, «Military Collapse», S. 186-207.
- 11 *Ibid.*, S. 197.
- 12 *Ibid.*, S. 190.
- 13 Maier, «Wargames», S. 266f.
- 14 Ferguson, *Paper and Iron*, S. 138.
- 15 Herwig, «Admirals versus Generals», S. 212-215, 219, 224, 228. Einer der pittoreskeren Vorschläge Holtzendorffs lief darauf hinaus, Belgien zwischen den Hohenzollern und den Bourbonen, von denen er annahm, dass sie den französischen Thron wieder besteigen würden, aufzuteilen.
- 16 Ausser Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, siehe Glatzke, *Germany's Drive to the West*, und das grundlegende Werk von Soutou, *L'Or et le sang*.
- 17 Herwig, «Admirals versus Generals», S. 219.
- 18 *Ibid.*, S. 231.
- 19 Kersten, «Kriegsziele», passim.
- 20 Herwig, «Admirals versus Generals», S. 215ff.
- 21 Kitchen, *Silent Dictatorship*, passim.
- 22 Trumpener, «Road to Ypres», S. 460-480. Siehe auch H. Harris, «To Serve Mankind», S. 31f.
- 23 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 96.
- 24 Ferro, *Great War*, S. 93f.; Banks, *Military Atlas*, S. 281-301. Bombenangriffe mit Zeppelin und Flugzeugen töteten 1.413 Briten und fügten 3.409 Verletzungen zu; die Zahl der Opfer von Flächenbombardements auf deutscher Seite betrug 740 Tote und 1.900 Verwundete.
- 25 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 85, 94.
- 26 Andrew, *Secret Service*, S. 139-194.
- 27 Die Ansicht, Grossbritannien habe die richtige Strategie entwickelt, vertritt Kennedy, «*Britain in the First World War*», S. 37-49; Kennedy, «*Military Effectiveness*», beispielsweise S. 344f.
- 28 Little Hard, *British Way*, S. 12f., 29f.
- 29 Clark, *Donkeys*, passim.
- 30 Siehe Terraine, *Douglas Haig*; Terraine, *Western Front*; Terraine, *Road to Passchendaele*; Terraine, *To Win a War*; Terraine, *Smoke and the Fire*; Terraine, *First World War*.
- 31 Barnett, *Swordbearers*.
- 32 Howard, «*British Grand Strategy*», S. 36.
- 33 D. French, «*Meaning of Attrition*», S. 385-405.

- 34 Edmonds, Short History, S. 94.
- 35 D. French, «Meaning of Attrition», S. 403.
- 36 Terraine, First World War, S. 122.
- 37 T. Wilson, Myriad Faces, S. 331.
- 38 Terraine, First World War, S. 172.
- 39 Guinn, British Strategy, S. 230; Woodward, Great Britain, S. 276ff.
- 40 J. Gooch, Plans of War, S. 31.
- 41 T. Wilson, Myriad Faces, S. 441.
- 42 Ibid., S. 547.
- 43 Edmonds, Short History, S. 335. Die Formulierung stammt von Generalleutnant Godley, Befehlshaber des 21. Korps.
- 44 G. Parker, Times Atlas of World History, S. 248f.; Davies, Europe, S. 1328.
- 45 Howard, Crisis of the Anglo-German Antagonism, S. 14.
- 46 D. French, «Meaning of Attrition», S. 386.
- 47 Cruttwell, History of the Great War, S. 627.
- 48 Laffin, British Butchers, passim.
- 49 Bidwell und Graham, Fire-Power, S. 2f.
- 50 Siehe beispielsweise Travers, Killing Ground, insbesondere S. 66,250.
- 51 Terraine, White Heat, S. 93.
- 52 Ibid., Smoke and the Fire, S. 179.
- 53 Edmonds, Official History: Military Operations, Band I, S. 355; Terraine, Smoke and the Fire, S. 118.
- 54 Terraine, White Heat, S. 148.
- 55 Holmes, «Last Hurrah», S. 284.
- 56 Maier, «Wargames», S. 267.
- 57 R. Williams, «Lord Kitchener», S. 118.
- 58 Edmonds, Short History, S. 89.
- 59 Philpott, Anglo-French Relations, S. 163f.
- 60 Hussey, «Without an Army», S. 76, 81.
- 61 Edmonds, Official History: Military Operations, Band I, S. 7.
- 62 Terraine, «British Military Leadership», S. 48.
- 63 Travers, Killing Ground, S. XX, 23.
- 64 T. Wilson, Myriad Faces, S. 309.
- 65 Prior und Wilson, Command on the Western Front, S. 150f.
- 66 Travers, Killing Ground, S. 49.
- 67 Creveld, Command in War, S. 186; auch S. 262.
- 68 D. Graham, «Sans Doctrine», S. 75f.
- 69 Bidwell und Graham, Fire-Power, S.3.
- 70 Travers, Killing Ground, S. 73, siehe auch S. 62, 75.
- 71 Travers, How the War Was Won, S. 175-180. Vgl. Travers, Killing Ground, S. 111.
- 72 Terraine, «Substance of the War», S. 8.
- 73 Edmonds, Official History: Military Operations, Band I, S. 313.
- 74 Kennedy, «Britain in the First World War», S. 50.
- 75 Prior und Wilson, Command, S. 153, 163-166. Sulzbach, With the German Guns, macht deutlich, dass der Autor sich erst zu einem späten Zeitpunkt des Krieges durch das Gegenfeuer der anderen Seite gefährdet fühlte.
- 76 Vgl. Farndale, History of the Royal Regiment of Artillery, S. 178.

- 77 Geyer, «German Strategy», S. 541.
 78 Strachan, «Morale», S. 383.
 79 Herwig, «Dynamics of Necessity», S. 95.
 80 Siehe beispielsweise Griffith, Forward, into Battle, S. 78.
 81 Wynne, If Germany Attacks, S. 5.
 82 Travers, How the War Was Won, S. 176.
 83 Samuels, Command or Control?, S.3.
 84 Ibid., S. 5.
 85 Siehe im Allgemeinen Samuels, Doctrine and Dogma, S. 175.
 86 Gudmunsson, Stormtroop Tactics, S. 172ff.
 87 Zit. nach Winkler, Weimar, S. 50; Bessel, «Great War», S. 21.
 88 Griffith, «Tactical Problem», S. 71.
 89 Griffith, British Fighting Methods, S. XII. Vgl. Griffith, Battle Tactics.
 90 Prior und Wilson, Command, S. 339.
 91 Wawro, «Morale in the Austro-Hungarian Army», S. 409.
 92 Trask, AEF und Coalition Warming, S. 171-174.
 93 Maier, «Wargames», S. 273.
 94 Johnson, 1918, S. 94.
 95 Strachan, «Morale», S. 391.
 96 Bickersteth, Bickersteth Diaries, S. 295.
- 10 «Maximales Blutbad zu minimalen Kosten»: Kriegsfinanzierung**
- 1 Harvey, Collision of Empires, S. 279.
 2 Crow, Man of Push and Go, S. 69.
 3 Harvey, Collision of Empires, S. 279.
 4 Seligmann, «Germany and the Origins», S. 32If.
 5 D. French, «Meaning of Attrition», S. 387f.
 6 Siehe beispielsweise Kindleberger, Financial History, S. 291 f.; Holtfreich, German Inflation, S. 118ff.
 7 Balderston, «War Finance», S. 222-244.
 8 Witt, «Finanzpolitik und sozialer Wandel im Krieg», S. 425. Siehe auch Lotz, Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft, S. 104; Roesler, Finanzpolitik, S. 197ff.; Bresciani-Turroni, Economics of Inflation, S. 47; E Graham, Exchange, S. 7.
 9 Roesler, Finanzpolitik, S. 196-201; Hardach, First World War, S. 157f.
 10 Roesler, Finanzpolitik, S. 206f.; Holtfreich, German Inflation, S. 117.
 11 Feldman, Great Disorder, S. 26-51.
 12 Roesler, Finanzpolitik, S. 208ff., 216; F. Graham, Exchange, S. 216.
 13 Feldman, Army, Industry and Labour, S. 97-117, 471f.
 14 Roesler, Finanzpolitik, S. 225ff.; Bresciani-Turroni, Economics of Inflation, S. 442.
 15 Holtfreich, German Inflation, S. 79-94.
 16 Skidelsky, John Maynard Keynes, Band II, S. 302.
 17 Hardach, First World War, S. 153.
 18 Bankers Trust Company, French Public Finance, S. 11.
 19 Berechnet nach Zahlenmaterial in Balderston, «War Finance», S. 225.
 20 Knauss, Die deutsche, englische und französische Kriegsfinanzierung. Vgl. Eichengreen, Golden Fetters, S. 75ff.

- 21 Balderston, «War Finance», S. 225, 230-237. Vgl. Kirkaldy, *British Finance; Taxation during the War*;
- E. Morgan, *Studies in British Financial Policy*.
- 22 Berechnet nach Zahlenangaben in Roesler, *Finanzpolitik*, S. 196, 201; E. Morgan, *Studies in British Financial Policy*, S. 41; Balderston, «War Finance», S. 225. Viele Details über die Besteuerung im Grossbritannien der Kriegszeit bieten Mallet und George, *British Budgets*, S. 394-407.
- 23 Kemp, *French Economy*, S. 46f. Vgl. Truchy, *Finances de Guerre; Jèze, Dépenses de guerre*.
- 24 Godfrey, *Capitalism at War*, S.215f.
- 25 Bankers Trust Company, *French Public Finance*, S. 120,187. Zu den Finanzen Italiens, siehe Fausto, «*Politica fiscale*», S. 4-138.
- 26 Stone, *Eastern Front*, S. 289f. Siehe auch Lyashchenko, *History of the National Economy*, S. 768f.
- 27 Nægler, «*Pandora's Box*», S. 14.
- 28 Einzelheiten in Kirkaldy, *British Finance*, S. 125-149.
- 29 Bankers Trust Company, *French Public Finance*, S. 18.
- 30 Apostol, Bernatzky und Michelson, *Russian Public Finance*, S. 249, 252,263.
- 31 Einzelheiten in Roesler, *Finanzpolitik*, S. 206.
- 32 Becker, *Great War*, S. 147f. (geht auf das Beispiel des Unternehmens Le Creuset ein).
- 33 Stone, *Eastern Front*, S. 290f.
- 34 Kemp, *French Economy*, S. 47.
- 35 Berechnet nach Zahlenangaben in Bankers Trust Company, *French Public Finance*, S. 138f.; Balderston, «*War Finance*», S. 227.
- 36 E. Morgan, *Studies in British Financial Policy*, S. 140. Vgl. Bankers Trust Company, *English Public Finance*, S. 30.
- 37 Hardach, *First World War*, S. 162; Bankers Trust Company, *French Public Finance*, S. 18; Schremmer, «*Taxation and Public Finance*», S. 398.
- 38 Apostol, Bernatzky und Michelson, *Russian Public Finance*, S. 282.
- 39 Hardach, *First World War*, S. 167ff.
- 40 Siehe beispielsweise Burk, *Britain, America and the Sinews of War*. Siehe auch Burk, «*Mobilization of Anglo-American Finance*», S. 24-42.
- 41 Moggridge, *Maynard Keynes*, Tafel 9.
- 42 Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 80.
- 43 Skidelsky, *John Maynard Keynes*, Band II, S.314f.
- 44 Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 83ff.
- 45 *Ibid.*, S. 88.
- 46 Skidelsky, *John Maynard Keynes*, Band II, S. 340. Siehe auch Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 203.
- 47 Burk, «*Mobilization of Anglo-American Finance*», S. 37.
- 48 Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 64.
- 49 E. Morgan, *Studies in British Financial Policy*, S. 317, 320f. Vgl. Kir-

- Kirkaldy, *British Finance*, S. 175-183; Mallet and George, *British Budgets*, Tafel CVIII.
- 50 Bankers Trust Company, *French Public Finance*; Hardach, *First World War*, S. 148; Eichengreen, *Golden Fetters*, S. 72f., 84.
- 51 Apostol, Bernatzky und Michelson, *Russian Public Finance*, S. 320ff.
- 52 Crow, *Man of Push and Go*, S. 121f. Einzelheiten über Verkäufe und Deponierungen von Wertpapieren in Kirkaldy, *British Finance*, S. 183-197.
- 53 Crow, *Man of Push and Go*, S. 149.
- 54 Siehe beispielsweise Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 198f.
- 55 Burk, »Mobilization of Anglo-American Finance«, S. 37.
- 56 Eichengreen, *Golden Fetters*, S. 68-71; Hardach, *First World War*, S. 140.
- 57 Hynes, *War Imagined*, S. 289.
- 58 Einzelheiten in Kirkaldy, *British Finance*, S. 176; Burk, *Britain, America and the Sinews of War*, S. 74f.
- 59 E. Morgan, *Studies in British Financial Policy*, S. 152.
- 60 Becker, *Great War*, S. 224ff.
- 61 Bogart, *Direct and Indirect Costs*. Vgl. die Erörterung in Milward, *Economic Effects*, S. 12f.
- 62 Skidelsky, *John Maynard Keynes*, Band I, S. 348.

11 Der Todesinstinkt: warum Soldaten kämpften

- 1 Zitiert bei Fuller, *Troop Morale*, S. 30.
- 2 Ibid.
- 3 Selbst ein derart überzeugter Gläubiger des «Maschinenkrieges» wie Pétain kam im Dezember 1917 auf den Primat der Moral zurück: Strachan, «*Morale*», S. 385.
- 4 Hynes, *War Imagined*, S. 106.
- 5 Audoin-Rouzeau, «*French Soldier*», S. 225.
- 6 Ashworth, *Trench Warfare*, S. 57f., 116.
- 7 D. Winter, *Death's Men*, S. 92ff.; Fuller, *Troop Morale*, S. 65. Vgl. Axelrod, *Evolution*, S. 82f.
- 8 Jünger, *In Stahlgewittern*, S. 85f.
- 9 Ibid., S. 105ff.
- 10 Ibid., S. 248-283.
- 11 Englander und Osborne, «*Jack, Tommy and Henry Dubb*», S. 599; E. Brown, «*Between Cowardice and Insanity*», S. 323-345; Bogacz, «*War Neurosis*», S. 227-256; Talbot, «*Soldiers*», S. 437-454.
- 12 Leese, «*Problems Returning Home*», S. 1055-1067.
- 13 T. Wilson, *Myriad Faces*, S. 56;
- D. Winter, *Death's Men*, S. 42; Hynes, *War Imagined*, S. 204.
- 14 Barnett, «*Military Historian's View*». Siehe auch Bourne, «*British Working Man in Arms*», S. 34If.: «*In einem gewissen Sinne war der Soldat von 1918 sogar wie ein Fabrikarbeiter angezogen.*»
- 15 Audouin-Rouzeau, «*French Soldier*», S. 224.

- 16 Jünger, In Stahlgewittern, S. 191.
- 17 Dallas und Gill, Unknown Army, S. 30.
- 18 Reichswehrministerium, Sanitätsbericht, S. 140-143.
- 19 Cooke, «American Soldier», S. 250.
- 20 Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 601; Fuller, Troop Morale, S. 76; K. Simpson, «Officers», S. 77.
- 21 Coppard, With a Machine Gun, S. 17f., 24, 77, 134f.
- 22 Englander, «French Soldier», S. 57f.
- 23 M. Brown und Seaton, Christmas Truce; Ashworth, Trench Warfare, S. 32; D. Winter, Death's Men, S. 220f.
- 24 Jünger, In Stahlgewittern, S. 59.
- 25 Ashworth, Trench Warfare, beispielsweise S. 19, 24-48, 99-115.
- 26 Axelrod, Evolution, S. 73-86.
- 27 Dawkins, Selfish Gene, S. 225-228.
- 28 Jünger, In Stahlgewittern, S. 58-61.
- 29 Ashworth, Trench Warfare, S. 90, 105; Fuller, Troop Morale, S. 64.
- 30 Deist, «Military Collapse», S. 195, 201; Strachan, «Morale», S. 394.
- 31 Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 595; Simkins, «Everyman at War», S. 300.
- 32 Englander, «French Soldier», S. 54.
- 33 Stone, Eastern Front, S. 240f.
- 34 Englander, «French Soldier», S. 53ff. Die klassische Untersuchung dazu ist: Pedroncini, Les Mutineries.
- 35 Westbrook, «Potential for Military Disintegration», S. 244f.; Strachan, «Morale», S. 387.
- 36 Dallas und Gill, Unknown Army, S. 67-76; Fuller, Troop Morale, S. If., 161f.
- 37 Hughes, «New Armies», S. 108f.
- 38 Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 604.
- 39 Fuller, Troop Morale, S. 24, 51f.
- 40 Ibid, S. 67.
- 41 Carsten, War against War, S. 205.
- 42 Hynes, War Imagined, S. 214; Englander, «French Soldier», S. 54. Etwa zehn Prozent aller durch Erschiessen hingerichteten britischen Soldaten waren wegen Mordes verurteilt.
- 43 Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 595.
- 44 K. Simpson, «Officers», S. 87.
- 45 D. Winter, Death's Men, S. 44.
- 46 Simkins, «Everyman at War», S. 299.
- 47 Figs, People's Tragedy, S. 264f.
- 48 Englander, «French Soldier», S. 55, 59, 67.
- 49 Deist, «Military Collapse», S. 192f.
- 50 K. Simpson, «Officers», S. 71, 81; Sheffield, «Officer Man Relations», S. 416.
- 51 Strachan, «Morale», S. 389.
- 52 Westbrook, «Potential for Military Disintegration», S. 244-278.
- 53 Becker, Great War, S. 159; Marwick, Deluge, S. 78.
- 54 Spiers, «Scottish Soldier», S. 317f.
- 55 Coppard, With a Machine Gun, S. 83-87.
- 56 D. Winter, Death's Men, S. 56. Vgl. Jünger, In Stahlgewittern, S. 8f., 14; Ashworth, Trench Warfare, S. 25; Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 600; Fuller; Troop Morale, S. 59ff., 81f.

- 57 Jünger, In Stahlgewittern, S. 270; Strachan, «Morale», S. 391.
- 58 Englander, «French Soldier», S. 56.
- 59 Finch, «Diary», 31. Juli 1917.
- 60 Fussell, Great War, S. 46f.
- 61 Spiers, «Scottish Soldier», S. 321. Siehe auch Hughes, «New Armies», S. 104.
- 62 Fuller, Troop Morale, S. 6, 58; Bond, «,British ,Anti-War’ Writers», S. 824f.
- 63 Finch, «Diary», 30. Juni 1916.
- 64 D. Winter, Death’s Men, S. 81.
- 65 Ibid., S. 82.
- 66 Dallas und Gill, Unknown Army, S. 63.
- 67 Fuller, Troop Morale, S. 47f., 77f.; Bourne, «British Working Man in Arms», S. 345; Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 598.
- 68 Deist, «Military Collapse», S. 204.
- 69 Fuller, Troop Morale, S. 64, 144-153.
- 70 Fussell, Great War, S. 178f. Vgl. Coppard, With a Machine Gun, S. 62, zur Bedeutung schlüpfriger Witze.
- 71 Fussell, Great War, S. 159, 162ff.
- 72 Coppard, With a Machine Gun, S. 88.
- 73 Simkins, «Everyman at War», S. 301f.; Fuller, Troop Morale, S. 95-98.
- 74 Fuller, Troop Morale, S. 110-113.
- 75 Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 595; Fuller, Troop Morale, S. 85-93; Dallas und Gill, Unknown Army, S. 20.
- 76 Coppard, With a Machine Gun, S. 56.
- 77 Buckley, «Failure to Resolve», S. 71 ff. Vgl. Beckett, «Nation in Arms», S. 19; Cooke, «American Soldier’s», S. 247f.; D. Winter, Death’s Men, S. 99; Hynes, War Imagined, S. 371.
- 78 Becker, Great War, S. 155; Audouin-Rouzeau, «French Soldier», S. 226; Englander, «French Soldier», S. 63f.
- 79 Englander, «French Soldier», S. 57.
- 80 Fuller, Troop Morale, S. 72.
- 81 Ibid., S. 23.
- 82 Schneider, «British Red Cross», S. 296-315.
- 83 Fuller Troop Morale, S. 45, 70. Vgl. Dallas und Gill, Unknown Army, S. 39f.; Cooke, «American Soldier», S. 246.
- 84 Westbrook, «Potential for Military Disintegration», S. 254ff.
- 85 Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 228.
- 86 Fuller, Troop Morale, S. 35ff.
- 87 Spiers, «Scottish Soldier», S. 323.
- 88 Perry, «Maintaining Regimental Identity», S. 5-11. Siehe Kipling, Irish Guards.
- 89 Fuller, Troop Morale, S. 23, 50, 171; Englander und Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb», S. 601; Dallas und Gill, Unknown Army, S. 31; Simkins, «Everyman at War», S. 306ff.
- 90 Englander, «French Soldier», S. 55.
- 91 Fussell, Great War, S. 40f., 116f., 131f., 137f. Siehe auch Mosse, Fallen Soldiers, S. 74f.
- 92 Robbins, First World War, S. 155ff. Vgl. Moynihan, God on Our Side.
- 93 Freud, Zeitgemässes über Krieg und

- Tod, in: Gesammelte Werke, Band 10, Frankfurt a. M. 1963, S. 349-354.
- 94 Freud, Das Unbehagen in der Kultur, in: Gesammelte Werke, Band 14, Frankfurt a. M. 1963, S. 419-506; Zitate auf S. 477,481.
- 95 Fussell, Great War, S. 19,27.
- 96 Graves, Goodbye, S. 151.
- 97 Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 225.
- 98 Jünger, In Stahlgewittern, S. 19.
- 99 Ibid., S. 23.
- 100 J. Winter, Great War, S. 296; Hynes, War Imagined, S. 201.
- 101 Coker, War in the Twentieth Century, S. 67.
- 102 Ibid., S. 34.
- 103 Creveld, Transformation of War, S. 218-233.
- 104 Macdonald, They Called it Passchendaele, S. XIII.
- 105 J. Winter, Great War, S. 292; Bond, «British ‚Anti-War‘ Writers», S. 826.
- 106 Coker, War in the Twentieth Century, S. 162.
- 107 Jünger, In Stahlgewittern, passim.
- 108 S. Gilbert, «Soldier's Heart», S. 216ff.
- 109 T. Wilson, Myriad Faces, S. 57-64.
- 110 D. Winter, Death's Men, S. 210.
- 111 Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 227.
- 112 Jünger, In Stahlgewittern, S. 56.
- 113 Hynes, Soldier's Tale, S. 40.
- 114 Gammage, Broken Years, S. 90.
- 115 A. Simpson, Hot Blood, S. 168.
- 116 D. Winter, Death's Men, S. 211.
- 117 Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 222.
- 118 Fussell, Great War, S. 171.
- 119 Ellis, Eye-Deep in Hell, S. 100.
- 120 Hynes, Soldier's Tale, S. 56f.
- 121 Ibid., S. 294; D. Winter, Death's Men, S. 82f.; Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 223.
- 122 Becker, Great War, S. 107-11.
- 123 Fussell, Great War, S. 71-74.
- 124 Audoin-Rouzeau, «French Soldier», S. 222.
- 125 Ellis, Eye-Deep in Hell, S. 98-101.

12 Kapitulation und Gefangennahme

- 1 Reeves, «Film Propaganda», S. 469.
- 2 Welch, «Cinema and Society», S. 34, 39.
- 3 Deist, «Military Collapse», S. 203.
- 4 Sheffield, Redcaps, S. 56.
- 5 War Office, Statistics of the Military Effort, S. 358-362.
- 6 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 46.
- 7 Scott, «Captive Labour», S. 44-52.
- 8 R. Jackson, Prisoners, S. 77-82.
- 9 Ibid., S. 78f.
- 10 Ibid., S. 48.
- 11 Dungan, They Shall Not Grow Old, S. 137.
- 12 Noble, «Raising the White Flag», S. 75.
- 13 Fussell, Great War, S. 177.
- 14 Keegan, Face of Battle, S. 48ff.
- 15 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 47; Sheffield, Redcaps, S. 56.
- 16 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 48. Diese waren ausdrücklich im britischen «Manual of Military Law» enthalten.

- 17 J. Horne und Kramer, «German 'Atrocities'», S. 8,26.
- 18 Ibid., S. 28, 32f.
- 19 Jünger, In Stahlgewittern, S. 265.
- 20 Kraus, Die letzten Tage, S. 579-582.
- 21 Gallinger, Gegenrechnung. Die Verbrechen an deutschen Kriegsgefangenen. Süddeutsche Monatshefte, 18. Jahrgang, Juni 1921, englische Ausgabe: Countercharge, München 1922.
- 22 Gallinger, Gegenrechnung, S. 169.
- 23 Ibid., S. 169.
- 24 Ibid., S. 170.
- 25 Ibid., S. 169.
- 26 Ibid., S. 174f.
- 27 Gallinger, Countercharge., S. 39.
- 28 Gallinger, Gegenrechnung, S. 168.
- 29 Ibid, S. 168.
- 30 Ibid, 173 und passim.
- 31 Ibid., S. 176.
- 32 Ibid, S. 175.
- 33 Ibid, S. 175.
- 34 Ibid, S. 175.
- 35 Ibid, S. 175.
- 36 Gallinger, Countercharge, S. 26ff.
- 37 Gallinger, Gegenrechnung, S. 175.
- 38 Ibid, S. 174.
- 39 Ibid, S. 174.
- 40 Monash, Australian Victories, S. 209-213.
- 41 Gallinger, Countercharge, S. 45.
- 42 Ibid, S. 46f. Vgl. Gibbs, Realities, S. 79.
- 43 Ibid, S. 37.
- 44 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 47.
- 45 M. Brown, Imperial War Museum Book of the Western Front, S. 177f.
- 46 Graves, Goodbye, S. 153.
- 47 M. Brown, Imperial War Museum Book of the Western Front, S. 31.
- 48 Sulzbach, With the German Guns, S. 187.
- 49 Finch, «Diary», 31. Juli 1917, Hervorhebung durch den Autor.
- 50 Keegan, Face of Battle, S. 49. Vgl. Bean, Australian Imperial Force, S. 772.
- 51 Keegan, Face of Battle, S. 49f, Vgl.
- A. Simpson, Hot Blood, S. 169.
- 52 Keilet, Combat Motivation, S. 190.
- 53 Dungan, They Shall Not Grow Old, S. 137.
- 54 Remarque, Im Westen nichts Neues, S.110.
- 55 Jünger, In Stahlgewittern, S. 265.
- 56 Ibid., S.218f.
- 57 Liddle, 1916 Battle, S. 42.
- 58 D. Winter, Death's Men, S. 214.
- 59 Graves, Goodbye, S. 153.
- 60 M. Brown, Imperial War Museum Book of the Western Front, S. 178f.
- 61 Coppard, With a Machine Gun, S.71.
- 62 Ibid., S. 106f. Hervorhebung durch den Autor.
- 63 D. Winter, Death's Men, S. 210.
- 64 Macdonald, Somme, S. 290.
- 65 Ashworth, Trench Warfare, S. 93.
- 66 Spiers, «Scottish Soldier», S. 326.
- 67 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 47.
- 68 Griffith, Battle Tactics, S. 72.
- 69 Ibid.
- 70 M. Brown, Imperial War Museum Book of the Somme, S. 220.
- 71 A. Simpson, Hot Blood, S. 168.
- 72 Ibid.
- 73 Dungan, They Shall Not Grow Old, S. 137.

- 74 Ibid., S. 136.
- 75 Diesen Schluss legt nahe: Macdonald, *Somme*, S. 228f.
- 76 Hussey, «Kiggell and the Prisoners», S. 46.
- 77 D. Winter, *Death's Men*, S. 215.
- 78 Remarque, *Im Westen nichts Neues*, S. 175ff.
- 79 Maugham, *Writer's Notebook*, S. 87.
- 80 Deist, «Military Collapse».
- 81 Mackin, *Suddenly*, S. 246.
- 82 Trask, *AEF and Coalition War-making*, S. 177.
- 83 Mackin, *Suddenly*, S. 227f.
- 84 Ibid., S. 201f.
- 85 D. Winter, *Death's Men*, S. 212.
- 86 M. Gilbert, *First World War*, S. 526.
- 87 Nicholls, *Cherful Sacrifice*, S. 101.
- 88 Kraus, *Die letzten Tage*, S. 207.
- 89 Hynes, *War Imagined*, S. 266.
- 90 Coker, *War and the Twentieth Century*, S. 11.
- 91 Bessel, *Germany*, S. 81,261.
- 92 Mack Smith, *Italy*, S. 333-372.
- 93 Malcolm, *Bosnia*, S. 162.
- 94 Fromkin, *Peace to End All Peace*, S. 393.
- 95 Foster, *Modern Ireland*, S. 512.
- 96 Fromkin, *Peace to End All Peace*, S.415ff.
- 97 L. James, *Rise and Fall of the British Empire*, S. 389, 400.
- 98 Ibid., S.417.
- 99 Rummel, *Lethal Politics*, S. 39.
- 100 Ibid, S.41.
- 101 Figes, *People's Tragedy*, S. 679.
- 102 Rummel, *Lethal Politics*, S. 47.
- 103 Figes, *People's Tragedy*, S. 563f.
- 104 Wolkogonow, *Lenin*, S. 103.
- 105 Figes, *People's Tragedy*, S. 599f.
- 106 Krovosheev, *Soviet Casualties*, S. 24f.
- 107 Wolkogonow, *Trotzki*, S. 181.
- 108 Ibid, S. 175f.
- 109 Ibid, S. 178ff.
- 110 Wolkogonow, *Lenin*, S. 213.
- 111 Ibid, S. 73.
- 112 Wolkogonow, *Trotzki*, S. 185.
- 113 Pipes, *Russia*, S. 86. Siehe auch S. 134f.
- 114 Figes, *People's Tragedy*, *Abbildung gegenüber* S. 579.

Schluss

- 1 Dostojewski, *Rodion Raskolnikoff, Schuld und Sühne*, (übersetzt von E.K. Rahsin), München 1980, S. 735f.
- 2 M. Gilbert, *First World War*, S. 509.
- 3 Siehe Goldstein, *Winning the Peace*.
- 4 Hobsbawm, *Age of Extremes*, S. 65f.
- 5 Bogart, *Direct and Indirect Costs*.
- 6 Cannadine, «War and Death», S. 200.
- 7 Petzina, *Abeishhauser und Foust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch*, Bd. III, S. 28.
- 8 Mitchell, *European Historical Statistics*, S. 62.
- 9 Bessel, *Germany*, S. 5, 73, 79. Vgl. Whalen, *Bitter Wounds*.
- 10 Kemp, *French Economy*, S. 59.
- 11 Bourke, *Dismembering the Male*, S. 33.
- 12 Eichengreen, *Golden Fetters*, *passim*.

- 13 Knock, To End all Wars, S. 35.
- 14 Ibid., S. 77.
- 15 Ibid., S. 113.
- 16 Ibid., S. 143ff.
- 17 Ibid., S. 152.
- 18 Mazower, Dark Continent, S. 61.
- 19 Petzina, Abeishhauser und Foust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd. III, S. 23.
- 20 Hobsbawm, Age of Extremes, S.51.
- 21 Squire, If It Had Happened Otherwise, S. 76f.
- 22 Ibid, S. 195.
- 23 Ibid, S. 244,248.
- 24 Ibid, S. 11 Off.
- 25 Guinn, British Strategy, S. 122, 171, 238; J. Gooch, Plans of War, S. 30, 35, 278. Es ist wichtig festzuhalten, dass ein deutscher Sieg über Frankreich nicht – wie oft angenommen – die deutsche Politik nach rechts verschoben hätte.
- Die Alldeutschen und der Kaiser mögen dies vielleicht gemeint haben; doch wussten Bülow und Bethmann Hollweg sehr wohl, dass der Preis eines Krieges, ob er nun gewonnen oder verloren wurde, eine weitere Bewegung in Richtung auf eine parlamentarische Demokratie sein würde.
- 26 Woodward, Great Britain, S. 227. Robertson sah die italienischen und französischen Ambitionen dennoch nicht ohne Argwohn.
- 27 K. Wilson, Policy of the Entente, S. 79.
- 28 Geiss, «German Version of Imperialism», S. 114f; deutsch: «,Weltpolitik’: Die deutsche Version des Imperialismus», in: Schöllgen (Hrsg.), Flucht in den Krieg, S. 161f.

Bibliographie

Übersetzte Texte, die mit dem Original nicht identisch sind, werden doppelt bibliographies

- Adams, R.J.Q., Arms and the Wizard: Lloyd George and the Ministry of Munitions, 1915-1916, London 1978
- Afflerbach, Holger, Falkenhayn: Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1994
- Albert, Pierre, Histoire de la presse, Paris 1990
- Albertini, Luigi, The Origins of the War of 1914, 3 Bände, Oxford 1953
- Aidcroft, D.H., The Twenties: From Versailles to Wall Street, 1919-1929, Harmondsworth 1987
- Alford, B.W.E., «Lost Opportunities: British Business and Businessmen during the First World War», in N. McKendrick (Hg.), Business Life and Public Policy: Essays in Honour of D.C. Coleman, Cambridge 1986
- Amery, J.L., The Life of Joseph Chamberlain, Band IV: 1901-1903, London 1951
- Andie, S. und J. Veverka, «The Growth of Government Expenditure in Germany since the Unification», *Finanzarchiv*, 1964
- Andrew, Christopher, «The Entente Cordiale from its Origins to 1914», in N. Waites (Hg.), Troubled Neighbours: Franco-British Relations in the Twentieth Century, London 1971
- Andrew, Christopher, «Secret Intelligence and British Foreign Policy 1900-1939», in C. Andrew und J. Noakes (Hgg.), Intelligence and International Relations, 1900-1945, Exeter 1987
- Andrew, Christopher, Secret Service: The Making of the British Intelligence Community, London 1985
- Angell, Norman, The Great Illusion: A Study of the Relation of Military Power to National Advantage, London 1913
- Angell, Norman, Die grosse Täuschung, Leipzig 1910
- Anonym, Documents diplomatiques secrets russes, 1914-1917: D'après les archives du Ministère des Affaires Étrangères à Petrograd, Paris 1926
- Apostol, P. N., M.W. Bernatzky und A.M. Michelson, Russian Public Finances during the War, New Haven 1928
- Armstrong, Elizabeth, The Crisis of Quebec, New York 1937
- Ashworth, T., Trench Warfare 1914-1918: The Live and Let Live System, London 1980

- Aspinall-Oglander, C. F. (Hg.), Gallipoli, 2 Bände, London 1929-1932
- Asquith, Herbert M., The Genesis of the War, London 1923
- Asquith, Herbert M., Memories and Reflections, 1852-1927, London 1928
- Audoin-Rouzeau, Stephane, «The French soldier in the Trenches», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Audoin-Rouzeau, Stephane, La Guerre des enfants (1914-1918): Essai d'histoire culturelle, Paris 1993
- Audoin-Rouzeau, Stéphane und Annette Becker, «Vers une histoire culturelle de la Première Guerre Mondiale», *XXe. Siècle*, 1994
- Auswärtiges Amt, German White Book Concerning the Responsibility of the Authors of the War, New York 1924
- Axelrod, R., The Evolution of Cooperation, London 1984
- Bailey, J.B.A., Field Artillery and Firepower, Oxford 1989
- Bailey, J.B.A., «The First World War and the Birth of the Modern Style of Warfare», Strategic and Combat Studies Institute, 1996
- Bailey, Stephen, «The Berlin Strike of 1918», *Central European History*, 1980
- Bairoch, Paul, «Europe's Gross National Product: 1800-1975», *Journal of European Economic History*, 1976
- Balcon, Jill (Hg.), The Pity of War: Poems of the First World War, Walwyn 1985
- Balderston, Theo, The German Economic Crisis, 1923-1932, Berlin 1993
- Balderston, Theo, «War Finance and Inflation in Britain and Germany, 1914-1918», *Economic History Review*, 1989
- Bankers Trust Company, *English Public Finance*, New York 1920
- Bankers Trust Company, *French Public Finance*, New York 1920
- Banks, Arthur, A Military Atlas of the First World War, London 1989
- Barker, Pat, The Ghost Road, London 1995
- Barnes, Harry E., The Genesis of the World War, New York 1925
- Barnett, C., The Collapse of British Power, London 1973
- Barnett, C., «A Military Historian's View of the Great War», *Transactions of the Royal Historical Society*, 1970
- Barnett, C., The Swordbearers, London 1963
- Barraclough, G., From Agadir to Armageddon: Anatomy of a Crisis, London 1982
- Barth, Boris, Die deutsche Hochfinanz und die Imperialismen: Banken und Aussenpolitik vor 1914, Stuttgart 1995
- Bean, C.E.W., The Australian Imperial Force in France 1917, Sydney 1933
- Beaverbrook, Lord, Men and Power, 1917-1918, London 1956
- Beaverbrook, Lord, Politicians and the War, 2 Bände, London 1928
- Becker, Jean-Jacques, The Great War and the French People, Leamington Spa 1985
- Becker, Jean-Jacques, 1914: Comment

- les Français sont entrés dans la guerre, Paris 1977
- Becker, Jean-Jacques, »That's the death knell of our boys ...'», in P. Fridenson (Hg.), *The French Home Front*, Oxford 1992
- Becker, Jean-Jacques und Stephane Audoin-Rouzeau (Hgg.), *Les Sociétés européennes et la Guerre de 1914-1918*, Paris 1990
- Becker, Jean-Jacques u.a. (Hgg.), *Guerre et Cultures, 1914-1918*, Paris 1994
- Beckett, L., «The Nation in Arms, 1914-1918», in I. Beckett und K. Simpson (Hgg.), *A Nation in Arms: A Social Study of the British Army in the First World War*, Manchester 1985
- Bellanger, Claude u.a. (Hgg.), *Histoire générale de la presse française, Band III: De 1871 à 1940*, Paris 1972
- Bentley, Michael, *The Liberal Mind, 1914-1929*, Cambridge 1977
- Berger, Meyer, *The Story of the New York Times, 1851-1951*, New York 1951
- Berghahn, Volker R., *Germany and the Approach of War in 1914*, London 1973
- Berghahn, Volker R., «Das Kaiserreich in der Sackgasse», *Neue Politische Literatur*, 1971
- Berghahn, Volker R., *Militarism: The History of an International Debate, 1861-1979*, Leamington Spa 1981
- Berghahn, Volker R., *Modern Germany: Economics and Politics in the Twentieth Century*, Cambridge 1982
- Berghahn, Volker R., «Politik und Gesellschaft im wilhelminischen Deutschland», *Neue Politische Literatur*, 1979
- Bernhardi, General Friedrich von, *Deutschland und der nächste Krieg*, Stuttgart/Berlin 1912
- Bernhardi, General Friedrich von, *Germany and the Next War*, London 1912
- Bernstein, G.L., *Liberalism and Liberal politics in Edwardian England*, London 1986
- Bertold, R., «Die Entwicklung der deutschen Agrarproduktion und der Ernährungswirtschaft zwischen 1907 und 1925», *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, 1974
- Bertrand, E., *La Presse francophone de tranchée au front beige, 1914-1918*, Brüssel 1971
- Bessel, Richard, *Germany after the First World War*, Oxford 1993
- Bessel, Richard, «The Great War in German Memory: The Soldiers of the First World War, Demobilization and Weimar Politics Culture», *German History*, 1988
- Bessel, Richard, «Mobilising German Society for War», *Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Bethmann Hollweg, Theobald von, *Betrachtungen zum Weltkrieg*, 2 Bände, Berlin 1919-1921
- Beveridge, WH., *British Food Control*, London 1928
- Beveridge, W. H., *Power and Influence*, London 1953
- Bickersteth, John, *The Bickersteth Diaries, 1914-1918*, London 1995
- Bidwell, S., und D. Graham, *Fire-Power*, London 1982

- Bieber, H.-J., «Die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen auf den Hamburger Grosswerften (Blohm & Voss, Vulcanswerft) zwischen Hilfsdienstgesetz und Betriebsrätegesetz», in G. Mai (Hg.), *Arbeiterschaft in Deutschland 1914-1918: Studien zu Arbeitskampf und Arbeitsmarkt im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1985
- Bittner, Ludwig und Hans Übersberger (Hgg.), *Österreich-Ungarns Aussenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914*, 9 Bände, Wien 1930
- Blackbourn, David, *Class, Religion and Local Politics in Wilhelmine Germany: The Centre Party in Württemberg before 1914*, New Haven/London 1980
- Blackbourn, David, *The Fontana History of Germany, 1790-1918: The Long Nineteenth Century*, London 1997
- Blackbourn, David und Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848*, Frankfurt/Berlin/Wien 1980.
- Blackbourn, David und Geoff Eley, *The Peculiarities of German History: Bourgeois Society and Politics in Nineteenth-Century Germany*, Oxford, 1984
- Bloch, Ivan S., *Is War Now Impossible? Being an Abridgment of «The War of the Future in its Technical, Economic and Political Relations»*, London 1899
- Bloch, Jan Gotlib, *Der Krieg: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung*, 6 Bände, Berlin 1899
- Blunden, Edmund, *Undertones of War*, London 1982
- Bogacz, Ted, «A Tyranny of Words: Language, Poetry, and Antimodernism in England in the First World War», *Journal of Modern History*, 1986
- Bogacz, Ted, «War Neurosis and Cultural Change in England, 1914-1922», *Journal of Contemporary History*, 1989
- Bogart, E.L., *Direct and Indirect Costs of the Great World War*, Oxford 1920
- Boghitchevitch, M. (Hg.), *Die auswärtige Politik Serbiens, 1903-1914*, 3 Bände, Berlin 1928-1931
- Bond, Brian, «British 'Anti-War' Writers and their Critics», in H. Cecil and P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Bond, Brian, «Editor's Introduction», in B. Bond (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford 1991
- Bond, Brian, *War and Society in Europe, 1870-1970*, London 1984
- Bordes, W. de, *The Austrian Crown: Its Depreciation and Stabilisation*, London 1924
- Born, Karl Erich, *Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1977
- Boswell, J., und B. John, «Patriots or Profiteers? British Businessmen and the First World War», *Journal of European Economic History*, 1982
- Bosworth, R.J.B., *Italy and the*

- Approach of the First World War, London 1983
- Bourke, Joanna, Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain and the Great War, London 1996
- Bourne, J. M., Britain and the Great War, 1914-1918, London 1989
- Bourne, J. M., «The British Working Man in Arms», in H. Cecil and P.H. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Bravo, G.E., «In the Name of our Mutual Friend The Keynes – Cuno Affair», *Journal of Contemporary History*, 1989
- Bresciani-Turroni, Costantino, The Economics of Inflation: A Study of Currency Depreciation in Post-War Germany, London 1937
- Broch, Hermann, Die Schlafwandler, München 1931
- Brock, M., «Britain Enters the War», in R.J.W Evans und H. Pogge von Strandmann (Hgg.), The Coming of the First World War, Oxford 1988
- Brock, M. und Eleanor Brock (Hg.), H.H. Asquith, Letters to Venetia Stanley, Oxford 1982
- Brooke, Rupert, Poetical Works, London 1946
- Brown, Edward D., «Between Cowardice and Insanity: Shell Shock and the Legitimation of the Neuroses in Great Britain», in E. Mendelsohn, M. R. Smith und P. Weingart (Hgg.), Science, Technology and the Military, New York 1988
- Brown, Gordon, Maxton, Edinburgh 1986
- Brown, Malcolm, The Imperial War Museum Book of the Somme, London 1996
- Brown, Malcolm, The Imperial War Museum Book of the Western Front, London 1993
- Brown, Malcolm, und Shirley Seaton, Christmas Truce: The Western Front, December 1914, London 1984
- Bruch, R. vom, «Krieg und Frieden: Zur Frage der Militarisierung deutscher Hochschullehrer und Universitäten im späten Kaiserreich», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986
- Bruntz, George G. Allied Propaganda and the Collapse of the German Empire in 1918, Stanford/Oxford 1938
- Bry, G., Wages in Germany, 1871-1945, Princeton 1960
- Bryder, L., «The First World War: Healthy or Hungry?», *History Workshop Journal*, 1987
- Buchan, John, A Prince of the Captivity, Edinburgh 1996
- Buchheim, C., «Aspects of Nineteenth-Century Anglo-German Trade Policy Reconsidered», *Journal of European Economic History*, 1981
- Bucholz, Arden, Moltke, Schlieffen and Prussian War Planning, New York / Oxford 1991
- Buckley, Suzann, «The Failure to Resolve the Problem of Venereal Disease among the Troops of Britain during World War I», *War and Society*, 1977
- Bullock, Alan, Hitler und Stalin: Parallele Leben, Berlin 1991

- Bullock, Alan, *Hitler and Stalin: Parallel Lives*, London 1994
- Bülow, Bernhard Fürst von, *Denkwürdigkeiten*, 4 Bände, Berlin 1930/31
- Bunselmeyer, R., *The Cost of the War, 1914-1918: British Economic War Aims and the Origins of Reparations*, Hamden, Conn. 1975
- Burchardt, L., «The Impact of the War Economy on the Civilian Population of Germany during the First and Second World Wars», in W Deist (Hg.), *The German Military in the Age of Total War*, Leamington Spa 1985
- Burk, K., *Britain, America and the Sineews of War, 1914-1918*, London 1985
- Burk, K., «John Maynard Keynes and the Exchange Rate Crisis of July 1917», *Economic History Review*, 1979
- Burk, K., «The Mobilisation of Anglo-American Finance during World War I», in N.F. Dreisziger (Hg.), *Mobilization for Total War: The Canadian, American and British Experience 1914-1918, 1939-1945*, Waterloo, Ontario 1981
- Burk, K. «The Treasury: From Impotence to Power», in K. Burk (Hg.), *War and the State*, London 1982
- Burleigh, Michael, *Death and Deliverance: Euthanasia in Germany, c. 1900-1945*, Cambridge 1994
- Burnett, P. M., *Reparation at the Paris Peace Conference*, 2 Bände, New York, 1940
- Buse, D. K., «Ebert and the Coming of World War I: A Month from his Diary», *Central European History*, 1968
- Butler, David und Gareth Butler, *British Political Facts, 1900-1994*, London 1994
- Butterfield, Herbert, «Sir Edward Grey in July 1914», *Historical Studies*, 1965
- Cain, P. J., *Economic Foundations of British Overseas Expansion, 1815-1914*, London 1980
- Cain, P.J. und A.G. Hopkins, *British Imperialism, Band I: Innovation and Expansion, 1688-1914*, London 1993
- Calleo, David, *The German Problem Reconsidered: Germany and the World Order, 1870 to the Present*, Cambridge 1978
- Calleo, David Patrick, *Legende und Wirklichkeit der deutschen Gefahr: Neue Aspekte zur Rolle Deutschlands in der Weltgeschichte von Bismarck bis heute*, Bonn 1980
- Cammaerts, Emile, *The Keystone of Europe: History of the Belgian Dynasty*, London 1939
- Canetti, Elias, *Masse und Macht*, Hamburg 1960
- Canetti, Elias, *Die gerettete Zunge: Geschichte einer Jugend*, München 1977
- Cannadine, David, G.M. Trevelyan: *A Life in History*, London 1992
- Cannadine, David, «War and Death, Grief and Mourning in Modern Britain», in J. Whaley (Hg.), *Mirrors of Mortality: Studies in the Social History of Death*, London 1981
- Capie, F. und A. Webber, *A Survey of Estimates of UK Money Supply and*

- Components: 1870-1982, London 1984
- Carr, E. H., *The Bolshevik Revolution*, Band III, London 1983
- Carsten, Francis L., *War against War: British and German Radical Movements in the First World War*, London 1982
- Cassimatis, Louis P., *American Influence in Greece, 1917-1929*, Kent, Ohio 1988
- Cattani, Alfred, *Albert Meyer: Chefredaktor der Neuen Zürcher Zeitung von 1915 bis 1930, Bundesrat von 1930 bis 1938*, Zürich 1992
- Cecil, Hugh, «British War Novelists», in H. Cecil und P. H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Cecil, Hugh und Peter H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon: The First World War Experienced*, London 1996
- Cecil, Lamar, *Albert Ballin, Business and Politics in Imperial Germany*, Princeton 1967
- Cecil, Lamar, *Albert Ballin, Wirtschaft und Politik im deutschen Kaiserreich 1888-1918*, Hamburg 1969
- Céline, Louis-Ferdinand, *Voyage au bout de la nuit*, Paris 1932
- Céline, Louis-Ferdinand, *Reise ans Ende der Nacht*, Leipzig 1933
- Challender, R. D., *The French Theory of the Nation in Arms*, London 1955
- Chickering, Roger, «Die Alldeutschen erwarten den Krieg», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), *Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen 1986
- Chickering, Roger, *Imperial Germany and a World without War*, Princeton 1975
- Chickering, Roger, *Imperial Germany and the Great War, 1914-1918*, Cambridge 1998
- Chickering, Roger, *We Men Who Feel Most German: A Cultural Study of the Pan-German League, 1886-1914*, London 1984
- Chickering, Roger, «World War I and the Theory of Total War: Reflections on the British and German Cases, 1914-1915», *Papier zur Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Childers, Erskine, *The Riddle of the Sands*, (1903) Reprint London 1984
- Churchill, R.S., *Winston S. Churchill, Band II: Companion, Teil III: 1911-1914*, London 1969
- Churchill, Winston S., *The World Crisis, 1911-1918*, 5 Bände, London 1912-1929
- Clark, Alan, *The Donkeys*, London 1961
- Clarke, I.F. (Hg.), *The Great War with Germany, 1890-1914*, Liverpool 1997
- Clarke, I.F. (Hg.), *The Tale of the Next Great War, 1871-1914*, Liverpool 1995
- Clarke, I. E., *Voices Prophesying War, 1763-1984*, London/New York 1992
- Clarke, Tom, *My Northcliffe Diary*, London 1931
- Clausewitz, Carl von, *Vom Kriege*, Frankfurt/Berlin/Wien 1980
- Cline, D., «Winding Down the State», in K. Burk (Hg.), *War and the State*, London 1982

- Coetzee, M.S., *The German Army League: Popular Nationalism in Wilhelmine Germany*, Oxford/New York 1990
- Coker, Christopher, *War and the Twentieth Century: The Impact of War on Modern Consciousness*, London / Washington 1994
- Coleman, James, S., «A Rational Choice Perspective on Economic Sociology», in N. Smelser und P. Swedberg, *The Handbook of Economic Sociology*, Princeton 1994
- Colin, G. und J-J. Becker, «Les Écrivains, la guerre de 1914 et l'opinion publique», *Relations Internationales*, 1980
- Collier, B., *Brasshat: A Biography of Field Marshal Sir Henry Wilson*, London 1961
- Commission de publication des documents relatifs aux origines de la guerre de 1914, *Documents diplomatiques français, 1871-1914*, 41 Bände, Paris 1929-1959
- Cook, Chris und John Paxton, *European Political Facts, 1900-1996*, London 1998
- Cooke, J., «The American Soldier in France, 1917-1919», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Coppard, George, *With a Machine Gun to Cambrai: The Tale of a Young Tommy in Kitchener's Army, 1914-1918*, London 1969
- Corbett, Sir Julian und Sir Henry Newbolt (Hgg.), *Naval Operations*, 5 Bände, London 1920-1931
- Cork, Richard, *A Bitter Truth: Avant-Garde Art and the Great War*, New Haven/London 1994
- Craig, Gordon A., *Germany 1866-1945*, Oxford 1981
- Craig, Gordon A., *Deutsche Geschichte 1866-1945: Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches*, München 1980
- Craig, Gordon A., *The Politics of the Prussian Army, 1640-1945*, Oxford 1955
- Craig, Gordon A., *Die preussisch-deutsche Armee, 1640-1945*, Düsseldorf 1960
- Crefeld, Martin van, *Command in War*, Cambridge, Mass. 1985
- Crefeld, Martin van, *Supplying War: Logistics from Wallenstein to Patton*, London 1977
- Crefeld, Martin van, *The Transformation of War*, New York 1991
- Crothers, C. G., *The German Elections of 1907*, New York 1941
- Crow, D., *A Man of Push and Go: The Life of Geroge Macaulay Booth*, London 1965
- Cruttwell, C.R.M.E., *A History of the Great War, 1914-1918*, Oxford 1964
- Cunningham, Hugh, «The Language of Patriotism, 1750-1914», *History Workshop Journal*, 1981
- D'Abernon, Viscount, *An Ambassador of Peace*, 2 Bände, London 1929
- Dahlmann, Dittmar, «Russia at the Outbreak of the First World War», in Jean-Jacques Becker und Stéphane Audoin-Rouzeau (Hgg.), *Les Sociétés européennes et la Guerre de 1914-1918*, Paris 1990

- Dallas, G. und D. Gill, *The Unknown Army*, London 1985
- Danchev, A., «Bunking and Debunking: The Controversies of the 1960s», in B. Bond (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford 1991
- Dangerfield, George, *The Strange Death of Liberal England*, London 1935
- Davidson, R., «The Board of Trade and Industrial Relations», *Historical Journal*, 1978
- Davies, Norman, *Europe: A History*, Oxford 1996
- Davis, L.E., und R. A. Huttenback, *Mammon and the Pursuit of Empire: The Political Economy of British Imperialism, 1860-1912*, Cambridge 1986
- Davis, Richard, *The English Rothschilds*, London 1983
- Dawkins, Richard, *Das egoistische Gen*, Berlin 1978
- DeGroot, Gerard J., *Blighty: British Society in the Era of the Great War*, London/New York 1996
- Deist, Wilhelm, «The Military Collapse of the German Empire: The Reality behind the Stab-in-the-Back Myth», *War in History*, 1996,
- Delarme, R., und C. André, *L'Etat et l'économie: Un Essai d'explication de l'évolution des dépenses publiques en France*, Paris 1983
- Demeter, K., *Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650-1645*, Frankfurt 1965
- Deutschlands Wirtschaft, Währung und Finanzen, Berlin 1924
- Dewey, R., «British Farming Profits and Government Policy during the First World War», *Economic History Review*, 1984
- Dewey, R., «Military Recruitment and the British Labour Force during the First World War», *Historical Journal*, 1984
- Dewey, R., «The New Warfare and Economic Mobilisation», in J. Turner (Hg.), *Britain and the First World War*, London 1988
- Diehl, James M., «Victors or Victims? Disabled Veterans in the Third Reich», *Journal of Modern History*, 1987
- Dockrill, M. L. und J. D. Gould, *Peace without Promise: Britain and the Peace Conference, 1919-1923*, London 1981
- d'Ombrain, N., *War Machinery and High Policy: Defence Administration in Peacetime Britain*, Oxford 1973
- Dostojewski, Fjodor, *Rodion Raskolnikoff, Schuld und Sühne* (übersetzt von E.K. Rahsin), München 1980
- Dowie, J. A., «1919-1920 is in Need of Attention», *Economic History Review*, 1975
- Dresler, Adolf, *Geschichte der italienischen Presse, Band III: Von 1900 bis 1935*, München 1934
- Droz, J., *Les Causes de la première guerre mondiale: Essai d'historiographie*, Paris 1973
- Düding, D., «Die Kriegsvereine im wilhelminischen Reich und ihr Beitrag zur Militarisierung der deutschen Gesellschaft», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), *Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen*

- Deutschland 1890-1914.
Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986
- Dugdale, Blanche E.C., Arthur James Balfour, 1st Earl of Balfour, 1906-1930, 2 Bände, London 1936
- Dugdale, E.T.S. (Hg.), German Diplomatic Documents, 1871-1914, 4 Bände, London 1928
- Dukes, J.R., «Militarism and Arms Policy Revisited: The Origins of the German Army Law of 1913», in J.R. Dukes und J. Remak (Hgg.), Another Germany: A Reconsideration of the Imperial Era, Boulder 1988
- Dukes, J.R., und J. Remak (Hgg.), Another Germany: A Reconsideration of the Imperial Era, Boulder 1988
- Dungan, Myles, They Shall Not Grow Old: Irish Soldiers and the Great War, Dublin 1997
- Dupuy, T.N., A Genius for War: The German Army and Staff, 1807-1945, London 1977
- Eberle, M., World War I and the Weimar Artists: Dix; Grosz, Beckmann, Schlemmer, New Haven 1985
- Eckardstein, Freiherr von, Lebenserinnerungen, 3 Bände, Leipzig 1919-1920
- Eckart, Wolfgang U., «The Most Extensive Experiment That Imagination Can Produce*»: Violence of War, Emotional Stress and German Medicine, 1914-1918», Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg, 1997
- Economist, The*, Britain in Figures, 1997, London 1997
- Economist, The*, Economic Statistics, 1900-1983, London 1981
- Edelstein, M., Overseas Investment in the Age of High Imperialism, London 1982
- Edmonds, Sir James (Hg.), Official History: Military Operations, France and Belgium, 14 Bände, London 1922-1948
- Edmonds, Sir James, A Short History of World War I, London 1951
- Egremont, Max, Balfour, London 1980
- Ehlert, H. G., Die wirtschaftliche Zentralbehörde des Deutschen Reiches, 1914-1919: Das Problem der Gemeinwirtschaft in Krieg und Frieden, Wiesbaden 1982
- Eichengreen, Barry, Golden Fetters: The Gold Standard and the Great Depression, 1919-1939, New York / Oxford 1992
- Eichengreen, Barry und Marc Flandreau, «The Geography of the Gold Standard», *International Macroeconomics*, Oktober 1994
- Eksteins, Modris, Rites of Spring: The Great War and the Modern Age, London 1989
- Eksteins, Modris, Tanz über Gräben, Reinbek bei Hamburg 1990
- Eley, Geoff, «Army, State and Civil Society: Revisiting the Problem of German Militarism», in Eley, From Unification to Nazism: Reinterpreting the German Past, Boston 1986
- Eley, Geoff, «Conservatives and Radical Nationalists in Germany: The Production of Fascist Potentials, 1912-1928», in M. Blinkhorn (Hg.), Fascists and Conservatives, London 1990

- Eley, Geoff, *Reshaping the German Right: Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, New Haven 1979
- Eley, Geoff, «*Sammlungspolitik*, Social Imperialism and the German Navy Law of 1898», *Militär-geschichtliche Mitteilungen*, 1974
- Eley, Geoff, «The Wilhelmine Right: How It Changed», in R.J. Evans (Hg.), *Society and Politics in Wilhelmine Germany*, New York 1978
- Ellis, J., *Eye-Deep in Hell*, London 1976
- Englander, D., «The French Soldier, 1914-1918», *French History*, 1987
- Englander, D. und J. Osborne, «Jack, Tommy and Henry Dubb: The Armed Forces and the UK», *Historical Journal*, 1978
- Erdmann, Karl Dietrich (Hg.), Kurt Riezler, *Tagebücher*, Göttingen 1972
- Erdmann, Karl Dietrich, «Hat Deutschland auch den Ersten Weltkrieg entfesselt? Kontroversen zur Politik der Mächte im Juli 1914», in Erdmann und E. Zechlin (Hgg.), *Politik und Geschichte: Europa 1914 – Krieg oder Frieden?*, Kiel 1985
- Erdmann, Karl Dietrich, «War Guilt 1914 Reconsidered: A Balance of New Research», in H. W. Koch (Hg.), *The Origins of the First World War*, London 1984
- Erdmann, Karl Dietrich, «Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1964
- Esposito, Patrick, «Public Opinion and the Outbreak of the First World War: Germany, Austria-Hungary and the War in the Newspapers of Northern England», unveröffentlichte «Master of studies thesis», Oxford, 1997
- Falkenhayn, Erich von, *Die oberste Heeresleitung 1914-1916*, Berlin 1920
- Farndale, M., *History of the Royal Regiment of Artillery: Western Front, 1914-1918*, London 1986
- Farrar, L. L., *The Short-War Illusion: German Policy, Strategy and Domestic Affairs, August-December 1914*, Oxford 1973
- Farrar, M. M., «Preclusive Purchases: Politics and Economic Warfare in France during the First World War», *Economic History Review*, 1973
- Faulks, Sebastian, *Birdsong*, London 1994
- Fausto, Domenicantonio, «La politica fiscale dalla prima guerra mondiale al regime fascista», *Ricerche per la Storia della Banca d'Italia*, Band II, Rom 1993
- Fey, Sidney B., *The Origins of the World War*, 2 Bände, New York 1930
- Feldman, Gerald D., *Army, Industry and Labour in Germany, 1914-1918*, Princeton 1966
- Feldman, Gerald D., *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918*, Berlin 1985
- Feldman, Gerald D., «The Deutsche Bank from World War to World Economic Crisis, 1914-1933», in L. Gall u.a. (Hgg.), *The Deutsche Bank, 1870-1995*, London 1995

- Feldman, Gerald D., «Der deutsche organisierte Kapitalismus während der Kriegs- und Inflationsjahre 1914-1923», in H.-A. Winkler (Hg.), *Organisierter Kapitalismus*, Göttingen 1974
- Feldman, Gerald D., *The Great Disorder: Politics, Economics and Society in the German Inflation*, New York/Oxford 1993
- Feldman, Gerald D., *Iron and Steel in the German Inflation, 1916-1923*, Princeton 1977
- Feldman, Gerald D., «The Political Economy of Germany's Relative Stabilisation during the 1920/21 Depression», in Feldman u.a. (Hgg.), *Die deutsche Inflation: Eine Zwischenbilanz*, Berlin/New York 1982
- Feldman, Gerald D., «War Aims, State Intervention and Business Leadership in Germany: The Case of Hugo Stinnes», *Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Ferguson, Niall, «The Balance of Payments Questions: Versailles and After», *Centre for German and European Studies Working Paper*, Berkeley, 1994
- Ferguson, Niall, «Constraints and Room for Manoeuvre in der German Inflation of the Early 1920s», *Economic History Review*, 1996
- Ferguson, Niall, «Food and the First World War», *Twentieth Century British History*, 1991
- Ferguson, Niall, «Germany and the Origins of the First World War: New Perspectives», *Historical Journal*, 1992
- Ferguson, Niall, «The Kaiser's European Union: What If Britain Had Stood Aside in August 1914?», in Ferguson (Hg.), *Virtual History*
- Ferguson, Niall, «Keynes and the German Inflation», *English Historical Review*, 1995
- Ferguson, Niall, «Public Finance and National Security: The Domestic Origins of the First World War Revisited», *Past and Present*, 1994
- Ferguson, Niall, *Paper and Iron: Hamburg Business and German Politics in the Era of Inflation, 1897-1927*, Cambridge 1995
- Ferguson, Niall (Hg.), *Virtual History: Alternatives and Counterfactuals*, London 1997
- Ferguson, Niall, *The World's Banker: A History of the House of Rothschild*, London 1998
- Ferro, Marc, *The Great War, 1914-1918*, London 1973
- Field, Frank, «The French War Novel: The Case of Louis-Ferdinand Céline», in H. Cecil and P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Figes, Orlando, *A People's Tragedy: The Russian Revolution, 1891-1924*, London 1996
- Figes, Orlando, *Die Tragödie eines Volkes: die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924*, Berlin 1998
- Finch, A.H., «A Diary of the Great War», MS in Privatbesitz
- Fischer, E., W. Bloch und A. Philipp (Hgg.), *Das Werk des Untersuchungsausschusses der Verfassungskommmission des Deutschen Nationalversammlung und des Deutschen*

- Reichstages 1919-1928: Die Ursachen des deutschen Zusammenbruches im Jahre 1918, 8 Bände, Berlin 1928
- Fischer, Fritz, Bündnis der Eliten: Zur Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland, 1871-1945, Düsseldorf 1979
- Fischer, Fritz, «Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs», in: Schöllgen, Gregor (Hg.), Flucht in den Krieg, Darmstadt 1991
- Fischer, Fritz, Griff nach der Weltmacht: Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914-1918, Düsseldorf 1961
- Fischer, Fritz, «Kontinuität des Irrtums: Zum Problem der deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg», *Historische Zeitschrift*, 1960
- Fischer, Fritz, Krieg der Illusionen: Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969
- Fischer, Fritz, Weltmacht oder Niedergang, Frankfurt a.M. 1965
- Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.), Handbuch der politischen Presse in Deutschland, 1480-1980: Synopse rechtlicher, struktureller und wirtschaftlicher Grundlagen der Tendenzpublizistik im Kommunikationsfeld, Düsseldorf 1981
- Fischer, Heinz-Dietrich, Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg: Texte und Quellen, Berlin 1973
- Fischer, Wolfram, «Die deutsche Wirtschaft im Ersten Weltkrieg», in N. Walter (Hg.), Deutschland: Porträt einer Nation, Band III: Wirtschaft, Gütersloh 1985
- Floud, R.C., «Britain 1860-1914: A Survey», in Floud und McCloskey (Hgg.), *The Economic History of Britain since 1700*, Band II, Cambridge 1981
- Fontaine, A., *French Industry during the War*, New Haven 1926
- Forester, C.S., *The General*, London 1936
- Förster, Stig, «Alter und neuer Militarismus im Kaiserreich: Heeresrüstungspolitik und Dispositionen zum Krieg zwischen Status-quo-Sicherung und imperialistischer Expansion, 1890-1913», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), *Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914*. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986
- Förster, Stig, «Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1971-1914. Metakritik eines Mythos», *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 1995
- Förster, Stig, *Der doppelte Militarismus: Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression, 1890-1913*, Stuttgart 1985
- Förster, Stig, «Dreams and Nightmares: German Military Leadership and the Images of Future Warfare, 1971-1914», unveröffentlichter Beitrag zur Tagung in Augsburg, 1994
- Förster, Stig, «Facing «People's Ware Moltke the Elder and Germany's Military options after 1918», *Journal of Strategie Studies*, 1987

- Foster, Roy, *Modern Ireland, 1600-1972*, Oxford 1988
- Frank, Robert, Thomas Gilovich und Dennis Regan, «Does Studying Economics Inhibit Co-operation?», *Journal of Economic Perspectives*, 1993
- Frauendienst, Werner (Hg.), *Die Geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, 4 Bände, Göttingen/Berlin/Frankfurt 1963
- French, David, *British Economic and Strategic Planning, 1905-1915*, London 1982
- French, David, «The Edwardian Crisis and the Origins of the First World War», *International History Review*, 1982
- French, David, «The Meaning of Attrition», *English Historical Review*, 1986
- French, David, «The Rise and Fall of 'Business as Usual'», in K. Burk (Hg.), *War and the State*, London 1982
- French, David, «Spy Fever in Britain, 1900-1915», *Historical Journal*, 1978
- French, Sir John, 1914, London 1919
- Freud, Sigmund, «Zeitgemässes über Krieg und Tod», in: *Gesammelte Werke*, Band 10, Frankfurt a.M. 1963 (3. Aufl.)
- Freud, Sigmund, *Das Unbehagen in der Kultur*, in: *Gesammelte Werke*, Band 14, Frankfurt a.M. 1963 (3. Aufl.)
- Freud, Sigmund, *Warum Krieg?* [Brief an Albert Einstein], in: Sigmund Freud, *Gesammelte Schriften*, Band 12, Leipzig/Wien/Zürich, 1924-1934
- Friedberg, A.L., *The Weary Titan: Britain and the Experience of Relative Decline, 1895-1905*, Princeton 1988
- Fromkin, David, *A Peace to End All Peace: Creating the Modern Middle East, 1914-1922*, London 1991
- Fuller, J.F.C., *The Conduct of War*, London 1972
- Fuller, J. G., *Troop Morale and Popular Culture in the British and Dominion Armies, 1914-1918*, Oxford 1990
- Fussell, Paul, *The Great War and Modern Memory*, Oxford 1975
- Fyfe, Henry Hamilton, *Northcliffe: An Intimate Biography*, London o.J. [um 1930]
- Galet, E. J., *Albert King of the Belgians in the Great War: His Military Activities and Experiences Set Down with his Approval*, London 1931
- Gall, Lothar, *Bismarck: Der weisse Revolutionär*, Frankfurt/Berlin/Wien 1980
- Gall, Lothar (Hg.), *Die Deutsche Bank, 1870-1995*, München 1995
- Gallinger, August, «Gegenrechnung. Die Verbrechen an deutschen Kriegsgefangenen», in: *Süddeutsche Monatshefte*, 18. Jahrgang, Juni 1921
- Gallinger, August, *The Countercharge: The Matter of War Criminals from the German Side*, München 1922
- Gammage, B., *The Broken Years: Australian Soldiers in the Great War*, Canberra 1974
- Garvin, J.L., *The Life of Joseph Chamberlain*, Band III: 1895-1900, London 1934
- Gatrell, P., *Government, Industry and Rearmament, 1900-1914: The Last*

- Argument of Tsarism, Cambridge 1994
- Gatrell, P., *The Tsarist Economy, 1850-1917*, London 1986
- Gatzke, Hans, *German's Drive to the West: A Study of Germany's Western War Aims during the First World War*, Baltimore 1966
- Gebele, Hubert, *Die Probleme von Krieg und Frieden in Grossbritannien während des Ersten Weltkrieges: Regierung, Parteien und öffentliche Meinung in der Auseinandersetzung über Kriegs- und Friedensziele*, Frankfurt 1987
- Geiss, Immanuel, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 1985
- Geiss, Immanuel, *Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges* München 1978
- Geiss, Immanuel, *The German Version of Imperialism: Weltpolitik*, in Gregor Schöllgen (Hg.), *Escape into War? The Foreign Policy of Imperial Germany*, Oxford/New York/München 1990
- Geiss, Immanuel, «Weltpolitik»: Die deutsche Version des Imperialismus, in: Gregor Schöllgen (Hg.), *Flucht in den Krieg*, Darmstadt 1991
- Geiss, Immanuel, *Julikrise und Kriegsausbruch 1914*, 2 Bände, Hannover 1963
- Geiss, Immanuel, *Juli 1914: Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, München 1965
- Geiss, Immanuel, *July 1914: The Outbreak of the First World War – Selected Documents*, London 1967
- Geiss, Immanuel, *Der lange Weg in die Katastrophe: Die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, 1815-1914*, München/Zürich 1990
- Gerber, L.-G., «Corporatism in Comparative Perspective: The Impact of the First World War on American and British Labour Relations», *Business History Review*, 1988
- Geyer, Michael, «German Strategy in the Age of Machine Warfare, 1914-1945», in P. Paret (Hg.), *Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age*, Oxford 1986
- Gibbon, Lewis Grassic, *A Scots Quair*, London 1986
- Gibbs, Philip, *Realities of War*, London 1929
- Gilbert, B.B., *David Lloyd George: A Political life – Organiser of Victory, 1912-1916*, London 1992
- Gilbert, Martin, *First World War*, London 1994
- Gilbert, Sandra M., «Soldier's Heart: Literary Men, Literary Women and the Great War», in M. Higgonet (Hg.), *Behind the Lines*, New Haven 1987
- Girault, René, *Emprunts russes et investissements français en Russie*, Paris 1973
- Glaser, Elisabeth, «The American War Effort: Money and Material Aid, 1917-1918», *Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Godfrey, John E., *Capitalism at War: Industrial Policy and Bureaucracy in France, 1914-1918*, Leamington Spa 1987
- Goldstein, Erik, *Winning the Peace:*

- British Diplomatie Strategy, Peace Planning and the Paris Peace Conference, 1916-1920, Oxford 1991
- Gombrich, Ernst E.L., Aby Warburg: Eine intellektuelle Biographie, Frankfurt 1981
- Gooch, G. P., und Harold Temperley (Hgg.), British Documents on the Origins of the War, 1898-1914, 11 Bände, London 1926-1938
- Gooch, J., The Plans of War: The General Staff and British Military Strategy, c. 1900-1916, London 1974
- Gooch, J., «Soldiers, Strategy and War Aims in Britain, 1914-1918», in B. Hunt und A. Preston (Hgg.), War Aims and Strategic Policy in the Great War, London 1977
- Gordon, M. R., «Domestic Conflict and the Origins of the First World War: The British and German Cases», *Journal of Modern History*, 1974
- Gough, Paul, «The experience of British Artists in the Great War», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Grady, H. E., British War Finance, 1914-1919, New York 1968
- Graham, Dominic, «Sans Doctrine: British Army Tactics in the First World War», in T. Travers und C. Archer (Hgg.), Men At War: Politics, Technology and Innovation in the Twentieth Century, Chicago 1982
- Graham, F.D., Exchange, Prices and Production in Hyperinflation Germany, 1920-1923, Princeton 1930
- Graves, Robert, Goodbye to All That, London 1960
- Greasley, D., und L. Oxley, «Discontinuities in Competitiveness: The Impact of the First World War on British Industry», *Economic History Review*, 1966
- Gregory, A., «British Public Opinion and the Descent into War», unveröffentlichtes Ms.
- Gregory, A., «Lost Generations: The impact of Military Casualties on Paris, London and Berlin», in J. Winter (Hg.), Capital Cities
- Gregory, P.R., Russian National Income, 1885-1913, Cambridge, 1982
- Greschat, M., «Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986
- Grey of Falloden, Viscount, Fly Fishing, Stocksfield, 1990
- Grey of Falloden, Viscount, Twenty-Five Years, 2 Bände, London, 1925
- Grievies, Keith, «C.E. Montague and the Making of Disenchantment, 1914-1921», *War in History*, 1997
- Grievies, Keith, «Lloyd George and the Management of the British War Economy», Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg, 1997
- Griffith, Paddy, Battle Tactics of the Western Front: The British Army's Art of Attack, 1916-1918, New Haven / London 1994
- Griffith, Paddy (Hg.), British Fighting

- Methods in the Great War, London 1996
- Griffith, Paddy, Forward into Battle: Fighting Tactics from Waterloo to Vietnam, Chichester 1981
- Griffith, Paddy, «The Tactical Problem: Infantry, Artillery and the Salient», in P.H. Liddle (Hg.), Passchendaele in Perspective: The Third Battle of Ypres, London 1997
- Groh, Dieter, «Je eher, desto bessert Innenpolitische Faktoren für die Präventivkriegsbereitschaft des Deutschen Reiches 1913/14», in *Politische Vierteljahrsschrift*, 1972
- Groh, Dieter, Negative Integration und revolutionärer Attentismus, 1909-1914, Frankfurt/Berlin/Wien 1973
- Grünbeck, Max, Die Presse Grossbritanniens, ihr geistiger und wirtschaftlicher Aufbau: Wesen und Wirkungen der Publizistik – Arbeiten über die Volksbeeinflussung und geistige Volksführung aller Zeiten und Völker, Leipzig 1936
- Gudmundsson, Bruce L, Stormtroop Tactics: Innovation in the German Army, 1914-1918, Westport, Conn. 1995
- Guinard, Pierre, Inventaire sommaire des archives de la Guerre, Série N, 1872-1919, Troyes 1975
- Guinn, P., British Strategy and Politics, 1914-1918, Oxford 1965
- Gullace, Nicoletta E, «Sexual Violence and Family Honor: British Propaganda and International Law during the First World War», *American Historical Review*, 1997
- Günther, A., Die Folgen des Krieges für Einkommen und Lebenshaltung der mittleren Volksschichten Deutschlands, Stuttgart/Berlin/ Leipzig 1932
- Gutsche, Willibald, «Die Aussenpolitik des Kaiserreichs und der Kriegsausbruch in der Geschichtsschreibung der DDR», in: Schöllgen, Gregor (Hg.), Flucht in den Krieg, Darmstadt 1991
- Haller, H., «Die Rolle der Staatsfinanzen für den Inflationsprozess», in Deutsche Bundesbank (Hg.), Währung und Wirtschaft in Deutschland, 1876-1975, Frankfurt am Main 1976
- Hamilton, Sir Ian, Gallipoli Diary, 2 Bände, London 1920
- Hamilton, K. A., «Great Britain and France, 1911-1914», in F. Hinsley (Hg.), British Foreign Policy under Sir Edward Grey, Cambridge 1977
- Hankey, Baron, The Supreme Command, 1914-1918, 2 Bände, London 1961
- Hansard, The Parliamentary Debates (Authorized Edition), 4. Reihe, 1892-1908 und 5. Reihe, 1909-1980
- Hansen, Ferdinand, The Unrepentant Northcliffe: A Reply to the London «Times» vom 19. Oktober 1920, Hamburg 1921
- Hardach, Gerd, The First World War, 1914-1918, Harmondsworth 1987
- Harris, Henry, «To Serve Mankind in Peace and the Fatherland at Ware The Case of Fritz Haber», *German History*, 1992
- Harris, J., William Beveridge: A Biography, Oxford 1977
- Harris, Ruth, «The ,Child of the Barba-

- rianc Rape, Race and Nationalism in France during the First World War», *Past and Present*, 1994
- Harrison, R., «The War Emergency Workers* Committee», in A. Briggs and J. Saville (Hgg.), *Essays in Labour History*, London 1971
- Harrod, R.E., *The Life of John Maynard Keynes*, London 1951
- Harvey, A. D., *Collision of Empires: Britain in Three World Wars, 1792-1945*, London 1992
- Harvie, Christopher, *No Gods and Precious Few Heroes: Scotland, 1914-1980*, London 1981
- Hasek, Jaroslav, *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, Frankfurt 1968
- Hatton, R. H. S., «Britain and Germany in 1914: The July Crisis and War Aims», *Past and Present*, 1967
- Haupts, L., *Deutsche Friedenspolitik: Eine Alternative zur Machtpolitik des Ersten Weltkrieges*, Düsseldorf, 1976
- Hazlehurst, Cameron, *Politicians at War, July 1914 to May 1915: A Prologue to the Triumph of Lloyd George*, London 1971
- Heenemann, Horst, «Die Auflagenhöhe der deutschen Zeitungen: Ihre Entwicklung und ihre Probleme», *Phil. Diss*, Leipzig, 1929
- Helfferrich, Karl, *Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913*, Berlin 1914
- Hendley, Matthew, «„Help us to secure a strong, healthy, prosperous and peaceful Britain« The Social Arguments of the Campaign for Compulsory Military Service in Britain, 1888-1914», *Canadian Journal of History*, 1995
- Henig, Ruth, *The Origins of the First World War*, London 1989
- Henning, F.-W., *Das industrialisierte Deutschland, 1914 bis 1972*, Paderborn 1974
- Hentschel, V., «German Economic and Social Policy, 1815-1939», in P. Mathias und S. Pollard (Hgg.), *The Cambridge Economic History of Europe*, Band VIII: *The Industrial Economies: The Development of Economic and Social Policies*, Cambridge 1989
- Hentschel, V., *Wirtschaft und Wirt-schaftspolitik im wilhelminischen Deutschland: Organisierter Kapitalismus und Interventionsstaat?*, Stuttgart 1978
- Hentschel, V., «Zahlen und Anmerkungen zum deutschen Aussenhandel zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Weltwirtschaftskrise», *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, 1986
- Herbert, A.P., *The Secret Battle*, London 1976
- Herrmann, David G., *The Arming of Europe and the Making of the First World War*, Princeton 1996
- Herwig, Holger H., «Admirals versus Generals: The War Aims of the Imperial German Navy, 1914-1918», *Central European History*, 1972
- Herwig, Holger H., «The Dynamics of Necessity: German Military Policy during the First World War», in Williamson Murray und Allan R. Millet (Hgg.), *Military Effectiveness*, Winchester, Mass. 1988

- Herwig, Holger H., *The First World War: Germany and Austria-Hungary*, London 1997
- Herwig, Holger H., «How 'Total' Was Germany's U-Boat Campaign in the Great War?», Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg, 1997
- Hibberd, D. und J. Onions (Hgg.), *Poetry of the Great War: An Anthology*, London 1986
- Hildebrand, Klaus, *Deutsche Aussenpolitik, 1871-1918*, München 1989
- Hildebrand, Klaus, «Julikrise 1914: Das europäische Sicherheitsdilemma. Betrachtungen über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1985
- Hildebrand, Klaus, «„System der Aushilfen“? Chancen und Grenzen deutscher Aussenpolitik im Zeitalter Bismarcks», in: Gregor Schöllgen, (Hg.), *Flucht in den Krieg? Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland*, Darmstadt 1991
- Hildebrand, Klaus, *Das vergangene Reich: Deutsche Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler, 1871-1945*, Stuttgart 1995
- Hiley, N., 'The British Army Film', 'You!' und 'For the Empire Reconstructed Propaganda Films 1914-1916', *Historical Journal of Film, Radio and Television*, 1985
- Hiley, N., «Counter-Espionage and Security in Great Britain during the First World War», *English Historical Review*, 1986
- Hiley, N., «The Failure of British Counter-Espionage against Germany, 1907-1914», *Historical Journal*, 1983
- Hiley, N., «Introduction», in William Le Queux, *Spies of the Kaiser*, London 1996
- Hiley, N., «'Kitchener Wants You' and 'Daddy, what did you do in the War?': The Myth of British Recruiting Posters», *Imperial War Museum Review*, 1997
- Hillgruber, Andreas, «Der historische Ort des Ersten Weltkriegs: Eine Urkatastrophe?», in: Gregor Schöllgen (Hg.), *Flucht in den Krieg? Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland*, Darmstadt 1991
- Hirschfeld, Gerhard, Gerd Krumeich und Irina Den (Hgg.), *Keiner fühlt sich mehr als Mensch: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, Band 1, München (1925) 1933
- Hobsbawm, Eric J., *The Age of Empire, 1875-1914*, London 1987
- Hobsbawm, Eric J., *Das imperiale Zeitalter, 1875-1914*, Frankfurt 1989
- Hobsbawm, Eric J., *The Age of Extremes: The Short Twentieth Century, 1914-1991*, London 1994
- Hobsbawm, Eric J., *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München/Wien 1995
- Hobson, John A., *Der Imperialismus*, Köln/Berlin 1968
- Hobson, J.M., «The Military-Extraction Gap and the Wary Titan: The Fiscal Sociology of British Defence Policy 1870-1913», *Journal of European Economic History*, 1993

- Hodgson, Geoffrey, *People's Century: From the Dawn of the Century to the Start of the Cold War*, London 1995
- Hoetzsch, Otto (Hg.), *Die internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus: Dokumente aus den Archiven der Zarischen und der Provisorischen Regierung*, 5 Bände, Berlin 1931
- Hoffmann, W. G., F. Grumbach und H. Hesse, *Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1965
- Holmes, G., «The First World War and Government Coal Control», in C. Barber und L. J. Williams (Hgg.), *Modern South Wales: Essays in Economic History*, Cardiff 1986
- Holmes, Richard, «The Last Hurrah: Cavalry on the Western Front, August-September 1914», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Holmes, Richard, *War Walks from Agincourt to Normandy*, London 1996
- Holroyd, Michael, Bernard Shaw, *Magier der Vernunft*, Frankfurt 1995
- Holt, Tonie und Valmahai, *Battlefields of the First World War: A Traveller's Guide*, London 1995
- Holtfrerich, C.-L., «Die deutsche Inflation 1918 bis 1923 in internationaler Perspektive. Entscheidungsrahmen und Verteilungsfolgen», in O. Büsch und G.D. Feldman (Hgg.), *Historische Prozesse der deutschen Inflation, 1914 bis 1923: Ein Tagungsbericht*, Berlin 1978
- Holtfrerich, C.-L., *The German Inflation, 1914-1923*, Berlin/New York 1986
- Hoover, A.J., *God, Germany and Britain in the Great War: A Study in Clerical Nationalism*, New York 1989
- Horne, Alistair, *The Price of Glory*, London 1962
- Horne, John «L'Empôt du sangc Republican Rhetoric and Industrial Warfare in France, 1914-1918», *Social History*, 1989
- Horne, John, *Labour at War: France and Britain, 1914-1918*, Oxford 1991
- Horne, John, und Alan Kramer, «German 'Atrocities' and Franco-German Opinion, 1914: The Evidence of German Soldiers' Diaries», *Journal of Modern History*, 1994
- Horne, John, und A. Kramer, «War between Soldiers and Enemy Civilians, 1914-1915», *Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Howard, Michael, «British Grand Strategy in World War I», in P. Kennedy (Hg.), *Grand Strategies in War and Peace*, New Haven/ London 1991
- Howard, Michael, *The Continental Commitment*, London 1972
- Howard, Michael, *The Crisis of the Anglo-German Antagonism, 1916-1917*, London 1996
- Howard, Michael, «The Edwardian Arms Race», in Howard, *The Lessons of History*, Oxford 1993
- Howard, Michael, «Europe on the Eve of World War I», in Howard, *The Lessons of History*, Oxford 1993
- Huber, Max, *Geschichte der politischen*

- Presse im Kanton Luzern 1914-1945, Luzern 1989
- Hughes, C., «The New Armies», in I. Beckett und K. Simpson (Hgg.), *A Nation in Arms: A Social Study of the British Army in the First World War*, Manchester 1985
- Hurwitz, S. J., *State Intervention in Great Britain: A Study of Economic Control and Social Response, 1914-1918*, New York 1949
- Hussey, John, «Kiggell and the Prisoners: Was He Guilty of a War Crime?», *British Army Review*, 1993
- Hussey, John, ««Without an Army, and Without Any Preparation to Equip One» The Financial and Industrial Background to 1914», *British Army Review*, 1995.
- Hynes, Samuel, *The Soldier's Tale: Bearing Witness to Modern War*, London 1998
- Hynes, Samuel, *A War Imagined: The First World War and English Culture*, London 1990
- Inglis, K., «The Homecoming: The War Memorial Movement in Cambridge, England», *Journal of Contemporary History*, 1992
- Innis, H. A., *The Press: A Neglected Factor in the Economic History of the Twentieth Century*, Oxford, 1949,
- International Institute of Strategic Studies, *The Military Balance 1992-1993*, London 1992
- Jackson, A., «Germany, the Home Front: Blockade, Government and Revolution», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Jackson, Alvin, «British Ireland: 'What If Home Rule Had Been Enacted in 1912?'\», in Niall Ferguson (Hg.), *Virtual History*
- Jackson, Robert, *The Prisoners, 1914-1918*, London/New York 1989
- Jäger, Wolfgang, *Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland: die Debatte 1914-1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Göttingen 1984
- James, Harold, *The German Slump: Politics and Economics, 1924-1936*, Oxford 1986
- James, Harold, *Deutschland in der Weltwirtschaftskrise, 1924-1936*, Stuttgart 1988
- James, Lawrence, *The Rise and Fall of the British Empire*, London 1994
- Janowitz, M. und E. A. Shils, «Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War Two», in Janowitz (Hg.), *Military Conflict: Essays in the Institutional Analysis of War and Peace*, Los Angeles 1975
- Jaraus, Konrad H., *The Enigmatic Chancellor: Bethmann Hollweg and the Hubris of Imperial Germany*, New Haven/London 1973
- Jaraus, Konrad H., «The Illusion of Limited War: Chancellor Bethmann Hollweg's Calculated Risk, July 1914», *Central European History*, 1969
- Jay, Richard, *Joseph Chamberlain: A Political Study*, Oxford 1981
- Jèze, G., *Les dépenses de guerre de la France*, Paris 1926
- Johansson, Rune, *Small State in*

- Boundary Conflict: Belgium and the Belgian-German Border, 1914-1919, Lund 1988
- Johnson, J. H., 1918: The Unexpected Victory, London 1997
- Johnson, Paul, The Offshore Islanders, London 1972
- Joli, James, Europe since 1870: An International History, London 1973
- Joli, James, The Origins of the First World War, London/New York 1984
- Joli, James, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, München 1984
- Joli, James, The Second International, 1889-1914, London 1955
- Jones, Larry E., »The Dying Middlec Weimar Germany and the Fragmentation of Bourgeois Politics«, *Central European History*, 1972
- Jones, Larry E., German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System, 1918-1933, Chapel Hill / London 1988
- Jones, Larry E., «Inflation, Revaluation and the Crisis of Middle Class Politics: A Study of the Dissolution of the German Party System, 1923-1928», *Central European History*, 1979
- Jones, Maldwyn A., The Limits of Liberty: American History, 1607-1980, Oxford 1993
- Jünger, Ernst, In Stahlgewittern: Aus dem Tagebuch eines Stosstruppführers, Berlin 1921
- Kahan, A., «Government Policis and the Industrialization of Russia», *Journal of Economic History*, 1967
- Kahn, Elizabeth Louise, «Art from the Front, Death Imagined and the Neglected Majority», *Art History*, 1985
- Kaiser, David E., «Germany and the Origins of the First World War», *Journal of Modern History*, 1983
- Keegan, John, The Face of Battle, London 1993
- Keegan, John, Das Antlitz des Krieges, Düsseldorf 1978
- Keegan, John und R. Holmes, Soldiers: A History of Men in Battle, London 1985
- Kehr, Eckart, «Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland», in Kehr, Der Primat der Innenpolitik: Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1970
- Keiger, J.F.V., France and the Origins of the First World War, London 1983
- Kellett, A., Combat Motivation: The Behaviour of Soldiers in Battle, Boston 1982
- Kemp, T., The French Economy 1913-1939, London 1972
- Kennan, George E, The Fateful Alliance: France, Russia, and the Coming of the First World War, Manchester 1984
- Kennan, George E, Die schicksalhafte Allianz: Frankreich und Russland am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Köln 1990
- Kennan, George E, The Decline of Bismarck's European Order: Franco-Russian Relations 1875-1890, Princeton 1974

- Kennan, George E, Bismarcks europäisches System in der Auflösung: Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890, Frankfurt a.M. 1981
- Kennedy, Paul M., «Britain in the First World War», in Williamson Murray and Allan R. Millett (Hgg.), *Military Effectiveness*, Winchester, Mass. 1988
- Kennedy, Paul M., «The First World War and the International power System», *International Security*, 1984-1985
- Kennedy, Paul M., «German World Policy and the Alliance Negotiations with England 1897-1900», *Journal of Modern History*, 1973
- Kennedy, Paul M., «Military Effectiveness and the First World War», in Williamson Murray und Allan R. Millett (Hgg.), *Military Effectiveness*, Winchester, Mass. 1988
- Kennedy, Paul M., *The Rise and Fall of the Great Powers: Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000*, London 1988
- Kennedy, Paul M., *Aufstieg und Fall der grossen Mächte: Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt a.M. 1989
- Kennedy, Paul M., *The Rise of the Anglo-German Antagonism, 1860-1914*, London 1980
- Kennedy, Paul M., «Strategy Versus Finance in Twentieth Century Britain», *International History Review*, 1981
- Kennedy, Paul M., und P.K. O'Brien, «Debate: The Costs and Benefits of British Imperialism, 1846-1914», *Past and Present*, 1989
- Kent, Bruce, *The Spoils of War: The Politics, Economics and Diplomacy of Reparations, 1918-1932*, Oxford 1989
- Kershaw, Ian, *Hitler 1889-1936*, Stuttgart 1998
- Kersten, D., «Die Kriegsziele der Hamburger Kaufmannschaft im Ersten Weltkrieg, 1914-1918», unveröffentlichte Diss., Hamburg 1962
- Keynes, J.M., *The Collected Writings of John Maynard Keynes, Band XI: Economic Articles and Correspondence*, hg. von D. Moggridge, London 1972
- Keynes, J. M., *The Collected Writings of John Maynard Keynes, Band XVI: Activities 1914-1919, The Treasury and Versailles*, hg. von E. Johnson, London 1977
- Keynes, J. M., *The Collected Writings of John Maynard Keynes, Band XVII: Activities 1920-1922, Treaty Revision and Reconstruction*, hg. von E. Johnson, London 1977
- Keynes, J.M., *The Collected Writings of John Maynard Keynes, Band XVIII: Activities 1922-1932, The End of Reparations*, hg. von E. Johnson, London 1977
- Keynes, J. M., *The Collected Writings of John Maynard Keynes, Band XXI: Activities 1931-1939, World Crises and Policies in Britain and America*, hg. von D. Moggridge, London 1982
- Keynes, J.M., «Dr. Melchior: A Defeated Enemy», in *Two Memoirs*,

- London 1949, Reprint in *Collected Writings, Band X: Essays in Biography*, hg. von A. Robinson und D. Moggridge, London 1972
- Keynes, J. M., *The Economic Consequences of the Peace*, London 1919
- Keynes, J.M., *How to Pay for the War*, London 1940
- Keynes, J. M., *A Revision of the Treaty*, London 1921
- Keynes, J.M., *A Tract on Monetary Reform*, London, 1923, Reprint in *Collected Writings, Band IV*, Cambridge, 1971
- Kiernan, T.J., *British War Finance and the Consequences*, London 1920
- Kindleberger, Charles P., *A Financial History of Western Europe*, London 1984
- Kipling, Rudyard, *The Irish Guards in the Great War, Band I: The First Battalion*, Staplehurst 1997; *Band II: The Second Battalion*, Staplehurst 1997
- Kirkaldy, A.W., *British Finance during and after the War*, London 1921
- Kitchen, M., *The German Officer Corps 1890-1914*, Oxford 1968
- Kitchen, M., «Ludendorff and Germany's Defeat», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Kitchen, M., *The Silent Dictatorship: The Politics of the German High Command under Hindenburg and Ludendorff, 1916-1918*, New York 1976
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933-1941*, Berlin 1995
- Knauss, R., *Die deutsche, englische und französische Kriegsfinanzierung*, Berlin/Leipzig 1923
- Knightley, P., *The First Casualty: The War Correspondent as a Hero, Protagonist and Mythmaker from the Crimea to Vietnam*, London 1975
- Knock, Thomas jr., *To End All Wars: Woodrow Wilson and the Quest for a New World Order*, New York/Oxford 1992
- Koch, H. W., «The Anglo-German Alliance Negotiations: Missed Opportunity or Myth?», *History*, 1968
- Kocka, Jürgen, *Klassengesellschaft im Krieg: Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918*, Göttingen 1973
- Kocka, Jürgen, *Facing Total War: German Society, 1914-1918*, Leamington Spa 1984
- Kocka, Jürgen, «The First World War and the Mittelstand: German Artisans and White Collar Workers», *Journal of Contemporary History*, 1973
- Komlos, J., *The Habsburg Monarchy as a Customs Union: Economic Development in Austria-Hungary in the Nineteenth Century*, Princeton 1983
- Kongress-Protokolle der Zweiten Internationale, Band II (1907-1912), Glashütten im Taunus 1976
- Koss, Stephen, *Fleet Street Radical: A.G. Gardiner and the Daily News*, London 1973
- Koss, Stephen, *The Rise and Fall of the Political Press in Britain, Band II: The Twentieth Century*, Chapel Hill / London 1984

- Kossmann, E. H., *The Low Countries, 1780-1940*, Oxford 1978
- Koszyk, Kurt, *Deutsche Presse, 1914-1945: Geschichte der deutschen Presse, Band III: Abhandlungen und Materialien zur Publizistik*, Berlin 1972
- Koszyk, Kurt, *Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1968
- Koszyk, Kurt, *Zwischen Kaiserreich und Diktatur: Die sozialdemokratische Presse von 1914 bis 1933*, Heidelberg 1958
- Kraus, Karl, In *These Great Times: A Karl Kraus Reader*, hg. von Harry Zorn, Manchester 1984
- Kraus, Karl, *Die Letzten Tage der Menschheit: Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog*, Frankfurt 1986
- Krivoshchev, Generaloberst G. G. (Hg.), *Soviet Casualties and Combat Losses in the Twentieth Century*, London/Mechanicsburg, Penn. 1977
- Kroboth, Rolf, *Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches während der Reichskanzlerschaft Bethmann Hollwegs und die Geld- und Kapitalmarktverhältnisse (1909-1913/14)*, Frankfurt 1986
- Krohn, C.-D., *Wirtschaftstheorien als politische Interessen: Die akademische Nationalökonomie in Deutschland, 1918-1933*, Frankfurt am Main 1981
- Kruedener, J. Baron von, «The Franckenstein Paradox in the Intergovernmental Fiscal Relations of Imperial Germany», in P.-C. Witt (Hg.), *Wealth and Taxation in Central Europe: The History and Sociology of Public Finance*, Leamington Spa 1987
- Krüger, P., *Deutschland und die Reparationen 1918/1919: Die Genesis des Reparationsproblems in Deutschland zwischen Waffenstillstand und Versailler Friedensschluss*, Stuttgart 1973
- Krüger, P., «Die Rolle der Banken und der Industrie in den deutschen reparationspolitischen Entscheidungen nach dem Ersten Weltkrieg», in H. Mommsen u.a. (Hgg.), *Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Band II*, Düsseldorf 1977
- Krumeich, Gerd, «L'Entrée en guerre en Allemagne», in Becker und S. Audoin-Rouzeau (Hgg.), *Les Sociétés européennes et la Guerre de 1914-1918*, Paris 1990
- Kynaston, David, *The City of London, Band I: A World of Its Own, 1815-1890*, London 1994
- Kynaston, David, *The City of London, Band II: Golden Years, 1890-1914*, London 1996
- Laffin, John, *British Butchers and Bunglers of World War One*, London, 1988
- Lammers, D., «Arno Mayer and the British Decision for War in 1914», *Journal of British Studies*, 1973
- Langhorne, R.T.B., «Anglo-German Negotiations Concerning the Future of the Portuguese Colonies, 1911-1914», *Historical Journal*, 1973
- Langhorne, R.T.B., *The Collapse of the*

- Concert of Europe: International Politics 1890-1914, London 1981
- Langhorne, R.T.B., «Great Britain and Germany, 1911-1914», in E Hinsley (Hg.), *British Foreign Policy under Sir Edward Grey*, Cambridge 1977
- Lasswell, H.D., *Propaganda Technique in the World War*, London 1927
- Latzko, Andreas, *Menschen im Krieg*, Zürich 1917
- Laursen, K. und J. Pedersen, *The German Inflation, 1918-1923*, Amsterdam 1964
- Lawrence, J., M. Dean und J.-L. Robert, «The Outbreak of War and the Urban Economy: Paris, Berlin und London in 1914», *Economic History Review*, 1992
- Lawrence, T. E., *Seven Pillars of Wisdom*, Harmondsworth, 1962
- Lawrence, T.E., *Die sieben Säulen der Weisheit*, Stuttgart 1931
- League of Nations, *Memorandum on Production and Trade, 1923-1926*, Genf 1928
- Lee, D.E., *Europe's Crucial Years: The Diplomatic Background of World War 1, 1902-1914*, Hanover, New Hampshire 1974
- Lee, Joe, «Administrators and Agriculture: Aspects of German Agricultural Policy in the First World War», in J. Winter (Hg.), *War and Economic Development*, Cambridge 1975
- Leese, P., «Problems Returning Home; The British Psychological Casualties of the Great War», *Historical Journal*, 1997
- Lenin, Wladimir L., «Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus», in Lenin, *Ausgewählte Werke*, Band I, S. 763-873, Berlin 1966
- Leontaritis, George B., *Greece and the First World War, 1917-1918*, New York 1990
- Lepsius, J., A. Mendelssohn-Bartholdy und F.W.K. Thimme (Hgg.), *Die grosse Politik der europäischen Kabinette, 1871-1914: Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes*, 40 Bände, Berlin 1922-1927
- Le Queux, William, *Spies of the Kaiser: Plotting the Downfall of England*, hg. von Nicholas Hiley, London 1996
- Leslie, John, «The Antecedents of Austria-Hungary's War Aims: Politics and Policy-Makers in Vienna and Budapest before and during 1914», in Elisabeth Springer und Leopold Kammerhofer (Hgg.), *Archiv und Forschung: Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in seiner Bedeutung für die Geschichte Österreichs und Europas*, Wien/München 1993
- Leugers, A.H., «Einstellungen zu Krieg und Frieden im deutschen Katholizismus vor 1914», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), *Bereit zum Krieg: Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen 1986
- Leunig, T., «Lancashire at its Zenith: Transport Costs and the Slow Adoption of Ring Spinning in the Lancashire Cotton Industry, 1900-1913», in I. Blanchard (Hg.), *New Directions in Economic and Social History*, Edinburgh 1995

- Lévy-Leboyer, M. und F. Bourguignon, *L'Économie française au XIX^e. Siècle: Analyse macro-économique*, Paris 1985
- Liddell Hart, Basil, *The British Way in Warfare*, London 1942
- Liddle, Peter H., *The 1916 Battle of the Somme*, London 1992
- Liddle, Peter H. (Hg.), *Home Fires and Foreign Fields*, London 1985
- Liebnecht, Karl, «Militarismus und Anti-Militarismus», in Liebnecht, *Gesammelte Reden und Schriften*, Band I, Berlin 1958
- Lieven, D., *Russia and the Origins of the First World War*, London, 1983
- Lindenlaub, D., *Maschinenbauunternehmen in der Inflation 1919 bis 1923: Unternehmenshistorische Untersuchungen zu einigen Inflationstheorien*, Berlin/New York 1985
- Lipman, Edward, «The City and the 'People's Budget'», unveröffentlichtes Ms., 1995
- Lissauer, Ernst, *Hassgesang gegen England*, Göttingen/Berlin 1915
- Livois, René de, *Histoire de la presse française*, Band II: De 1881 à nos jours, Lausanne 1965
- Lloyd George, David, *War Memoirs*, 6 Bände, London 1933-1936
- Loewenberg, P., «Arno Mayer's 'Internal Causes and Purposes of War in Europe, 1870-1956': An Inadequate Model of Human Behaviour, National Conflict, and Historical Change», *Journal of Modern History*, 1970
- Lotz, W., *Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft im Kriege*, Stuttgart 1927
- Lowe, R., «The Ministry of Labour, 1916-1919: A Still, Small Voice?», in K. Burk (Hg.), *War and the State*, London 1982
- Lowe, R., «Welfare Legislation and the Unions during and after the First World War», *Historical Journal*, 1982
- Luckau, A., *The German Peace Delegation at the Paris Peace Conference*, New York 1941
- Ludendorff, Erich von, *The General Staff and Its Problems: The History of the Relations between the High Command and the Imperial Government as Revealed by Official Documents*, 2 Bände, London 1920
- Ludendorff, Erich von, *Meine Kriegserinnerungen*, Berlin 1920
- Lyashchenko, P.L., *History of the National Economy of Russia to the 1917 Revolution*, New York 1949
- Lyth, Peter J., *Inflation and the Merchant Economy: The Hamburg Mittelstand 1914-1924*, New York/Oxford / München 1990
- McDermott, J., «The Revolution in British Military Thinking, from the Boer War to the Moroccan Crisis», *Canadian Journal of History*, 1974
- MacDonald, Lyn, 1914: *The Dawn of Hope*, London 1987
- MacDonald, Lyn, 1914-1918: *Voices and Images of the Great War*, London 1988
- MacDonald, Lyn, 1915: *The Death of Innocence*, London 1993
- MacDonald, Lyn, *The Roses of No Man's Land*, London 1980
- MacDonald, Lyn, *Somme*, London 1983

- MacDonald, Lyn, *They Called It Passchendaele: The Story of Ypres and of the Men Who Fought in It*, London 1978
- McEwen, John M., «The National Press during the First World War: Ownership and Circulation», *Journal of Contemporary History*, 1982
- Mack Smith, Dennis, *Italy: A Modern History*, Ann Arbor 1959
- Mackay, R. E., *Fisher of Kilvertone*, Oxford 1973
- Mackenzie, Norman und Jeanne Mackenzie (Hgg.), *The Diary of Beatrice Webb*, Band III, 1905-1924: *The Power to Alter Things*, London 1984
- McKeown, T. J., «The Foreign Policy of a Declining Power», *International Organisation*, 1991
- McKibbin, Ross, «Class and Conventional Wisdom: The Conservative Party and the 'Public' in Inter-war Britain», in McKibbin, *The Ideologies of Class: Social Relations in Britain, 1880-1950*, Oxford 1990
- Mackin, Elton E., *Suddenly We Didn't Want to Die: Memoirs of a World War I Marine*, Novato, California 1993
- Mackintosh, «The Role of the committee of Imperial Defence before 1914», *English Historical Review*, 1962
- McNeill, William H., *Krieg und Macht: Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*, München 1984
- Maddison, Angus, *Phases of Capitalist Development*, Oxford 1982
- Maier, Charles S., *Recasting Bourgeois Europe: Stabilisation in France, Germany and Italy in the Decade after World War I*, Princeton 1975
- Maier, Charles S., «The Truth about the Treaties», *Journal of Modern History*, 1979
- Maier, Charles S., «Wargames: 1914-1919», in Robert I. Rotberg und Theodore K. Rabb (Hgg.), *The Origin and Prevention of Major Wars*, Cambridge, 1989
- Malcolm, Noel, *Geschichte Bosniens*, Frankfurt 1996
- Mallet, B. und C.O. George, *British Budgets*, 2nd series: 1913/14 to 1920/21, London 1929
- Manevy, Raymond, *La Presse de la III^e. République*, Paris 1955
- Mann, Thomas, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Berlin 1918
- Manning, J., «Wages and Purchasing Power», in J. Winter (Hg.), *Capital Cities*
- Marchand, R. (Hg.), *Un Livre noir: Diplomatie d'avant-guerre et de guerre d'après les documents des archives russes, 1910-1917*, 3 Bände, Paris 1922
- Marder, A. J., *British Naval Policy, 1880-1905: The Anatomy of British Sea Power*, London 1964
- Marks, Sally, «Reparations Reconsidered: A Reminder», *Central European History*, 1969
- Marquand, David, *Ramsay MacDonald*, London 1997
- Marquis, Alice Goldfarb, «Words as Weapons: Propaganda in Britain and Germany during the First World War», *Journal of Contemporary History*, 1978

- Marsland, Elizabeth, *The Nation's Cause: French, English and German Poetry of the First World War*, London 1991
- Martel, Gordon, *The Origins of the First World War*, London, 1987
- Martin, Gregory, «German Strategy and Military Assessments of the American Expeditionary Force (AEF), 1917-1918», *War in History*, 1994
- Marwick, Arthur, *The Deluge: British Society and the First World War*, London 1991
- Marwick, Arthur, «War and the Arts», *Papier für die Tagung in Münchener über den totalen Krieg*, 1997
- März, E., *Austrian Banking and Financial Policy: Creditanstalt at a Turning Point, 1913-1923*, London 1984
- Matthews, W. C., «The Continuity of Social Democratic Economic Policy, 1919-1920: The Bauer-Schmidt policy» in G. Feldman u.a. (Hgg.), *Die Anpassung an die Inflation*, Berlin/ New York 1986
- Maugham W Somerset, *A Writer's Notebook*, London, 1978
- Mayer, Arno J., «Domestic Causes of the First World War», in L. Krieger und E. Stern (Hgg.), *The Responsibility of Power: Historical Essays in Honour of Hajo Holborn*, New York 1967
- Mayer, Arno J., *The Persistence of the Old Regime*, New York 1971
- Mayer, Arno J., *Adelsmacht und Bürgertum: Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848-1914*, München 1984
- Mayeur, Jean-Marie, «Le Catholicisme français et la première guerre mondiale», *Francia*, 1974
- Mazower, Mark, *Dark Continent: Europe's Twentieth Century*, London 1998
- Meinecke, Friedrich, *Die deutsche Erhebung von 1914*, Stuttgart 1914
- Meinecke, Friedrich, *Die deutsche Katastrophe*, Wiesbaden 1946
- Meinecke, Friedrich, *Die Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems*, München 1927
- Messinger, Gary S., *British Propaganda and the State in the First World War*, Manchester 1992
- Mews, Stuart, «Spiritual Mobilisation in the First World War», *Theology*, 1971
- Meyer, H. C., *Mitteleuropa in German Thought and Action, 1815-1945*, Den Haag 1955
- Michalka, Wolfgang (Hg.), *Der Erste Weltkrieg: Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München 1994
- Middlemas, Keith, *Politics in Industrial Society*, London 1979
- Miller, S., *Burgfrieden und Klassenkampf: Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1974
- Millet, Allan R., Williamson Murray und Kenneth Watman, «The Effectiveness of Military Organizations», in Williamson Murray and Millett (Hgg.), *Military Effectiveness*, Winchester, Mass. 1988
- Milward, Alan S., *The Economic Effects of the Two World Wars on Britain*, London 1984
- Ministère des Affaires Étrangères [Belgien], *Correspondance Diplomatique*

- relative à la Guerre de 1914, Paris 1915
- Ministerium des k. und k. Hauses und des Äusseren, Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914, 3 Bände, London 1920
- Mitchell, B.R., *European Historical Statistics, 1750-1975*, London 1981
- Mitchell, B.R. und P. Deane, *Abstract of British Historical Statistics*, Cambridge 1976
- Moeller, Robert G., «Dimensions of Social Conflict in the Great War: The View from the German Countryside», *Central European History*, 1981
- Moeller, Robert G., «Winners as Losers in the German Inflation: Peasant Protest over the Controlled Economy», in G. Feldman u.a. (Hgg.), *Die deutsche Inflation. Eine Zwischenbilanz*, Berlin/New York 1982
- Moggridge, D.E., *Maynard Keynes: An Economist's Biography*, London 1992
- Moltke, E. von, Generaloberst Helmuth von Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877-1916*, Stuttgart 1922
- Mommsen, Wolfgang J., «Domestic Factors in German Foreign Policy before 1914», *Central European History*, 1973
- Mommsen, Wolfgang J., *Innenpolitische Bestimmungsfaktoren der deutschen Aussenpolitik vor 1914*, in: Mommsen, Wolfgang J., *Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt 1990
- Mommsen, Wolfgang J. (Hg.), *Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996
- Mommsen, Wolfgang J., «Die latente Krise des Deutschen Reiches», *Militär-geschichtliche Mitteilungen*, 1974
- Mommsen, Wolfgang J., *Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920*, Tübingen 1959
- Mommsen, Wolfgang J., *Max Weber and German Politics, 1890-1920*, Chicago 1984
- Mommsen, Wolfgang J., «Public Opinion and Foreign Policy in Wilhelminian Germany, 1897-1914», *Central European History*, 1991
- Mommsen, Wolfgang J., *Aussenpolitik und öffentliche Meinung im Wilhelminischen Deutschland 1897-1914*, in: Mommsen, Wolfgang J., *Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt 1990
- Mommsen, Wolfgang J., «The Topos of Inevitable War in Germany in the Decade before 1914», in VR. Berg-hahn und M. Kitchen (Hgg.), *Germany in the Age of Total War*, London 1981
- Mommsen, Wolfgang J., *Der Topos vom unvermeidlichen Krieg: Aussenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914*, in: Mommsen, Wolfgang J., *Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt 1990
- Monash, Sir John, *The Australian Victories in France in 1918*, London 1920

- Monger, G.W., *The End of Isolation: British Foreign Policy, 1900-1907*, London 1963
- Monk, Ray, Wittgenstein, Stuttgart 1992
- Montgelas, M. und W Schücking (Hgg.), *The Outbreak of the World War: German Documents Collected by Karl Kautsky*, New York 1924
- Morgan, E. V., *Studies in British Financial Policy, 1914-1925*, London 1952
- Morgan, E. V. und W. A. Thomas, *The Stock Exchange*, London 1962
- Morgan, K. O. (Hg.), *Lloyd George Family Letters, 1885-1936*, Oxford 1973
- Morgenbrod, Birgitt, *Wiener Grossbürgertum im Ersten Weltkrieg: Die Geschichte der «Österreichischen Politischen Gesellschaft» (1916-1918)*, Wien 1994
- Morley, Viscount, *Memorandum on Resignation*, London 1928
- Morris, A.J. A., *The Scaremongers: The Advocacy of War and Rearmament, 1896-1914*, London/Boston, Melbourne / Henley 1984
- Morton, Frederich, *Thunder at Twilight: Vienna 1913-1914*, London 1991
- Moses, J.A., *The Politics of Illusion: The Fischer Controversy in German Historiography*, London 1975
- Mosse, George L., *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993
- Moyer, Laurence V, *Victory Must Be Ours: Germany in the Great War, 1914-1918*, London 1995
- Moynihan, M. (Hg.), *God on Our Side: The British Padres in World War One*, London 1983
- Murray, B. K., *The People's Budget, 1909-1910: Lloyd George and Liberal Politics*, Oxford 1980
- Nägler, Jörg, «Pandoras Box: Propaganda and War Hysteria in the United States during the First World War», *Papier für die Tagung in Münchenwiler über den totalen Krieg*, 1997
- Nicholls, A.J. und P.M. Kennedy (Hgg.), *Nationalist and Racialist Movements in Britain and Germany before 1914*, London/Oxford 1981
- Nicholls, Jonathan, *Cheerful Sacrifice: The Battle of Arras, 1917*, London 1990
- Nicolson, C., «Edwardian England and the Coming of the First World War», in A. O'Day (Hg.), *The Edwardian Age: Conflict and Stability, 1902-1914*, London 1979
- Noble, Roger, «Raising the White Flag: The Surrender of Australian Soldiers on the Western Front», *Revue Internationale d'Histoire Militaire*, 1990
- Nottingham, Christopher J., «Recasting Bourgeois Britain: The British State in the Years Which Followed the First World War», *International Review of Social History*, 1986
- O'Brien, P. K., «The Costs and Benefits of British Imperialism, 1846-1914», *Past and Present*, 1988
- O'Brien, P. K., «Power with Profit: The State and the Economy, 1688-1815», *Inaugural lecture*, University of London, 1991

- O'Brien Twohig, Sara, «Dix and Nietzsche», in Tate Gallery, Otto Dix, 1891-1961, London 1992
- Offer, Avner, «The British Empire, 1870-1914: A Waste of Money?», *Economic History Review*, 1993
- Offer, Avner, *The First World War: An Agrarian Interpretation*, Oxford 1989
- Offer, Avner, «Going to War in 1914: A matter of Honour?», *Politics and Society*, 1995
- O'Hara, Glen, «Britain's War of Illusions: Sir Edward Grey and the Crisis of Liberal Diplomacy», unveröffentlichte B.A. These, Oxford, 1995
- Oncken, H., *Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkriegs*, 2 Bände, Berlin 1933
- O'Shea, Stephen, *Back to the Front: An Accidental Historian Walks the Trenches of World War I*, London 1997
- Österreichisches Bundesministerium für Heereswesen und Kriegsarchiv (Hg.), *Österreich-Ungarns letzter Krieg, 1914-1918*, 7 Bände, Wien, 1930-1938
- Overy, Richard, *Why the Allies Won*, London 1995
- Owen, G., «Dollar Diplomacy in Default: The Economics of Russian-American Relations, 1910-1917», *Historical Journal*, 1970.
- Owen, Wilfred, *The Poems of Wilfred Owen*, hg. von Jon Stallworthy, London 1990.
- Paddags, Norbert, «The Weimar Inflation: Possibilities of Stabilisation before 1921?», unveröffentlichte Diss., Oxford, 1995
- Parker, Geoffrey (Hg.), *The Times Atlas of World History*, London 1993
- Parker, P., *The Old Lie: The Great War and the Public School Ethos*, London 1987
- Paulinyi, A., «Die sogenannte gemeinsame Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns», in A. Wandruszka und P. Urbanitsch (Hgg.), *Die Habsburgermonarchie, 1848-1918*, Band I, Wien 1973
- Peacock, A.T. und J. Wiseman, *The Growth of Public Expenditure in the United Kingdom*, Princeton 1961
- Pedroncini, G., *Les Mutineries de 1917*, Paris 1967
- Perry, Nicholas, «Maintaining Regimental Identity in the Great War: The Case of the Irish Infantry Regiments', in *Stand To*, 1998
- Perile, Lino, «Fascism and Literature», in David Forgacs (Hg.), *Rethinking Italian Fascism*, London 1986
- Petzina, D., W Abeishauer und A. Foust (Hgg.), *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Band III: Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches, 1914-1945*, München 1978
- Phillips, G., «The Social Impact», in S. Constantine, M. W. Kirby und M. Rose (Hgg.), *The First World War in British History*, 1995
- Philpott, W. J., *Anglo-French Relations and Strategy on the Western Front*, London 1996
- Pipes, Richard, *Russia under the Bolshevik Regime, 1919-1924*, London 1994
- Pipes, Richard, *The Russian Revolution 1899-1919*, London 1990

- Pogge von Strandmann, Hartmut, und R.J. W. Evans (Hgg.), *The Coming of the First World War*, Oxford 1988
- Pogge von Strandmann, Hartmut, «Historians, Nationalism and War: The Mobilisation of Public Opinion in Britain and Germany», unveröffentlichtes Ms., 1998
- Pogge von Strandmann, Hartmut, Walter Rathenau: Tagebuch, 1907-1922, Düsseldorf 1967
- Pohl, M., *Hamburger Bankengeschichte*, Mainz 1986
- Poidevin, Raymond, *Les Relations économiques et financières entre la France et l'Allemagne de 1898 à 1914*, Paris 1969
- Pollard, Sidney, *Britain's Prime and Britain's Decline: The British Economy, 1870-1914*, London 1989
- Pollard, Sidney, «Capital Exports, 1870-1914: Harmful or Beneficial?», *Economic History Review*, 1985
- Porch, D. «The French Army and the Spirit of the Offensive, 1900-1914», *War and Society*, 1976
- Pottle, Mark (Hg.), *Champion Redoubtable: The Diaries and Letters of Violet Bonham Carter, 1914-1945*, London 1998
- Prakke, Henk, Wilfried B. Lerg und Michael Schmolke, *Handbuch der Weltgeschichte*, Köln 1970
- Prete, Roy A., «French Military War Aims, 1914-1916», *Historical Journal*, 1985
- Price, Richard, *An Imperial War and the British Working Class*, London 1972
- Prior, R. und Trevor Wilson, *Command on the Western Front*, Oxford 1992
- Prost, Antoine, «Les Monuments aux Morts: Culte républicain? Culte civique? Culte patriotique?», in P. Nora (Hg.), *Les Lieux de Mémoire*, Band I: *La République*, Paris 1984
- Public Record Office, *M.I.5: The First Ten Years, 1909-1919*, Kew 1997
- Raleigh, Sir Walter und H. A. Jones (Hgg.), *The War in the Air*, 6 Bände, London 1922-1937
- Rathenau, Walther, *Briefe*, 2 Bände, Dresden 1926
- Rauh, M., *Föderalismus und Parlamentarismus im wilhelminischen Reich*, Düsseldorf 1972
- Rau, M., *Die Parlamentarisierung des Deutschen Reiches*, Düsseldorf 1977
- Rawling, B., *Surviving Trench Warfare: Technology and the Canadian Corps, 1914-1918*, Toronto 1992
- Reader, W. J., *At Duty's Call: A Study in Obsolete Patriotism*, Manchester 1988
- Reeves, Nicholas, «Film Propaganda and Its Audience: The Example of Britain's Official Films during the First World War» *Journal of Contemporary History*, 1983
- Reichsarchiv, *Der Weltkrieg 1914 bis 1918*, 14 Bände, Berlin/Koblenz 1925-1956
- Reichswehrministerium, *Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914-1918 (Deutscher Kriegssanitätsbericht, 1914-1918)*, 4 Bände, Berlin 1934, 1938
- Reid, A., «Dilution, Trade Unionism and

- the State in Britain during the First World War», in S. Tolliday and J. Zeitlin (Hgg.), *Shop Floor Bargaining and the State: Historical and Comparative Perspectives*, Cambridge 1985
- Remak, J. «1914 – the Third Balkan War: Origins Reconsidered», *Journal of Modern History*, 1971
- Remarque, Erich Maria, *Im Westen nichts Neues*, Köln 1984
- Renzi, W A., «Great Britain, Russia and the Straits, 1914-1915», *Journal of Modern History*, 1970
- Rich, N. und M. H. Fisher (Hgg.), *The Holstein Papers: The Memoirs, Diaries and Correspondence of Friedrich von Holstein, 1837-1909, Band IV: Correspondence, 1897-1909*, Cambridge 1961
- Richardson L. E., *Arms and Insecurity*, London 1960
- Riegel, L., *Guerre et Littérature: Le Bouleversement des consciences dans la littérature romanesque inspirée par la Grande Guerre*, Paris 1978
- Ritter, Gerhard, *Der Schlieffenplan: Kritik eines Mythos*, München 1956
- Ritter, Gerhard, *Staatskunst und Kriegshandwerk: Das Problem des «Militarismus» in Deutschland*, 4 Bände, München, 1956-1968
- Ritter, Gerhard, *The Sword and the Sceptre: The Problem of Militarism in Germany, Band II: The European Powers and the Wilhelminian Empire 1890-1914*, Coral Gables 1970
- Robbins, K., *The First World War*, Oxford 1984
- Robbins, K., *Sir Edward Grey: A Biography of Grey of Falloden*, London 1971
- Robert, Daniel, «Les Protestants français et la guerre de 1914-1918», *Francia*, 1974
- Robertson, Sir William, *Soldiers and Statesmen*, 2 Bände, London 1926
- Roesler, K., *Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg*, Berlin 1967
- Ropponen, R., *Die russische Gefahr: Das Verhalten der öffentlichen Meinung Deutschlands und Österreich-Ungarns gegenüber der Aussenpolitik Russlands in der Zeit zwischen dem Frieden von Portsmouth und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Helsinki 1976
- Rosenbaum, E. und A.J. Sherman, M.M. Warburg & Co., 1798-1938: *Merchant Bankers of Hamburg*, London 1979
- Rothemberg, G. E., *The Army of Francis Joseph*, West Lafayette 1976
- Rothemberg, G. E., «Moltke, Schlieffen and die Doctrine of Strategie Envelopment», in Peter Paret (Hg.), *Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age*, Princeton 1986
- Roucoux, Michel (Hg.), *English Literature of the Great War Revisited*, Picardie 1988
- Rowland, P., *The Last Liberal Governments, Band II: Unfinished Business, 1911-1914*, London 1971
- Rubin, G.R., *War, Law and Labour: The Munitions Acts, State Regulation and the Unions 1915-1921*, Oxford 1987

- Rummel, R. J., *Lethal Politics: Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990
- Rupieper, H.J., *The Cuno Government and Reparations, 1922-1923: Politics and Economics*, Den Haag/London / Boston 1976
- Russell, Bertrand, *Portraits from Memory*, London 1958
- Rutherford, W., *The Russian Army in World War I*, London 1975
- Ryan, Alan, *Bertrand Russell: A Political Life*, London 1988
- Saad El-Din, *The Modern Egyptian* Press, London o J.
- Saki, «When William Came: A Story of London under the Hohenzollerns», in: *The Complete Works of Saki*, London/Sydney/Tor onto 1980
- Samuels, M., *Command or Control? Command, Training and Tactics in the British and German Armies, 1888-1918*, London 1995
- Samuels, M., *Doctrine and Dogma. German and British Infantry Tactics in the First World War*, New York 1992
- Sassoon, Siegfried, *The Complete Memoirs of George Sherston*, London 1972
- Sassoon, Siegfried, *Memoirs of a Fox-hunting Man*, London 1978
- Sassoon, Siegfried, *Memoirs of an Infantry Officer*, London 1997
- Sassoon, Siegfried, *The War Poems*, hg. von Rupert Hart-Davis, London/Boston, 1983
- Sazonov, S., *Fateful Years, 1909-1916: The Reminiscences of Count Sazonov*, London 1928
- Schlieffen, Graf Alfred von, *Gesammelte Schriften*, 2 Bände, Berlin 1913
- Schmidt, Gustav, «Die Julikrise: Unvereinbare Ausgangslagen und innerstaatliche Zielkonflikte», in: Gregor Schöllgen, (Hg.), *Flucht in den Krieg*, Darmstadt 1991
- Schmidt, G., «Innenpolitische Blockbildungen in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges», *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1972
- Schneider, Eric, «The British Red Cross Wounded and Missing Enquiry Bureau: A Case of Truth-Telling in the Great War», *War in History*, 1997
- Schöllgen, Gregor, *Einführung: Das Thema in Spiegel der neueren deutschen Forschung*, in: Gregor Schöllgen, (Hg.), *Flucht in den Krieg? Die Aussenpolitik des kaiserlichen Deutschland*, Darmstadt 1991
- Schöllgen, Gregor, *Imperialismus und Gleichgewicht: Deutschland, England und die orientalische Frage, 1871-1914*, München 1984
- Schramm, Percy Ernst, *Neun Generationen: 300 Jahre deutscher «Kulturgeschichte» im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie*, 2 Bände, Göttingen 1963-1965
- Schremmer, D. E., «Taxation and Public Finance: Britain, France and Germany», in P. Mathias und S. Pollard (Hgg.), *The Cambridge Economic History of Europe*, Band VIII: *The Industrial Economies: The Development of Economic and Social Policies*, Cambridge 1989
- Schuker, S., «American ‚Reparations‘ to

- Germany, 1919-1933», in G. Feldman und E. Müller-Luckner (Hgg.), *Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte, 1924-1933*, München 1985
- Schulte, B.F., *Europäische Krise und Erster Weltkrieg: Beiträge zur Militärpolitik des Kaiserreichs, 1871-1914*, Frankfurt am Main 1983
- Schulte, B. E., *Vor dem Kriegsausbruch 1914: Deutschland, die Türkei und der Balkan*, Düsseldorf 1980
- Schuster, Peter-Klaus, George Grosz: Berlin-New York, Berlin 1994
- Schwabe, K., *Deutsche Revolution und Wilson-Frieden: Die amerikanische und deutsche Friedensstrategie zwischen Ideologie und Machtpolitik, 1918/1919*, Düsseldorf 1971
- Scott, Peter T., «Captive Labour: The German Companies of the BEF», *The Great War: The Illustrated Journal of First World War History*, 1991
- Searle, G.R., «Critics of Edwardian Society: The Case of the Radical Right», in A. O'Dey (Hg.), *The Edwardian Age, Conflict and Stability, 1902-1914*, London 1979
- Searle, G.R., *The Quest for National Efficiency*, Oxford 1971
- Seligmann, Matthew, «Germany and the Origins of the First World War», *German History*, 1997
- Semmel, B., *Imperialism and Social Reform: English Social-Imperial Thought, 1895-1914*, London 1960
- Shand, James D., «Doves among the Eagles», *German Pacifists and their Government during World War I*, *Journal of Contemporary History*, 1975
- Shannon, R. *The Crisis of Imperialism 1865-1915*, London 1974
- Sheffield, Gary, «Officer – Man Relations, Discipline and Morale in the British Army of the Great War», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Sheffield, Gary, *The Redcaps: A History of the Royal Military Police and Its Antecedents from the Middle Ages to the Gulf War*, London / New York 1994
- Showalter, D., «Army, State and Society in Germany, 1871-1914: An Interpretation», in Dukes and Remak (Hgg.), *Another Germany: A Reconsideration of the Imperial Era*, Boulder 1988
- Silkin, Jon (Hg.), *The Penguin Book of First World War Poetry*, London 1996
- Simkins, P., «Everyman at War: Recent Interpretations of the Front Line Experience», in B. Bond (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford 1991
- Simkins, P., *Kitchener's Army: The Raising of the New Armies, 1914-1916*, Manchester 1988
- Simon, Herbert A., «Alternative Visions of Rationality», in Paul K. Moser (Hg.), *Rationality in Action: Contemporary Approaches*, Cambridge 1990
- Simpson, A., *Hot Blood and Cold Steel: Life and Death in the Trenches of the First World War*, London 1993
- Simpson, K., «The Officers», in I. Beckett und K. Simpson (Hgg.), *A Nation in Arms: A Social Study*

- of the British Army in the First World War, Manchester 1985
- Simpson, K., «The Reputation of Sir Douglas Haig», in B. Bond (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford 1991
- Skidelsky, R., John Maynard Keynes, Band I: *Hopes Betrayed 1883-1920*, London 1983
- Skidelsky, R., John Maynard Keynes, Band II: *The Economist as Saviour, 1920-1937*, London 1992
- Snyder, J., *The Ideology of the Offensive: Military Decision-Making and the Disasters of 1914*, Ithaca / London 1984
- Sommariva, A. und G. Tullio, *German Macroeconomic History 1880-1979: A Study of the Effects of Economic Policy on Inflation, Currency Depreciation and Growth*, London 1986
- Sösemann, Bernd, «Medien und Öffentlichkeit in der Julikrise 1914», in Stephan Kronenburg und Horst Schichthei (Hgg.), *Die Aktualität der Geschichte: Historische Orientierung in der Mediengesellschaft – Siegfried Quandt zum 60. Geburtstag*, Giessen 1996
- Sösemann, Bernd (Hg.), *Theodor Wolff: Tagebücher, 1914-1919*, 2 Bände, Boppard am Rhein 1984
- Soutou, Georges-Henri, *L'Or et le sang: Les Buts de guerre économique de la Première Guerre mondiale*, Paris 1989
- Specht, A. von, *Politische und wirtschaftliche Hintergründe der deutschen Inflation, 1918-1923*, Frankfurt am Main 1982
- Spiers, E., «The Scottish Soldier at War», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Squire, J. C. (Hg.), *If It Happened Otherwise: Lapses into Imaginary History*, London/New York/Toronto 1932
- Squires, James Duane, *British Propaganda at Home and in the United States from 1914 to 1917*, Cambridge, Mass. 1935
- Stamp, J., *Taxation during the War*, London 1932
- Stargardt, Nicholas, *The German Idea of Militarism: Radical and Socialist Critiques, 1886-1914*, Cambridge 1994
- Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Berlin, 1914
- Statistisches Reichsamtsamt (Hg.), *Zahlen zur Geldentwertung in Deutschland 1914 bis 1924, Sonderhefte zu Wirtschaft und Statistik*, 5. Jg., I, Berlin, 1925
- Steed, Henry Wickham, *Through Thirty Years, 1892-1922*, 2 Bände, London 1924
- Stegmann, D., *Die Erben Bismarcks: Parteien und Verbände in der Spätphase des wilhelminischen Deutschlands – Sammlungspolitik, 1897-1918*, Köln 1970
- Stegmann, D., «Wirtschaft und Politik nach Bismarcks Sturz: Zur Genesis der Miquelschen Sammlungspolitik 1890-1897», in I. Geiss und B.J. Wendt (Hgg.), *Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts: Fritz Fischer zum 65. Geburtstag*, Düsseldorf 1973
- Steinberg, Jonathan, «Der Kopenhagen-

- Komplex», in: Walter Laqueur, (Hg.), *Kriegsausbruch 1914*, München 1967
- Steinberg, Jonathan «Diplomatie als Wille und Vorstellung: Die Berliner Mission Lord Haldanes im Februar 1912», in H. Schottelius und W. Deist (Hgg.), *Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland*, Düsseldorf 1972
- Steiner, Zara S., *Britain and the Origins of the First World War*, London 1977
- Steiner, Zara S., *The Foreign Office and Foreign Policy, 1898-1914*, Cambridge 1969
- Stern, Fritz, *Das Scheitern illiberaler Politik*, Frankfurt/Berlin/Wien 1974
- Stern, Fritz, *Gold und Eisen: Bismarck und sein Bankier Bleichröder*, Frankfurt/Berlin/Wien 1978
- Stevenson, David, *Armaments and the Coming of War: Europe 1904-1914*, Oxford 1996
- Stockholm International Peace Research Institute, *Yearbook 1992: World Armaments and Disarmament*, Oxford 1992
- Stone, Norman, *The Eastern Front 1914-1917*, London 1975
- Stone, Norman, *Europe Transformed, 1878-1919*, London 1983
- Stone, Norman, «Moltke and Conrad: Relations between the Austro-Hungarian and German General Staffs, 1909-1914», in P. Kennedy (Hg.), *The War plans of the Great Powers*, London 1979
- Strachan, H., «The Morale of the German Army 1917-1918», in H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), *Facing Armageddon*
- Straus, A., «Le Financement des dépenses publiques dans l'entre-deux-guerres», in Straus und P. Fridenson (Hgg.), *Le Capitalisme français au 19e et 20e siècle: Blocage et dynamismes d'une croissance*, Paris 1987
- Stuebel, H., *Das Verhältnis zwischen Staat und Banken auf dem Gebiet des preussischen Anleihewesens von 1871 bis 1913*, Berlin 1935
- Stummvoll, Josef, *Tagespresse und Technik: Die technische Berichterstattung der deutschen Tageszeitung mit besonderer Berücksichtigung der technischen Beilagen*, Dresden 1935
- Sulzbach, Herbert, *With the German Guns: Four Years on the Western front*, Barnsley 1998
- Sumler, Davie E., «Domestic Influences on the Nationalist Revival in France, 1909-1914», *French Historical Studies*, 1970
- Summers, A., «Militarism in Britain before the Great War», *History Workshop*, 1976
- Sweet, D.W., «Great Britain and Germany, 1905-1911», in F.H. Hinsley (Hg.), *British Foreign Policy under Sir Edward Grey*, Cambridge 1977
- Sweet, D.W. und R.T.B. Langhorne, «Great Britain and Russia, 1907-1914», in F.H. Hinsley (Hg.), *British Foreign Policy under Sir Edward Grey*, Cambridge 1977
- Talbott, John E., «Soldiers, Psychiatrists and Combat Trauma», *Journal of Interdisciplinary History*, 1997
- Tawney, R.H., «The Abolition of Econo-

- mic Controls, 1918-1921», *Economic History Review*, 1943
- Taylor, A.J.P., Beaverbrook, London 1972
- Taylor, A.J.P., English History, 1914-1945, Oxford 1975
- Taylor, A.J.P., The First World War, Harmondsworth 1966
- Taylor, A.J.P., The Struggle fo Mastery in Europe, 1848-1918, Oxford 1954
- Taylor, A.J.P., War by Timetable: How the First World War Began, London 1969
- Taylor, Brandon, Art and Literature under the Bolsheviks, Band II: Authority and Revolution, 1924-1932, London / Boulder, Colorado 1992
- Taylor, Sally, The Great Outsiders: Northcliffe, Rothermere and the Daily Mail, London 1996
- Terhalle, E., «Geschichte der deutschen Finanzwirtschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Schluss des Zweiten Weltkrieges», in W Gerloff und F. Neumark (Hgg.), Handbuch der Finanzwissenschaft, Tübingen 1952
- Terraine, John, «British Military Leadership in the First World War», in P.H. Liddle (Hg.), Home Fires
- Terraine, John, Douglas Haig: The Educated Soldier, London 1963
- Terraine, John, The First World War, London 1983
- Terraine, John, The Road to Passchendaele, London 1977
- Terraine, John, The Smoke and the Fire, London 1980
- Terraine, John, «The Substance of the War», in H. Cecil und P. H. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Terraine, John, The Western Front, London 1964
- Terraine, John, White Heat: The New Warfare, 1914-1918, London 1982
- Terraine, John, To Win a War, London 1978
- Theweleit, Klaus, Männerphantasien, Band I: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt 1977
- Thomas, Daniel H., The Guarantee of Belgian Independence and Neutrality in European Diplomacy from the 1830s to the 1930s, Kingston 1983
- Thompson, J.M., Europe since Napoleon, London 1957
- (The) Times, The History of The Times, Band IV: The 150th Anniversary and Beyond, 1912-1948, London 1952
- Timm, H., «Das Gesetz der wachsenden Staatsausgaben», *Finanzarchiv*, 1961
- Timms, Edward, Karl Kraus: Apocalyptic Satirist, New Haven/London, 1986
- Tirpitz, Alfred von, Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkrieg, Hamburg / Berlin 1926
- Tirpitz, Alfred von, Erinnerungen, Leipzig 1919
- Trachtenberg, Marc, «Reparation at the Paris Peace Conference», *Journal of Modern History*, 1979
- Trask, David E, The AEF and Coalition Warmaking, 1917-1918, Lawrence, Kansas 1993
- Travers, T. H. E., How the War Was Won, London 1992
- Travers, T. H. E., The Killing Ground: Command and Technology on the

- Western Front, 1900-1918, London 1990
- Travers, T. H. E., «The Offensive and the Problem of Innovation in British Military Thought», *Journal of Contemporary History*, 1978
- Travers, T. H. E., «Technology, Tactics and Morale: Jean de Bloch, the Boer War and British Military Theory, 1900-1914», *Journal of Modern History*, 1979
- Trebilcock, Clive, «War and the Failure of Industrial Mobilisation: 1899 and 1914», in J. Winter (Hg.), *War and Economic Development*, Cambridge 1975
- Trevelyan, G.M., *Grey of Falloden*, London 1937
- Truchy, H., *Les Finances de guerre de la France*, Paris 1926
- Trumpener, Ulrich, «Junkers and Others: The Rise of Commoners in the Prussian Army, 1871-1914», *Canadian Journal of History*, 1979
- Trumpener, Ulrich, «The Road to Ypres: The Beginnings of Gas Warfare in World War I», *Central European History*, 1975
- Trumpener, Ulrich, «War Premeditated? German Intelligence Operations in July 1914», *Central European History*, 1976
- Tuchman, Barbara, *August 1914*, London, 1962
- Tuchman, Barbara, *August 1914*, Bern, 1964
- Turner, L.C.F., *Origins of the First World War*, New York 1970
- Turner, L.C.F., «The Russian Mobilisation in 1914», in P. Kennedy (Hg.), *The War Plans of the Great Powers, 1880-1914*, London 1979
- Turner, L.C.F., «The Significance of the Schlieffen Plan», in P. Kennedy (Hg.), *The War Plans of the Great Powers, 1880-1914*, London 1979
- Ullrich, V., «Der Januarstreik 1918 in Hamburg, Kiel und Bremen: Eine vergleichende Studie zur Geschichte der Streikbewegung im Ersten Weltkrieg», *Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte*, 1985
- Ullrich, V., *Kriegsalltag: Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982
- Ullrich, V., «Massenbewegung in der Hamburger Arbeiterschaft im Ersten Weltkrieg», in A. Herzig, D. Lange-wiesche und A. Sywottek (Hgg.), *Arbeiter in Hamburg: Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert*, Hamburg 1982
- Vagts, Alfred, *A History of Militarism: Civilian and Military*, New York 1959
- Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches*, 1914-1920
- Vincent, C.P., *The Politics of Hugner: The Allied Blockade of Germany, 1915-1919*, Athens, Ohio 1985
- Vincent-Smith, J. D., «Anglo-German Negotiations over the Portuguese Colonies in Africa 1911-1914», *Historical Journal*, 1974
- Vondung, V., «Deutsche Apokalypse 1914», in Vondung, *Das wilhelminische Bildungsbürgertum*, Göttingen 1976
- Voth, H.-J., «Civilian Health during

- World War One and the Causes of German Defeat: A Re-examination of the Winter Hypothesis», *Annales de Demographie Historique*, 1995
- Wagenführ, R., «Die Industriegesellschaft: Entwicklungstendenzen der deutschen und internationalen Industrieproduktion, 1860-1932», *Vierteljahreshefte zur Konjunkturforschung*, Sonderheft 31, 1933
- Wagner, Adolf, Grundlegung der politischen Ökonomie, Leipzig 1893
- Waites, B., A Class Society at War: England, 1914-1918, Leamington Spa 1987
- Waites, B., «The Effect of the First World War on Class and Status in England, 1910-1920», *Journal of Contemporary History*, 1976
- Wake, Jehanne, Kleinwort Benson: The History of Two Families in Banking, Oxford 1997
- Wallace, Stuart, War and the Image of Germany: British Academics, 1914-1918, Edinburgh 1988
- War Office, Statistics of the Military Effort of the British Empire during the Great War, 1914-1920, London 1922
- Warburg, Max M., Aus meinen Aufzeichnungen, Privatdruck, o.J.
- Warner, Philip, World War One, London 1995
- Wawro, Geoffrey, «Morale in the Austro-Hungarian Army: The Evidence of Habsburg Army Campaign Reports and Allied Intelligence Officers», in H. Cecil und PH. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Webb, S.B., Hyperinflation and Stabilisation in Weimar Germany, New York / Oxford 1989
- Weber, Eugen, The Hollow Years: France in the 1930s, London 1995
- Weber, Eugen, The Nationalist Revival in France, Berkeley 1959
- Weber, Thomas, «A Stormy Romance: Germans at Oxford between 1900 and 1938», unveröffentlichte Master of Studies Thesis, Oxford, 1998
- Wehler, Hans-Ulrich, Das Deutsche Kaiserreich, 1871-1918, Göttingen 1973
- Wehler, Hans-Ulrich, The German Empire, 1871-1918, Leamington Spa, 1985
- Weinroth, H., «The British Radicals and the Balance of Power, 1902-1914», *Historical Journal*, 1970
- Weiss, Linda, und John M. Hobson, States and Economic Development: A Comparative Economic Analysis, Cambridge 1995
- Welch, David, «Cinema and Society in Imperial Germany, 1905-1918», *German History*, 1990
- Westbrook, S. D., «The Potential for Military Disintegration», in S.C. Sarkesian (Hg.), Combat Effectiveness, Los Angeles 1980
- Whalen, Robert Weldon, Bitter Wounds: German Victims of the Great War, 1914-1939, Ithaca/London 1984
- Wheeler-Bennett, J. W., Brest-Litovsk: The Forgotten Peace, London 1956
- Whiteside, N., «Industrial Labour and Welfare Legislation after the First World War: A Reply», *Historical Journal*, 1982

- Whiteside, N., «Welfare Legislation and the Unions during the First World War», *Historical Journal*, 1982
- Whitford, Frank, «The Revolutionary Reactionary», in Tate Gallery, Otto Dix, 1891-1961, London 1992
- Wilhelm II, Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918, Leipzig/Berlin 1922
- Willett, John, The New Sobriety, 1917-1933: Art and Politics in the Weimar Period, London 1978
- Willett, John, Explosion der Mitte: Kunst und Politik 1917-1933, München 1978
- Williams, B., «The Strategic background to the Anglo-Russian Entente of 1907», *Historical Journal*, 1966
- Williams, R., Defending the Empire: The Conservative Party and British Defence Policy, 1899-1915, London 1991
- Williams, R., «Lord Kitchener and the Battle of Loos: French Politics and British Strategy in the Summer of 1915», in L. Freedman, P. Hayes und R. O'Neill (Hgg.), War, Strategy and International Politics, Oxford 1992
- Williamson, John G., Karl Helfferich, 1872-1924: Economist, Financier, Politician, Princeton 1971
- Williamson, S.R. Jr., Austria-Hungary and the Coming of the First World War, London 1990
- Wilson, K.M., «The British Cabinet's Decision for War, 2. August 1914», *British Journal of International Studies*, 1975
- Wilson K. M., «The Foreign Office and the 'Education' of Public Opinion before the First World War», *Historical Journal*, 1983
- Wilson, K. M., «Grey», in K. Wilson (Hg.), British Foreign Secretaries and Foreign Policy from the Crimean War to the First World War, London 1987
- Wilson, K. M., «In Pursuit of the Editorship of British Documents on the Origins of the War, 1898-1914: J.W. Headlam-Morley before Gooch und Temperley», *Archives*, 1995
- Wilson K. M., The Policy of the Entente: Essays on the Determinants of British Foreign Policy, Cambridge 1985
- Wilson, Trevor, «Britain's 'Moral Commitment to France in July 1914'», *History*, 1979
- Wilson, Trevor, «Lord Bryce's Investigation into Alleged German Atrocities in Belgium, 1914-1915», *Journal of Contemporary History*, 1979
- Wilson, Trevor, The Myriad Faces of War: Britain and the Great War, 1914-1918, Cambridge 1986
- Winter, Denis, Death's Men: Soldiers of the Great War, London 1978
- Winter, J. M. (Hg.), Capital Cities at War: Paris, London, Berlin, 1914-1919, Cambridge 1997
- Winter, J. M., The Great War and the British People, London 1985
- Winter, J. M., «Oxford and the First World War», in Brian Harrison (Hg.), The History of the University of Oxford, Band VIII: The Twentieth Century, Oxford 1994
- Winter, J. M., «Painting Armageddon: Some Aspects of the Apocalyptic

- Imagination in Art: From Anticipation to Allegory», H. Cecil und P.H. Liddle (Hgg.), Facing Armageddon
- Winter, J. M., «Public Health and the Political Economy of War, 1914-1918», *History Workshop Journal*, 1988
- Winter, J. M., Sites of Memory, Sites of Mourning: The Great War in European Cultural History, Cambridge 1995
- Winter, J. M., und Blaine Baggett, 1914-1918: The Great War and the Shaping of the 20th Century, London 1996
- Winter, J. M., und Joshua Cole, «Fluctuation in Infant Mortality Rates in Berlin during and after the First World War», *European Journal of Population*, 1993
- Winzen, P., «Der Krieg in Bülow's Kalkül. Katastrophe der Diplomatie oder Chance zur Machtexpansion», in Jost Dülffer und Karl Holl (Hgg.), Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986
- Witt, Peter-Christian, Die Finanzpolitik des Deutschen Reichs, 1903-1913, Lübeck 1970
- Witt, Peter-Christian, «Finanzpolitik und sozialer Wandel im Krieg und Inflation 1918-1924», in H. Mommsen u.a. (Hgg.), Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Band I, Düsseldorf 1977
- Witt, Peter-Christian, «Finanzpolitik und Sozialer Wandel: Wachstum und Funktionswandel der Staatsausgaben in Deutschland, 1871-1933», in H.-U. Wehler (Hg.), Sozialgeschichte heute: Festschrift für Hans Rosenberg, Göttingen 1974
- Witt, Peter-Christian, «Innenpolitik und Imperialismus in der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges», in Karl Holl und G. List (Hgg.), Liberalismus und imperialistischer Staat, Göttingen 1975
- Witt, Peter-Christian, «Reichsfinanzen und Rüstungspolitik», in H. Schottelius und W. Deist (Hgg.), Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland 1871-1914, Düsseldorf 1981
- Witt, Peter-Christian, «Tax Policies, Tax Assessment and Inflation: Towards a Sociology of Public Finances in the German Inflation, 1914 to 1923», in Witt (Hg.), Wealth and Taxation in Central Europe: The History and Sociology of Public Finance, Leamington Spa/Hamburg/New York 1987
- Wohl, Robert, The Generation of 1914, London 1980
- Wolff, Leon, In Flanders Fields, London 1959
- Wolff, Theodor, The Eve of 1914, London 1935
- Wolff, Theodor, Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936
- Wolff, Theodor, Das Vorspiel, München, 1924
- Wolff, Theodor, Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934
- Wolff, Theodor, Tagebücher, 2 Bände,

- hg. von Bernd Söseman, Boppard am Rhein 1984
- Wolkogonow, Dimitri, Lenin: Utopie und Terror, Düsseldorf 1994
- Wolkogonow, Dimitri, Trotzki: Das Janusgesicht der Revolution, Düsseldorf 1992
- Woodward, Sir Llewellyn, Great Britain and the War of 1914-1918, London 1967
- Wright, D.G., «The Great War, Government Propaganda and English „Men of Letters“», *Literature and History*, 1978
- Wright, Q., A Study of War, Chicago 1942
- Wrigley, C., David Lloyd George and the British Labour Movement, London 1976
- Wrigley, C., «The Ministry of Munitions: An Innovatory Department», in K. Burk (Hg.), War and the State, London 1982
- Wynne, G. C., If Germany Attacks, London 1940
- Wysocki, J., «Die österreichische Finanzpolitik», in A. Wandruszka und P. Urbanitsch (Hgg.), Die Habsburgermonarchie, 1848-1918, Band I, Wien 1973
- Zechlin, E., «Deutschland zwischen Kabinettskrieg und Wirtschaftskrieg: Politik und Kriegsführung in den ersten Monaten des Weltkrieges 1914», *Historische Zeitschrift*, 1965
- Zechlin, E., «Julikrise und Kriegsausbruch 1914», in K.D. Erdmann und E. Zechlin (Hgg.), Politik und Geschichte: Europa 1914 – Krieg oder Frieden?, Kiel 1985
- Zechlin, E., «July 1914: Reply to a polemic», in H.W. Koch (Hg.), The Origins of the First World War, London 1984
- Zechlin, E., Krieg und Kriegsrisiko: Zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1979
- Zeidler, Manfred, «Die deutsche Kriegsfinanzierung 1914 bis 1918 und ihre Folgen», in Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg: Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994
- Zeitlin, J., «The Labour Strategies of British Engineering Employers, 1890-1922», in H. Gospel und C. Littler (Hgg.), Managerial Strategies and Industrial Relations: An Historical and Comparative Study, London 1983
- Zilch, Die Reichsbank und die finanziellen Kriegsvorbereitungen von 1907 bis 1914, Berlin 1987
- Zimmermann, W, A. Günther und R. Meerwarth, Die Einwirkung des Krieges auf Bevölkerungsbewegung, Einkommen und Lebenshaltung in Deutschland, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1932
- Zunkel, E, Industrie und Staatssozialismus: Der Kampf um die Wirtschaftsordnung in Deutschland. 1914-1918, Düsseldorf 1974

Personenregister

A

Aehrenthal, Alois Baron Lexa von 192
Aldington, Richard 13
Allatini, Rose 15
Allenby, *General* E. 288
Angell, Norman 39, 56-57, 132, 222,
228-229, 262
Annesley, Arthur 329
Apis (Oberst) 191
Arlen, Michael 16
Asquith, Herbert Henry 22, 26, 47, 58,
92, 95, 103-104, 109, 116-118, 126,
142, 206-211, 220-221, 231, 233, 246,
255, 297, 399
Asquith, Violet 220

B

Baden-Powell, Robert 49
Balfour, Arthur J. 40, 84, 87-88, 92, 142,
209, 281, 381
Ballin, Albert 68, 109, 181, 230, 235,
253-254
Barbusse, Henri 18
Baruch, Bernard M. 258
Bassermann, Ernst 54, 136, 156
Battenberg, Heinrich von 60
Baumgarten, Otto 52, 243
Beauchamp, Earl 207
Beaverbrook, Lord 22, 208
Bebel, August 184
Beckmann, Max 19
Beermann, August 372

Begbie, Harold 16
Behncke, Paul 276
Békássy, Ferenc 225
Bell, Clive 15
Belloc, Hilaire 67, 394
Benedikt XV. 276, 327
Berchtold, Graf Leopold 192-193, 195,
197
Bernhardi, Friedrich von 48, 135
Bertie, Francis 89, 101, 107, 219
Bethmann Hollweg, Theobald von 22,
24-26, 28, 53, 59, 63-64, 68, 71, 106,
108-111, 121, 130, 135-136, 146,
156-157, 193-198, 200, 202-203, 205,
208, 212-213, 215, 219-221, 276, 278,
396
Beveridge, William 225, 257, 265
Bickersteth, Julian 295
Bismarck, Herbert von 75
Bismarck, Otto von 29, 54, 63, 75-77,
81, 137, 148-151, 154, 188, 190
Bleibtreu, Karl 40
Bloch, Ivan S. 41-43, 228-229, 231
Blunden, Edmund 14
Booth, George 255, 258, 297, 305
Bottomley, Horatio 243
Bowman (Leutnant) 355
Böhm, Josef 358
Brailsford, Henry Noel 58
Braun, Otto 220
Brennan, Anthony 368
Bridges (Oberstleutnant) 105
Brittain, Vera 10, 330

Brockway, Fenner 58
Brooke, Rupert 225
Bruchmüller, Georg 291
Bryan, Jack 360
Bryce, Lord 138
Buchan, John 17,21
Bülow, Fürst Bernhard Heinrich 60, 63-
64, 84-85, 89, 106, 123-124, 130, 154,
180-181
Burns, John 206
Buxton, Noel 117

C

Caillaux, Joseph 50
Callwell, Sir Charles 280-281
Cambon, Jules 115, 219
Cambon, Paul 230, 233
Campbell, Ronald 361
Campbell-Bannemann, Sir Henry 92, 95,
101, 115
Caprivi, Leo von 77, 129
Carrington, Guy 322
Cassel, Sir Ernest 87, 109
Celine, Louis-Ferdinand 18
Chamberlain, Austen 295
Chamberlain, Joseph 73, 79, 84-85, 88
Chamberlain, Neville 85
Chapman, Guy 330, 364
Charteris, Sir John 281
Childers, Erskine 35, 72
Christian, Prinz von Schleswig-Holstein
60
Chrurchill, Winston S. 22-23, 26, 47,
103-104, 106, 109, 114-115, 119, 126,
142, 147, 182, 184, 205-206, 215,
220, 244, 281,372, 394, 396
Class, Heinrich 52, 55
Clausewitz, Carl von 271, 292, 325
Clemenceau, Georges 50
Cole, G.D.H. 58
Conan Doyle, Sir Arthur 21

Crowe, Eyre 47, 97, 101, 113, 115, 119,
140, 204, 398
Curties (Hauptmann) 36

D

D'Annunzio, Gabriele 374
David, Eduard 220
Davis, Jefferson 190
Dawson, A.J. 36, 241
Delbrück, Hans von 86, 134
Delcassé, Théophile 50, 90
Dilke, Sir Charles 79
Dornan, Louis 354
Dostojewski, Fjodr 380
Dyer, Reginald 375

E

Ebert, Friedrich 218, 220-221, 292
Eckardstein, Baron Hermann von 84-85
Edmonds, Sir James 21, 44-45, 279
Edward VII. 47, 85
Einem (Generaloberst) 321
Einstein, Albert 223
Einstein, Lewis 297
Eisenhart, Karl 37
Elgar, Edward 59
Engels, Friedrich 40
Erzberger, Mathias 156
Esher, Viscount 57, 102, 104, 141, 280,
297
Ewart, John Spencer 101, 103

F

Fahlenstein (Soldat) 356
Falkenhayn, Erich von 22, 135, 274, 276
Fay, Sidney 24
Feilgenhauer (Unteroffizier) 358
Ferguson, John Gilmour 7
Fiedler, H.G. 224

Finch, Harry 217, 239, 322, 363
Fischer, David 27-29, 62, 103, 199, 212-213
Fisher, Sir John 57, 100, 102, 124-125, 396
Foakers-Jackson, F.J. 223
Ford, Ford Madox 15-16, 312
Forester, C.S. 17
Franz Ferdinand, Erzherzog 121-122, 191, 193
Franz Joseph, Kaiser 193
French, David 27
French, Sir John 22, 105, 238, 287, 290
Freud, Sigmund 223, 327-330, 392
Friedrich August, König von Sachsen 157
Friedrich III. 60, 394

G

Gallinger, August 357-361, 363-364
Garbutt, W.D. 366
Gardiner, A.G. 93
Garnett, David 373
Garvin, J.L. 72
Garwood, E. S. 363
Geiss, Immanuel 29, 69, 110, 398-399
George V. 37, 382
Gerloff, Wilhelm 181
Gibbon, Lewis Grassic 17
Gibbs, Philip 16, 361
Gladden, Norman 332, 335, 361
Gladstone, W.E. 56, 74, 152, 208
Goltz, Colmar von der 127
Goschen, Sir William 98, 109, 111, 113, 183, 208, 213
Gough, Sir Hubert 318
Graham, Dominic 289
Graham, Stephen 286, 360-361
Grant, Duncan 225
Grauthoff, Ferdinand 39-40

Graves, Robert 10, 238, 326, 329, 362, 366
Grenfell, Francis 238
Grenfell, Julian 331
Grew, Joseph 137, 139
Grey, Sir Edward 22-24, 26, 47, 58, 75, 92-104, 106-108, 110-121, 126, 138, 141-143, 182-183, 194-195, 198-202, 204-207, 209, 211, 215, 218-219, 222-224, 229-230, 303, 389, 397-399
Grierson, James 100
Groener, Wilhelm 132-133
Grosz, Georg 19
Gurney, Ivor 14, 333
Gwinner, Arthur von 87

H

Haber, Fritz 248
Hahn, Kurt 224
Haig, Douglas 281-282, 288-290, 295, 354, 369, 396
Haldane, Richard 47, 92, 106, 109-110, 116, 118-119, 126, 140
Haldane, Sir Aylmer 375
Hamilton, Agnes 15
Hamilton, Sir Ian 22
Hankey, Sir Maurice 48, 104
Hansemann, Adolph 82-83
Harcourt, Lewis 110, 117
Hardie, Keir 58, 221
Hardinge, Sir Charles 47, 109, 116
Hardman, Freddie 225
Hardy, Thomas 59
Hart, Lidell 279
Hatzfeld, Paul von 81, 84
Havenstein, Rudolf 67-68, 181
Heeringen, Josias von 130-131
Heeringen, Moritz von 59
Heinrich, Kronprinz 60
Heinrichka, Max 38
Helfferich, Karl 68

Hemingway, Ernest 10
Henderson, Arthur 221
Herbert, A.P. 17, 329
Herbert-Spottiswood, Herbert 45
Hill, Headon 35
Hindenburg, Paul von 38, 250, 253-
254, 276-278, 294
Hirst, F.W. 116
Hitler, Adolf 23-24, 27, 122, 216-218,
228, 235, 379, 397
Hobson, J.A. 25, 56, 222
Hobson, J.M. 142
Hohenlohe, Fürst 59
Holstein, Friedrich von 82, 85
House, Edward 196, 199, 276
Hoyos, Graf 193
Hötzendorf, Franz Conrad von 24, 131
Hugenberg, Alfred 68
Huguet (Militärattache) 100

J

Jackson, Henry 223
Jacob, Claud 367
Jagow, Gottlieb von 138, 196-198, 202,
208, 219, 275
Januskewitsch, Nikolai 204
Jaurès, Jean 64, 229, 232
Jellicoe, John R. 272
Joffre, Joseph 49, 133, 196, 200, 287
Jünger, Ernst 235, 313-314, 316, 321,
329-331, 356, 365, 371

K

Kamenew, S.S. 379
Kapp, Wolfgang 373
Karli. 383
Kautsky, Karl 21, 25
Kehr, Eckart 28, 62-63, 129, 158
Keim, August 48, 54
Kell, Vernon 44-45, 48

Kemal, Mustafa 375
Kennedy, G.A. Studdert 327
Kennedy, Paul 27, 69
Kershaw, Kenneth 238
Kessler, Harry Graf 59
Keynes, Geoffrey 225
Keynes, John Maynard 11, 223, 225,
231, 234, 297, 299, 303-305, 307,
309
Keynes, Neville 223
Kiderlen-Wächter, Alfred von 63, 192
Kiggell, Sir Lancelot 369
Kitchener, Earl 210, 217, 236, 241, 280-
281, 287, 297
Klemm, Wilhelm 14
Koester, von (Admiral) 108
Köpke (Generalmajor) 128
Kraus, Karl 11, 18, 218, 356, 372, 376
Kühlmann, Richard von 276

L

Lammasch, Heinrich 59
Langlois, Hippolyte 133
Lansdowne, Lord 88, 90, 95, 100, 125,
141, 308, 396
Latzko, Andreas 18
Lawrence, D.H. 16, 373
Lawrence, T.E. 18
Le Queux, William 21, 36, 38, 43-44,
47-48, 79
Leishman, John 183-184
Lenin, Wladimir I. 25, 66, 377-378, 383,
397-398
Leroux, George 19
Lever, Sir William 238
Levezow, von 277
Lichnowsky, Fürst 59, 195, 197, 202,
204-205, 208, 219, 230
Lichtenstein, Alfred 14
Liebknecht, Karl 61-62, 221
Lloyd George, David 22-23, 26, 93, 95,
104-105, 107-108, 116, 126, 141-

142, 147, 153, 207-209, 211, 218,
234, 251, 257, 266, 282, 299, 374,
386, 389
Loreburn, Lord Chancellor 117, 141
Loucheur, Louis 257
Lucy, John 314, 331
Ludendorff, Erich 22, 34, 130-131, 134,
143, 158, 180, 185-186, 254, 256,
274, 277-278, 283, 285, 291, 295,
310, 315, 353, 370, 393
Ludwig, Emil 394
Lyttleton, Neville 116

M

MacDonald, Ramsay 58, 222
Mackin, Elton 370-371
Mallet, L. 119
Mann, Thomas 53, 329
Martin du Gard, Roger 18
Martin, Rudolf 38-39
Massingham, H.W. 56
Maurice, Frederick 281
Maurois, André 393-394
Maxton, James 222, 226
Maxwell, Frank 367-368
Mayer, Arno 25
McAdoo, William Gibbs 301
McGill, Patrick 332
McKenna, Reginald 104, 303
Meinicke, Friedrich 218
Mensdorff, Graf 229
Metternich, Graf 101, 183
Michaelis, Georg 278
Miquel, Johannes 63
Mitteis, Ludwig 59
Moltke, Helmuth von (d. Ä.) 41, 127-
128, 137, 395
Moltke, Helmuth von (d. J.) 52, 124-125,
131, 134-138, 181, 185, 192, 195,
197-198, 202, 208, 211, 213, 219,
232, 244, 388, 395

Mond, Alfred 258
Montagu, Edwin 381
Montague, C.E. 17
Morley, John 117-118
Müller, Georg von 53, 123, 195
Murray, Gilbert 281
Murray, Sir Archibald 297

N

Nash, Paul 18
Newbolt, Sir Henry 94
Nicholson, Sir William 104-105
Nicolai, Georg Friedrich 223
Nicolson, Sir Arthur 98, 111, 113,
119, 202, 204
Niemann, August 38
Nikolaus II. 64, 203, 382
Nivelle, Robert 282, 317
Northcliffe, Lord 43, 58, 233, 292,
314

O

Oldmeadow, Ernest 37
Ollivant, A.H. 211
Oppenheim, E. Phillips 36, 44
Ottley, Sir Charles 125
Owen, Wilfred 9, 13-15

P

Page, Walter 184
Paléologue, Maurice 196
Pease, Joseph 219
Petain, Philippe 290
Poincaré, Raymond 49-50, 64, 192
Ponsonby, Arthur 117
Princip, Gavrilo 191

Q

Quidde, Ludwig 225
Quigley, Hugh 368

R

Rade, Martin 243
Ranke, Leopold von 189
Rathenau, Walther 68, 253-254, 373
Rawlinson, Sir Henry 281, 288
Read, Herbert 18
Rebmann, Edmund 54
Redlich, Josef 218
Remarque, Erich Maria 18, 364
Renn, Ludwig 18
Repington, Charles à Court 307
Revelstoke, Lord 87
Richert, Dominik 356
Richter, Max Emil 358
Riezler, Kurt 53, 121-122, 136, 197
Roberts, Lord 127, 141
Robertson, Sir John 312
Robertson, Sir William 22, 46, 97,
101, 114, 127, 281-282, 397
Rolland, Romain 223
Roosevelt, Theodore 112
Rosebery, Earl of 75
Roth, Joseph 329
Rothschild, Alfred de 235
Rothschild, Lord 60, 82, 108, 183,
231-233
Rowntree, Arnold 117
Runciman, Sir Walter 117
Russell, Bertrand 59, 94, 218, 223,
226, 296

S

Sachsen-Coburg-Gotha, Albert von 60
Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog von
59
Saki (Hector Hugh Munro) 37
Salisbury, Marquess of 83, 85, 89, 146
Samuel, Herbert 204
Sanderson, Sir Thomas 100, 115

Sasonow, Sergej 98-99, 118, 193-194,
202-204
Sassoon, Siegfried 10, 13-14, 18, 238,
333, 381
Schäfer, Dietrich 53
Schlieffen, Graf Alfred von 52-53,
128, 131-132, 135, 137, 229
Schmidt-Gibichenfels, Otto 53
Schramm, Percy 235, 243-244, 269
Schramm, Ruth 243, 269
Schultz, Max 45
Schumacher, Hermann 276
Scott, C.P. 112
Seely, J.E.B. 285
Selborne, Earl of 79, 89, 123, 281
Seton Hutchinson, Graham 355
Shaw, George Bernard 15, 58, 223
Shee, George 49
Siemens, Georg von 86-87
Sinclair, May 330
Siwinna, Carl 39
Slevogt, Max 19
Smith, Septimus 17
Smith-Cumming, Mansfield 45
Somerset Maughan, William 370
Sophie, Herzogin von Hohenberg 191
Squire, J.C. 393
Steed, Henry Wickham 67, 233
Steiner, Rudolf 52
Steinhauer, Gustav 45
Stewart, John 367
Stinnes, Hugo 68, 254, 277
Strauss, Richard 59
Strong, TB. 224
Stumm, Wilhelm von 198
Suchomlinow, Wladimir 258
Sulzbach, Herbert 236, 363, 373
Summerall, Charles P. 371
Szögyéni-Marich, Graf 193

T

Tames, Charles 362
Taylor, A.J.P. 19-20, 31
Teilhard de Chardin, Pierre 330
Thomas, Albert 255, 257
Thomas, D.A. (Lord Rhondda) 258
Thompson, D.C. 43
Thomson, J.J. 223
Thurstan, Violetta 330
Tirpitz, Alfred von 22, 67, 109-110,
122-125, 129, 135, 160, 272, 276
Trevelyan, G.M. 223-224
Trotzki, Leon 377-379
Tweedmouth, Lord 101, 104, 109
Tyrrell, William 110, 113

V

Van Creveld, Martin 289
Victoria, Königin von England 47, 60,
382
Viviani, René 64
Vondung, Klaus 244

W

Waldersee, Alfred Graf von 128-129
Waldersee, Georg Graf von 137, 197
Wandel, Franz von 130
Warburg, Max 68, 108, 138, 180-181,
194, 230, 235, 253, 273, 276

Webb, Sidney und Beatrice 58, 297, 309
Weber, Max 54
Weisbuch, Friedrich 359
Wells, H.G. 15, 39
Wermuth, Adolf 180
Westarp, Kuno Graf 157
Wilhelm I. 149
Wilhelm II. 22, 60, 77, 87, 130, 138,
382, 394
Wilson, Arthur 104
Wilson, H.W. 57
Wilson, Henry 103-104, 140-141, 143,
210
Wilson, K.M. 26
Wilson, Trevor 27
Wilson, Woodrow 25, 55, 196, 199, 275,
303-305, 381, 386
Winnington-Ingram, A.F. 243-244
Wittgenstein, Ludwig 242
Wolff, Theodor 197-198
Woolf, Leonard 299
Woolf, Virginia 17, 299

Z

Zimmermann, Arthur 275
Zimmermann, Hugo 359
Zuckmayer, Carl 14-15
Zweig, Stefan 218

Hildegard Hamm-Brücher
Freiheit ist mehr als ein Wort

Eine Lebensbilanz
dtv 30644

Ihren ersten Sprung ins Ungewisse wagte sie als Kind vom Zehnmeterbrett. 1948 war sie das jüngste Mitglied des Münchner Stadtrates, 1950 mit 29 Jahren Abgeordnete für die FDP im Bayerischen Landtag. So begann für Hildegard Hamm-Brücher eine lange und wechselvolle Karriere in der Politik, ihrem «Lebensberuf». In ihren Erinnerungen erzählt sie ganz ohne Nostalgie und mit kritischem Blick von ihrem bewegten und bewegenden Leben. Das Buch ist nicht nur lebendige Zeitgeschichte und ein Blick hinter die Kulissen der grossen Politik, sondern auch engagierte Demokratielehre und beherzte Streitschrift für ein kritischaktives Politikverständnis.

*«Zivilcourage – woher sie kommt, wie sehr sie
gebraucht wird, wieviel sie kostet und wie kostbar sie ist:
Darüber gibt dieses Buch Auskunft.»
,Die Zeit‘*